

ADRIAN DER SECHSTE

D. Berger del. sculpsit Berolini 1771

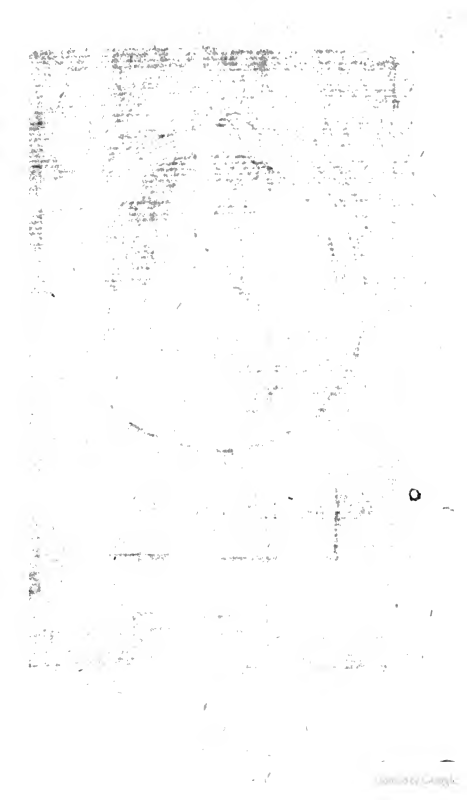

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES









Daniel Berger, sculpsit Berolini

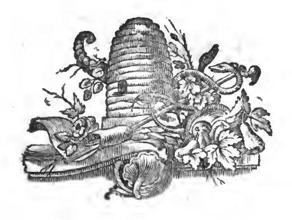
Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,

Professor zu Wittenberg.

Dritter Theil.



Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin,
verlegts August Mylius.
1774.

Vorrede.

Meine Leser können es schon zum voraus sehen, daß ich hier von mir selbst reden werde. Hier, in der Freystätte einer Vorrede, kann der Schriftsteller mit einem guten Anstande sagen, wie viel er bereits gethan habe, und noch künftig zu thun im Stande sey: er behält hier gegen seine Tadler allemal und in allen Stücken Recht; und überhaupt macht er an diesem Orte seine Leser auf eine geschickte Art mit sich selbst bekannt: alles nur in der unschuldigen Absicht, damit sie ihm und seinen Schriften desto mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich glaube unterdessen eine besondere Verbindlichkeit zu dieser Vorrede eingegangen zu haben; so ungerne ich auch sonst mich selbst, zumal vor einem Werke, in welchem große Männer aufgestellt werden, zeige.

Ungerne — das ist wohl nicht aufrichtig gesprochen, sagt man, da Sie sich sogar mitten in das Leben berühmter Männer eingeführet haben, und ihnen zur Seite getreten sind. Ich gestehe es, dieser Vorwurf war mir unerwartet, und vielleicht wird es meine Antwort noch mehr seyn, daß ich diesen Schritt aus Bescheidenheit gethan habe. Doch es ist nützlicher, daß diese Frage in eine allgemeine verwandelt werde. Ist es einem Biographen niemals erlaubt, in

seinen Lebensbeschreibungen von sich selbst zu sprechen? Oder darf er es nur nicht auf eine unschickliche Art thun? nicht zugleich es merken lassen, daß er für seine eigene Person eingenommen sey? Ist ihm dieser Einfall überhaupt eben so wenig zu verzeihen, als man es dem Schauspieler vergiebt, wenn er, an Statt die Rolle eines Königs zu spielen, sich selbst sehen läßt, und dadurch den Zuschauer entweder zum Lachen oder zur Verachtung gegen sich nöthiget?

Wenn man hier auf nichts weiter sehen will, als auf den Uebelstand, den die Zusammensetzung eines großen Mannes mit einem Schriftsteller, der auf keine Weise mit ihm verglichen werden kann, verursacht; und wenn man es als ausgemacht annimmt, daß sich dieser zu einer solchen Gesellschaft in keiner andern Absicht dränge, als um bey Gelegenheit seiner Lebensbeschreibung auch etwas Ruhm zu erhaschen, oder wohl gar Umstände seines Lebens mit einzuflechten; so ist das Urtheil leicht ausgesprochen: er begeht einen großen Fehler, einen desto größern, je weniger man es an Schriftstellern vertragen kann, daß ihnen ihre Person wichtiger sey, als die Materie, von welcher sie uns unterhalten wollen. Derjenige, welcher lehrt, widerlegt, die Geschichte seiner Zeit erzählt, an derselben einigen Antheil gehabt hat, der sich endlich wider gewisse Beschuldigungen ausführlich zu vertheidigen sucht; ein solcher Schriftsteller hat nicht nur die Erlaubniß, uns nach Gutbefinden seine

Den=

Denkungsart und sein Leben vorzustellen: er muß es sogar thun, wenn er uns in den Stand setzen will, seine Fähigkeiten und Absichten richtig zu beurtheilen. Schildert er hingegen einen Helden einen großen Geist ab, und zeichnet sich selbst in Pygmäen-Gestalt neben demselben hin: so scheinet es, er suche die Welt durch diesen seltsamen Contrast auf seine eigene Kosten zu belustigen.

Aber heißt denn dieses allemal sich mit demjenigen, dessen Leben man beschreibt, in Vergleichung setzen, und zugleich mit ihm glänzen wollen, wenn man zuweilen hinter ihm hervorblickt um in dieser Stellung etwas zu sagen, was entweder zu seiner Geschichte gehört, oder durch dieselbe ungezwungen veranlaßt wird? Es heißt oft weiter nichts als dieses: So denke ich über diese Handlung, Rede oder Schrift; nach solchen Grundsätzen, glaube ich, müssen sie gerichtet werden. In der That sagt dieses ein jeder critischer Biograph; wenn er seine Urtheile nicht durchaus zu allgemeinen vorschreiben will, so haben sie nur die minder *stolze* Bedeutung, daß dieses, nach seiner Einsicht, der wahre Werth der Sache sey. Drückt er nun dieses auch völlig durch das theure Ich aus, das schon unter seinen Urtheilen verborgen liegt: so geht weiter keine andere Veränderung vor, als daß der Leser erinnert wird, er höre nur Einen Mann urtheilen, und dürfe sich durch die Zuversicht, mit welcher er solches thut, nicht hinreißen lassen.

Ein solcher Egoismus ist sehr weit von demjenigen unterschieden, von welchem Büßy-Rabütin ein so ekelhaftes Beyspiel gab. Er kann sogar aus Bescheidenheit entspringen. Der Biograph sagt: „Ich würde dieses oder jenes „nicht thun; so würde ich gehandelt haben.„ Er konnte dafür schreiben: „Diese Aufführung ist „selbst an einem großen Manne, in einem Zeit„alter von ganz fremden Sitten, fehlerhaft„ — oder etwas dergleichen. Allein er fürchtete sich, so allgemein, im Namen der feinern und klügern Welt zu sprechen; vielleicht würden manche Mitglieder derselben mit ihm nicht einstimmig denken, zumal wenn er Gesinnungen an den Tag legt, die nicht in jedem Grade und unter jeden Umständen gebilligt werden, oder ausgeübt werden können; wenn es ein Mann von außerordentlichen Gaben ist, dessen Handlung ihm nicht gefällt. Er bekennet also nur, was seine Meynung darüber sey, und indem er sich aller besondern Einschränkungen bewußt ist, in welchen er denkt und schreibt, will er nicht das Ansehen haben, als wenn er seine Leser in eben dieselben hinein zu zwingen versuchte. Spricht er noch dazu selten in seinem eigenen Nahmen; merkt man, daß er wohl immer gewisse Ursachen haben dürfte, wenn er nur persönlich und vereinzelt urtheilet: so kann er weder in den Verdacht der Eigenliebe kommen, noch in seinem Lebensbeschreibungen selbst, gegen diejenigen gehalten, die er aufführet, einen poßierlichen Abfall verursachen.

Es

Es giebt noch einen andern Fall, in den er gerathen kann. Ein Fürst hat ein Gebäude gestiftet, das noch übrig ist. Sein Biograph hat dasselbe gesehen, und sogar darinne gewohnet; oder er hat sich einst bey einem Denkmale verweilet, das eben diesem Fürsten zu Ehren errichtet worden ist, und dieser Gedanke rühret ihn noch. Warum sollte er dieses nicht auch sagen? Es gehöret ja zu der Geschichte des Andenkens von diesem Fürsten; es giebt demselben das frische Ansehen der *Neuigkeit*. Daran denkt der Schriftsteller *gar nicht*, daß dergleichen Nachrichten *aus seinem Leben* ihrer selbst wegen *verdienen* sollten in das Leben des Fürsten eingewebt zu werden; aber sie hängen einigermaßen mit diesem zusammen: und das ist ihm genug.

Ich zweifle kaum, daß sich nicht noch mehrere natürliche Gelegenheiten finden möchten, bey denen der Biograph auf einige Augenblicke nicht sowohl allein erscheinen, als einiges zu dem Lauf der beurtheilenden Erzählung beytragen könne, ohne ihn ganz zu unterbrechen. Alles unterdessen überlegt, bemühe *ich mich es zu vergessen*, wer der *neueste Schriftsteller* sey, der in seinen Biographien oft von sich selbst redet; ob ich gleich zuverläßig weiß, daß keiner sich weniger gefalle, als er, und daß er bey den Stellen, wo er solches that, geglaubt habe, nicht anders reden zu können. Er mag es immerhin geglaubt haben; aber es ist darum einigen Lesern nicht weniger anstößig gewesen. Er sagt: „So han-

„delte Cato, und ich möchte nicht so handeln.„ Alleine sie antworten ihm darauf: „Ja, Sie sind „auch nicht Cato.„ Nun, um dieser Leser willen möchte er doch vielleicht wohl thun, wenn er sich künftig in seinen Lebensbeschreibungen nicht mehr sehen ließe: wenigstens nur selten, und dergestalt daß er ihnen nicht in das Gesicht falle.

Gleichwohl verlangt man auch von dem Biographen, daß er seinem Helden beständige Begleiter zugeben soll, die von jedem seiner merkwürdigen Schritte glaubwürdige Zeugen abgeben können. Man sieht leicht, daß ich von der Anführung der Schriftsteller rede, aus denen die Nachrichten zu einer Lebensbeschreibung gezogen werden. Ich habe mich noch nicht entschließen können, auch die einzelen Stellen derselben bey jeder Begebenheit, oder bey wichtigen Umständen anzuzeigen. Zwar das Citiren überhaupt in dem größten Theil der Geschichte ist jetzt, nachdem unsere Vorfahren so viel für uns gelesen und gesammlet haben, eine so leichte Mühe; es scheinet so sehr zur Vollkommenheit einer historischen Schrift zu gehören, daß Erzählungen, denen es daran fehlt, dem Verdachte der Nachläßigkeit oder der Untreue selten entgehen. Ich tadele niemanden, der hierinne mit einer guten Wahl freygebig und zugleich genau ist; er macht dadurch, daß sich mein Vertrauen zu ihm vermehret, wenn ich es ihm gleich bereits aus andern Ursachen schenke. Aber sollte dieses wohl eine unveränderliche

Vorschrift für alle Arten ausführlicher Geschicht-bücher seyn?

Sie war allerdings zu einer Zeit, da man erst anfing, die Quellen der Geschichte, welche so viele Jahrhunderte hindurch gleichsam vertrocknet waren, aufs neue von allen Seiten fließen zu lassen; da die Ausgaben von Urkunden, historische Sammlungen und Untersuchungen noch unter die Seltenheiten gehörten; da man sich sogar über den Werth und Gebrauch der bereits vorhandenen Nachrichten noch nicht ganz vereinigt hatte. Das ist aber offenbar diejenige Zeit nicht, in der wir leben. Der Stoff zur Geschichte liegt jetzt meistentheils schon zubereitet vor uns; fast alle Umstände der Begebenheiten sind gesammlet; die Zeugen derselben hat man neben einander gestellt und abgehöret, auch alle andere Beweise und Erläuterung unermüdet ans Licht gezogen. Es fehlt mehr daran, daß alles dieses gebraucht und nach der Würde der Geschichte bearbeitet werde, als daß man immer wiederhole, es sey bereits in unsern Händen. Viele tausend Erzählungen sind nunmehro über alle Zweifel hinausgesetzt. Wer kann also verlangen, daß die Geschichtschreiber noch ferner sie so oft beweisen sollen, als sie dieselben vortragen? Ganz ohne Berufung auf Zeugen sollen sie freylich niemals schreiben; sie müßten denn die Geschichte ihrer Zeit, in der sie auch vor andern handelnden Personen hervorgeragt hätten, erzählen. Aber eine solche allgemeine

Anzeige der Quellen, aus welchen sie geschöpft haben, scheint jetzt in den meisten Fällen hinlänglich zu seyn. Soll ihre Geschichte von den Gelehrten beurtheilet werden? Diese müssen nahe an den Quellen wohnen, und sind daher auch alsdenn im Stande, die Richtigkeit der Nachrichten zu prüfen, wenn ihnen nicht bey jeder Zeile gesagt wird, in wie vielen andern Stellen sie bereits vorkommen. Für andere Leser hingegen ist auch die sorgfältigste Anführung von Schriftstellern nicht allein unangenehm, sondern auch unbrauchbar — ich nehme diejenigen aus, welche aus einem solchen Walde von Citatis dermaleinst wiederum citiren wollen. Daß ich die Mühe solcher umständlicher Anführungen nicht überhaupt vor verächtlich und unnütz erkläre, hat man bereits gesehen. In unsern Zeiten ist es mehr als jemals nöthig, diese strengere Methode noch einigermaßen aufrecht zu erhalten, damit sie der überhandnehmenden Gewohnheit, mit Vorbeygehung der eigentlichen historischen Quellen, die Geschichte aus großen und kleinen Systemen der Neuern zu ziehen, und ihre Verschönerungen, Einfälle und Urtheile vor die Begebenheiten selbst auszugeben, damit sie diesem schädlichen Mißbrauche Einhalt thun, ihn nachdrücklich beschämen könne. Sie ist auch bey gewissen Gelegenheiten fast unentbehrlich: in ausführlichen Werken von der möglichsten Vollständigkeit, welche einen critischen Sammelplatz für die Geschichte ausmachen können; bey der Ausgabe histo=

historischer Arbeiten solcher Schriftsteller, die man öfters weit von ihren Quellen in der Irre angetroffen hat; außerdem bey Materien aus der Geschichte, die noch wenig aufgeklärt worden sind, und vornehmlich bey demjenigen, über deren Vorstellung die Kenner selbst noch streiten.

Es ist vom Anfange dieses Werks her mein Vorsatz gewesen, in dem letztern der angeführten Fälle, eine gleiche Genauigkeit in Ansehung der gebrauchten Schriftsteller zu beobachten: und vielleicht sieht man künftig mehrere Beyspiele davon, als die bisherigen Lebensbeschreibungen veranlaßt haben. Ueberall meine Zeugen herbey zu führen, forderte die Absicht dieses Werks nicht; sie wären sogar demselben beschwerlich geworden. Sobald ich mich ihrer bedienen wollte, mußten sie entweder auf allen Seiten, oder gar nicht erscheinen; sie mußten gegen einander gehalten, ihre Widersprüche, aber auch die Ursachen angemerkt werden, woraus dieselben entstanden seyn mögen, und warum einer unter ihnen mehr Glauben verdiene als der andere. Diese und andere ähnliche Erörterungen gehörten so wenig in den Entwurf meiner Biographie, daß ich mich vielmehr an der allgemeinen Anzeige und Beurtheilung der Quellen dieser Geschichte begnügen mußte. Und wenn nur die historische Richtigkeit dieses Buchs keine zu merklichen Flecken hat: so reuet es mich nicht, ihm diese Einrichtung gegeben zu haben. Ueber meine Urtheile von großen Männern mag man immerhin mit

mir

mir uneinig seyn: hierinne ist nicht leicht eine völlige Uebereinstimmung zu hoffen. Aber wenn man mich beschuldigt, daß ich die Zeugen der Geschichte nicht genugsam gehöret, die darüber bereits angestellten Untersuchungen nicht genützt, der Wahrheit nicht getreu geblieben bin, oder sie nicht zum vortheilhaftesten abgebildet habe: alsdenn erst bin ich durchaus genöthiget, alles zu beantworten, und ich darf mich der Arbeit nicht entziehen, alle Schriftsteller, die man mir entgegen setzt, oder entgegen setzen könnte, gelassen zu befragen und zu prüfen.

Es ist aus eben dieser ehrerbietigen Achtung gegen die Wahrheit und gegen alle Mittel sie zu finden oder zu zeigen geschehen, daß ich seit einiger Zeit auf diejenigen Schilderungen, mit welchen man gemeiniglich Lebensbeschreibungen berühmter Männer beschließt, einen Verdacht geworfen habe, ob sie auch diese Stelle verdienen, oder nicht vielmehr gewaltsamer Weise von derselben Besitz genommen haben? Ich weiß wohl, daß die meisten Schriftsteller, welche sie anbringen, hier hauptsächlich ihre Kunst zeigen und glänzen wollen; daß manche Leser sie hier gleichsam erwarten, um zu sehen, wie geschickt sie sind, ein recht treffendes Gemählde im Kleinen zu verfertigen. Allein es scheinet damit fast eben so zu gehen, als mit dem Geschmacke derer, die, weil sie keine Kenner der Mahlerey sind, an den Bildnissen nur die Aehnlichkeit und die lebhaften Farben bewundern, wenn ihnen gleich

der



der Künstler die schlechteste Stellung gegeben hat.

Eine besondere Lebensbeschreibung eines Helden oder eines andern Ruhmvollen Mannes wird eben in der Absicht aufgesetzt, um das Unterscheidende und Eigenthümliche desselben so kenntlich zu machen, als es nur die Nachrichten erlauben, die man von ihm finden kann. Je weiter er im Denken, Handeln, Reden oder Schreiben fortrückt, desto deutlicher bildet sich sein Charakter aus: man läßt ihn sterben, und nunmehro liegt er ganz vor uns, so stark gezeichnet, daß wir ihn unter allen andern berühmten Männern nicht verlieren werden. Wäre es aber durchaus nothwendig, noch am Ende seiner Lebensbeschreibung eine vollständige Abbildung von ihm zu entwerfen, was würde man von jener urtheilen müssen? Vielleicht eben dasjenige, was einem Gemählde gebühret, über welches man schreiben muß, was es vorstelle. Daher wissen auch die Biographen des Alterthums nichts von den abgesondert stehenden Charakteren, welche die neuern Französischen Schriftsteller, nach einem feyerlichen *Ainsi mourut*, oder etwas dergleichen, zur Ehre ihres Witzes zu zeigen pflegen. Jene unsere alten Führer, lehren uns darum die großen Männer nicht weniger vollständig und richtig nach ihrem Geiste und Herzen kennen, indem sie ihnen entweder durch ihr ganzes Leben bey allen merkwürdigen Auftritten nachgehen, oder auch wohl die Züge ihres sittlichen

Bil-

Bildes einzel fassen, um sie durch Beyspiele zu erleuchten. Man sehe unter andern das herrliche Leben des Agricola vom Tacitus an. Agricola ist todt; aber der Geschichtschreiber hat auch nicht bis dahin gewartet, um uns mit ihm genau bekannt zu machen. Vielleicht, sagt er, ist die Nachwelt noch begierig, die äußerliche Gestalt des großen Mannes zu sehen: er braucht nur wenige Worte, dieses Verlangen zu befriedigen. Noch preiset er ihn glücklich, durch seinen Tod traurigern Zeiten entgangen zu seyn. Dieses giebt zu einer rührenden Vergleichung Gelegenheit: der persönliche Antheil, den Tacitus an seinem Verluste nahm, kommt hinzu, und ein kurzes Lob, voll großen Ausdrucks, verspricht dem Agricola die Bewunderung aller Zeiten.

Wir, die wir da zu charakterisiren anfangen, wo die Alten aufzuhören gewohnt waren, setzen uns dadurch nicht allein dem Vorwurfe aus, etwas Uebelflüßiges zu unternehmen; wir vermeiden dabey auch selten die Gefahr, auf falsche Abwege zu gerathen. Alles, was man in dem Leben eines Verdienstvollen Mannes zu suchen hat, ist gesagt: und gleichwohl soll sein Bild noch besonders abgezeichnet werden. Daraus entsteht die Bemühung, seinen Helden auf die feinste Art zu loben, dem Leser noch viel Unerwartetes zu melden, ihn in Erstaunen zu setzen, ein Original, dem in der Geschichte nichts gleicht, zu verfertigen. Es gelingt uns: nach und nach steigt ein sogenannter

nannter Charakter empor; aber er gehört dem Schriftsteller zu, nicht demjenigen, dessen Leben er beschrieben hat. An statt bloß den historischen Beweisen oder Spuren zu folgen, hat sein Witz und seine Beredtsamkeit noch vieles dazu erfunden; dieses neue Bild fällt gleichsam vom Himmel, und die Leser der Lebensbeschreibung kennen es nicht.

Unterdessen darf doch nicht geleugnet werden, daß es Fälle gebe, da auch noch am Ende einer Lebensbeschreibung solche besondere Schilderungen nützlich angebracht werden können; da man sie sogar vermissen würde. Man hat in dem Leben selbst für manche Züge keine schickliche Stelle gefunden. Andere sind nicht deutlich oder richtig genug, wenn sie nicht mit mehrern an Einem Orte gesammlet werden. Die Länge und die Verwickelung einer Lebensbeschreibung können es ebenfalls anrathen, daß das allgemeine Bild aus derselben herausgezogen, und besonders aufgestellt werde. Aber wenn es nun einmal mitgetheilt wird, ohne daß es der Leser eben erwartet hat: so wollen wir es wenigstens mit aller Schärfe und mißtrauisch gegen das Leben selbst halten, um nicht den wahren Begriff, den wir uns bereits aus der Geschichte gemacht hatten, durch Kunst wieder zu verlieren.

Doch so lange schon bleibe ich in der Vorrede stehen, an Statt daß ich meine Leser zur Geschichte selbst führen sollte. Ich thue dieses sogleich, indem ich verschiedene Anmerkungen, die

Der Buchbinder bindet dieses Blatt zwischen X und Y

die ich noch als Erläuterungen über die ersteren Theile, und über meine Arbeit überhaupt, beyzufügen im Begriff war, der Vorrede des folgenden Theils, der noch in diesem Jahre erscheinen soll, überlasse. Nur dieses einzige bitte ich noch meine Leser zu glauben, daß ich die Schwierigkeiten immer mehr empfinde, welche mit Lebensbeschreibungen aus der neuern und insonderheit aus der Deutschen Geschichte verbunden sind: und daß die Bequemlichkeit, vortreffliche Lebensbeschreibungen in dem Alterthum zu finden, die mit weniger Veränderung gebraucht werden können, meine Wahl keineswegs auf die alte Geschichte geleitet hat. Sie ist bisher fast blos durch eine gewisse Neigung gegen diejenigen, welche ich beschrieben habe, regiert worden, und wird künftig noch mehr den Geschmack und das Verlangen meine Leser zu Rathe ziehen, die ich deutlicher zu erfahren wünsche. Wittenberg, am ersten May des Jahrs 1770.



Vorrede
zur zweyten Auflage.

Auch die neue Ausgabe dieses Theils heißt verbessert und vermehrt: worinne sie es sey, will ich hier kurz anzeigen. Hin und wieder hat die Sprachrichtigkeit etwas gewonnen; Gallicismen sind über den Rhein zurück gejagt, und einige zu lange Perioden sind getheilt worden. Die Erzählung überhaupt, und manche Untersuchungen, die in dieselbe eingestreuet sind, merklich abzukürzen, bloß damit das Lesen derselben weniger aufhalte; dazu habe ich noch immer nicht mehrern Grund gefunden, als da ich die Vorrede zum vierten Theile schrieb. Ein éloge, ein caractère ein esprit, eine anecdote, und wie die flüchtigen Geschöpfe weiter heißen, mögen allerdings schimmernd vorbey flattern und rauschen. Sie sind einmal dazu bestimmt, meistentheils entweder zu viel, oder zu wenig, bisweilen auch nichts zu sagen. Soll man aber einen großen und berühmten Mann ganz kennen lernen, so muß man ihn gewiß studieren: und es ist keine Schande für den Biographen, wenn man es seiner Lebensbeschreibung anmerkt, daß er es gethan habe; kein Unglück für den Leser, wenn er Zeit und Nachdenken braucht, um sie durchzugehen. Was den Inhalt dieses Theils betrifft: so ist verschiedenes bestimmter und genauer vorgetragen worden. Eigentliche

Zusätze sind sehr wenige hinzugekommen. Die Gütigkeit des Herrn D. Oelrichs hat mir durch die Mittheilung von zwo seiner Schriften einige der erheblichsten verschafft: und eben dieser berühmte Mann hat mich von der Ungewißheit einer Erzählung aus dem Privatleben Friedrich Wilhelms belehrt, die ich daher nicht einrücken wollte; ob ich sie gleich gedruckt gelesen hatte. Ich verwundere mich überhaupt, so wenige merkwürdige Reden und Privathandlungen dieses großen Fürsten aufgezeichnet gefunden zu haben. Noch bey dieser Auflage habe ich vergebens darnach gestrebt, einige derselben aufzufinden, um die Lebensbeschreibung desselben damit bereichern zu können; vielleicht aber habe ich bloß die rechten Oerter verfehlt, an welchen sie aufbehalten werden. Wittenberg, am 19ten Februar des Jahrs 1774.

Fort-

Fortsetzung und Beschluß des Lebens der Königinn von Schweden Christina.

Unter allen Beyspielen, welche die Geschichte von Fürsten aufbehalten hat, die ihre Regierung freywillig niedergelegt haben, ist keines, das man mit der ähnlichen Handlung der Königinn Christina vergleichen könnte. Verschiedene Herren großer Länder haben ihren Thron verlassen: entweder weil die Schwachheiten ihres hohen Alters die Last so vieler Sorgen und Geschäffte nicht mehr ertragen konnten; oder, weil sie nach einer langen und unruhigen Regierung, sich nach den stillen Vergnügungen eines einsamen Lebens sehnten; andere von dem Unglücke, das sie verfolgte, niedergeschlagen, nachdem sie das Vertrauen ihres Volks verloren hatten; noch andere, um sich ganz der Andacht ergeben zu können, auch wohl um Absichten von anderer Art auszuführen. Aber daß ein Fürst vor dem dreyßigsten Jahre seines Lebens, mit allen Kräften zu regieren reichlich ausgerüstet, die Herrschaft eines ruhigen und blühenden Reichs, um welches er sich schon die größten Verdienste erworben hat, einem Nachfolger übergeben hätte, zu welchem ihn weder die heftigste Liebe, noch eine väterliche Sorgfalt, ihm den Besitz der Krone zu versichern, zogen — soll man etwan sagen, daß ein so außerordentlicher Gedanke nur bey einem Frauenzimmer habe entstehen können? Die Auflösung würde unzulänglich, vielleicht auch zu gewaltsam seyn: und Christinens Geschichte enthält weit ungezwungenere.

Sie hatte diesen Entschluß acht Jahre hindurch überlegt, und seitdem sie denselben im Jahr 1651 bekannt gemacht hatte, war sie niemals wieder davon abgewichen. Wenigstens ist er also nicht die Frucht einer leichtsinnigen Unbeständigkeit gewesen, die ihrem Geschlechte so oft vorgeworfen wird. Höret man sie selbst die Ursachen desselben angeben, so waren es noch immer, wie in dem gedachten Jahre, die Bemühungen für die Ruhe und das Wohl ihres Reichs, welches, wie sie sagte, leicht gestört werden könnte, wenn erst nach ihrem Tode ihr bestimmter Nachfolger den Thron besteigen sollte. Diese Furcht scheint eben nicht sehr wahrscheinlich gewesen zu seyn, da der **Prinz von Schweden** so feyerlich zum Erben des Reichs war erklärt worden. Und wenn dieser Bewegungsgrund für die Königinn allein entscheidend war, so hätte die Liebe zu ihren Unterthanen auch stark genug seyn müssen, um durch ihre Vermählung mit dem Prinzen allen solchen Besorgnissen vorzubeugen. In ihren spätern Jahren gab sie noch außerdem vor, daß die Neigung zur Römischcatholischen Religion sie vorzüglich dazu angetrieben habe, der Regierung zu entsagen. Allein dieses hat noch weniger Wahrscheinlichkeit für sich, wie man in der Folge deutlich sehen wird; wenn gleich ihr Uebertritt zu jener Religion mit zu dem Entwurfe gehörte, den sie sich ausgedacht hatte. Die Menschen glauben sich keineswegs der Falschheit schuldig zu machen, wenn sie gewisse ihrer Nebenbetrachtungen, die ihrem Verstande oder Herzen zur Ehre gereichen können, öffentlich an die Stelle ihrer Hauptabsicht setzen.

Ruhmbegierde und Ehrgeiz gehörten so sehr unter die herrschenden Leidenschaften der Königinn **Christina**, daß ein Mann von vielem Verstande sie auch vor die vornehmsten Quellen des Vorsatzes, von welchem hier

hier die Rede ist, gehalten hat. Beyde, sagt er, wurden durch die Staatsverfassung von Schweden und durch die Erschöpfung der Schätze dieses Reichs eingeschränkt; da sie hingegen außerhalb demselben sich freyer ausbreiten konnten: und würklich hat man aus einigen großen Aussichten und Unternehmungen der Königinn gesehen, warum sie sich ihrer Hoheit begeben hat, nemlich um durch die Stärke ihres Geistes eine noch ansehnlichere zu erlangen. Sie hoffte, sich dem Römischen Könige Ferdinand dem Vierten zu vermählen, ihm den Besitz der Herzogthümer Bremen und Verden zu verschaffen, und dereinst sowohl ihn als das deutsche Reich zu regieren. Allein der Tod dieses Herrn im Jahre 1654 zernichtete ihr ganzes Vorhaben. - Mann kann hierauf antworten, es sey noch nicht anders, als durch Muthmaßungen bewiesen worden, daß sie dieses Vorhaben würklich gefaßt hat: und noch dazu durch schwache Muthmaßungen, die aus dem Ansehen des Spanischen Gesandten bey der Königinn, und aus dem Aufenthalte eines kayserlichen Kriegsbedienten an ihrem Hofe entstanden, von jeder andern Seite aber unwahrscheinlich werden. Ein Thron, wie ehemals der Schwedische war, konnte gewiß einen mehr als gemeinen Ehrgeiz befriedigen; zumal da Christina keine Kriege und Eroberungen zum Unterhalte für den ihrigen verlangte. *Unterdessen ist es immer glaublich, daß die Hofnung, von der Welt* wegen eines so unerwarteten Entschlusses bewundert zu werden, sie in demselben ungemein gestärkt habe.

Allein die Neigung zu einem ganz ungebundenen Leben, in welchem sie sich den Wissenschaften und schönen Künsten, jeder Art von Geschäfften oder Ergötzlichkeiten bloß nach ihrer Wahl ergeben könnte; und der daraus entsprungene Ueberdruß an den Sorgen und Arbeiten der Regierung, davon die meisten für

einen so lebhaften Geist zu trocken waren, alle aber ihr die Freyheit benahmen, von ihrer Zeit nach eigenem Gefallen einen Gebrauch zu machen; beydes hat allem Ansehen nach zuerst der Königinn den Vorsatz eingegeben, sich in eine Freyheit zu setzen, die sie auf dem Throne selbst vermißte, und die er in der That nicht in sich faßt. Sie gestand selbst, daß sie müde sey, immer von einerley Angelegenheiten zu hören, und sie setzte hinzu, sie müsse, um ihren Ekel zu vertreiben, den Umgang mit Gelehrten wieder hervor suchen. Als eines Tages zween ihrer Geheimschreiber in ihr Gemach traten, um ihr gewisse Schriften zur Unterzeichnung zu überreichen, sagte sie in Gegenwart des Prinzen Carl Gustav, sie glaubte den Teufel selbst zu sehen, wenn sie diese Leute erblickte; sie werde daher die Regierung in kurzem an denjenigen abtreten, der Stärke und Fähigkeit genug besitze, sie zu verwalten, da ohnedieß Schweden einen König brauche, der sein Kriegsheer selbst anführen könne. Man merkte sogar eine gewisse Schwermuth an ihr, welche schlimme Folgen befürchten ließ.

Dazu kam vermuthlich auch die Betrachtung, daß der große Aufwand, den sie bisher gemacht hatte, nicht länger mit ihren Einkünften bestehen könne: und sie scheinet es für härter gehalten zu haben, denselben einzuschränken, als den Stand selbst zu verlassen, in welchem sie sich so glänzend und freygebig gezeigt hatte. Vielleicht machte auch die Unzufriedenheit eines großen Theils ihrer Unterthanen mit manchen Theilen ihres Betragens, einen stärkern Eindruck bey ihr, als es öffentlich bekannt geworden ist. Ob sie wirklich geglaubt habe, wie einige behaupten, ihr Ruhm sey zu einer solchen Größe aufgewachsen, daß er weiter keiner Zunahme fähig sey, und daß sie einen Theil desselben verlieren könne, wenn sie noch länger regierte, dieses ist

zwar schwer zu beantworten: im Grunde aber würde es eine irrige Vorstellung gewesen seyn. Hieher kann man noch die Muthmaßung der französischen Schriftsteller rechnen, daß Christina ihre Unterthanen nur kriegerisch, aber zu den schönen Wissenschaften und edlern Künsten ungeschickt gefunden habe, und eben deswegen nicht mehr über sie habe herrschen wollen: ein Urtheil, welches demjenigen ziemlich nahe kommt, nach welchem ehemals der Rhein die Scheidewand des Witzes und guten Geschmacks seyn sollte.

Man mag von allen diesen Bewegungsgründen annehmen, welchen man will, so kann keiner für hinlänglich gehalten werden, um die Niederlegung der Krone zu rechtfertigen. Daß eine junge Königinn, voll Feuer, Scharfsinn und feinem Gefühl, die seit ihrem siebzehnten Jahre die Staatsgeschäfte mit allem Eifer verwaltet hat, derselben nach einer Regierung von zehn Jahren überdrüßig geworden ist, war sehr natürlich. Alle Fürsten, welche sich der Angelegenheiten ihres Landes ernstlich annehmen, werden bald von denselben ermüdet, und haben eine häufige Erholung nöthig: sie fallen denen am ersten zur Last, welche keine von Christinens Gaben besitzen. Aber sollte darum auch der Gedanke bey ihnen aufsteigen, sich völlig von dem Throne zu entfernen, um diese Bürde abzuschütteln? Nein, die Verbindlichkeit und Pflicht, welche sie auf sich genommen haben, die Liebe, die sie ihren Unterthanen schuldig sind. und die Betrachtung der hohen Verdienste, welche sie sich um dieselben erwerben können; dieses zusammengenommen muß jenen Ekel weit überwiegen. Christina hatte noch weniger, als andere Regenten Ursache, sich von ihrem Ueberdrusse besiegen zu lassen. Ihr Geist konnte alles geschwind übersehen, und desto leichter richtige Entschliessungen fassen, ohne daß sie den größten Theil ihrer Zeit dar-

auf hätte verwenden dürfen. Wenn sie also bloß aus Widerwillen gegen die Geschäffte sich der Regierung entschlagen hätte, so würde sie alles vergessen haben, was sie ihrem Reiche schuldig war.

Eben so wenig konnte sie von dieser Obliegenheit ihre Liebe zu gelehrten und witzigen Beschäfftigungen loßbinden. Zu diesen blieben ihr noch Stunden genug übrig: und wie viele Fürsten haben nicht auf dem Throne selbst, keinesweges zum Nachtheil ihrer Regierung, einen vertrauten Umgang mit den Wissenschaften unterhalten? Sie hätte freylich, wenn sie noch ferner regieren wollte, ihre Pracht und die unzählichen Geschenke, welche sie zu vertheilen gewohnt war, aufheben müssen. Allein da sie durch eine Freygebigkeit, welche der Verschwendung nicht unähnlich sahe, sich in diese Nothwendigkeit gesetzt hatte: so war sie verbunden, den Schatz der Krone, den sie so sehr verringert hatte, durch eine kluge Haushaltung wieder zu füllen, nicht aber ohne Hülfe im Stiche zu lassen. Merkte sie unter ihren Unterthanen einiges Mißvergnügen, so konnte sie allerdings kein leichteres Mittel dagegen wählen, als sie zu fliehen; allein das rühmlichste war vielmehr, ihren Klagen abzuhelfen. Und wenn sie glaubte, daß Geschmack, Witz und Gelehrsamkeit noch nicht genug unter ihnen ausgebreitet wären; wer anders, als ihre Königinn, konnte sie nach diesen Absichten bilden? Noch sieht man also nicht, wie **Christina** vertheidigt werden könne, daß sie die Regierung niedergelegt hat, welche sie mit so vieler Ehre zu führen im Stande war. Freyheit und gelehrte Beschäftigungen dem Throne selbst vorzuziehen, hat zwar das Ansehen der Großmuth; aber es ist ein größeres und wahreres Verdienst, wenn man herrschende Neigungen seinen vornehmsten Pflichten aufopfert. Tadeln konnte man vielmehr die Königinn, daß sie

die ruhige Verfassung von Schweden störte, eine schon damals wahrscheinliche Veranlassung zu Kriegen für dieses Reich gab, und sich des Vermögens beraubte, in einem großen Lande Gutes zu thun.

Eines ist nur übrig, was sie entschuldiget, und ihren Entschluß sogar lobenswürdig macht. Sie empfand einen so unüberwindlichen Trieb zu einem von allen Verbindungen freyen Leben, daß sie vermuthlich nicht allein mit Verdruß, sondern auch ohne Nutzen des Staats die Verwaltung desselben würde beybehalten haben. Da sie also der Erwartung der Welt hierinne ferner keine Genüge leisten konnte: so war es rühmlicher, daß sie aufhörte zu regieren, als wenn sie sorglos gegen die Angelegenheiten ihres Reichs, unter Beschäfftigungen, die nicht königlich sind, auf dem Throne geblieben wäre, die Macht und andere Vorzüge desselben, aber nicht die wirksame Wohlthätigkeit, die unmittelbar aus demselben hervorgehen soll, ausgeübt hätte. Daß sie nach dieser Vergleichung gehandelt habe, scheint desto gewisser zu seyn, da ihr ohnedieß ihr erhabener Sinn nicht verstattet haben würde, den Namen der Königinn zu führen, ohne ihre Aufmerksamkeit auf alle Seiten des Reichs zu wenden. Was also viele Fürsten hätten thun sollen, denen es entweder an Fähigkeit oder an Lust fehlte, die Regierung selbst zu führen, das that Christina in ihrem acht und zwanzigsten Jahre. In dieser Stellung betrachtet ist sie würdig, bewundert zu werden. Und da sie zugleich die Nachfolge im Reiche einem Fürsten von großer Hoffnung versichert hatte: so schien Schweden etwas weniger durch diese Abtretung zu verlieren. Gleichwohl muß man es bedauren, daß sie nicht Gewalt genug über ihre Neigungen hat erlangen können, um die in ihrer Regierung erworbene Ehre ihr ganzes Leben hindurch zu behaupten und zu

vergrößern. Zehn oder zwanzig Jahre später, in einem weniger lebhaften Alter, würde sie diesen Entschluß vermuthlich nicht gefaßt haben: schwerlich würde auch unter den weisesten und besten Rathgebern ihrer Zeit einer gewesen seyn, der sie nicht davon abgemahnet hätte. Man kann endlich wohl muthmaßen, daß auch das Geschlecht der Königinn etwas zu diesem sonderbaren Schritte beygetragen habe; allein wie viel, und auf welche Art, dieses läßt sich nicht so leicht bestimmen. Ihr eigenes Geständniß von der Untüchtigkeit des Frauenzimmers zur Regierung beweiset hier nichts: denn sie giebt doch zu, daß sich zuweilen Beyspiele von dem Gegentheil an demselben gefunden haben; und sie war gewiß eine von diesen seltenen Personen.

Chanût, der jetzt Französischer Gesandter im Haag war, hatte kaum erfahren, daß Christina ihrem alten Vorsatze, den er ehemals schon bestritten hatte, wieder Platz zu geben anfienge, als er ihr seine Bestürzung darüber bezeigte, und zugleich auf eine geschickte Art die nöthige Vorsichtigkeit empfohl. Sie antwortete ihm in einem Schreiben, wovon ein Theil hier seine Stelle verdienet. Nachdem sie sich darauf berufen hat, daß ihr Entschluß schon viele Jahre alt sey, und daß er selbst vor fünf Jahren nichts darinne gefunden habe, was ihr unanständig wäre, fährt sie fort: „In einem so langen Zeitraume haben alle Zu„fälle mich niemals zur Aenderung desselben bringen „können; ich habe alle meine Handlungen nach dieser „Absicht eingerichtet, und bis zu diesem Ausgange „fortgeführet, ohne jetzt im geringsten unschlüssig zu „seyn, da ich im Begriff bin, meine Rolle zu endigen, „und mich hinter den Schauplatz zu begeben. We„gen des Plaudite (des öffentlichen Beyfalls) be„unruhige ich mich nicht. Ich weiß, daß die Person, „welche

„welche ich vorgestellt habe, nicht nach den gewöhnli-
„chen Gesetzen des Schauplatzes ausgebildet war.
„Nicht leicht gefällt auch das Starke, Männliche und
„Kraftvolle. Ich überlasse es einem jedem, davon
„nach seinen Gaben zu urtheilen: ich kann ihnen diese
„Freyheit nicht nehmen; und ich wollte es nicht ein-
„mal thun, wenn es in meiner Gewalt stünde. Ich
„weiß, daß wenige hierüber ein günstiges Urtheil fäl-
„len werden; aber ich bin versichert, daß Sie unter
„dieser kleinen Anzahl sind. Die übrigen Menschen
„kennen meine Gründe und meine Gemüthsart nicht,
„weil ich mich niemals gegen jemanden, als gegen Sie
„und noch einen andern Freund darüber erkläret habe,
„dessen Seele erhaben und edel genug ist, um eben so
„wie Sie davon zu urtheilen. Sufficit vnus, sufficit
„nullus. (Einer ist mir genug, auch gar keiner.)
„Alle übrige verachte ich: und ich würde demjenigen
„unter dem großen Haufen eine Ehre erweisen, den ich
„für lächerlich genug halten würde, um mich mit ihm
„zu belustigen. [Diejenigen, welche diese Handlung
„nach den Grundregeln untersuchen werden, die ge-
„meiniglich unter den Menschen festgesetzt sind, wer-
„den sie ohne Zweifel tadeln]*) Allein ich werde mir
„niemals die Mühe nehmen, mich zu vertheidigen:
„und ich werde bey der großen Muße, welche ich mir
„zu verschaffen suche, nie so müßig seyn, daß ich mich
„ihrer erinnern könnte. Ich werde dieselbe dazu an-
„wenden, daß ich mein vergangenes Leben prüfe, und
„meine Irrthümer verbessere, ohne mich über diesel-
„ben zu verwundern, und ohne sie zu bereuen. Mit
„wie vielem Vergnügen werde ich daran denken, daß
„ich den Menschen mit freudigem Herzen gutes ge-
„than

*) Diese in Klammern eingeschlossene Stelle fehlt in der Ausgabe der Nachrichten des Chanüt vom Jahr 1677.

„than, und diejenigen ohne Mitleiden gestraft habe, „welche es verdienten. Ich werde einen Trost darinne „finden, daß ich niemanden zum Verbrecher gemacht „habe, der es nicht war, und daß ich sogar derer ge„schonet habe, die es wirklich waren. Ich habe die „Erhaltung des Staats jeder andern Betrachtung „vorgezogen; den Vortheilen desselben habe ich alles „mit Freuden aufgeopfert, und ich kann mir in An„sehung der Verwaltung desselben nichts vorwerfen. „Ohne Stolz habe ich das Reich besessen, und mit „einer gewissen Leichtigkeit verlasse ich es. Nach diesem „allem befürchten Sie nichts für mich. Ich bin in „Sicherheit, und mein Gut steht nicht in der Gewalt „des Glücks: ich bin glücklich, es mag sich zutragen, „was immer will;

Sum tamen, o Superi, felix, nullique potestas
Hoc auferre Deo.

(Gleichwohl, o ihr Götter! bin ich glücklich, und es steht in keines Gottes Gewalt, mir dieses Glück zu rauben.)

„Ja ich bin glücklicher, als sonst jemand, und ich „werde es immer seyn: ich fürchte mich vor der Vor„sehung nicht, von welcher Sie mir schreiben. Omnia „sunt propitia. (Es ist mir alles günstig.) Sie mag „sich entweder die Mühe geben, meine Angelegenhei„ten anzuordnen, so unterwerfe ich mich ihr mit der„jenigen Ehrerbietung und Verleugnung, welche ich „ihrem Willen schuldig bin; oder sie mag die Füh„rung meiner selbst mir überlassen, so werde ich alle „Kräfte der Seele und des Verstandes, die sie mir ge„schenkt hat, dazu anwenden, mich glücklich zu ma„chen. Und dieses werde so lange bleiben, als ich „überzeugt seyn werde, daß ich weder von den Men„schen, noch von Gott etwas zu befürchten habe. Ich „will mein übriges Leben dazu gebrauchen, mich mit

„die-

„diesen Gedanken recht bekannt zu machen, meine „Seele zu stärken, und aus dem Hafen die Martern „derjenigen zu betrachten, welche im gemeinen Leben „durch die Stürme, die man darinne auszustehen hat, „erschüttert werden, weil sie sich diesen Gedanken nicht „ernstlich ergeben haben. Bin ich nicht in der Verfas„sung, in welcher ich mich befinde, beneidenswürdig? „Ohne Zweifel würde ich auch zu viele Neider haben, „wenn meine Glückseligkeit bekannt wäre. Sie lie„ben mich unterdessen genug, um mir dieselbe nicht zu „beneiden: und ich verdiene solches, weil ich aufrichtig „bekenne, daß ich einen Theil dieser Gesinnungen von „Ihnen angenommen habe; ich habe sie in den Unter„redungen mit Ihnen gelernet, und ich hoffe sie der„einst mit Ihnen in meiner Muße noch höher zu brin„gen. Ich bin gewiß, daß Sie Ihr Versprechen hal„ten, und bey dieser Veränderung nicht aufhören „werden mein Freund zu seyn, weil ich nichts von dem, „was Ihrer Achtung würdig ist, verlasse.„

Dieser Brief kam gar bald vor mehrere Augen, und wurde sehr bewundert; allein er scheint ausdrücklich dazu geschrieben worden zu seyn, um als ein Abriß von der großmüthigen Denkungsart der Königinn öffentlich bekannt gemacht und bewundert zu werden. Betrachtet man ihn schärfer, so fällt der erste Schein, der uns einnimmt, leicht hinweg. Die zu große und gezwungene Verachtung der Menschen, welche daraus hervorleuchtet, ist nicht die Eigenschaft eines weisen Mannes. Nur Chanut und noch ein anderer (vermuthlich Pimentel) sollen im Stande seyn, Christinens Entschluß zu beurtheilen; allein sie giebt deutlich zu erkennen, daß sie denjenigen für keinen großen und edeln Geist halte, der nicht vortheilhaft davon urtheile. Zu ihrer eigenen Ehre hätte sie nicht schreiben sollen, daß sie alle übrige verachte: es waren ge-

wiß

wiß in und außer Schweden Männer von ungemeinen Einsichten, die sie mit Nutzen hätte anhören können. Der Großkanzler Oxenstierna und andere Große von Schweden sahen daher diese Stelle mit Recht als eine Beleidigung an. Die Gesinnungen der Königinn sind an sich in diesem Briefe schön ausgedrückt, aber vielleicht zu sehr zur Schau ausgestellt worden: eine gewisse Eigenliebe, die sie nicht verbergen kann; die Versicherung, ihren Vorsatz bloß aus Liebe gegen ihr Reich gefaßt zu haben, und die Schmeicheleyen, welche sie dem Gesandten sagt, alles dieses erweckt ein Mißtrauen gegen die Wahrheit der Abbildung, die sie von sich macht. Chanût unterdessen wurde dadurch so vollkommen gewonnen, als sie es vermuthlich erwartet hatte: er antwortete ihr nur mit Lobsprüchen, welche die höchste Bewunderung ihres Entschlusses anzeigten. Man muß in der That dem Ehrgeize einige Befriedigung lassen, wenn er von rühmlichen Eigenschaften begleitet wird.

Noch vor diesen Briefen, welche im Anfange des Jahres 1654 geschrieben wurden, ließ die Königinn ihre vornehmsten Kostbarkeiten, unter welchen ihre Sammlung von Büchern, alten Münzen, Bildsäulen und Gemälden schon allein unschätzbar war, zu Gothenburg einschiffen: der größte Verlust in dieser Art, den Schweden jemals erlitten hat. Sie hatte auch gegen diese Zeit die Anzahl der Reichsräthe immer vermehret, und endlich bis auf vierzig erhöhet: in der Absicht, wie man glaubte, damit diejenigen, welche ihr diese Würde zu danken hatten, sich desto weniger ihren Absichten widersetzen möchten. Aber überhaupt besaß damals der Reichsrath, (soll man sagen, zu Schwedens Glück oder Unglück?) nur den Anfang von derjenigen Gewalt in der Regierung, die er in unserm Jahrhunderte erlangt hat. Christina

stina berief die Mitglieder desselben im Februar des gedachten Jahres nach Upsal zusammen. Hier meldete sie ihnen, daß sie, nach einer wiederholten Ueberlegung, entschlossen sey, die Krone an den Prinzen von Schweden abzutreten. Sie bekümmere sich, sagte sie, um die Urtheile nicht, welche man davon bereits fällte, und sie habe sie auch nicht deswegen versammlet, um ihre Meynung darüber zu hören; sie verlangte nur als eine Erkenntlichkeit für ihre bisherige Regierung, daß sie die Ausführung ihres Vorhabens befördern, und dem Prinzen alle Sicherheit des Besitzes verschaffen möchten.

Die Reichsräthe baten sie, voll Bestürzung über diesen Antrag, sie möchte wenigstens dabey ohne Uebereilung handeln. Allein Christina bezeigte ihnen, ihr Entschluß sey unveränderlich, und es bleibe nichts mehr übrig, als die Reichsstände zusammen kommen zu lassen, um ihnen denselben vorzutragen. Dieses mußte endlich auch der Reichsrath bewilligen, nachdem er vorher zweymal der Königinn durch Abgeordnete, Vorstellungen hatte thun lassen. Er hatte ihr insonderheit eine Schrift übergeben lassen, welche der Großkanzler verfertigt und nebst allen Reichsräthen unterzeichnet hatte: darinne waren nicht nur alle Gründe gesammlet, welche sie bewegen sollten, noch ferner zu regieren; sondern man gab ihr auch zu verstehen, (was Männer von ihrer Erfahrung gar wohl vermuthen konnten,) daß dieser Schritt sie dereinst selbst gereuen dürfte. Oxenstierna widersetzte sich demselben am nachdrücklichsten. Er sagte sogar, die Reichsstände hätten auf ihrer Versammlung unter Carls des Neunten Regierung im Jahre 1604 (bey welcher er ebenfalls zugegen gewesen sey,) die Krone nicht darum dem Hause dieses Fürsten und seinen Nachkommen versichert, damit sie von ihren Königen verlassen

lassen werden könnten, wenn es denselben gefiele; sondern um gewiß zu seyn, daß die Könige ihr Land so lange regieren würden, als sie Gott am Leben ließe: und da er sich ehemals gegen Gustav Adolphen eidlich verbunden hätte, seiner Tochter Christina das Königreich mit allen seinen Kräften zu erhalten, so halte er es für ein Verbrechen, irgend etwas dazu beyzutragen, da sie von demselben ausgeschlossen werde. Er behauptete gegen die Königinn selbst, ihr Entschluß werde sie gereuen, ehe noch drey Monate verflossen wären; aber alsdenn werde es zu spät seyn, und er könne sich wenigstens damit trösten, daß er frey gegen sie gesprochen, und daß ihm die Nachwelt hierüber keinen Vorwurf zu machen habe. — Der Rath dieses einzigen Mannes, der mit einer wahren Liebe gegen die Königinn und gegen sein Vaterland, eben so viele Rechtschaffenheit und Klugheit vereinigte, hätte über Christinen alles vermögen sollen; allein wenn sie gleich sein Eifer gerührt hat, so war sie doch schon zu weit gegangen, als daß sie, nach den gewöhnlichen Begriffen von der Ehre, ihre Meynung hätte ändern können.

Carl Gustav, zu dessen Vortheil sie die Regierung niederlegen wollte, bemühte sich selbst, sie davon abwendig zu machen. Man erzählt, daß sie ihm folgende Bedingungen habe vorlegen lassen, unter welchen sie ihren Vorsatz auszuführen gedachte. Sie wollte sich den größten Theil des Reichs mit den dazu gehörigen Einkünften vorbehalten; gänzlich unabhängig und frey seyn; die Freyheit haben, in fremden Ländern, oder in Schweden selbst herum zu reisen; und endlich sollte ihr Nachfolger die vornehmsten Stellen im Staate ihren Günstlingen lassen, denen sie solche ertheilet hatte, auch keine ihrer Schenkungen aufheben. Allein der Prinz soll hierauf geantwortet

haben,

haben, er wolle nicht bloß ein Namenkönig ohne Reich und ohne hinlängliche Einkünfte zu allem Aufwande des Friedens und Krieges seyn; er könne in seinem Reiche keinen gleich unabhängigen Fürsten neben sich dulden; er wolle auch ihre geheime Unterhandlungen an auswärtigen Höfen vermeiden, und wenn er einmal König sey, alle Stellen nach seinem Gutbefinden vergeben. Man setzt hinzu, **Christina** habe, nachdem sie diese Antwort vernommen, laut gesagt: „Ich habe ihm diesen Antrag nur deswegen thun lassen, um seine Denkungsart kennen zu lernen. Jetzt „glaube ich, daß er zu regieren verdiene, weil er die „unzertrennlichen Rechte der königlichen Würde so „wohl kennet.„ Man konnte dergleichen Vorschläge von **Christinen** allerdings erwarten; nur das Zeugniß eines Franzosen von geringer Glaubwürdigkeit, der sie meldet, beweiset zu wenig: und außerdem wußte die Königinn wohl, daß der Prinz nicht einmal im Stande war, dieses alles zu bewilligen; die Stände, für welche solches gehörte, würden es noch weit weniger gethan haben.

Sie sahe aus einem andern mißlungenem Versuche, wie aufmerksam die Großen des Reichs wären, dasselbe in keine weitere Abhängigkeit von ihr versetzen zu lassen. Der **Prinz von Schweden** hatte noch keine Gemahlinn, und es war immer, auch wenn er sich vermählte, zu besorgen, daß er vielleicht ohne Erben sterben dürfte. Das Königreich würde alsdenn in eben diejenige Verwirrung gerathen seyn, welche man durch seine Wahl hatte vermeiden wollen. Daher that **Christina**, welche vermuthlich am meisten darauf sahe, daß auch auf **Carl Gustaven** ein König folgen möchte, der ihr Verbindlichkeit hätte, einigen Reichsräthen den Vorschlag, daß man vor-

läufig auf den gedachten Fall einen Nachfolger im Reiche ernennen sollte.

Die Reichsräthe dankten ihr für diese Sorgfalt um die Ruhe des Reichs; sie baten aber um Vergebung, daß sie nicht darein willigen könnten. Sie stellten ihr vor, daß sie zwar zu ihrem Entschlusse die Regierung niederzulegen ihre Einwilligung gäben, weil sie denselben nicht verhindern könnten, ohne ihn jedoch zu billigen; daß sie es aber nicht vor anständig hielten, den Prinzen von Schweden zu nöthigen, einen Reichsgenossen anzunehmen, weil davon große Unordnungen im Staate zu befürchten wären. Und da sie nicht länger ihre Königinn seyn wollte, so möchte sie gütigst bedenken, daß das Wohl des Reichs, für welches sie allemal so viele Neigung gezeigt hätte, es erfordere, daß sie für sich und ihre Nachkommen, wenn sie sich vielleicht noch vermählen sollte, allen Rechten auf die Krone auf immer entsagte. Dieses Verlangen war ebenfalls auf den Fall gerichtet, wenn Carl Gustav dereinst keine Erben hinterlassen sollte.

Christina suchte, wenn sich dieses zutrüge, dem Grafen Tott, welcher von dem Könige Erich dem Vierzehnten herstammte, die Nachfolge im Reiche zu verschaffen. Sie wollte daher ihn, und zugleich die beyden vornehmsten Männer in Schweden, den Grafen Peter Brahe, ersten Reichsrath, und den Großkanzler Oxenstirna, in den herzoglichen Stand erheben: vermuthlich, damit sie sich ihrer Absicht desto weniger widersetzen möchten. Allein beyde dankten ihr für die ihnen zugedachte Ehre, und gaben ihr zu erkennen, sie hielten alle dergleichen Titel vor so beschwerlich für den Staat, daß sie vielmehr aufgehoben als vermehret werden müßten, und daß man den Adel in denjenigen Zustand setzen sollte, in welchem er sich befand, da Schweden noch ein Wahlreich war.

Tugend

Tugend und Verdienste, setzten sie hinzu, machten allein einen Unterscheid zwischen den Menschen, nicht unbekannte Ehrennamen: sie glaubten Ehre genug durch die Dienste zu erlangen, welche sie dem Vaterlande zu leisten trachteten, und hofften, ihre Kinder würden ihnen hierinne nachfolgen, ohne eine andere Ermunterung, als den Ruhm, ihre Pflichten zu erfüllen. — Diese großmüthige Antwort konnte zugleich eine Lehre für die Königinn selbst abgeben, welche zwar die Regierung abtratt; aber desto eifriger den königlichen Titel und alle andere damit verbundene Vorrechte behaupten wollte.

Die Reichsstände kamen endlich im May des Jahres 1654 zu Upsal zusammen, und die Königinn machte ihnen selbst ihren Vorsatz ohngefähr auf eben die Art bekannt, deren sie sich bisher mehrmals bedient hatte: sie versicherte insonderheit, daß sie für ihre Arbeiten zum Besten des Reichs nichts mehr von ihnen verlange, als ihre Einwilligung zu diesem Vorhaben; sie erwarte dieselbe desto gewisser, weil sie keine Betrachtung, Vorstellung oder Macht davon abziehen könne. Rosenhane las darauf einen Aufsatz vor, in welchem der Inhalt ihrer Anrede weiter ausgeführt war, und wovon die Stände Abschriften bekamen: denn der Großkanzler hatte sich geweigert, denselben abzulesen, um nicht das Ansehen zu haben, als wenn er mit dieser Handlung zufrieden wäre. Die Reichsstände baten zwar Christinen nochmals ihren Entschluß zu ändern; allein da sie ihnen zur Antwort gab, sie würde solches nicht thun, wenn man ihr gleich noch eine Krone anbieten könnte, hörten sie auf, ähnliche Versuche gegen sie zu thun.

Sie verwarfen hingegen ihren Vorschlag, daß man ihr die Inseln Oeland, Gothland und Oesel, ingleichen Wollin und Usedom, die Stadt und das

Schloß Wolgast, und einige andere Ländereyen in Pommern, welches zusammen zu ihrem Unterhalte bestimmt war, und gegen zweymal hundert und vierzig tausend Reichsthaler jährlicher Einkünfte betrug, zum freyen und unabhängigen Besitze überlassen möchte. Man besorgte, Schweden möchte dieses Gebiete, wenn die Königinn damit nach ihrem Gefallen umgehen könnte, endlich gar verlieren: es wurde ihr also nur als ein Leibgedinge, welches jüngere Prinzen erhalten, angewiesen, und der König versprach diejenigen schadlos zu halten, welche auf den Anbau dieser Ländereyen große Kosten verwandt hatten. Einige unter den Reichsständen verlangten, daß die Königinn versprechen sollte, im Reiche zu bleiben, und mit den Feinden des Reichs keinen Briefwechsel zu unterhalten; widrigen Falls sollten ihr ihre Einkünfte entzogen werden. Allein sie hielt es ihrer Ehre vor nachtheilig, diese Bedingungen anzunehmen, und der Prinz von Schweden stand ihr selbst hierinne bey. Er fand es vortheilhafter, wenn sie in einem auswärtigen Lande lebte, weil er, so lange sie in Schweden blieb, befürchten mußte, sie möchte wieder Lust zu regieren bekommen, und durch die ihr ergebenen Personen ihn nöthigen, alles nach ihrem Willen einzurichten.

Wenige Tage vorher, ehe sie die Regierung niederlegte, zeigte sie noch die Gewalt, welche sie in den Händen hatte, gegen den Residenten des Königs von Portugall. Sie ließ demselben melden, er halte sich vergebens an ihrem Hofe auf, nachdem sie beschlossen habe, den Herzog von Braganza nicht mehr vor König von Portugall zu erkennen, indem diese Würde niemanden als Philipp dem Vierten, Könige von Spanien, und seinen Nachkommen gehöre; sie werde daher den Herzog von Braganza stets als einen unrechtmäßigen Besitzer des Königreichs Portugall betrachten;

trachten; sie habe ihm diese Nachricht geben lassen, damit er sich desto bequemer anschicken könnte, einen Ort zu verlassen, wo man ihn nicht mehr als Residenten erkennen werde; ihr Nachfolger werde eben diese Gesinnung beybehalten, und da er übrigens auf öffentliche Treue gekommen sey, so werde er auch bis zu seiner Abreise geschützt werden.

Man erstaunte in Schweden über dieses Verfahren der Königinn. Es war desto ungerechter, da sie die Gesandten von Portugall in dieser Würde erkannt und bey ihrer Krönung zugelassen hatte: es war auch zwischen Schweden und **Johann dem Vierten**, Könige von Portugall, *ein Bündniß geschlossen* worden, welches sie *nicht durch einen plötzlichen Einfall wieder aufheben konnte*. Daher ließen auch **Carl Gustav** und die Reichsräthe dem Portugiesischen Gesandten heimlich melden, er könnte, ohngeachtet jener Erklärung zu Stockholm bleiben, indem sie unter der neuen Regierung keine Kraft haben würde. Jedermann urtheilte damals, **Christina** habe diesen Schritt in der Absicht gethan, um sich bey dem Könige von Spanien, in dessen Ländern sie vors erste ihren Aufenthalt nehmen wollte, beliebt zu machen, und sie habe damit bis an das Ende ihrer Regierung gewartet, um Schweden dadurch in keine Händel zu verwickeln. Sie erkannte selbst kurz *darauf ihre Uebereilung*; ließ aber dem **Prinzen von Schweden** sagen, die Sache sey einmal geschehen, und er könne, wenn er erst König wäre, hierinne thun, was ihm gefiele. Ein so leichtsinniger Ungestüm war am wenigsten einer Königinn würdig, die das Ansehen haben wollte, die Krone nach einer weisen Ueberlegung abzutreten.

An dem Tage, da sie dieses feyerlich that, am 16. Junius des Jahrs 1654, ließ sie erstlich die Urkunde ihrer Abdankung im Reichsrathe vorlesen. Sie ent-

sagte durch dieselbe für sich und ihre Nachkommen auf immer allen Rechten an die Krone, und überließ dieselbe dem Prinzen Carl Gustav mit allen ihren Ansprüchen; doch sollte er sie, so lange sie lebte, im Besitze ihres Leibgedinges erhalten. Zu diesem wurden, außer den oben genannten Ländereyen, noch die Stadt und das Schloß Norköping in Schweden, ingleichen Pöle und Neucloster in Mecklenburgischen gerechnet. Es wurde ihr ferner durch diese Urkunde freygestellt, wenn sie es vor dienlich erachtete, drey Aemter von den in Pommern gelegenen Ländereyen, und eines auf der Insel Oesel, doch nur an schwedische Unterthanen, zu verkaufen, zu versetzen oder zu verschenken, aber nichts von allen übrigen. In Ansehung ihrer Person sollte sie die vollkommenste Freyheit haben, nach ihrem Gefallen zu leben, ohne jemanden unterworfen, oder zu einiger Rechenschaft wegen des Vergangenen und Künftigen verbunden zu seyn. Es wurde ihr endlich eine völlige Gewalt und Gerichtsbarkeit über ihr Gefolge und alle ihre Bedienten zugestanden. Christina unterzeichnete diese Urkunde, und der Prinz eine andere, durch welche er ihr alles versprach, was sie von ihm erwartete.

Hierauf gieng sie im königlichen Gepränge in die Versammlung der Reichsstände. Nachdem die beyden Urkunden daselbst waren abgelesen worden, ließ sie sich von dem königlichen Anzuge entkleiden, und hielt eine Anrede an die Stände. In dieser stellte sie mit vieler Beredsamkeit alles vor, was sich unter ihrer Regierung in Schweden zugetragen hatte, wie viel das Reich ihrem Vater, und was es ihrer Sorgfalt schuldig sey. Indem sie ihnen darauf den Prinzen zeigte, sagte sie, sie gebe ihnen einen Fürsten von so vortrefflichen Eigenschaften, daß sie nicht zweifle, er werde den Ruhm von Schweden vergrößern; sie bitte sie, ihm

ihm eben die Treue und den Gehorsam zu erweisen, die sie ihr geleistet hätten, für welche sie ihnen danke, und sie davon lossprehe. Diese Rede rührte die Versammlung ungemein, und die meisten in derselben konnten sich der Thränen nicht enthalten. Rosenhane antwortete ihr sodann im Namen der Stände, worauf ihr der Landmarschall und die Sprecher der drey andern Stände die Hand küßten. Man bemerkte dabey insonderheit die ungekünstelten und treuherzigen Merkmale der Liebe des Sprechers vom Bauernstande. Er nahm ohne andere Umstände die Hand der Königinn, schüttelte sie, küßte sie kniend drey bis viermal, wischte sich die Thränen mit dem Schnupftuche ab, stand wieder auf, und kehrte ihr ohne einige Höflichkeitsbezeigung den Rücken zu. Sie wandte sich hierauf gegen Carl Gustaven, und erklärte sich gegen ihn eben so beredt und standhaft. Ihm empfohl sie die Beyspiele der großen Schwedischen Könige, seiner Vorgänger, und versicherte, daß sie ihn bloß wegen seiner Gaben, nicht aber wegen seiner Verwandtschaft mit ihr, (welche man, wenn es auf die Vortheile des Staats ankomme, niemals in Betrachtung ziehen müsse,) zu ihrem Nachfolger gewählet habe. Sie setzte hinzu, daß sie ihm einen Reichsrath von besonderer Klugheit hinterlasse, und keine andere Erkenntlichkeit von ihm verlange, als für ihre Mutter Sorge zu tragen — (Christina, welche sich selbst nicht sonderlich um dieselbe bekümmerte, hatte schon vor einigen Wochen von ihr Abschied genommen, und sie dadurch überaus betrübt) — ihre Einkünfte eher zu vermehren als zu verringern, und ihren Freunden und Dienern gewogen zu bleiben. Der Prinz bat sie noch einmal vergebens, den Thron wieder zu betreten, stattete ihr seine Danksagung ab, und führte sie, nachdem er ebenfalls die Stände angeredet hatte, in ihr Zimmer zu-

rück. Er wurde an eben diesem Tage, doch weit weniger prächtig als sie ehemals, gekrönet: denn der Zustand des öffentlichen Schatzes erlaubte es nicht anders, und Christina hatte außerdem die kostbarsten Geräthschaften der Krone bereits fortgeschickt. Der Werth von allem was sie mitnahm, wurde auf mehr als anderthalb Millionen Reichsthaler geschätzt: man mußte sogar Tapeten borgen, um das Schloß und die Kirche zu den Krönungsfeyerlichkeiten bekleiden zu können: und es äußerte sich ein allgemeines Murren über dieses eigennützige Betragen der Königinn gegen das Reich. Zum Andenken der beyden großen Begebenheiten dieses Tages befohl sie bereits einige Zeit vorher, daß alle Gefangene und Verbrecher in ganz Schweden loßgelassen werden sollten. Der König aber ließ eine Münze schlagen, durch deren Inschrift, A Deo et Christina, er bekannte, ihr die Krone schuldig zu seyn. Die Reichsstände waren mit derselben nicht zufrieden, indem sie sagten, ihre Wahl habe ihn eigentlich auf den Thron erhoben.

Kaum hatte sich die Königinn von der Regierung frey gemacht, als sie schon darauf bedacht war, Schweden zu verlassen. Der Graf Brahe bat sie, weniger zu eilen; allein sie antwortete ihm: Wie können Sie verlangen, daß ich hier bleiben soll, wo ich vorher uneingeschränkt regiert habe, und wo ich jetzt alle Gewalt in den Händen eines andern sehen müßte? Sie stellte sich unterdessen, als wenn sie nur auf einige Zeit nach Spa reisen wollte, um die dortigen Wasser zu trinken. Ein solches Vorgeben war wegen des großen Haufens nöthig: denn der Bauernstand sagte ausdrücklich, man müsse sie nöthigen, ihre Einkünfte im Reiche zu verzehren, und die Geistlichkeit streuete unter dem Volke aus, daß sie bald in einem fremden Lande zur römischen Kirche treten werde. Daher fürchtete sie in der That, man

man möchte sie zurückhalten, oder ihr die angewiesenen Einkünfte wieder nehmen. Sie blieb also nur fünf Tage zu Stockholm. Vor ihrer Abreise schrieb sie an den Prinzen von Conde, dem sie die Versicherung gab, daß sie ihn beständig hochschätzen werde, und seine Hochachtung vor eine nicht geringere Ehre halte, als die Krone selbst, welche sie getragen habe: die Ruhe, setzte sie hinzu, welche sie so sehr gewünscht habe, koste ihr viel; allein sie werde eine Handlung, die ihr so schön vorkomme, niemals durch eine niederträchtige Reue verunstalten: und sollte er gleich dieselbe mißbilligen, so werde sie sich bloß damit entschuldigen, daß sie ihr hohes Glück nicht würde verlassen haben, wenn sie es vor nothwendig zu ihrer Glückseligkeit gehalten hätte, und daß sie nach der Herrschaft der Welt gestrebt haben würde, wenn sie eben so gewiß als der große Prinz von Conde hätte seyn können, in einer so erhabenen Unternehmung glücklich zu seyn, oder zu sterben. — Alles dieses sollte ohne Zweifel dem Prinzen zu verstehen geben, daß sie beyde in ihrer Art bewundernswürdig und groß wären.

Es waren zwölf Kriegsschiffe ausgerüstet worden, um Christinen nach Deutschland überzuführen. Aber plötzlich meldete sie dem Könige, sie werde durch Dänemark reisen. Man ärgerte sich zwar in Schweden über den vergeblichen Aufwand; doch tröstete man sich damit, daß sie vielleicht, wie ein öffentliches Gerüchte besorgen ließ, diese Flotte dem Könige von Spanien dürfte verkauft haben. Mitten auf ihrer Reise durch Schweden schrieb sie noch an den Gaßendi, den scharfsinnigsten Philosophen dieser Zeit, der die Aristotelische Philosophie zugleich bestritt und verbesserte: diesem setzte sie ein Jahrgeld aus, und versprach ihm eine goldene Kette mit einer Schaumünze, um ihn desto mehr zu den Beweisen seiner Ergebenheit gegen sie, die

er sich vorgenommen hatte, aufzumuntern. Kurz darauf zog sie Mannskleider an, um mit desto mehr Freyheit reisen zu können, und gab dem größten Theile ihres Gefolges den Abschied. Man sagt, die Königinn von Dänemark habe sich ebenfalls verkleidet, um sie in einem Wirthshause zu sehen; ihre Neubegierde aber sey nicht zu ihrem Vergnügen ausgeschlagen, weil Christina ziemlich nachtheilig von dem Könige von Dänemark gesprochen habe. Als sie endlich an einen kleinen Bach gekommen war, welcher damals Schweden von Dänemark schied, sprang sie mit einer außerordentlichen Freude über denselben, indem sie zugleich sagte: „Nun bin ich einmal in Freyheit und außer Schweden, wohin ich nie zurück zu kehren gedenke.„ Carl Gustav hatte sie bis an die Gränze durch einen seiner Hofbedienten begleiten lassen: daselbst trug ihr derselbe noch einmal die Hand des Königs an; allein sie gab zur Antwort, wenn sie sich hätte vermählen wollen, würde es für sie anständiger gewesen seyn, solches zu thun, da sie noch regierte, und außerdem sey auch der König ihrer Rathschläge nicht benöthigt.

Die Welt urtheilte von dieser großen Veränderung, welche Christina in ihrem Stande getroffen hatte, auf eine sehr verschiedene Art Ueberhaupt erstaunte man mehr darüber, als daß man hierinne eine ausnehmende Weisheit bewundert hätte. Zwar viele Gelehrten fanden nichts so vortreffliches, das mit dieser Handlung verglichen werden könnte; aber sie betrachteten zugleich Christinen als die allgemeine Freundinn und Beschützerinn der Wissenschaften. Mit ihnen vereinigten sich gar bald die meisten Mitglieder der Römischen Kirche, nachdem sie selbst zu derselben getreten war. Unpartheyische und einsichtsvolle Männer erkannten zwar ebenfals, daß diese That aus einer gewissen Erhabenheit des Geistes entsprungen

gen sey; allein da sie die nähern Ursachen derselben untersuchten, fiengen sie an, ihre Lobsprüche auf dieselbe zu mäßigen. Selbst große Verehrer der Königinn billigten sie nicht gänzlich. „Es schmerzt mich unge„mein, schrieb Bochart, daß sie sich freywillig so vie„ler Mittel Gutes zu thun beraubt, welche niemals „wieder in ihre Gewalt kommen, wenn sie solche ein„mal verloren hat. Es wird sie tausendmal gereuen, „wenn es nicht mehr Zeit seyn, wenn das Uebel nicht „mehr wird gehoben werden können: sollte es auch „nur wegen des Mißvergnügens seyn, das sie über die „nachtheiligen Urtheile empfinden wird, welche die „meisten davon fällen werden. Denn man hat eine „natürliche Neigung, die größten Personen anzugrei„fen, besonders wenn man dazu einen scheinbaren „Vorwand zu haben glaubt.„ Nicolaus Heinsius rühmte zwar in einem Schreiben an sie selbst, ihren Entschluß auf die sinnreichste Art; aber bey seiner Betrübniß, die er nicht verbergen konnte, war er ehrlich genug hinzuzusetzen, die Fehler einer Regierung könnten nicht geheim gehalten werden, wenn man sie gleich aus Ehrerbietung gegen die königliche Würde verschweige und nicht kennen wolle; allein jetzt, da sie sich das Vorrecht, nicht getadelt zu werden, selbst entzogen habe, werde jedermann ihre Handlungen auf das strengste richten. Er erinnerte sie zugleich, daß die meisten, von welchen sie bisher gelobt worden, auf ihren Stand, nicht auf sie selbst gesehen hätten. Solche nützliche Nachrichten werden den Fürsten selten ertheilet.

Aber andere hielten sich nicht bey den Bewegungsgründen auf, welche Christina selbst angegeben hatte: sie glaubten zu sehen, daß Eitelkeit und Ruhmbegierde, die Lust fremde Länder ohne allen Zwang zu durchreisen, und eine Art von Ekel an dem ihrigen, vielleicht

vielleicht auch das nicht angenehme Verhältniß, in welchem sie gegen ihren bereits bestimmten Nachfolger stand, mehr als alles andere bey ihr vermocht hätten. Bey ihrer Ankunft zu Paris im Jahr 1656 urtheilte man daselbst in einer Gesellschaft auf folgende Art von ihr: „Hätte die Königinn von Schweden nur die Gewohnheiten ihres Landes gekannt, so wäre sie noch in demselben; aber weil sie die Sprache und die Lebensart der Franzosen gelernet, weil sie sich in den Stand gesetzt hat, acht Tage lang in Frankreich Beyfall zu erhalten, so hat sie ihr Königreich verloren.„ Diese Gedanken enthalten in der Kürze viel Wahres; allein noch lehrreicher sind diejenigen, mit welchen der große Verfasser der Nachrichten zur Geschichte des Hauses Brandenburg sein Urtheil ausdrückt. „Weisen Männern, sagt er, kam die Aufführung dieser Königinn nur seltsam vor. Sie „verdiente weder Lob noch Tadel dafür, daß sie den „Thron verlassen hatte. Eine solche Handlung ge„winnt nur durch die Wichtigkeit der Bewegungs„gründe, welche sie hervor bringen, durch die Um„stände, welche sie begleiten, und durch die Großmuth, „von welcher sie in der Folge unterstützt wird, eine „gewisse Größe.“

Ob Christina bey ihrer Abreise aus Schweden bereits einen festen Entwurf über ihre künftige Lebensart und über den Ort ihres Aufenthalts gemacht habe, ist schwer zu sagen. Zwar nach dem Wahlspruche Fata viam inuenient, (das Schicksal wird seinen Weg zu treffen wissen) und den sie auch auf einer ihrer Schaumünzen, neben einem Irrgarten, anbrachte, sollte man glauben, sie sey in einer Art von Unschlüßigkeit und Ungewißheit gewesen. Aber solche öffentliche Erklärungen beweisen am wenigsten, und Christina scheinet überhaupt schon mit sich einig

gewesen

gewesen zu seyn, was vor ein außerordentliches Schauspiel sie vor der Welt aufführen wolle. Sie kam im Julius des Jahres 1654 zu Hamburg an, besuchte daselbst den öffentlichen Gottesdienst, und beschenkte den Prediger, den sie gehört hatte; man fand aber an dem Orte, wo sie gesessen hatte, Virgils Gedichte liegen. Aus andern Beyspielen ihrer Aufführung um diese Zeit blickte ebenfalls eine große Freyheit in Ansehung der Religion und der Sittenlehre hervor. Aber ein Brief, den sie an den König von Schweden schrieb, erregte ihm besonders viele Unruhe. Er schloß aus demselben, daß sie niemals wieder in das Reich zurückkommen werde: die Nachrichten, die er erhalten hatte, daß sie zur Römischen Kirche treten und nach Italien gehen wollte, wurden nun wahrscheinlicher. Schon sagte die Schwedische Geistlichkeit, man müsse in diesem Falle ihre Einkünfte einziehen, und der Reichsrath bat den König um Erlaubniß, ihr darüber mündliche Vorstellungen thun zu lassen, damit das Reich wenigstens den Trost haben möchte, seine Pflicht beobachtet zu haben, und keinen Vorwurf leiden dürfte, wenn es der Königinn die bewilligten Gelder versagte. Es ist wahr, man hatte ihr eine völlige Freyheit des Verhaltens zugestanden; aber es war doch stillschweigend dabey vorausgesetzt worden, daß sie die Religion nicht verändern werde: und nach den Schwedischen Grundsätzen konnte man einen solchen Schritt nicht anders als vor eine Beschimpfung des Reichs halten. Der König wollte jedoch nicht zugeben, daß diese Vorstellungen in seinem Namen geschähen, weil er versprochen hatte, sich um ihr Betragen nicht zu bekümmern, wenn sie nichts gegen das Beste des Reichs vornähme: er brachte es auch dahin, daß sie gemildert wurden.

Christina reiste unterdessen über Münster und durch die vereinigten Niederlande nach Antwerpen. Zu Münster gieng sie mit den Jesuiten sehr vertraulich um; in der letzteren Stadt aber legte sie die Kleidung ihres Geschlechtes wieder an. Der Erzherzog Leopold besuchte sie daselbst mit großem Gepränge; allein den Prinzen von Conde, der eben so begierig war, sie zu sehen, als sie ihn, wollte sie nicht mit gleichen Cärimonien aufnehmen: sie sprach ihn endlich zwar, aber ziemlich frostig. Obgleich ihre ausnehmende Gewogenheit gegen den Spanischen Hof viel zu dieser Begegnung beytrug; so möchte man doch für ihre Ehre wünschen, daß sie von dieser Zeit an auf die äußerlichen Zeichen ihres Rangs weniger eifrig gedrungen hätte. Damals kam auch der Graf Tott zu Antwerpen an, um ihr im Namen des Schwedischen Reichs die erstgedachten Vorstellungen und Bitten vorzutragen: er ersuchte sie zugleich, wenn ihre Reisen geendigt seyn würden, in ihr Vaterland zurück zu kehren, und er sollte ihr Empfehlungsschreiben des Königs an verschiedene Fürsten übergeben. Christina bedankte sich für alle diese Merkmale der Liebe; allein, sagte sie, da in Schweden alles ruhig sey, so wisse sie nicht, worinne sie diesem Reiche durch ihre Gegenwart nützlich werden könne, und sie hoffe, daß ihr daselbst niemand die Freyheit mißgönnen werde, welche sie sich durch den Verlust der Krone erworben habe. Von den Schreiben wollte sie keinen Gebrauch machen; denn sie hoffte, daß ihre rühmlichen Eigenschaften sie überall genugsam empfehlen würden.

Sie wünschte hierauf, aus alter Freundschaft, vielleicht auch aus Begierde nach dem Beyfalle eines Mannes, den sie sehr hochschätzte, den Französischen Gesandten im Haag, Chanüt, zu sprechen.

Er wurde von ihr sehr wohl aufgenommen; aber nach seiner Rückkehr breitete sich das Gerüchte aus, er sey nur deswegen zur Königinn gereiset, um sie zu bitten, daß sie in dem noch fortdaurenden Kriege zwischen Frankreich und Spanien, ihre Vermittelung zum Frieden anwenden möchte. Diese Reden stellten den Französischen Hof in einer gewissen Erniedrigung und Bedürfniß des Friedens vor: sie zogen außerdem dem Gesandten den Verdacht zu, als wenn er ohne Befehl seines Königs ein solches Ansuchen gethan hätte. Daher bat er die Königinn, dieses Gerüchte, welches er vor einen Kunstgriff der Spanier hielt, durch eine öffentliche Erklärung über den Inhalt ihres Gesprächs mit ihm, zu widerlegen. Sie gestand in ihrer Antwort sehr trocken, daß dieses Vorgeben keinen Grund habe; allein sie erklärte sich zugleich mit einer hitzigen Partheylichkeit für Spanien: „Ich kann Ihnen versi„chern, schrieb sie, daß die Spanier die Vortheile „derer, welche den Frieden verhindern, wohl ken„nen, und daß sie, an Statt sich zu rühmen, daß „sie um denselben ersucht werden, vielmehr urthei„len, man begehre den Frieden in Frankreich we„niger als jemals. Dem sey wie ihm wolle, so „glaube ich, daß weder die Prahlereyen ihnen Furcht „einjagen, noch ein verschmitztes Wesen sie betrügen „könne. Sie verlangen den Frieden, aber ohne „Ungeduld, und vielleicht warten sie, um densel„ben zu ertheilen, so lange, bis man in Frankreich „bescheidener ist. — Ich denke, wenn es dem Kö„nige, Ihrem Herrn, jemals begegnen sollte, daß er „seine Vortheile aus eigener Einsicht beurtheilen „könne, so wird er erkennen, daß der Friede das „größte Gut sey, welches er seinen Unterthanen „schenken könne.„ — Man sieht mit Verwunde-

rung,

rung, wie verächtlich Christina von Frankreich redet, wie sehr sie sich ein Ansehen zu geben sucht, das doch von keiner Macht mehr unterstützt wird. Aber Chanût vertheidigte seinen Hof sehr geschickt gegen ihre Vorwürfe: er sagte ihr auch mit aller Ehrerbietung, daß, wenn ihr Frankreich anders vorkäme, als es wirklich beschaffen wäre, und als es ihr ehemals selbst vorgekommen sey, solches davon herrühre, weil sie jetzt Frankreich von Brüssel aus und durch eine sehr dicke Wolke sehe. Und was die Unbescheidenheit betraf, deren sie die Franzosen beschuldigte, so gestand er, daß sie die Bescheidenheit nur vor eine Tugend des Cabinets hielten; im Kriege aber wären sie desto ungestümer und kühner, welches freylich denenjenigen mißfallen müsse, die von Natur phlegmatischer wären, und ihre bedachtsame Ernsthaftigkeit sogar in den Gefechten beybehielten.

Dieser Briefwechsel war noch nicht geendigt, als die Königinn am 23sten December des Jahrs 1654 einen prächtigen Einzug zu Brüssel hielt. Den Tag darauf bekannte sie sich in einem Zimmer des erzherzoglichen Palastes, vor dem Erzherzoge, dem Grafen Fuensaldagna, dem Gesandten Pimentel, dem Grafen Montecuculi, und dem Staatssecretair Navarra, insgeheim zur römischcatholischen Religion. Der P. Guemes, ein Dominicaner, der ehemals bey Pimentel in Schweden einen Gesandtschaftssecretair abgegeben hatte, nahm dieses Bekenntniß von ihr an: und alle diese Personen unterzeichneten nach ihr die Schrift, welche zum Denkmal des von ihr abgelegten Glaubensbekenntnisses aufgesetzt wurde.

Vielleicht ist Christinens Religionsveränderung die mißlichste Untersuchung, auf die man in ihrem Leben gerathen kann. Nicht als wenn die

Bewegungsgründe derselben so dunkel, ihre Stärke oder Schwäche, und die Folgen dieses Schritts so streitig wären; sondern, weil man, das Urtheil darüber mag ausfallen wie es will, den Verdacht der Partheylichkeit nicht wohl vermeiden kann. Der Römischcatholische verdient ihn, wenn er hier an eine vollkommene Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Religion denkt: und noch mehr, wenn er glaubt, Christina sey durch eine außerordentliche Erleuchtung Gottes zur Annehmung derselben gebracht worden. Sagt hingegen der Protestant, es sey bloß Leichtsinnigkeit und Geringschätzung der Religion überhaupt gewesen, welche mit andern herrschenden Absichten diesen Entschluß befördert hätten: so scheint er ihr als einer Ueberläuferinn von seiner Kirche verächtlich und feindselig zu begegnen. Nur Ein Weg ist offen, um diesen und ähnlichen Vorwürfen zu entgehen: Man darf bey dieser Handlung nichts als gewiß annehmen, was sich nicht auf bekannte Gesinnungen der Königinn gründet, und mit ihrem übrigen Leben übereinstimmt; Zeugen und rühmliche Nachrichten, die bloß von der Einen Seite aufgestellt werden, kann man anhören, ohne sie eben in allem vor glaubwürdig zu halten; und nur alsdenn sind wahrscheinliche Muthmaaßungen erlaubt, wenn man das Widersprechende der Umstände auf keine andere Art heben kann.

Zween Briefe der Königinn, welche sie bis in den März des Jahres 1652 geschrieben hat, und deren Inhalt in dieser Geschichte bereits angeführt worden ist, beweisen, daß sie bis auf diese Zeit der Evangelischen Religion eifrig zugethan gewesen sey; und dieses, wie sie versichert, nachdem sie die Wahrheit viele Jahre lang untersucht hatte. Man findet auch bis dahin nicht die geringste Spur von Zwei-

feln und Bedenklichkeiten, die gegen ihren Glauben bey ihr entstanden wären: sie müßte in der schändlichsten Verstellung sehr geübt gewesen seyn, wenn sie bey einer ganz widrigen Neigung jene Briefe hätte aufsetzen können. Gleichwohl haben sich um eben diese Zeit, und noch etwas früher, die Bemühungen der Römischcatholischen angefangen, der Königinn ihre Religion beliebt zu machen. Und sie waren darinne vollkommen glücklich, als sie sich unveränderlich entschloß, die Regierung niederzulegen. Nichts ist daher wahrscheinlicher, als daß die Veränderung ihrer Religion eine Folge von diesem Entschlusse gewesen sey. Sie war plötzlich, ließ sich aus der übrigen Denkungsart und Aufführung der Königinn nicht wohl herleiten, brachte keine von den gewöhnlichen Würkungen einer solchen Veränderung, wenn sie ernsthaft und tief gegründet ist, hervor, und ist immer von allen, die ohne Religionseifer geurtheilt haben, als eine der allerflüchtigsten unter den sogenannten Bekehrungen angesehen worden. **Christina** wollte durchaus zu herrschen aufhören, um frey von allen Einschränkungen ihres Standes, in Ländern, wo der Witz und die schönen Künste vor andern blühten, besonders in Italien, ihr Leben in der angenehmsten Erfüllung ihrer auf diese Seite gerichteten Neigungen, zuzubringen. Wollte sie ihren beständigen Aufenthalt in diesen Ländern nehmen: so zeigten sich die größten Schwierigkeiten bey der Ausübung der Evangelischen Religion. Der erste Schritt, dieselbe zu heben, war die Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, die ihr **Bourdelot** einzuflößen wußte. Von dieser unglücklichen Gesinnung war der Uebergang zu einer andern Gemeine der Christen, unter Bequemlichkeiten und vergnügenden Aussichten, die er erweckte, überaus leicht. **Pimentel**, ein ande-

rer



rer Vertrauter der Königinn, und der seiner Religion mehr ergeben gewesen seyn mag, nahm sie, allem Ansehen nach, noch mehr für dieselbe ein. Aber **Chanüt**, der weiseste unter ihren Freunden, hat, so viel man sehen kann, gar nichts dazu beygetragen. Er widerrieth ihr so nachdrücklich, dem Throne nicht zu entsagen; weit weniger konnte er wünschen, daß sie ihre Religion verlassen möchte, die mit der Regierung von Schweden unzertrennlich verbunden war. Vermuthlich würde er, so wie jeder andere Römischcatholische, der über seine Religion philosophiren gelernet hätte, seinen Beyfall zu diesem Vorsatze der Königinn nicht gegeben haben.

Es giebt freylich noch andere Veranlassungen und Ueberredungsmittel, welche sie dazu gebracht haben könnten. Die Schweden selbst warfen einen starken Verdacht auf ihren Lehrer, **Johann Matthiä**, daß er sie durch seine Grundsätze zur Veränderung der Religion verleitet haben möchte. Dieser Bischof trug schon im Jahre 1647. einige Meinungen von der Vereinigung der Protestanten vor, welche der Schwedischen Geistlichkeit mißfielen, weil sie eine zu merkliche Neigung gegen die Reformirte Kirche verriethen. Aber er gieng immer weiter, und in verschiedenen Schriften, die er nach der Entfernung der Königinn aus dem Reiche herausgab, suchte er überhaupt zwischen allen christlichen Gemeinen Frieden zu stiften. Da diese Aufsätze den Werth der Evangelischen Religion zu erniedrigen schienen, wurden sie verboten; ihr Verfasser sah sich im Jahr 1664 genöthiget, sein Bißthum niederzulegen; allein **Christina**, die immer gleiche Hochachtung und Dankbarkeit gegen ihn behielt, erwies ihm und seiner Familie viele Wohlthaten. Wenn man hier sogleich nach dem ersten Anscheine urtheilen wollte, so müßte **Matthiä**

zuerst die Königinn auf den Weg zu der Römischen Kirche geführt haben. Doch nicht zu gedenken, daß man davon in ihrer Geschichte kein Merkmal antrifft, so bezeugte er selbst kurz vor seinem Tode feyerlich, er habe diese Beschuldigung nie verdienet. Man weiß auch, daß dergleichen friedfertige Theologen nicht leicht den Uebertritt zu derjenigen Kirche gerathen haben, mit welcher sie die ihrige zu vereinigen suchten: einer der größten Männer unter ihnen, Georg Calixtus, der während Christinens Regierung die Aussöhnung der Protestanten mit den Römischcatholischen so eifrig empfohl, bestritt doch mit einer ihm anständigen Schärfe die Lehren der letztern, welche er vor tadelhaft hielt. Alles, was die Königinn von ihrem Lehrer in Ansehung anderer Gemeinen angenommen haben mag, scheint eine sanftere, verträglichere Denkungsart gewesen zu seyn. Man kann noch mehr sagen: Matthiä hatte kaum das Gerüchte vernommen, daß sie sich öffentlich zur Römischen Kirche gewandt hätte, als er ihr einen sehr rührenden Brief schrieb, der seinem Herzen Ehre macht. „Alle Rechtschaffene, sagt er darinne, entsetzen sich vor dem bloßen Argwohn, daß Ew. Majestät etwas solches könnten begangen haben; andere beklagen es auf das wehmüthigste, und die meisten beschweren sich heftig über diejenigen, welche eine so große Königinn durch ihre arglistigen Eingebungen verführt haben, sich des ungeheuern Verbrechens der beleidigten göttlichen Majestät schuldig zu machen. Ich hingegen kann diesem Gerüchte noch gar nicht glauben: ich erinnere mich noch gar zu wohl an die weisen Unterredungen, mit welchen mich Ew. Majestät oft über die Beschaffenheit und den Zustand der verschiedenen Religionen beehrt haben. Noch denke ich an Dero scharfsinniges Urtheil über die Mittel, die Wunden der christlichen

Kirche zu heilen. Eben so wenig habe ich Dero würklich königlichen Vorsatz vergessen, einige abergläubische Gebräuche abzuschaffen, welche die Religion mehr verunstalten als zieren. So lange mir dieses noch im Sinne schwebt, so habe ich alle Mühe von der Welt, mich überreden zu lassen, daß ein so glänzender Stern den geringsten Flecken der Unbeständigkeit hätte annehmen können. —— Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich, so oft sich das Gerücht ausgebreitet hat, Ew. Majestät wären im Begriffe, eine Reise nach Italien vorzunehmen, auf den Gedanken gefallen bin, die große **Christina** möchte wohl mit einem Entwurfe umgehen, ihren Nahmen unsterblich zu machen, und nachdem sie ein irdisches Reich verlassen hat, alle ihre Sorgen auf die Erweiterung des Reichs **Jesu Christi** wenden; —— daß Sie, um diese Absicht zu erreichen, den Pabst besuchen wolle, (dessen Nahme selbst in den nordischen Ländern, sowohl durch seine große Gelehrsamkeit, als durch die Mäßigung seines Geistes berühmt geworden ist,) um sich mit ihm und andern catholischen Fürsten über die Mittel zu besprechen, wie die Freude, an welcher bey seiner Wahl das Römische und die benachbarten Reiche, wegen der Wiederherstellung des bürgerlichen Friedens Antheil genommen haben, nicht durch die Fortsetzung eines unglücklichen Religionskrieges unterbrochen, oder unvollkommen werden möchte. Wenn sich Ew. Majestät diesen Endzweck vorgesetzt haben, nämlich die verschiedenen Gesinnungen über die Religion übereinstimmend zu machen, und die Einigkeit des Glaubens und der christlichen Kirche auf die Nachwelt zu bringen, indem Sie auf das sorgfältigste die gehörigen Mittel anwenden würden, um die Wunden der christlichen Kirche durch das Ansehen der Fürsten zu

 heilen,

heilen, — — so verehren wir Sie insgesammt, und geben dieser Absicht unsern einmüthigen Beyfall. „ — Eine der Königinn würdige Beschäftigung würde dieses allerdings gewesen seyn; allein Matthiä dachte zu wenig daran, wie unmöglich eine solche Wiederdervereinigung durch die Bedingungen werde, welche die Römischen Bischöfe dazu vorschlagen. Er schrieb noch zehn Jahre später abermals an die Königinn, indem er ihr einige seiner Schriften überschickte; aber wiederum mit dem sehnlichen Verlangen, daß sie auf die wahre Religion, welche sie ehemals bekannt hätte, eine ernstliche Ueberlegung wenden möchte.

Christinens Lehrer hat also ihren Uebergang zur Römischen Kirche nicht befördert. Aber sollte sie etwan ihr Geschlecht dazu verführet haben? So urtheilen einige Protestantische Schriftsteller: keine Religion, sagen sie, ist dem Geschmack des Frauenzimmers gemäßer, als die römischcatholische: sie befriedigt die Liebe zum Putze und Gepränge, den Wohlgefallen an Cärimonien und an Tändeleyen so sehr, daß sie ausdrücklich für dasselbe eingerichtet zu seyn scheinet. Wenn man von dieser Vorstellung das Beleidigende wegnimmt, das sie vielleicht in mancher Augen für das weibliche Geschlecht und für die Römische Kirche hat, so bleibt immer noch ein wahrer Grund übrig, auf den man hier bauen könnte. Man hat längst die Anmerkung gemacht, daß die sinnlichen Andachtsübungen und das äußerliche glänzende Geräusche, zu welchem die Religion der Römischen Kirche herabgesunken ist, nicht allein den großen Haufen, sondern auch vornehmlich die lebhafte Einbildungskraft und die Geschäftigkeit des Frauenzimmers bey jeder Art von schimmernder Schönheit, außerordentlich reizen müsse. Aber es giebt doch Frauenzimmer, welche die edle Einfalt

des

des Christenthums zu schätzen, und sich über die Ausschmückungen desselben, die nur für die Augen und Ohren gemacht sind, zu erheben wissen: wer zweifelt daran, daß Christina einer solchen Denkungsart vor tausend andern fähig gewesen sey? Eben diese Königinn unterdessen hatte eine ausnehmende Neigung zur Pracht; sie setzte den schönen Künsten, die an dem Gottesdienst der Römischen Kirche eine so reiche Nahrung finden, fast alles andere nach; und leichtsinnig genug dachte sie um diese Zeit von der Religion. Es könnte also doch jene Schwachheit ihres Geschlechts einige Würkung bey ihr gethan haben.

Sie selbst und die meisten Mitglieder der Gemeine, in welche sie trat, gaben vor, daß bloß die Vorzüge, welche dieselbe im Glauben und in der Regierung vor andern christlichen Gesellschaften hätte, ihre Empfehlung bey der Königinn gewesen wären. Dieses ist, man kennt sie schon, die ordentliche Sprache derer, welche sich eine andere Kirchengemeinschaft wählen. Auch darinne folgte Christina ihrem Beyspiele, daß sie, oder doch ihre Verehrer, die Bewegungsgründe bekannt machten, welche sie zu ihrer Religionsänderung angetrieben hätten. Solche öffentliche Erklärungen hat man selten für etwas anders angesehen, als vor eine gezwungene und gekünstelte Rechtfertigung, durch welche man einer sonst unvermeidlichen Schande auszuweichen gedenkt. Christinens ihre hat in der Hauptsache ihre ganze Geschichte wider sich. Es wird darinne vorgegeben, sie habe bey zunehmenden Jahren in der Evangelischen Religion nicht alle erwünschte Beruhigung gefunden, und daher sich mit Personen aus der Römischen Kirche über ihre Religion unterredet; daraus wären Zweifel bey ihr erwachsen, welche sie den gelehrtesten Lutherischen Predigern vorgelegt, auch alle ihre

Schriften gelesen hätte; ohne daß ihr die Antworten von jenen, oder diese ein Genüge gethan hätten. — Dieses wird mit vieler Dreistigkeit erzählt; unddoch trifft man in allen schwedischen Nachrichten und Urkunden von ihrem vorhergehenden Leben nicht die geringste Spur solcher Bedenklichkeiten oder einer Beantwortung derselben an. — Man setzt hinzu, sie habe darauf alle Religionen, die jemals in der Welt entstanden wären, untersucht, und die Meinungen der gelehrtesten Männer darüber angehört; dieses habe fünf Jahre fortgewähret, bis sie am Ende derselben zwar nicht zu einer Festigkeit im Urtheil, aber doch zu dem Entschlusse gekommen wäre, noch ferner in der Religion zu leben, in welcher sie war erzogen worden, weil sie geglaubt hätte, in derselben selig werden zu können, wenn sie nach der Vorschrift ihrer gesunden Vernunft lebte; allein zwey Jahre später habe sie, von neuem über die Religion beunruhigt, den Jesuiten ihren Entschluß vertrauet, zu ihrer Kirche überzugehen, wenn sie ihr die Wahrheit augenscheinlich zeigen würden. — Will man dieser Nachricht glauben, die sonst durch nichts bestätiget wird, so ist es völlig unbegreiflich, wie Christina eben zu der Zeit, da sie den entscheidenden Schritt vorzunehmen bereit war, ein so gleichgültiges unehrerbietiges Bezeigen gegen die Religion überhaupt habe annehmen können, als jedermann an ihr erblickte.

Die Welt konnte sich an so unvollständigen Nachrichten, wenn sie auch wahrscheinlicher gewesen wären, nicht begnügen. Christina, eine der gelehrtesten und scharfsichtigsten Personen ihrer Zeit, verließ eine Religion, zu welcher sie sich neun und zwanzig Jahre lang eifrig bekannt hatte, um sich einer andern zu ergeben, zu welcher sie niemals einige Neigung merken ließ. Es müssen große, dringende, unüber-



unüberwindliche Ursachen gewesen seyn, welche ihre Gesinnungen so plötzlich umkehrten. Man will diese Ursachen genau und umständlich wissen: und man erfährt nichts. Forscht man weiter, so wird man immer zweifelhafter. Es ist gewiß, daß bey einem solchen Uebergange sehr viel verlangt wird, wenn er einen weisen und rechtschaffenen Mann nicht beschimpfen soll: eine durchdringende Kenntniß und lange Prüfung beyder Religionen; die gänzliche Unmöglichkeit, seine Zweifel gehoben, oder geschwächt zu sehen; eine ernste Würde des Geistes im Entschließen, bey welcher sich kein Verdacht von Uebereilung oder Nebenabsichten anbringen läßt; eine so merkliche Sorgfalt für sein Gewissen, daß sich seine Zeitgenossen nicht wundern dürfen, wenn ihr jede andere Betrachtung nachstehen mußte; endlich in der ganzen Art zu denken und zu leben entweder die rühmlichste Veränderung, oder so geschwinde Schritte zur Vollkommenheit, daß es unleugbar wird, der neue Glaube habe seinen Bekenner ganz eingenommen und veredelt. Wenn man die Beweise von diesem allem, oder nur von dem größten Theil desselben in der Geschichte der Königinn **Christina** aufweisen könnte: so wäre es die Ueberzeugung allein, welche sie in die Römische Kirche gebracht hätte; aber ich wenigstens habe sie niemals finden können. Ich will nicht einmal von demjenigen Gebrauch machen, was **Christina** viele Jahre nach ihrer Religionsveränderung zu dem Graf **Flemming** und dem Baron **Coyet** gesagt haben soll, daß sie ihrer väterlichen Religion nicht deswegen entsagt habe, als wenn sie dieselbe für falsch gehalten hätte; sondern daß sie durch dringende Ursachen bewogen worden sey, sich äußerlich zur Römischen Kirche zu bekennen: dieses kann angeführt werden; aber die Zeugen sind vielleicht nicht hinlänglich. Darinne

hingegen trete ich einigen Schriftstellern völlig bey, es sey unglaublich, daß man Christinen habe überreden können, so viele Lehren und Erzählungen der Römischen Kirche für wahr zu halten, die entweder auf gar keinen Beweisen, oder auf den baufälligsten beruhen, und die zugleich die wahre Natur des Christenthums und die Grundsätze des gesunden Verstandes angreifen: sie, die nichts weniger als leicht zu glauben gewohnt war; die überdieses aus einer Gemeine kam, in welcher man nicht genöthigt ist, andern als den tüchtigsten Beweisen zu glauben, und in eine solche trat, wo man der bloßen Versicherung eines Geistlichen glauben muß. Da sie aber erst im Schooße der letztern saß, machten, allem Ansehen nach, Gewohnheit, Ehrgeiz, nach und nach auch ihr zunehmendes Alter, daß sie öfters einen Eifer und eine Andacht für die Römischcatholische Religion äußerte, von denen man keine reine Quellen sieht, aus denen sie entsprungen wären.

Nach allen diesen Untersuchungen ist es erlaubt, zu sagen, daß Christinens Uebergang zur Römischen Kirche, weder ihr, noch dieser Kirche zur Ehre gereiche: und die folgende Geschichte wird dieses Urtheil völlig bekräftigen.

An sich war es zwar für die Gemeine des Römischen Bischofs sehr rühmlich, daß die Tochter des großen Gustav, mehr aufgeklärt, als die Fürsten ihrer Zeit, und von ganz Europa bewundert, sich zu seinem Gehorsam neigte; allein sie wurde auf diesem Wege von einer zu leichten Luft fortgetrieben. Das heißt, ihr wenigstens eine sehr geringe Ehre erweisen, wenn man glaubt, daß sie durch die monarchische Regierungsform jener Kirche, durch ihr geistliches Cärimoniel, oder durch die alten ehrwürdigen Namen, welche sie neuen Anstalten und Meinungen beygelegt hat,

hat, für dieselbe eingenommen worden sey. Man hat wohl ein Mittel gefunden, ihre Großmuth zu loben, indem man sie mit Heinrichen dem Großen, Könige von Frankreich, verglich. Dieser Fürst, hat man gesagt, nahm die Römischcatholische Religion an, damit er zum ruhigen Besitze seines Reichs gelangen möchte; Christina hingegen verlor lieber das ihrige, das ihr niemand entreißen konnte, als daß sie sich von dem Bekenntnisse dieser Religion hätte zurückhalten lassen sollen. Wenn dieses wirklich Großmuth seyn sollte, so müßte sie die Regierung in keiner andern Absicht niedergelegt haben, als um ihren Glauben desto freyer verändern zu können: und dieses ist doch eine der unwahrscheinlichsten Ursachen. Sie suchte sich sogar dafür, daß sie ihrer Krone entsagte, durch beybehaltene Einkünfte, durch den Titel und das Ansehen einer Königinn, endlich selbst durch Entwürfe zu einer neuen Größe, schadloß zu halten: und sie unterschied sich hierinne gänzlich von andern Fürsten, die in der That großmüthig den Thron nur deswegen verlassen haben, um der Stille und der Annehmlichkeiten des Privatlebens zu genießen.

Die besondern Umstände von dem Ursprunge der Neigung Christinens gegen die Römische Kirche, und von der Art, wie sie nach und nach in dieselbe gezogen worden ist, kommen nur von der einen Seite, nämlich von Miegliedern dieser Kirche her, und sind also mit Rechte der Partheylichkeit und einer schmeichelhaften Ausschmückung verdächtig. Sie stimmen aber nicht einmal mit einander überein: vermuthlich, weil mehrere an dieser großen Unternehmung gearbeitet haben, und einem jeden derselben seine Freunde den vornehmsten Antheil daran beyzulegen suchten. Ueberhaupt sind die Jesuiten gleich Anfangs dabey geschäftig gewesen: sie, die vor allen geistli-

chen Gesellschaften ihrer Kirche eine vorzügliche Geschicklichkeit bewiesen haben, die Protestanten entweder mit scheinbaren Gründen, oder mit einschleichenden Kunstgriffen, auf ihre Seite zu bringen. Daran ist zwar der Welt nichts gelegen zu wissen, welcher Jesuit die vermeinte Bekehrung der Königinn angefangen, oder am meisten befördert habe; aber um die Geheimnißvollen und listigen Umwege kennen zu lernen, auf welche man sie geleitet hat, und bey denen man, nach der Gewohnheit dieser Führer, das Licht einer öffentlichen schärfern Untersuchung der Wahrheit scheuet; zu diesem Gebrauche können die etwas widersprechenden Erzählungen hier neben einander stehen.

Die wahrscheinlichste unter denselben macht den P. Anton Macedo zum ersten Lehrer der Königinn in seiner Religion, den sie mit Beyfall gehört habe. Er war schon im Jahr 1650, so wird diese Geschichte erzählt, als Beichtvater des Portugiesischen Gesandten zu Stockholm, und wurde von demselben, als sein Geheimschreiber krank geworden war, an dessen Stelle gebraucht. Die Königinn entdeckte seinen Stand, unterredete sich oft mit ihm heimlich über die Religion, und vertraute ihm endlich, gerührt durch seinen Unterricht, ihren Entschluß, zugleich das Reich und ihren Glauben zu verlassen; wenn ihre noch übrige Zweifel gehoben würden. Sie bat ihn daher, es bey dem General seiner Gesellschaft dahin zu bringen, daß er zween andere seines Ordens an sie schicken möchte. Macedo eilte ohne Vorwissen des Gesandten aus Schweden weg. Da er im October des Jahrs 1651 zu Rom angekommen war, wurden die beyden Jesuiten, Paul Casati und Franz Malines, nach Stockholm gesandt, wo sie im März des Jahres 1652 verkleidet anlangten. Ihre stets

gehei-

geheimen Gespräche mit der Königinn hatten bald einen für sie gewünschten Ausgang: sie faßte im April des gedachten Jahres den festen Vorsatz zu ihrer zweyfachen großen Veränderung. Casati gieng gleich darauf in ihrem Namen nach Rom zurück, um von dem Pabste Innocenz dem zehnten Verhaltungsbefehle zu bekommen, wie diese Angelegenheit zu Stande gebracht werden könnte: sie selbst meldete ihre Absichten dem Pabste, dem Cardinal Chigi, und dem General der Jesuiten; auch dem Bourdelot trug sie auf, da er nach Frankreich zurück gieng, Erkundigung einzuziehen, ob sie, wenn ihre Entschließung ausgeführt wäre, ihren Aufenthalt in diesem Reiche nehmen könne.

Allein die andere Erzählung, die selbst von einigen Jesuiten angenommen worden ist, läßt den Jesuiten Gottfried Franken, Caplan des Spanischen Gesandten am Dänischen Hofe, des Grafen von Rebolledo, den ersten Grund zu Christinens Religionsveränderung legen. Man versichert, daß derselbe, da man in dem Hause des Gesandten davon sprach, wie leicht eine Fürstinn von so vielem Verstande durch einen geschickten Gottesgelehrten zur Erkenntniß der wahren Religion gebracht werden könne, sogleich im Jahr 1649 nach Stockholm gereiset, und von ihr sehr günstig aufgenommen worden sey. Ihre Neigung zur Römischen Kirche, setzt man hinzu, wurde in eben diesem Jahre dem Könige von Spanien berichtet; der Gesandte und sein Geistlicher baueten glücklich auf diesen Anfang fort; es erschienen zween italiänische Jesuiten bey der Königinn, die aber, weil sie bald entdeckt wurden, sich wegbegeben mußten; andere kamen an ihre Stelle, auch Pimentel mit ihnen, bis der Dominicaner Guemes, vom Spanischen Hofe abgeschickt, die letzte Hand an die-

dieses Werk legte. — Diese Nachricht verschweigt die Bemühungen, welche Macedo hierbey unstreitig angewandt hat, auf eine sehr gezwungene Art. Sie scheinet überhaupt zur Ehre des Spanischen Hofes und seiner Gesandten aufgesetzt worden zu seyn: und wenn man sich erinnert, daß damals kein gutes Vernehmen zwischen Spanien und Portugall geherrscht habe, so geräth man desto leichter auf die Vermuthung, daß man von Seiten des erstern durch diese Erzählung dem letztern vielleicht die Ehre habe entziehen wollen, eine so wichtige Veränderung angefangen zu haben. So unnöthig es ist, beyde Berichte genauer zu prüfen; so kann man sich doch nicht enthalten, eine sehr erhebliche Anmerkung über dieselben zu machen. Wenn die Zeitbestimmung darinne richtig ist: so müssen die oben angeführten Briefe der Königinn vom Jahr 1652, in welchen sie ihre standhafte Liebe zur Evangelischen Religion bekennet, als ein Muster von Verstellung angesehen werden: und alsdenn kann man ihrer ganzen Denkungsart über die Religion wenig Aufrichtigkeit zutrauen. Sind aber in jenen Nachrichten die Jahre falsch angegeben, so fällt auch alles andere, was sie enthalten, über den Haufen. Diese Aussichten eröfnen abermals ein weites Feld zu Betrachtungen über diese so freygebig gerühmte Bekehrung.

Es hatte völlig das Ansehen, daß Christina nach einem so bedenklichen Schritte nur eine noch weit freyere Aufführung angenommen habe: so viel fehlte daran, daß die neuen Grundsätze ihres Glaubens und Lebens, ihrer Erwartung nach dem Tode, auch bloß einen äußerlichen ernsthaften Anstand bey ihr hervorgebracht hätten. Tänze, Schauspiele, Jagden, und andere Lustbarkeiten, die unaufhörlich mit einander abwechselten, füllten damals ihre ganze

Zeit



Zeit aus. Ihr Herz entdeckte sich besonders in einem Briefe, den sie im Anfange des Jahrs 1655 an ihre Vertraute, die Gräfinn Sparre in Schweden, schrieb. „Meine Beschäftigungen, sagt sie darinne, „sind gut essen und gut schlafen, ein wenig studieren, „schwatzen, lachen, die französischen, italiänischen „und spanischen Comödien sehen, und die Zeit ange„nehm zubringen. Kurz, ich höre weiter keine Pre„digten, und verachte alle Redner: so wie Salomo „sagt, ist alles übrige Thorheit; denn ein jeder muß „unter Essen, Trinken und Singen, vergnügt leben.„ Sie gab sich nicht einmal Mühe, vor den Augen ihrer neuen Glaubensgenossen einen Schein von besonderer Andacht blicken zu lassen, die doch in einem solchen Falle mehr als jemals der Welt pflegt vorgezeigt zu werden. Man sagt unter andern, daß ihr die Jesuiten zu Löwen bey ihrer Durchreise die Schmeicheley gemacht hätten, sie würde dereinst, wenn sie zur Römischcatholischen Kirche getreten wäre, der heiligen Brigitta von Schweden an die Seite gesetzt werden; und daß sie darauf geantwortet habe: „Es wäre „mir lieber, wenn man mich unter die Klugen setzte.„

Weit anstößigere Reden über die Religion selbst sind ihr noch zugeschrieben, und von vielen vor wahr gehalten worden. Nichts von dieser Art schien ihrer um diese Zeit bekannten Gesinnung zu widersprechen; man muß aber auch hinzufügen, daß zu keiner andern Zeit so viele nachtheilige Urtheile und üble Gerüchte von ihr ausgestreuet worden sind. Ihre Macht stand denselben nicht mehr im Wege: sie mißfiel den Protestanten, welche sie verlassen hatte; den eifrigen Römischcatholischen, weil sie es nicht war; den Franzosen, weil sie sich zu sehr auf die Seite der Spanier wandte; ernsthaften aber und gelehrten Personen überhaupt durch ihr leichtsinniges Betragen: und diejeni-

gen,

gen, welche ihre großen Gaben und Einsichten verehrten, fanden doch öfters Ursache über sie zu erstaunen. Man hat wohl auch gemuthmaßt, sie haben die Römischcatholische Religion deswegen angenommen, damit sie in den Ländern des Pabstes oder anderer Fürsten von dieser Kirche eine gute Aufnahme für ihr übriges Leben finden möchte, weil sie vorausgesehen hätte, daß man ihr die in Schweden ausgemachten Einkünfte nicht immer zu bezahlen geneigt, oder im Stande seyn werde. Wenn diese letztere Besorgniß der Königinn würklich so wahrscheinlich vorkam, — und sie konnte auch darinne einigen Grund haben, weil die Schweden es ungerne sahen, daß sie ihre Einkünfte außerhalb dem Reiche verzehrte; dieses aber vor einem nahen Kriege nicht gesichert war: — so hat sie wenigstens damals, einer solchen Absicht zu Gefallen, keinen verstellten Religionseifer blicken lassen.

Dagegen vermehrten sich die schimpflichen Nachrichten täglich, die man von einer gewissen Ausgelassenheit in ihren Sitten und Reden, seitdem sie in den Niederlanden angekommen war, verbreitete. Die Jesuiten selbst, die sie erst vor kurzem als ihre Schülerinn mit Lobsprüchen überhäuft hätten, änderten jetzt die Sprache. Staatsmänner und Gelehrte, die nur Zuschauer abgaben, ohne Parthey zu nehmen, waren weder in allem leichtgläubig, noch zu fertig sie zu vertheidigen. Christina, der vieles davon nicht unbekannt blieb, hielt es endlich vor nöthig, ihre Ehre zu retten. In einem Schreiben an den König von Schweden bat sie ihn, sich ihrer gegen diejenigen anzunehmen, welche ihre Entfernung von dem Reiche und ihre jetzige Lebensart von einer schlimmen Seite vorstellten: sie versicherte zugleich, daß sie niemals etwas wider die Ehre und die Vortheile von Schwe-

den vornehmen werde. Mit noch stärkern Ausdrücken schrieb sie eben dieses an den ersten Reichsrath, den Grafen Brahe; sie wünschte, Schweden möchte immer so blühend seyn, daß sie für dasselbe unnütz verbliebe; wenn man aber, setzte sie hinzu, einmal glauben sollte, daß sie dem Reiche Dienste leisten könne, so wollte sie sogleich dahin eilen, und ihm selbst ihr Leben aufopfern. — Vielleicht findet man diese Versicherungen zur unrechten Zeit angebracht, nachdem sich Christina selbst außer Stand gesetzt hatte, ihrem Vaterlande zu dienen; aber dieses könnte man ihr wohl glauben, daß ihre Aufführung damals nicht so sehr tadelhaft gewesen sey, als es die öffentliche Stimme vorgab. Sonderbar war sie in der That, schon wegen des Anstandes, den sie behaupten wollte, oder zum wenigsten hätte behaupten sollen. Sie vergaß ihn jedoch nicht, da sie den Tod ihrer Mutter erfuhr, der im März des Jahrs 1655. erfolgte: eine Entfernung von drey Wochen auf das Land sollte die Achtung anzeigen, welche sie dem Andenken derselben schuldig war. Im August des vorhergehenden Jahres war auch der Großkanzler Oxenstierna gestorben. Er fragte noch in seinen letzten Augenblicken um Nachrichten von Christinen, und sagte auf diejenigen, welche man ihm ertheilte: „Ich habe es „ihr vorher gesagt, daß sie ihr Unternehmen gereuen „werde; doch, setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „sie ist gleichwohl die Tochter des großen Gustav.„

Alexander d. s., der damals Pabst war, konnte sich daran begnügen, seine Freude darüber zu bezeigen, daß sich ihm eine so große Königinn unterworfen hatte; aber nach der Art kleiner Seelen, die bey ihrer Unfähigkeit, selbst einen erhabnen Ruhm zu verdienen, sich eines fremden bemächtigen, eignete er sich die ganze Ehre von dieser Bekehrung zu. Da

ihm Christina ihren Vorsatz nach Rom zu kommen gemeldet hatte, gab er den Cardinälen in einem Consistorio davon Nachricht, und wollte zugleich vor das einzige Werkzeug angesehen seyn, dessen sich Gott zur Erleuchtung der Königinn bedient hätte; da doch jedermann wußte, daß er außer einigen Verhaltungsbefehlen, die er als Staatssecretär unter seinem Vorgänger, den Jesuiten bey diesem Geschäfte gab, keinen Antheil daran gehabt hatte. Er schickte darauf den Lucas Holstenius, seinen Protonotarius, Domherrn an der Peterskirche, und Aufseher der Vaticanischen Bibliothek, nach Inspruck, wo die Königinn ihr neues Glaubensbekenntniß vor demselben öffentlich ablegen sollte. Holstenius, ein gebohrner Hamburger, war zu dieser Feyerlichkeit nicht übel ausgesucht. Er war selbst von der evangelischen Kirche zur römischen übergegangen; besaß denjenigen Eifer, den Bekehrte dieser Art am liebsten zu beweisen pflegen, indem er mehrere zu einem gleichen Abfalle zu bereden suchte; und er gehörte auch unter die gelehrtesten Männer seiner Zeit.

Mit einem Gefolge also von zweyhundert Personen reiste Christina im September des Jahrs 1655 von Brüssel ab, und erschien am 3 November dieses Jahres in der Cathedralkirche zu Inspruck. Hier nahm Holstenius ihr Bekenntniß an, an dessen Ende sie zugleich versprach, darauf bedacht zu seyn, daß ihr neu angenommener Glaube auch von ihren Unterthanen, und allen, für welche sie einige Sorge zu tragen hätte, bekannt und gelehrt werde. Der Erzherzog, in dessen Gebiete dieses vorgieng, ließ hierauf noch an eben demselben Tage, und viele folgende hindurch, Schauspiele, Gastmahle und andere Ergötzlichkeiten folgen. Aber daß die Königinn bey dieser Gelegenheit würklich zu ihm und

andern

andern Standespersonen, wie **Chevreau** versichert, gesagt haben sollte: „Meine Herren, es ist billig, daß „Sie eine Comödie vor mir aufführen lassen, nach„dem ich Ihnen ein Possenspiel vorgestellt habe; „ dieses getraue ich mir so lange nicht für wahr zu halten, als es eine Beleidigung des gemeinsten Wohlstandes bleiben, und nur auf diesem einzigen Zeugen beruhen wird. Wenigstens schrieb sie gleich darauf mit allen Merkmalen einer abergläubischen Ergebenheit an den Pabst.

Sie ward in seinen Staaten mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. *In dem vermeinten heiligen Hause zu Loretto bewies sie ihre Ehrerbietung* gegen die ehemalige Bewohnerinn desselben durch eine *Krone und einen* Scepter von überaus großem Werthe, *welche mit* folgender Aufschrift daselbst beygelegt wurden:

Hanc Tibi sacravit spretam Regina coronam,
In coelo tribuas ut meliore frui;

„Diese verachtete Krone hat dir **Christina** ge„weiht, damit du ihr dereinst im Himmel „eine bessere verleihen mögest.„

Man sagt jedoch, sie sey mit dem **Holstenius**, der diese Verse verfertigt haben soll, übel zufrieden gewesen: denn sie merkte dabey an, *sie habe die* Schwedische Krone, *welche sie so viele Jahre rühmlich getragen, unmöglich verachten können; sondern sie nur* freywillig einem andern überlassen. Der Unterscheid war ihrer würdig; aber nichts hingegen — und dieses war das wichtigste in der Aufschrift — nichts konnte ihr die Gewißheit geben, daß die Jungfrau **Maria** im Stande sey, ihr die Krone des Himmels zu verschaffen. Endlich kam **Christina** am 19 December zu Rom an, und hielt einige Tage darauf, als Amazoninn gekleidet und zu Pferde, einen

prächtigen Einzug in diese Hauptstadt. Sie bekam von dem Pabste, den sie mit den gewöhnlichen demüthigen Cärimonien verehrte, die Firmelung, und von seinem Nahmen den Beynahmen Aleßandra. Darauf belustigte sie sich besonders an der genauern Besichtigung dieser Stadt, der sehenswürdigsten unter allen, wenn sich der Geist eines Reisenden nicht sowohl mit Menschen, als mit den höchsten Schönheiten der Künste, und mit den ehrwürdigen Resten der Größe und Majestät des Alterthums beschäftigen will. Zu gleicher Zeit genoß sie einer beständigen Abwechselung von Vergnügen, daß ihr Schauspiele, Musik, Spaziergänge, Proceßionen, und anderes einnehmendes Geräusche verursachten. Sie stiftete auch eine gelehrte Gesellschaft, oder nach der italiänischen und französischen Art zu reden, eine Academie, welche aus vielen vornehmen und gelehrten Männern bestand, und wöchentlich eine Versammlung im Palaste der Königinn hielt, in welcher von der Sittenlehre gehandelt, Gedichte vorgelesen, und weitläuftige Stücke der Tonkunst aufgeführt wurden. Eben diese letztern mit geistlichen Vorstellungen des Theaters verbunden, dienten ihr zu einer Ergötzung in der ernsthaftern Fastenzeit: viele Cardinäle und die größten Häuser von Rom erweiterten noch diesen Lustkreis der Königinn mit den kostbarsten Bemühungen ihr zu gefallen. Ihre Zufriedenheit blickte auch von allen Seiten hervor, unter andern auf einer Münze, auf welcher sie Rom, nach der alten römischen Art, in Gestalt eines Frauenzimmers, und mit der beygefügten Stelle des Dichters abbilden ließ: Possis nihil urbe Roma visere maius; (Man kann nichts größeres als Rom sehen.)

Der außerordentliche Aufwand, den der Pabst bey Christinens Ankunft machte, hatte etwasmehr zur



zur Absicht, als seine Freude über dieselbe und seine Reichthümer an den Tag zu legen. Er hoffte, daß ihr Beyspiel, wo nicht die Schweden, doch andere Fürsten und ansehnliche Familien reizen werde, sich in den Schooß der römischen Kirche zu begeben: wie gütig man in denselben aufgenommen werde, sollte die Pracht und das ungemein gefällige Betragen von ihm und seinem ganzen Hofe zeigen. Diese Erwartung kam damals vielen Mitgliedern seiner Kirche sehr wahrscheinlich vor. Daß sie gar nicht eingetroffen ist, und sich endlich an einigen Personen in den Diensten der Königinn hat begnügen müssen, daran war wohl unter andern Ursachen größtentheils die wahre Beschaffenheit ihrer Religionsveränderung selbst Schuld, die man immer weniger nachahmungswürdig finden konnte.

Die Römer hingegen bewunderten **Christinens** Witz und seltne Denkungsart desto mehr. Indem sie in Begleitung einiger Cardinäle alles, was die Mahlerey, Baukunst und Bildhauerkunst zu Rom vortrefliches aufzuweisen hatten, untersuchte, und darunter eine Bildsäule des **Bernini**, welche die Wahrheit vorstellte, mit Entzücken lobte, rief ein umstehender Cardinal aus: „O Madame! Gott sey „gedankt dafür, daß Ew. Majestät die Wahrheit „lieben, welche sonst Personen von Dero Stande „nicht leiden können.„ Gleich antwortete die Königinn: „Ich glaube es wohl, denn nicht alle Wahr„heiten sind von Marmor.„ Ihr Bezeigen beym öffentlichen Gottesdienste soll, wie man sagt, nicht so anständig gewesen seyn. Sie sprach während desselben beständig mit den Cardinälen, und lachte auf eine ausgelassene Art. Der Pabst gab ihr daher einen Rosenkranz, um sich desselben bey ihrem Gebete zu bediehen; allein sie sagte beym Herausgehen:

„Ich will eben nicht nach den Kügelchen des Rosen„kranzes eine Catholikinn seyn.„ Die vornehmen Häuser zu Rom waren am wenigsten mit der Königinn zufrieden, weil sie ihnen, ohngeachtet so vieler Kosten, die sie ihr zu Ehren aufgewandt hatten, sehr gleichgültig begegnete: vielleicht, weil ein hoher Stand und prächtige Aufzüge allein ihr keine Hochachtung abnöthigten; oder, weil sie überhaupt eine Feindinn des Cärimoniels war, dessen Verachtung leicht für beleidigend angesehen werden kann.

Man breitete damals noch andere Nachrichten von ihr aus, die von geringerer Glaubwürdigkeit sind, unter andern diese, sie habe den Pabst um Erlaubniß gebeten, alle verbotene Bücher lesen zu dürfen, und er habe ihr solche, bis auf die Bibel, und das Gedicht des Marino, l'Adone, bewilligt; der Cardinal Colonna sey in die Königinn verliebt worden, und habe deswegen von dem Pabste Befehl bekommen, Rom zu verlassen; außerdem noch seltsamere Erzählungen. Es gab auch um diese Zeit eine neue Veranlaßung zu nachtheiligen Gerüchten von Christinen. Sie nahm dem Pabste zu gefallen, einige Italiäner in ihre Dienste, und verabschiedete dafür verschiedene Spanier, welche hierauf übel von ihr zu reden anfiengen. Es wurden sogar, da sie sich immer geneigter gegen die Franzosen bezeigte, zween anzügliche Schriften in spanischer Sprache über ihr Leben gedruckt, deren Verfasser, ein paar Castilianer, das Gefängniß zum Lohne dafür bekamen. Aber diese Bewegungen hatten einen noch entferntern Ursprung, und noch wichtigere Folgen, wenn man der Erklärung, die sie selbst darüber bekannt machen ließ, völlig trauen darf.

Sie war im Gefolge einiger vornehmen Spanier nach Rom gekommen, die sie schon unterwegens von

der



der Gesellschaft einiger Cardinäle, die ihr gefielen, aber nicht von der spanischen Parthey waren, abzuziehen suchten. Als sie hierauf mit dem französischen Gesandten zu Rom öfters umgieng, beklagten sie sich mit den Worten gegen sie, es scheine, daß sie zum Schaden der Freundschaft, welche sie ihrem Könige versprochen habe, eine noch genauere mit Frankreich schliessen wolle. **Christina** antwortete darauf, sie werde Freundschaft halten, mit wem es ihr gefiele; die Bekanntschaft, die sie mit Frankreich unterhielte, dürfe sie nicht befremden, weil sie stets mit dieser Krone verbunden gewesen sey; im übrigen wäre sie kein Unterthan des Königs von Spanien, um sich nach ihren Absichten blindlings zu bequemen. Eben diese Spanier wandten sich an den Pabst, um durch ihn den häufigen Besuchen ein Ende zu machen, welche die ihnen verdächtige Cardinäle bey der Königinn ablegten: und da sie nichts ausrichteten, vereinigten sie sich mit andern von ihrer Parthey zu Rom zu einem Verständnisse wider die Königinn, von der sie allerley Verleumdungen ausstreueten. Sie duldete dieses einige Monate; alsdenn aber begegnete sie dem **Don Antonio della Cueva**, der, ob er gleich zu ihrer Hofstadt gehörte, besonders vielen Antheil daran hatte, sehr frostig, gab ihm zu verstehen, daß er abreisen möchte, und drohte ihm beym Abschiede, ihn, er möchte seyn, wo er wollte, zu züchtigen, wenn er sich unterstünde, übel von ihr zu reden. Zugleich ließ sie den Cardinal von **Medices**, Protector von Spanien am päbstlichen Hofe, bitten, dem König von Spanien zu melden, daß, wenn **della Cueva** nicht die Ehre hätte, einer seiner Feldherren zu seyn, sie ihm Stockschläge würde haben geben lassen. Den spanischen Gesandten ließ sie ebenfals warnen, die ihr schuldige Ehrerbietung nicht zu vergessen, weil sie

tapfere und rechtschaffene Edelleute genug hätte, um sich an ihm zu rächen. Pimentel selbst, für den sie so viele Gewogenheit gehabt hatte, verlohr dieselbe gänzlich.

Vermuthlich war die Erzählung der spanischen Parthey von der eben angeführten ziemlich verschieden; aber überhaupt sieht man doch, daß Christina gewohnt gewesen sey, mit einer gewissen Hitze und Flüchtigkeit von einer Parthey zur andern überzugehen. Man kann gar wohl diese und andere ihre Entschliessungen einer veränderlichen Gemüthsart zuschreiben; hier aber that vielleicht der Verdruß am meisten, zu sehen, daß die Spanier sie in einer Art von Abhängigkeit erhalten wollten. Wenn das Vorgeben eines gewissen Schriftstellers richtig ist, daß der spanische Hof Christinen hauptsächlich darum beredet habe, ihren Sitz zu Rom aufzuschlagen, damit er sich ihrer bedienen könnte, um den Pabst beständig in seinen günstigen Gesinnungen für Spanien und Oesterreich zu bestätigen: so würde der geringste Verdacht, den sie darüber gefaßt hätte, hinlänglich gewesen seyn, sie gegen die Spanier kaltsinnig zu machen. Ein anderer Schriftsteller versichert gar, die Spanier hätten damals den Anschlag entworfen, sich der Königinn und des Pabstes zu bemächtigen, den Portugiesischen Gesandten umzubringen, und die Stadt anzuzünden; ihre Verschwörung aber sey entdeckt worden. Doch diese beyden Nachrichten gründen sich auf Zeugnisse von geringem Werthe.

Es sey nun, daß die Königinn eine desto eifrigere Neigung gegen Frankreich angenommen hat, nachdem sie sich von den Spaniern losgemacht hatte; oder daß ihr wegen des Betragens derselben Rom ein unangenehmer Aufenthalt geworden war; genug, sie beschloß plötzlich im Sommer des Jahrs 1656, unter

dem



dem Vorwande einer ansteckenden Seuche, welche sich daselbst hervorthat, die Stadt zu verlassen. Sie wollte nach Frankreich, und darauf nach Deutschland reisen, um sich Schweden zu nähern, wo sie Vorstellungen wegen ihrer Einkünfte zu machen gedachte, die ihr wegen des zwischen diesem Reiche und Pohlen entstandenen Krieges, schon nicht mehr ordentlich ausgezahlet wurden. Zu dieser Reise mußte sie auf ihr Geschmeide zehntausend Dukaten aufnehmen. Sie seegelte auf einigen päbstlichen Galeeren fort, und trat zu Marseille ans Land. Auf Befehl des Königs von Frankreich, dem sie ihren Vorsatz gemeldet hatte, wurde sie überall mit gleichen Ehrenbezeugungen als er selbst empfangen. Man überreichte ihr die Schlüssel der Städte, durch welche sie ihr Weg führte, und hielt eine Menge feyerlicher Anreden an sie. Diejenige, welche sie von dem Dichter **Boissat** im Nahmen der Stadt Vienne anhörte, mißfiel ihr durch ihren ernsthaften Inhalt, der sich über die göttlichen Gerichte und über die Verachtung der Welt, keinesweges aber über ihr Lob ausbreitete. „Das ist nicht „der **Boissat**, den ich kenne, sagte sie, nachdem er sich „entfernt hatte: es ist ein Prediger, der seinen Nahmen entlehnt hat.„ Sie wollte ihn auch, so lange sie zu Vienne blieb, nicht weiter sehen.

Endlich kam sie im September zu Fontainebleau an. Die Prinzeßinn von **Montpensier**, eine Bruderstochter **Ludwigs des Dreyzehnten**, bat den König um Erlaubniß, sie zu bewillkommen, und erhielt sie, ob sie gleich damals vom Hofe verwiesen war. Hier folgt ihre Beschreibung selbst, wie sie die Königinn zu Eßone gefunden habe. „Ich hatte, schreibt sie, „so viel von ihrer seltsamen Art sich zu „kleiden erzählen gehört, daß ich sehr befürchtete, „ich würde lachen müssen, sobald ich sie sähe — —

„sie setzte mich wirklich in Erstaunen; aber nicht auf „eine Art, daß ich hätte lachen müssen. Sie trug „einen grauen Rock mit goldenen und silbernen Spi- „tzen; ein feuerfarbnes Oberkleid von Camelot mit „eben solchen Spitzen; ein Halstuch von genuesischen „Spitzen, mit einem feuerfarbnen Bande zugeknüpft; „eine blonde Perruque, die hinten rund wurde, wie „sie die Frauenzimmer tragen, und einen Hut mit „schwarzen Federn, den sie in der Hand hielt. Sie „ist weiß, hat blaue Augen, die zuweilen liebreich, „zu anderer Zeit strenge aussehen; einen ziemlich „angenehmen, obgleich großen Mund, schöne Zähne, „und eine große Habichtnase. Sie ist sehr klein, und „ihre Kleidung verbirgt ihren schlechten Wuchs. Alles „zusammengenommen kam sie mir wie ein artiger „junger Mensch vor. Als ich ihr den Grafen von „Bethüne vorstellte, sprach sie mit ihm von seinen „Handschriften. Sie ließ es gerne merken, daß sie „alle Leute kannte, und von ihnen Nachricht wußte. „Nach dem Ballet giengen wir in die Comödie. „Hier setzte sie mich in Verwunderung. Sie lobte „die Stellen, welche ihr gefielen, durch Schwüre, „streckte sich auf ihrem Stuhle aus, warf ihre Füße „von einer Seite zur andern, und machte unanstän- „dige Geberden. Sie sprach von vielerley Sachen, „und sagte alles auf eine angenehme Art. Sie fiel „in ein tiefes Nachdenken, stieß starke Seufzer aus; „darauf kam sie auf einmal wieder zu sich, wie ein „Mensch, der im Schlafe auffährt. Sie ist in „allem außerordentlich. Wir besahen hierauf ein „Feuerwerk auf dem Wasser: sie hatte mich bey der „Hand gefaßt, und es kamen einige Schwärmer „ziemlich nahe auf uns. Ich fürchtete mich, und „sie hielt sich über mich auf. Wie? sagte sie, ein „Frauenzimmer, das bey Gefechten gewesen ist, und

„so



„so schöne Thaten verrichtet hat, fürchtet sich? Ich „antwortete ihr, ich wäre nur bey solchen Gelegen- „heiten tapfer, und dieses sey genug für mich. — „Sie sagte, die größte Begierde, welche sie in der „Welt empfunden hätte, wäre diese, einem Treffen „beyzuwohnen; sie werde nicht eher zufrieden seyn, „bis dieses geschehen wäre, und sie beneidete den „Prinzen von Condé sehr, wegen alles dessen, was „er gethan hätte. „

Zu Fontainebleau kamen viele Damen des Hofs, um die Königinn nach dem gewöhnlichen Cärimoniell zu küssen. Dieses mißfiel ihr, und sie rief bey dieser Gelegenheit aus: „Was für einen rasenden Trieb haben „diese Damen, mich zu küssen! Kommt es etwa daher, „weil ich einer Mannsperson ähnlich sehe?„ Wenige Tage darauf hielt sie ebenfalls in Mannskleidern und zu Pferde einen öffentlichen Einzug zu Paris, der an Pracht ihren Römischen weit übertraf. Sie wurde nach einem den Fürsten oft sehr unangenehmen Vorrechte, von allen Ständen und ansehnlichen Gesellschaften dieser Hauptstadt feyerlich bewillkommt. In diesen Anreden ward, wie es gewöhnlich ist, viele unzeitige Beredsamkeit verschwendet; aber ein Doctor der Theologie, welcher im Namen seiner Facultät sprach, verstand besser, was sich zu dieser Gelegenheit schickte. „Ich will, sagte er, Ew. Majestät durch keine lange Rede verdrießlich machen: ich begnüge mich bloß damit, zu sagen: Suecia Te Christinam fecit; Roma Christianam; faciat Te Gallia Christianissimam. (Schweden machte Dich zu Christinen; Rom hat eine Christinn aus Dir gemacht; möchte Dich doch Frankreich zur Allerchristlichsten Königinn machen!) „ Die Umstände, unter welchen dieser Wunsch vorgebracht wurde, konnten ihm Beyfall verschaffen, wenn er gleich von jeder andern Seite

sehr

sehr unwahrscheinlich war. Auch das Gedicht des Rectors der hohen Schule, le Camus, gefiel, und besonders folgende Stelle desselben:

Te satis antiquae tenuerunt moenia Romae,
Rudera quae ultores orbis testantia Gothos.

„Lange genug haben Dich die Mauern des alten Roms in ihrem Bezirke aufgehalten, und jene Trümmern, welche von den Rächern der Welt, den Gothen, zeugen.„

Man erinnerte sich dabey des Titels einer Königinn der Gothen, den Christina führte, so wie der Zerstörung des Römischen Reichs in den Abendländern durch dieses und andere deutsche und nordische Völker, deren Nachkommen den neuern geistlichen Rom schon lange den Untergang gebracht haben würden, wenn Alpen und Aberglaube es nicht kräftig geschützt hätten.

Christina besuchte hierauf den öffentlichen Gottesdienst zu Paris; allein für eine so neue Catholikinn, die noch ganz Eifer hätte seyn sollen, fand man ihre Andacht zu frostig. Sie plauderte die ganze Messe hindurch mit Bischöfen, und kniete niemals nieder: zwar that sie dieses nachmals, als sie beichtete; allein dem Bischof kam es sehr seltsam vor, daß sie ihm dabey beständig starr ins Gesichte sah. Alle Versmacher in dieser Stadt, alle Gelehrte und Männer von vorzüglichem Ansehen, suchten ihr damals ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Menage führte fast alle bey ihr ein, nannte und empfol sie ihr, indem er immer hinzusetzte: ein Mann von Verdiensten. „Ich weiß nicht, „schreibt er, ob sie glaubte, daß ich ihr nicht die „Wahrheit sagte; oder ob sie es merkte, es sey nicht „anders möglich, als daß ich öfters lügen müßte, „indem ich ihr so viel Gutes von allen diesen Herren vor-



„vorsagte: genug, ich hörte sie mit einer verdrießlichen „Miene sagen: Dieser Herr Menage kennt doch „viele Männer von Verdiensten.„ Sie fand sich auch in einer gelehrten Versammlung bey dem Herzoge von Guise ein, wo Gilbert, ihr Resident in Frankreich, ein Lustspiel vorlas, das ihr ungemein gefiel. Sie fragte den Chapelain, der damals noch vor einen Dichter gehalten wurde, jetzt aber nur auf eine lächerliche Art als der Verfasser eines gereimten Werks von dem Mädchen von Orleans (Pucelle d'Orleans) bekannt ist, um seine Meinung darüber; er gestand, daß ihm die Verse darinne etwas zu frey vorkämen. Menage, dem sie eben diese Frage vorlegte, lobte das Lustspiel völlig nach ihrem Geschmacke, und sie fuhr darauf fort: „Es ist mir lieb, daß es ihren Beyfall hat; „man kann sich hierinne auf Sie verlassen; aber Ihr „Chapelain, das ist ein armseliger Mann; er wollte „gern alles zu Jungfern (Pucelle) machen.„

Da der Hof sich zu Compiegne aufhielt, begab sich Christina bald dahin. Es ist wiederum am angenehmsten, die Beschreibungen zu lesen, welche die Prinzeßinn von Montpensier, und die Frau von Motteville, ein Frauenzimmer im Gefolge des Hofs, von ihrer Ankunft hinterlassen haben: hier ist wenigstens ein Auszug aus denselben. „Sie „kannte den ganzen Hof vollkommen, und wußte „alle große und kleine Dinge. Sie sagte zuweilen, „sie wisse es wohl, daß man von ihr viel Gutes und „viel Böses ausgestreuet habe; allein man werde „finden, daß sie weder das eine, noch das andere, an „sich habe. Sie fand, daß Frankreich schön, reich „und wohl bevölkert sey: allein sie wollte doch das „Ansehen haben, als wenn ihr Italien besser gefiele. „Unterdessen sahe man nachher, daß ihr die Ergötz-

„lich-

„lichkeiten von Paris nicht übel anstanden, und ich „glaube, sie würde unser Land gerne jedem andern „vorgezogen haben, wenn sie darinne hätte bleiben „können. Sie kam bey diesem ersten Anblicke allen „rechtschaffenen Männern liebenswürdig vor; man „gewöhnte sich bald an ihre sonderbare Kleidung; „ihr Gesicht war schön genug, und jedermann be„wunderte die Lebhaftigkeit ihres Geistes, und die „ungemeine Kenntniß, die sie von Frankreich hatte. „Die Franzosen erfuhren von ihr manches, wovon „sie selbst kaum wußten, daß sie es besaßen. Unter „andern stritt sie mit einigen Personen darüber, „daß es einen Achat von großem Werthe in der „heiligen Kapelle gebe, den sie sehen wollte. Man „suchte ihn lange, und fand in endlich in dem kö„niglichen Schatze zu St. Denys.„ (Es ist in denselben die Vergötterung des **August** geschnitten; man hielt aber dieses lange für eine biblische Geschichte, und küßte jährlich einigemal den Stein mit großer Andacht.) „Sie war dabey höflich, be„sonders gegen die Mannspersonen: aber ungestüm „und auffahrend, ohne daß man doch einigen Grund „gesehen hätte, um die schlimmen Erzählungen zu „glauben, welche von ihr waren gemacht worden. „Zu Paris gewann sie alle Herzen, welche sie viel„leicht bald darauf wieder verloren haben würde, „wenn sie sich länger daselbst aufgehalten hätte.„

Der Cardinal **Mazarin**, der ohngeachtet der Volljährigkeit des Königs, noch alles königliche Ansehen besaß, empfieng **Christinen** auf dem Wege nach Compiegne, zu Chantilly. Er stellte ihr den König und seinen Bruder, als zween Herren vom vornehmsten Adel vor: allein sie erkannte dieselben gleich, weil sie ihre Bildnisse in dem königlichen Palaste zu Paris gesehen hatte. Der König, der

damals

damals noch furchtsam war, und niemals an Geist und Wissenschaft mit ihr verglichen werden konnte, unterhielt sie doch mit vieler Geschicklichkeit. Er begleitete sie den Tag darauf zu der Zusammenkunft mit der Königinn, seiner Mutter, auf einem nahen Lustschlosse; bey dieser Gelegenheit war ihr Anzug weit nachläßiger, als vorher, und so seltsam, daß man über ihre Gestalt erschrack; aber bald empfand man eine gewisse Neigung gegen sie, weil Kleidung, Anstand, Geberden, ihre ganze Aufführung, alles zusammen, ein außerordentliches Ganzes ausmachten, das ihr allein angemessen war. Man führte sie zu Compiegne in die italiänische Comödie; sie fand dieselbe schlecht, und sagte es frey heraus. Als man ihr versicherte, diese Schauspieler pflegten sonst besser zu spielen, so antwortete sie kaltsinnig: sie zweifele nicht daran, weil man sie noch beybehielte. Der Hof mußte ihr sogar Kammerdiener geben: denn sie war fast ganz allein, ausgenommen ein kleines unansehnliches Gefolge, und es fehlte ihr sowohl an kostbarem Geräthe, als am Gelde.

Am ersten Tage ihres Aufenthalts bey Hofe sprach sie wenig. Der Graf von Nogent, der sich daselbst durch seine Spöttereyen und Einfälle beliebt zu machen suchte, erzählte von ihr allerhand alte Mährchen; sie sagte aber ganz ernsthaft zu ihm, er sey glücklich, ein so gutes Gedächtniß zu haben. Weit aufgeräumter und liebenswürdiger, als sie selbst seyn wollte, erschien sie am folgenden Tage. Sie nahm die Einladung des Königs an, ihn auf die wilde Schweinsjagd zu begleiten; wiewohl sie hinzusetzte, daß ihr dieselbe nicht gefiele, weil sie gefährlich wäre, und weil sie nicht leiden könne, daß man sich in einer andern Absicht der Gefahr aussetze, als um Ruhm zu erwerben. Desto mehr

wurde sie durch ein französisches Trauerspiel gerührt, das man vor ihr aufführte. Sie bewunderte die schönsten Stellen desselben durch laute Ausrufungen der Freude oder des Schmerzens, und warf sich, als wenn sie allein wäre, auf die Lehne ihres Stuhls hin: so verfiel sie in ein tiefes Nachdenken, aus welchem sie die Königinn selbst nicht ziehen konnte, die öfters mit ihr zu sprechen versuchte. Einige Hofleute sprachen noch an demselben Tage mit ihr von der Treue, die man den Königen schuldig ist, und einer unter ihnen sagte, daß man dieselbe bey allen rechtschaffenen Männern finde. Christina versetzte darauf, dieses sey in allen andern Ländern wahr; allein sie habe bemerkt, daß der Mangel an dieser Treue in Frankreich vor keinen Fehler gehalten werde, und daß er unter Personen von Verdiensten und Stande daselbst gemein sey. Verschiedene kühne Spötter bey Hofe hatten sich vorgenommen, sie lächerlich zu machen, und dadurch diejenigen zum Stillschweigen zu nöthigen, welche sie zu freygebig mit Lobsprüchen überhäuft hatten; allein ihre vortrefflichen Eigenschafften, die desto mehr unter ihren Fehlern hervorschimmerten, je kürzere Zeit sie am Hofe blieb, und je mehr sie den Reiz der Neuigkeit für sich hatte; überdieses die mehr als gemeine Hochachtung, welche ihr der Hof erwies, und vielleicht auch das hohe Betragen, mit welchem sie auf diese Leute herabsah; alles dieses benahm ihnen die Gelegenheit und den Muth zu einer Beschäftigung, die, so unedel sie auch ist, in der großen Welt nur gar zu oft gesucht und bewundert wird.

Sie sah hierauf ein Trauerspiel im Jesuiter-Collegio vorstellen; hielt sich aber ungescheut über dasselbe auf. Eben damals erhielt der Hof die

ange-

angenehme Nachricht von der Eroberung der Stadt Valence, und Christina bezeigte darüber gleichfals ihr Vergnügen. Als aber Nogent, der immer redete, zu erzählen anfieng, daß auch vor hundert Jahren Valence von den Franzosen wäre erobert, Valenciennes aber, wie vor kurzem, vergeblich belagert worden: wünschte sie sogleich, daß eben dieselben Personen nach hundert Jahren dieses wiederum thun möchten, und daß Sie, Herr von Nogent — hier wandte sie sich zu ihm — alsdenn noch Ihren dunkelgelben Reiserock anhaben, und eben dieselben Erzählungen, wie jetzt, vorbringen mögen: denn, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich möchte sie lieber in hundert Jahren, als jetzt hören. — Sie griff ihn deswegen hauptsächlich so bitter an, weil man ihr gesagt hatte, daß Nogent sie selbst mit seinen Spöttereyen nicht verschont habe. — Der Beichtvater des Königs, der Jesuit Arnaut, hatte noch weniger Ursache, mit ihrer Begegnung zufrieden zu seyn. Er wollte seinen Orden bey ihr entschuldigen: denn sie hatte sich über denselben beschwert, unter andern darüber, daß der General desselben zu Rom ihr nicht aufgewartet hatte. Sie antwortete ihm höhnisch, und mit dem ihr natürlichen Ungestüm, es sollte ihr leid seyn, sie zu Feinden zu haben, indem sie ihre Stärke wohl kenne, und daher lieber mit einem Fürsten Händel haben wollte, als mit ihnen: aus dieser Ursache wollte sie seine Entschuldigung annehmen; sie versicherte ihn aber, daß sie weder zur Beichte, noch zur Tragödie sie jemals wählen werde; — ein poßierlicher Vorwurf, den sie den Jesuiten, sowohl wegen der zu gefälligen Nachsicht in der Sittenlehre, die man ihnen Schuld gab, als wegen des schlechten Trauerspiels machte, das sie bey ihnen gesehen hatte.

Außer allen diesen Nachrichten von Christinen, welche die beyden obengedachten Frauenzimmer aufgesetzt haben, findet man in ihren Schriften und bey andern, welche damals einen Zugang am Hofe hatten, noch mehrere, die gleich den angeführten, und den Anekdoten der Höfe überhaupt, vielleicht manche Zusätze und Veränderungen in Absicht auf die Wahrheit der Begebenheiten erlitten haben, aber doch immer verdienen, gesammelt zu werden. Christina, sagen sie, war in ihrem Aeußerlichen würklich lächerlich, und fast alle ihre Handlungen hatten etwas Ausschweifendes an sich: so wie man sie daher mit Recht tadelte, so hatte man gleichwohl eben so viele Ursachen, sie ungemein zu loben. Sie sah in keinem Stücke einem Frauenzimmer ähnlich; sie besaß nicht einmal die ihrem Geschlechte nöthige Bescheidenheit, ließ sich nicht in den schicklichsten Stunden von Mannspersonen bedienen, und wollte überhaupt in ihrem Betragen eine Mannsperson vorstellen. Ihre Neigung gegen unser Geschlecht kam, wie sie selbst sagte, nicht davon her, weil es das männliche Geschlecht ist; sondern aus einer Verachtung gegen ihr eigenes, dessen größtem Theile sie zu sehr an Verstande und Wissenschaft überlegen war. Sie gab auch während ihrer Anwesenheit in Frankreich nur sehr wenigen Frauenspersonen einige Merkmale der Achtung, unter andern der berühmten Ninon de l'Enclos, deren Umgang wegen ihres Witzes und Scharfsinnes so sehr gesucht wurde; aber durch ihre freye und wollüstig Lebensart gefährlich war. Christina, so fahren diese Nachrichten fort, lachte ganz ausgelassen, wenn ihr etwas sehr gefiel, besonders über manche Possen in der italiänischen Comödie. Sie sang oft in Gesellschaft; wurde aber auch bis zum

Ein-



Einschlummern tiefsinnig. Ihre Aufführung war sehr ungleich, und sowohl bey Materien der Religion, als des Wohlstandes, überschritten ihre Reden oft die anständige Freyheit. In Gegenwart des Königs und des ganzen Hofs legte sie ihre Füße auf eben so hohe Stühle, als derjenige war, auf welchem sie selbst saß. Sie hielt auch nicht auf die Ehrfurcht, welche man königlichen Personen schuldig ist, und gieng sehr vertraut mit den beyden häßlichen Frauenspersonen um, die um sie waren. Sie war freymüthig über alles, sparsamer im Loben, als im Tadeln; aber doch weit entfernt, jemanden leicht etwas unangenehmes zu sagen; eine Feindinn der Schmeichler, überaus nüchtern und mäßig; vermied es, ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, ließ aber desto mehr Witz und Geschmack sehen, und liebte einen bündigen, zusammengepreßten und scharf zugespitzten Ausdruck.

Je weniger Christina die Denkungsart und die Sitten eines einzigen Landes nachahmte, und je mehr sie ein Urbild war, das man für jede Gegend von Europa neu nennen konnte, desto lebhaftere Bewunderung hinterließ sie in Frankreich, wo man schon damals beynahe nichts vor schön und liebenswürdig hielt, was nicht auf französischem Boden gewachsen war. Sie reiste noch im September des Jahrs 1656 in einem ziemlich geringen Aufzuge nach Italien zurück. Die Pest verheerte damals noch Rom: sie hielt sich daher meistentheils zu Pesaro im Kirchenstaate auf. Hier schrieb sie an ihre Vertraute, die Gräfinn Sparre in Schweden, und wünschte ihrer Gesellschaft genießen zu können: sie gestand ihr zugleich, daß sie, nachdem sie in dem schönsten und gesittetesten Lande der Welt die reizendesten Frauenzimmer gesehen, doch keines gefunden

habe, daß man mit der Gräfinn vergleichen könne. Ohne Zweifel fühlte die Königinn den Mangel an einer nahen Person, gegen welche sie ihr Herz ausschütten könnte; allein ihre Freundinn faßte keinen so geschwinden und leichtsinnigen Entschluß, ungewissen Aussichten die Glückseligkeit, welche sie in ihrem Vaterlande genoß, vorzuziehen.

Unterdessen hatten die Annehmlichkeiten von Frankreich so vielen Eindruck bey Christinen gemacht, daß sie schon im September des Jahrs 1657 abermals Lust bezeigte, eine Reise dahin vorzunehmen. Zum Vorwande derselben gab sie ihre Begierde an, den König auf einem bevorstehenden Ballet tanzen zu sehen. Mazarin hatte sie im Verdachte, daß sie in der Absicht käme, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu befördern: und er verlangte ihre ungebetene Vermittelung nicht. Man sagt, daß sie schon im vorigen Jahre solche Bemühungen geäußert, und daß diese sowohl, als die Aufmunterung, welche sie dem Könige gab, sich mit einer Nichte des Cardinals, mit welcher er ein Liebesverständniß hatte, zu vermählen; daß beydes den Hof bewogen habe, ihre Abreise auf eine gute Art zu beschleunigen. Genug, sie erfuhr bald, daß man sie auch zum zweytenmale in Frankreich gerne sehen würde.

Bald nach ihrer Ankunft zu Fontainebleau, im October dieses Jahres, ließ sie ihrem Oberstallmeister, dem Marquis Monaldeschi, das Leben nehmen. Sie hatte den Argwohn der Untreue, den sie seit einiger Zeit gegen ihn faßte, durch seinen aufgefangenen Briefwechsel zu einer völligen Gewißheit gebracht. Sie fand sogar, daß er, um desto unverdächtiger zu bleiben, einen andern ihrer

Hof-

Hofbedienten, der in Italien war, der Verrätherey zu beschuldigen suchte: dieses war allem Ansehen nach der Graf Sentinelli, mit welchem Monaldeschi in keinem guten Vernehmen stand. Indem sie sich stellte, diese Beschuldigung zu glauben, nöthigte sie ihm selbst das Bekenntniß ab, daß der Verräther den Tod verdiene. Allein nach einigen Tagen überzeugte sie ihn aus seinen Briefen, daß er es selbst sey; hörte lange seine Rechtfertigung an, und verwarf sie gänzlich; befohl darauf einem Geistlichen, den sie von Paris hatte kommen lassen, ihn zum Tode vorzubereiten, und dem Hauptmanne ihrer Leibwache, das Urtheil an ihm zu vollstrecken. Vergebens bat Monaldeschi auf das wehmüthigste um sein Leben: der Geistliche fiel ihr in gleicher Absicht zu Füßen; sie antwortete aber, daß sie es nicht bewilligen könne; der Verräther sey strafbarer, als diejenigen, welche gerädert werden, indem sie ihm ihre wichtigsten Angelegenheiten und ihre geheimsten Gedanken anvertrauet habe; ohne daß sie ihm ihre Wohlthaten vorwerfen wolle, welche größer wären, als man sie einem Bruder erzeigen könne. Da der Geistliche noch einmal auf die rührendste Art eine Fürbitte einlegte, und sie gleichwohl unbeweglich fand, stellte er ihr endlich vor, sie befinde sich in dem Palaste eines Königs; sie könne daher dasjenige nicht zu viel überlegen, was sie thun wollte, und ob es auch der König billigen werde. Darauf gab Christina zur Antwort, sie habe das Recht, die Gerechtigkeit ausüben zu lassen, und nahm Gott zum Zeugen, daß sie keinen besondern Haß gegen den Monaldeschi hege; sondern nur seine Verrätherey, die ihres gleichen nicht habe, bestrafen müsse; außerdem gebe ihr der König diese Wohnung nicht als einer gefangenen oder flüch-

 tigen

tigen Person; sie sey Herr von ihrem Willen, könne ihre Bedienten überall und zu aller Zeit zur Strafe ziehen, und brauche niemanden, als Gott, von ihrer Aufführung Rechenschaft zu geben: dazu setzte sie noch, diese ihre Handlung sey nicht ohne Beyspiele. Der Geistliche versetzte, Königinnen hätten wohl dergleichen in ihrem Reiche, aber nicht anderwärts, gethan; doch, fuhr er fort, wenn gleich diese Handlung noch so gerecht wäre, so könnte sie doch von andern für gewaltsam und übereilt angesehen werden: die Königinn möchte daher lieber großmüthig und mitleidig mit dem Verbrecher handeln, oder ihn zum wenigsten in die Hände der Obrigkeit übergeben, damit er nach den Gesetzen gerichtet werden könne. Was? sagte die Königinn hierauf, ich, die ich eine unumschränkte Gewalt über meine Unterthanen besitzen muß, sollte mich genöthiget sehen, wider einen Verräther unter meinen Bedienten, von dessen Untreue ich sein eigenhändiges Bekenntniß habe, erst die Richter um Gerechtigkeit zu ersuchen? Noch erinnerte der Geistliche, die Königinn sey in dieser Angelegenheit Parthey; allein sie wollte nichts weiter hören, und es kam ihm vor, daß sie vielleicht noch eher würde zu erweichen gewesen seyn, wenn sie die Sache nicht bereits so weit getrieben hätte. Die Todesstrafe mußte also endlich am **Monaldeschi** vollzogen werden; er hatte sich aber, aus einer gewissen Ahndung, mit einem Panzerhemde bewaffnet, und bekam daher viele Wunden und Stiche vor dem tödtlichen. Der Lustgang des Schlosses, wo dieses am 10. November des Jahrs 1657 vorgieng, wurde an vielen Orten mit seinem Blute befleckt. Unterdessen sprach die Königinn nicht weit davon in ihrem Zimmer auf eine gleichgültige Art von andern Dingen, und gab nach-



nachmals eine Summe Geldes zu Seelmessen für den Todten her.

Man hat die genauen Umstände der Verrätherey des Monaldeschi niemals zuverläßig erfahren können. Es scheinet auch, da sein Verbrechen überhaupt gewiß ist, daß es überflüßig sey, dieselben sorgfältig zu untersuchen. Ohne Zweifel hat ihn der Neid gegen den Grafen Sentinelli, Oberhofmeister der Königinn, dem sie vor allen andern ihrer Hofbedienten gewogen war, verleitet, zum Verräther an ihr zu werden. Einige haben versichert, daß er ihre geheimsten Staatsunterhandlungen entdeckt, ja wohl gar einen Kundschafter des Cardinals Mazarin abgegeben habe. Allein diese Beschuldigung kann eben so wenig erwiesen werden, als eine andere, die seine Treulosigkeit in schimpflichen Erzählungen bestehen läßt, welche er von der Aufführung, und sogar von einem Liebeshandel der Königinn ausgestreuet haben soll.

Desto mehr kann über die Art der Bestrafung, die er gelitten hat, gesagt werden: und wenige Handlungen in Christinens Leben haben auch zu widersprechendern Urtheilen Gelegenheit gegeben. Daß man sie in Frankreich fast durchgängig getadelt hat, war leicht zu erwarten, weil die Ehre und die Rechte des Königs dadurch beleidigt zu seyn schienen. In andern Ländern waren die Meinungen der Staatsmänner und Gelehrten immer darüber getheilt. Der Name des großen Leibnitz, der die Königinn hierinne rechtfertigte, giebt zwar auf dieser Seite einen wichtigen Ausschlag; aber zu geschweigen, daß er seine Vertheidigung noch etwas einschränkt, so hat es das Ansehen, daß ein noch größerer Mann, Grotius, nach seinen bekannten Grundsätzen diese That nicht würde gebilligt haben, wenn er sie erlebt hätte. Man

kommt darinne ziemlich von beyden Theilen überein, daß ein regierender Fürst, auch in einem fremden Gebiete die höchste Gewalt über seine Hofbedienten und sein Gefolge, selbst die Macht über ihr Leben zu sprechen, nicht verliere; doch setzt man hinzu, daß die Ausübung dieser Gewalt die äußerste Behutsamkeit, und wenn sie das Leben selbst betreffen sollte, einen Zusammenfluß der wichtigsten und dringendesten Ursachen, nebst der Vermeidung alles öffentlichen Aufsehens, erfordere. Es giebt auch Beyspiele von dieser letztern Art, obgleich sehr seltene. Carl der Zweyte ließ im Jahr 1655, da er in England nicht einmal als König erkannt wurde, einen Verräther unter seinen Bedienten in einem Schlosse des Herzogs von Neuburg, vielleicht aber mit dessen Bewilligung, hinrichten. Man weiß sogar, daß ein Spanischer Gesandter zu Venedig einen seiner Bedienten an einem Fenster seines Palastes habe aufhängen lassen: und die Republik bezeigte wenigstens keinen öffentlichen Unwillen darüber. Hingegen erinnert man mit Recht, daß ein Fürst, der die Regierung niedergelegt, und sich also dem Privatstande genähert hat, wenn er gleich fürstliche Titel und Ehrenbezeigungen beybehält, doch auf eine solche Gewalt keinen Anspruch machen könne; sie müßte ihm denn besonders eingeräumet worden seyn.

Diese Gründe vorausgesetzt, scheinet die Anwendung auf Christinens Betragen nicht schwer zu seyn; und sie bleibt es dennoch in gewisser Maaße. Die Königinn hatte zwar der Krone entsagt; aber sich doch zugleich die Rechte der obersten Gewalt über diejenigen, die in ihren Diensten waren, vorbehalten. In den zu ihren Einkünften angewiesenen Ländereyen mußten ihr die Unterthanen eben sowohl als dem Könige und dem Reiche Schweden, einen Eyd der

Treue



Treue leisten. Sie setzte daselbst Befehlshaber und Unterbediente nach Gefallen ein, und nahm ihnen auch ihre Stellen. An auswärtigen Höfen hielt sie ihre Gesandten, so wie auch von diesen Gesandte an sie geschickt, und ihr in jeder Betrachtung königlich begegnet wurde. Alle diese Vorzüge beweisen gleichwohl noch nicht, daß die Fürsten dieser Zeit Christinen die Macht einer regierenden Königinn zugestanden hätten. Vieles wurde nur ihren großen Eigenschaften erwiesen; und man darf sehr daran zweifeln, ob sie selbst in den erstgedachten Ländereyen eine so uneingeschränkte Gewalt über *Leben und Tod* hätte ausüben können, ohne *Widerspruch und Mißvergnügen im Schwedischen Reiche* zu erregen. Auch wenn *man glauben sollte*, daß ihr dieses Recht *gebührt habe, möchte man doch wünschen*, daß sie sich *desselben nicht bedient* hätte. Es giebt gewisse strenge Rechte, deren man sich entschlägt, um liebenswürdiger zu seyn. Selbst ein Fürst auf dem Throne wird, wenn er darauf sieht, seine ungemeßne Gewalt nicht dazu gebrauchen, ein Verbrechen, das an ihm begangen worden ist, ohne alle gesetzmäßige Untersuchung sogleich zu rächen. Freylich mußte es Christina für unanständig halten, einen ungezweifelten Verräther erst den Händen der Obrigkeit eines fremden Landes zu übergeben, *und nicht allein von derselben ein Urtheil zu erwarten, das nicht anders ausfallen* konnte, als sie es selbst *gefällt* hatte; sondern sich auch in Gefahr zu begeben, daß dadurch ihre geheimsten Angelegenheiten ans Licht gezogen wurden. Aber warum hatte sie sich selbst in diese mißliche Stellung versetzt, in welcher Nachgeben oder Verzeihung, oder wenigstens Aenderungen bey der Strafe, beynahe nothwendig waren, um nicht für zu rachbegierig und grausam angesehen zu werden? Gewiß, wenn

sie weiter nichts durch diese That verletzt hat, so war es doch der Wohlstand, die Achtung und Erkenntlichkeit, welche sie dem Könige von Frankreich für die freundschaftliche Aufnahme in seinem Schlosse nicht versagen konnte. Sie lebte aber würklich damals unter seinem Schutze; sie regierte nicht mehr: zween Umstände, die ihrem Betragen zuwider waren.

Der französische Hof hielt sich in der That für beleidigt, und ließ die Königinn einige Monate zu Fontainebleau, ohne sie zu besuchen, und nach Paris einzuladen. Sie kam endlich am Ende des Februar im Jahr 1658 in diese Hauptstadt, wohnte einer Lustbarkeit des Hofs bey, bekam aber ihre Wohnung in den Zimmern des Cardinals Mazarin, damit sie es merken möchte, daß man ihrer bald wieder entledigt zu seyn wünschte. Sie schien es jedoch nicht merken zu wollen, überließ sich den Ergötzlichkeiten mit der heftigsten Begierde, und war auch in ihrer übrigen Aufführung eben so ausschweifend, als ehemals. Ihre Bewunderer hatten sich, allem Ansehen nach, durch die Ermordung des Monaldeschi, auch wohl deswegen verringert, weil die ersten Reizungen der Neuigkeit bey ihr verloren waren. Dagegen fand sie unter ihrem eigenen Geschlechte die eifrigsten und witzigsten Lobrednerinnen daselbst; unter andern die Gräfinn von Süze, welche ihren Gemahl und zugleich seine Religion, die Reformirte, verlassen hatte, um ihn, wie Christina sagte, weder in dieser, noch in jener Welt zu sehen. Eines Tages begab sie sich auch in die Versammlung der Académie Françoise. Diese hatte sich nicht besonders darauf gefaßt gemacht: es wurden also nur mittelmäßige Aufsätze vorgelesen; und da die Gesellschaft eben damals an ihrem Wörterbuche arbeitete, legte sie der

Köni-

Königinn eine Probe daraus vor. Von ohngefähr traf dieselbe das Wort Jeu, (Spiel) und unter demselben die Redensart: „Spiele der Fürsten, die nur denen gefallen, welche sie vornehmen.„ Christina, lachte selbst darüber, daß sie eine ihr so nützliche Lehre aus einem Wörterbuche anhören mußte, und bezeigte übrigens viele Zufriedenheit mit einer Gesellschaft, die durch den Entwurf, die feinsten und beredtesten Schriftsteller von Frankreich zu ihren Mitgliedern aufzunehmen, und dadurch eine glückliche Nacheiferung zu erwecken, den schönen Wissenschaften in diesem Reiche mehr Vortheile gebracht hat, als durch ihre gemeinschaftliche Beschäftigungen.

Während dieses Aufenthalts in Frankreich entstand bey Christinen plötzlich die Neigung, nach England zu reisen; sie schickte daher ihren Sekretair Madalschi an den Cromwel, dem Ansehen nach nur, um ihn ihrer Hochachtung zu versichern; in der That aber, um ihn auf eine ungezwungene Art dahin zu bringen, daß er sie zu einem Besuche einladen möchte. Cromwel, der mit so großer Geschicklichkeit ein Reich regierte, das er seinem rechtmäßigen Herrn entrissen hatte, nahm ihren Abgeordneten sehr höflich auf; stellte sich aber, als wenn er die Absichten desselben nicht verstünde, und schickte ihn mit vielen ausgekünstelten und weitschweifigen Reden zurück. Man glaubte auch, die Ursachen gefunden zu haben, warum er Christinen in England nicht zu sehen verlangte. Er konnte die großen Kosten, welche ihm ihr Empfang verursacht hätte, nützlicher zu den Bedürfnissen des Reichs anwenden. Da er ein heftiger Feind der römischcatholischen Religion war, so mußte ihm der Anblick einer Königin, welche sich mit so vielem Aufsehen zu derselben bekannt hatte, und vielleicht einige Gunstbezeigungen für die Römischcatholischen von

ihm

ihm verlangt haben würde, unangenehm seyn. Ausserdem wollte er auch seine Geschäfte und Anschläge nicht ihren scharfsichtigen Augen bloß stellen: denn er wußte, wie gerne und wie bald sie die Geheimnisse der Höfe entdeckte. Man setzt noch hinzu, daß diese Reise vom Mazarin vorgeschlagen worden sey, der sich der Unterhandlung der Königinn habe bedienen wollen, um eine Vermählung zwischen dem Cromwel und einer seiner Nichten zu stiften. Aber alle diese Nachrichten schreiben sich bloß vom Gregorio Leti her, der kein bewährter Zeuge in der Geschichte ist: und wenn also auch der Vorsatz zu dieser Reise gewiß seyn sollte, so ist man noch nicht verbunden, das übrige zu glauben; ob es gleich meistentheils wahrscheinlich ist.

Im May des Jahrs 1658 kam Christina nach Rom zurück. Sie hatte von dem Cardinal Mazarin eine ansehnliche Geldsumme, als einen Rückstand der französischen Hülfsgelder an Schweden, bekommen, und bezog jetzt seinen Palast. Die Spanische Parthey gerieth dadurch auf den Argwohn, sie möchte nur deswegen sich wieder nach Rom begeben haben, um daselbst die Vortheile von Frankreich auf alle Art zu befördern. Ihre Feinde streueten sogar das Gerücht aus, sie sey mit den Franzosen und Engländern auf eine Unternehmung zur See wider das Königreich Neapel oder den Kirchenstaat, bedacht. Unbekümmert um diese Reden, richtete die Königinn einen glänzenden Hofstaat auf. Allein ihr Aufwand konnte von den Einkünften, deren sie genoß, desto weniger bestritten werden, da diese wegen des weitläufigen Krieges, in welchen Schweden damals verwickelt war, immer unordentlicher eingiengen. In dieser Verlegenheit schickte sie den Grafen Sentinelli nach Wien, und ließ dem Kayser den Antrag thun,

er

er möchte ihr, weil der König von Schweden ihr die bewilligten Gelder nicht auszahlen ließ, 24000 Soldaten unter der Anführung des Feldherrn Montecuculi überlassen; mit diesen hoffte sie Pommern zu erobern, wo sie noch eine starke Parthey hätte; die Einkünfte aus diesem Lande wollte sie sich ihr Leben hindurch vorbehalten; nach ihrem Tode aber sollte es an das deutsche Reich fallen. Der kayserliche Hof nahm dieses Anerbieten an, und ließ die Unterhandlung zu Rom fortsetzen; allein Christina unterbrach sie gar bald, weil sie ihre Meinung änderte. Zu ihrer Ehre hätte sie niemals auf eine solche Unternehmung wider ihr Vaterland fallen sollen.

Sie fand in dieser Bedrängniß einen nahen Beystand, den sie gleichwohl am wenigsten verlangt hatte, indem ihr der Pabst ein Jahrgeld von 12000 Scudi, oder römischen Speciesthalern, ausmachte. Diese Freygebigkeit war desto außerordentlicher, da man vielmehr am päbstlichen Hofe erwartete, daß ihre Bekehrung für denselben einträglich werden würde, und Proselyten, welche von diesem Hofe unterhalten werden müssen, ihm nicht die angenehmsten sind. Alexander der Siebente empfohl ihr zugleich den Cardinal Azzolini zum Aufseher über ihren Hofstaat, oder zum Oberhofmeister. Man beschreibt uns diesen Cardinal als einen jungen wohlgebildeten und lebhaften Mann, der einen feinen Geschmack und viele Kenntniß der schönen Wissenschaften besaß, seine Gedanken auch sehr edel auszudrücken wußte; aber dabey arglistig, eigennützig und neben einer großen Fähigkeit zu den wichtigsten Angelegenheiten, doch seinem Vergnügen zu sehr ergeben war. Er führte bald eine so gute Haushaltung in dem Palaste der Königinn ein, daß es ihr nie an Gelde fehlte. An Statt, sich ihrem Willen zu widersetzen, wußte er sich

viel-

vielmehr nach seiner beugsamen Gemüthsart in jede ihrer Absichten gefällig zu schicken, und er gewann dadurch ihre völlige Hochachtung und Freundschaft.

Da Christina auf diese Art einer beschwerlichen Sorge überhoben war, wandte sie sich abermals zu der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und Künsten; sie belustigte sich auch an chymischen Versuchen, die aber ihren Einkünften großen Abbruch thaten. Mittlerweile nahm das gute Vernehmen, in welchem sie bisher mit dem Pabste gestanden hatte, ein Ende. Sie wollte den Grafen Sentinelli, eben den, durch welchen sie den Monaldeschi hatte umbringen lassen, mit der Herzoginn von Ceri, einem ungemein reichen Frauenzimmer, vermählen. Der Pabst widerrieth es ihr; als sie aber darauf bestand, ließ er die Herzoginn in ein Kloster bringen, und nöthigte den Sentinelli, Rom zu verlassen, dem jedoch die Königinn ein Regiment in Diensten der Venetianer verschaffte. Daß der Pabst gegen sie kaltsinniger geworden war, kam hauptsächlich von ihrer Partheylichkeit für Frankreich her. Man gab vor, daß sie gesonnen sey, für diese Krone Kriegsvölker zu werben, die wider Neapel gebraucht werden sollten: daher ließ der Pabst nicht nur alle eigenmächtige Werbungen bey Lebensstrafe verbieten, sondern auch in der Nähe von Christinens Palaste Wachten ausstellen. Um allem Argwohne zu entgehen, entfernte sie sich immer mehr von der französischen Parthey, und zog aus dem Palaste des Cardinals Mazarin in ein Kloster. Allein auch daselbst ließ der Pabst alle ihre Schritte von den Mönchen sehr genau beobachten. Sie hingegen suchte sein Vertrauen wieder zu erhalten, und erschien öfters bey feyerlichen Umgängen, damit sie seinen Seegen bekäme. Ueberhaupt waren Christina und Alexander von einem

sehr verschiedenen Geiste: sie im Großen geschäftig, und über alle kleine, niedrige Umstände des Lebens erhaben, so frey und offenherzig, daß ihr diese Eigenschaften öfters schadeten; der Pabst aber ein Mann, der an Kleinigkeiten kleben blieb, und sich durch dieselben ein wichtiges Ansehen zu geben suchte, verstellt und gekünstelt in seiner ganzen Aufführung, und eben daher auch sehr mißtrauisch gegen andere. Man erzählt, daß die Königinn seiner offenbar gespottet, und besonders unter sein Wapen, in welchem er sechs Berge führte, den Vers geschrieben habe: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus: „Nach langem Gekreiße der Berge werden sie endlich nur eine lächerliche Maus hervorbringen.„ Er soll auch mit ihrer äußerlichen Andacht, und mit ihrer wenigen Ehrerbietung gegen ihn und seine Minister schlecht zufrieden gewesen seyn.

Zuweilen ließ sie einen desto brennendern Eifer für die römischcatholische Religion blicken: besonders, wenn ihr Ehrgeiz dabey angegriffen wurde. Sie schickte im Jahr 1658 ihren Sekretär **Davißon**, einen Schweden, der, wie sie, seine Religion verändert hatte, in sein Vaterland, um für sie desto geschwinder das Geld, welches man ihr schuldig war, aufzubringen. Der König bezeigte sich dabey so willfährig, als es nur immer der damalige Krieg erlaubte; allein da **Davißon** bey ihm um Gehör bat, wollte er es nicht eher bewilligen, bis derselbe sich eidlich erklärt hätte, daß er nicht Römischcatholisch sey: vermuthlich um allen Verdacht abzulehnen, als wenn er den Uebertritt der Königinn zur Römischen Kirche gleichgültig ansähe, oder mit ihr in einer geheimen Verbindung stünde. Ueber dieses Ansinnen schrieb Christina ihren Sekretär einen Brief, der aus ihrer Geschichte nicht ganz wegbleiben darf: „Ich halte

„Sie,

„Sie, (so fängt sie denselben an,) für so untüchtig,
„ein Märtyrer zu werden, daß ich Ihnen nicht rathen
„will, sich der Gefahr auszusetzen, eine Niederträch-
„tigkeit zu begehen, um Ihr Leben zu retten. Die
„Ehre und das Leben sind zwey Dinge, die nach mei-
„ner Meinung verdienen, daß man für sie sorge.
„Sollten Sie aber Ihre Religion leugnen od. verber-
„gen, so würden Sie keines von beyden retten, im Fall
„Sie sich alsdenn vor mir zeigen sollten. Sie müssen
„Catholisch leben und sterben: thun Sie dieses nicht,
„so machen Sie sich meiner unwürdig. Werden Sie
„durch die Drohungen des Königs von Schweden,
„nicht bestürzt. Enthalten Sie sich, ihn zu sehen,
„und kommen Sie wieder zu mir. Nach seiner Dro-
„hung gegen Sie, werde ich Ihnen geneigter, als je-
„mals seyn, und ich werde Ihnen seine harte Begeg-
„nung als ein Verdienst anrechnen. Seyn Sie darüber
„ruhig. Kommen Sie zurück; aber ohne etwas Nie-
„derträchtiges oder Furchtsames begangen zu haben,
„und bringen Sie mir sichere Zeugnisse mit, daß Sie
„als ein wahrer Catholik gelebt, und alle Pflichten
„zu welchen uns unsere Römischcatholische Religion
„verbindet, erfüllt haben. Kommen Sie auf diese
„Art zurück, so werde ich Sie freudig und gütig
„aufnehmen: wenn mir nur ein Bissen Brod zu essen
„übrig seyn sollte, so werde ich ihn mit Ihnen theilen;
„und eher will ich sterben, als Ihnen nicht beystehen.
„Sollten Sie aber Furcht oder Hoffnung so sehr er-
„schüttern, daß Sie jene Pflicht, die Ihnen theurer,
„als das Leben seyn muß, überträten, so kommen
„Sie ja nicht wieder zu mir; seyn Sie aber versi-
„chert, daß ich Sie wegen dieser Niederträchtigkeit
„strafen werde, und daß mich die ganze Macht des
„Königs von Schweden nicht hindern soll, Ihnen
„selbst in seinen Armen, wenn Sie sich dahin sollten
„geflüch-

„geflüchtet haben, das Leben zu nehmen. Urtheilen „Sie nun selbst, ob Sie im Stande sind, zu mir „zurück zu kehren, oder nicht, und glauben Sie, „daß ich Ihnen Wort halten werde.„ — **Davißon** gehorchte ihr völlig; wer hätte auch leicht einem solchen Briefe, und einer Königinn, die ihre Strafen mit so vieler Rachbegierde verfolgte, ungehorsam seyn können? Es ist leicht zu sehen, daß sie nur das Verhalten des Königs von Schweden in diesen Anfall von Hitze für die römischcatholische Religion versetzt habe, und daß ihre unmäßigen Drohungen aus dem Zorne einer Fürstinn entstanden sind, die sich wegen ihrer Ohnmacht für verachtet hielt.

Während daß sie auf diese Art ihre Hoheit wenigstens in Gesinnungen und Worten behauptete, nahm die Frau eines Schwedischen Hauptmanns ihren Namen und ihr Ansehen in Schweden an, strich in dem Lande herum, und wurde von vielen Personen für **Christinen** angesehen; bis man sie im Jahr 1658 aus dem Reiche vertrieb. Dieses verlor im Jahr 1660 seinen König, **Carl Gustav**, den größten und siegreichsten, aber nur zu kriegerischen Helden seiner Zeit, mit dessen Kriegen und seinem ganzen Betragen gegen sie, die Königinn übel zufrieden war. Sie entschloß sich nunmehro, selbst nach Schweden zu reisen, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; ihr Aufenthalt zu Rom war damals auch unangenehm, weil der Pabst und die Spanier ihr vielen Verdruß machten, und der Statthalter von Rom ihre Bedienten unter dem Vorwande bestrafen ließ, daß sie die Quartiersfreyheit gemißbraucht hätten, auf deren Erhaltung die Königinn sehr aufmerksam war. **Carl Gustav** hinterließ einen Prinzen **Carl**, dem er unter andern seinen Bruder, den Prinzen **Adolph Johann**, zum

zum Vormunde bestellte. An diesen schrieb Christina nicht bloß, um ihm ihren Vorsatz zu melden; sondern hauptsächlich, um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Indem sie ihn ersucht, auf die Erziehung des jungen Königs allen Fleiß zu wenden, setzt sie hinzu; „Jede andere, als ich, würde Sie ermahnen, ihn an „dasjenige zu erinnern, was ich für ihn gethan habe; „allein ich versichere Ihnen, daß ich ihm alles, was „er mir schuldig ist, mit der Bedingung erlasse, daß „ihm dereinst dasjenige wohl bekannt sey, was „er Schweden schuldig ist. Bemühen Sie sich, daß „er seine Pflicht kennen lerne, und sie dergestalt lieb „gewinne, daß er seinen Ruhm und seinen Ehrgeiz „in dem Wohl seines Staats und in der Glückseligkeit seines Volks suche. Machen Sie ihn meines „und meiner Vorfahren Thrones würdig, und sehen „Sie darauf, daß er unsere Stelle auf eine anständige Art einnehme, indem Sie ihm, wenn es möglich ist, durch eine schöne und edle Erziehung die „großen und heldenmüthigen Tugenden des Königs, „meines Vaters, einflößen.„ Sie fährt fort, ihm dieses auf das eifrigste zu empfehlen; allein sie ist eben so beredt in den Lehren, die sie dem Prinzen selbst giebt. „Vergönnen Sie es mir, schreibt sie, „daß ich Sie ermahne, sich der Verbindlichkeit zu „erinnern, welche Sie Schweden dafür schuldig „sind, daß es in die Ehre gewilligt hat, eine Krone „in Ihr Haus zu bringen. Was sind Sie ihm nicht „nach einer so großen Wohlthat schuldig! Sie sollten „den geringsten Schweden mit Hochachtung und „Dankbarkeit betrachten: und wenn Sie alles Ihr „Blut zu ihrem Nutzen vergößen, so würden Sie „doch kaum demjenigen ein Genüge thun, was Sie „ihnen schuldig sind. Die Kriege des verstorbenen „Königs haben Ihnen gezeigt, daß es nicht so leicht „sey,

„sey, Königreiche zu erobern, als man sich einbildet.
„Sie müssen daher die Gnade desto höher schätzen,
„welche Ihnen Schweden erwiesen hat, sich Ihrem
„Hause zu ergeben. ——— Seyn Sie dafür
„dankbar gegen dasselbe, und ich werde Ihnen für
„alles verbunden seyn, was Sie zum Dienste des
„Reichs thun werden, weil sie durch die Eigenschaf-
„ten eines guten und wahren Schweden mir viel
„lieber werden, als durch die Bande der Freund-
„schaft, welche uns vereinigen. „ ——— Alles dieses ist wohl wahr und schön gesagt; aber es steht deswegen nicht hier; man soll vielmehr urtheilen, ob Christina nicht durch so nachdrückliche Ermahnungen den Prinzen vornehmlich an dasjenige, was er und sein Haus ihr schuldig wären, habe erinnern und desto gewisser auf ihre Seite ziehen wollen. Sie schreibt es auch in diesem Briefe den Vorstellungen der verwittweten Königinn zu, daß man sich nach dem Tode des Königs in Ansehung der ihr schuldigen Zahlung gefälliger bezeigt habe: desto mehr, vermuthlich aber auch anderer Absichten wegen, wünschte sie, in dem Reiche selbst ihre Geschäfte abzuhandeln.

Christina kam also im August des Jahrs 1660 nach Hamburg. Hier erfuhr sie, daß man in Schweden ihre Ankunft nicht gerne sehen würde, und bemühte sich daher im voraus daselbst bekannt machen zu lassen, daß sie im Begriff sey, ihrem Vaterlande bey der wichtigen Gelegenheit, die sich dazu zeigte, Dienste zu leisten. Viele glaubten damals, daß sie mit den Gedanken umgehe, wieder auf den Schwedischen Thron zu steigen, wenn etwan der König, welcher erst vier Jahr alt war, sterben sollte. Ihre Regierung war noch im besten Andenken; da hingegen ihr Nachfolger durch Kriege und Auflagen dem Reiche beschwerlich geworden war: und die Religion schien auf ihrer Seite nur noch das einzige

Hinderniß zu seyn. Zu Rom selbst glaubte man nicht, daß sie zurückkommen werde, weil sie daselbst manche üble Begegnung gelitten hatte. Noch andere sagten, daß sie Schweden in Verwirrung setzen, und die Jesuiten hinein zu bringen suchen werde; daß man daher für die Sicherheit des Königs und des Reichs nicht kräftiger sorgen könne, als wenn man ihr den Eintritt in dasselbe versagte. Würklich bekam auch der Hofmarschall Linde, der sie im Namen des Königs empfieng, als sie in Schweden ans Land getreten war, von der Regierung den Auftrag, es auf eine gute Art zu vermitteln, daß sie ihre Reise nicht weiter fortsetzte. Da sie aber nichts davon hören wollte, und Linde ihr frey heraus sagte, man könnte sie wohl vielleicht hindern, weiter zu gehen, sahe sie dieses für eine harte Beleidigung an, und beschleinigte ihre Reise nur desto mehr. Sie sagte zugleich, die Schwedische Regierung verriethe eine große Schwäche, indem sie sich vor ihr fürchtete; sie wäre in der Gewalt des Königs, wenn sie ja etwas wider den ehemals geschlossenen Vergleich vornähme; Frankreich wollte außerdem Gewähr dafür leisten, daß sie nichts wider das Beste des Reichs unternehmen werde; sie sey so patriotisch gesinnt, als irgend jemand, und wünschte daher, daß man sie nicht nöthigen möchte, an Dinge zu denken, welche ihr bisher nicht in den Sinn gekommen wären.

Man empfieng sie zu Stockholm mit allen königlichen Ehrenbezeugungen, und gab ihr auf dem Schlosse ihre ehemaligen Zimmer ein, wo sie sogleich eine Kapelle aufrichten und täglich Messe lesen ließ. Dieser Schritt machte es, daß man bald kaltsinniger gegen sie wurde. Sie schickte hierauf dem Reichsrathe einen Aufsatz zu, in welchem sie verlangte, daß der mit ihr im Jahr 1654 eingegangene

gene Vertrag von der jetzigen Regierung bestätiget werde, und daß man ihr die bewilligten Einkünfte versichern möchte, ohne daß ihre Religionsveränderung ihr dabey einigen Eintrag thun könne. Der Reichsrath und der Adel auf dem eben versammleten Reichstage billigten dieses Begehren; allein die Geistlichkeit zog es erst in genauere Ueberlegung. Sie erinnerte dabey, daß nach dem Testamente Gustav Adolphs und verschiedenen Reichsgesetzen, ein jeder, der zum Pabstthum überträte, sein Erbtheil, seine Rechte nnd Vortheile in ganz Schweden verliere. Sie willigte unterdessen darein, daß die Königinn die ihr zugestandenen Einkünfte, doch nicht vermöge des gedachten Vergleichs, sondern lediglich wegen ihres Ruhms, und wegen der Verdienste ihrer Vorfahren um die Schwedische Krone, noch ferner genießen sollte. Die Geistlichen machten noch weiter die Anmerkung, daß der Pabst ein Feind der Evangelischen Religion, und also der unversöhnlichste Feind der Schwedischen Krone sey; und gleichwohl habe sich ihm die Königinn unterworfen, und eidlich versprochen, die Vortheile der Römischcatholischen Religion zu befördern. Man kenne wohl, fuhren sie fort, die Lehre dieser Kirche, daß Ketzern kein Versprechen gehalten werden dürfte. Christina habe für die Religion ihres Vaters, der sie mit seinem Blute versiegelt habe, so wenig Achtung bezeigt, daß sie auch den Namen Augusta, der mit versetzten Sylben der Name ihres Vaters wäre, nicht mehr führte, sondern sich nach ihrem neuen Vater, dem Pabste, Christina Aleßandra nennete. Der Himmel habe die Schwedische Nation über die Feinde der Evangelischen Religion so lange siegen lassen, als sie in derselben standhaft geblieben wäre; desto weniger könne sie jetzt zugeben, daß die Päbstliche Abgötterey

im königlichen Schlosse selbst, den Zimmern des jungen Königs gegen über, getrieben werde. — Vielleicht findet man, daß die Geistlichkeit sich durch ihren Eifer für die Religion zu einiger Heftigkeit habe verleiten lassen; sie hatte aber wenigstens die Grundverfassung des Reichs für sich, nach der sich die Königinn so wohl als alle andere zu richten schuldig war: und es ist ein sehr frostiger Scherz, den ein witziger Schriftsteller hier anbringt, die Geistlichkeit sey überzeugt gewesen, wer nicht an Luthern glaube, verdiene auch nicht zu leben.

Die übrigen Stände und die Reichsräthe traten in der Hauptsache der Meinung der Geistlichkeit bey; wo sie nicht gar, wie man glaubte, dieselbe angereizt hatten, diese öffentliche Erklärung zu thun. Man bestätigte ihr den Genuß ihrer Einkünfte auf die vorgeschlagene Art; aber man ließ zugleich ihre Kapelle niederreissen, und schickte ihre Geistlichen und die Italiäner in ihrem Gefolge aus dem Reiche. Diese Anstalten, welche im Grunde darauf zielten, die Königinn selbst aus Schweden zu entfernen, waren für desto nothwendiger gehalten worden, weil man an ihren Absichten auf den Schwedischen Thron nicht länger zweifeln konnte, und die Menge von Anhängern, die sie sich ehemals durch ihre Freygebigkeit erworben hatte, besorgen ließ, sie möchte mit Hülfe derselben Unruhen im Reiche stiften. Sie hatte würklich den Ständen einen Aufsatz übergeben lassen, in welchem sie behauptete, daß die Krone von Schweden, im Fall der König ohne männliche Erben stürbe, ihr schlechterdings zugehöre. Allein die Stände schickten ihr diesen Aufsatz sogleich wieder zurück, und verlangten bald darauf von ihr, eine neue Entsagungsurkunde auszustellen, in welcher sie sich erklären sollte, daß sie, da sie jetzt und auf alle künf-

tige

tige Zeiten von der Schwedischen Krone, und von allem Rechte an dieselbe, ohne alle Ausnahme getrennt und abgesondert sey, noch über dieses bekenne, was auch für eine Veränderung in dem Reiche und der Regierung von Schweden vorgehen möchte, so hätte sie unter keinem Vorwande irgend eine Anforderung daran; sie sollte darauf ehrlich und gänzlich für ihr ganzes Leben Verzicht thun, ohne eine andere Auslegung als diejenige, welche zur Sicherheit des gegenwärtigen Königs, zur Befestigung der Rechte des Reichs, und zum Wohl aller Einwohner dienen könnte; sie sollte auch versprechen, dagegen auf keine Art, weder durch Gewalt, noch durch Rath, auch nicht durch Schriften und ähnliche Mittel zu handeln; endlich sollte sie sich erklären, daß keine geistliche oder weltliche Macht sie von dieser Verbindlichkeit lossprechen könne. Christina unterzeichnete diese erneuerte Entsagung ohne Widerrede, und begab sich darauf bald nach Norköping, um daselbst den Winter zuzubringen.

Der Verdruß, ihre Absichten mißlingen zu sehen, und die vermuthlich schon lange empfundene Reue, die Regierung eines Reichs aufgegeben zu haben, in welchem sie nunmehro die unangenehmsten Befehle annehmen mußte, begleiteten Sie dahin. Sie wurden noch durch die Nachricht vergrößert, welche sie daselbst empfieng, daß der Bischof von Abo in einem Briefe, den er nach Deutschland schrieb, versichert habe, er habe sie über ihre Religionsveränderung Seufzer ausstoßen und Thränen vergießen sehen. Hierüber beklagte sich Christina desto lebhafter bey dem Könige, weil sie befürchtete, ein solches Vorgeben möchte ihr an dem Römischen Hofe einen schlimmen Verdacht zuziehen, dem sie vielmehr eben damals ihre standhafte Ergebenheit in Briefen

bekräftigte. Sie bat also den König, daß der Bischof dafür gestraft werden möchte, der sich auch des ärgsten Undanks schuldig gemacht hätte, indem sie ihm aus Gnade das Leben erhalten habe, das er unter ihrer Regierung zu verlieren verdient hätte. Würde sie aber keine hinlängliche Genugthuung erhalten, so möchte es den König nicht befremden, wenn sie sich selbst an den Bischof, wegen einer so unerträglichen Beschimpfung, rächte. Die Regierung antwortete auf dieses Schreiben **Christinens**, sie könne alle Gerechtigkeit erwarten, welche die Gesetze in einem solchen Falle vorschrieben. Allein der Bischof rechtfertigte sich dergestalt, daß er ungestraft blieb: denn er hatte eigentlich auf Verlangen der Geistlichkeit eine Nachricht von allem aufgesetzt, was in Ansehung der Königinn auf dem Reichstage vorgegangen war; es waren Begebenheiten, welche mehr Zeugen, als ihn hatten, und **Christina** schien eben deswegen so viele Erbitterung zu zeigen, weil es dem Berichte nicht an Wahrheit fehlte.

Ihr Unwillen stieg aufs höchste, da man ihr auch zu Norköping nicht gestatten wollte, die Messe lesen zu lassen. Sie hielt dieses für eine desto grössere Beleidigung, je weniger man den fremden Gesandten eine solche Uebung ihrer Religion streitig machte, obgleich die Regierung sagen konnte, daß beyde Fälle etwas verschieden wären, und im erstern die Erlaubniß vielleicht gefährliche Folgen haben dürfte. „Ich überlasse ihnen (so schrieb sie von denen, welche sie für ihre Feinde hielt, an den Statthalter ihrer Ländereyen,) „meine Güter und mein Leben, und begehre keine andere Gnade, als daß ich „Schweden möge verlassen können, ohne meine Ehre „und das Völkerrecht verletzt zu sehen, welches bey „Personen von meinem Stande so geheiligt seyn „muß.

„muß. — — Was thue ich anders, als daß „ich täglich dasjenige bestätige, was ich den Stän„den versprochen habe, niemals einigen Anspruch „oder eine Hoffnung auf das Künftige zu behalten, „weil es doch genug ist, um nichts in Schweden zu „hoffen, wenn man sich zur Catholischen Religion „bekennt? Verhindern Sie es um Gottes willen, „daß sich die Schweden nicht durch eine so unanstän„dige Handlung, einer Fürstinn, die es nicht ver„dient hat, unehrerbietig zu begegnen, verabscheuungs„würdig zu machen. „ — Man bezeigte sich darauf etwas gefälliger gegen sie; doch sie verließ auch im May des Jahrs 1661 ihr Vaterland, über welches sie ihr Mißvergnügen deutlich genug sehen ließ.

Hierauf blieb sie fast ein Jahr lang zu Hamburg. Ein reicher Jude Texeira war damals ihr Resident: mit diesem traf sie einen schriftlichen Vergleich, um durch ihn die nöthigen Gelder geschwinder zu bekommen, als wenn sie ihre ordentlichen Einkünfte abwartete. Damit sie den Schweden zeigen möchte, daß sie immer einen gleich starken Eifer für ihre Religion beybehielte, fieng sie eine lange Unterhandlung an dem Kayserlichen, Französischen, Spanischen und Pohlnischen Hofe an, durch deren Vermittelung sie den Römischcatholischen in Dänemark und zu Hamburg eine freye Ausübung ihrer Religion zu verschaffen suchte. Allein so nachdrücklich auch ihre Vorstellungen, und so schlau zum Theil die Mittel waren, welche sie vorschlug; so trugen doch die Höfe Bedenken, eine solche Bemühung zu übernehmen, die ihnen vielleicht das Begehren zugezogen hätte, daß sie auch den Protestanten in ihren Ländern eine völlige Gewissensfreyheit zugestehen möchten. Christina hatte sich sogar vorgenommen, den Römischcatholischen in Schweden ähnliche Rechte zu

erwerben, und vielleicht wollte sie sich bey ihren Glaubensgenossen immer beliebter machen, um ihres Beystandes versichert zu seyn, wenn etwan Schweden ihre Einkünfte ganz einziehen sollte; sie erkannte aber damals selbst die Schwäche aller ihrer Unterhandlungen. Zu Hamburg suchte sie ihr Vergnügen unter andern auch in chymischen Versuchen. Ein berühmter italiänischer Alchymist, Joseph Franz Borri, der sich wegen seiner schwärmerischen Meinungen aus Italien geflüchtet hatte, und endlich doch zu Rom als ein Gefangener starb, überredete die Königinn, vieles Geld auf das vermeinte Goldmachen zu verwenden. Wenn sie vielleicht bey ihrer Neigung zum Wohlthun edlere Absichten dazu geführt haben, als bloß die Begierde sich zu bereichern; so war doch diese Schwachheit für ihre damalige Verfassung immer schädlich. In diese Zeit scheinet auch ihr Schreiben an den Dänischen Grafen Ulfeld zu gehören, den sie ehemals in Schweden geschützt hatte; der aber in diesem Reiche in eben den Verdacht der Treulosigkeit wie in seinem Vaterlande gefallen war, und jetzt in dem letztern eine sehr harte Gefangenschaft ausstand. Christina hielt ihn noch für unschuldig, und tröstete ihn nicht nur mit dem lebhaftesten Antheile an seinem Unglücke; sie versprach ihm auch ihre Hülfe: und da er bald darauf als ein herumirrender Flüchtling gestorben war, stand sie seinen Söhnen mit allem ihrem vorräthigen Gelde bey. Während ihres Aufenthalts zu Hamburg, entriß sie auch dieser Stadt und der Evangelischen Kirche einen sehr gelehrten Mann, Peter Lambecius oder Langebeck, der an der Schule daselbst lehrte. Er lebte in einem unglücklichen Ehestande, und wurde von seinen Feinden vieler Irrlehren, sogar der Gottesverleugnung beschuldigt. Da er also das Beyspiel seines Oheims

Lucas

Lucas Holstenius vor sich hatte, der vor mehrern Jahren zur Römischen Kirche getreten war: so konnte es der Königinn nicht schwer werden, ihn zu einem gleichen Uebergange zu bewegen, der auch mit der Stelle des obersten Aufsehers der kayserlichen Bibliothek zu Wien belohnt wurde.

Christina bemühte sich außerdem durch andere, solche Bekehrungen zu stiften, besonders an den Schweden. Sie bediente sich lange Zeit dazu des Andreas Galdenblad, der selbst ein Schwede, und einer ihrer Geheimschreiber war. Ihn und einige andere junge Leute hatte der Französische Gesandte heimlich *aus Schweden nach Rom* geschickt, wo sie im *Collegio* der Jesuiten erzogen wurden. Nachmals kam kein Schwede nach Rom, den **Galdenblad** *nicht sogleich gesucht hätte, zum Abfall von seiner Religion zu verleiten*: er trieb dieses *zuweilen mit solcher Uebereilung*, daß Christina selbst mit ihm unzufrieden war. Seine Neubekehrten brauchten auch immer Geld — denn bey den vorgegebenen Bekehrungen der Römischen Kirche unter den Protestanten, ist das Geld immer eines der stärksten Ueberredungsmittel gewesen, das hingegen diese besser zu nützen wissen, als sich feile und leichtsinnige Ueberläufer zu erkaufen. Die Königinn, welche *nicht allemal die Standhaftigkeit dieser Bekehrten auf eine solche Art unterstützen* konnte, gab dem Galdenblad einst zur Antwort: „Es fehle mir nicht an gutem Willen; wohl aber an Gelde; wenn mir Gott welches giebt, so werde ich auch andern davon geben.„ Noch zu Hamburg fieng sie eine *neue Unterhandlung* zum Besten der Venetianer an, welche damals seit vielen Jahren in einen fürchterlichen Krieg mit den Türken verwickelt waren. Sie suchte die Deutschen und Italiänischen Fürsten

dahin

dahin zu bringen, daß sie dieser Republik wenigstens mit Gelde beystehen möchten. Allein der Graf Galeazzo Gualdo, ihr Gesandter in Frankreich, den sie in dieser Absicht an die Höfe reisen ließ, hatte allein einigen Nutzen von dieser Bemühung, indem er ansehnliche Geschenke erhielt, um die Beschreibung der Merkwürdigkeiten, die er in verschiedenen Ländern zu sehen bekam, drucken zu lassen; die auch erschienen ist. Dieser Entwurf Christinens war schön und edel, auch wichtig für die Sicherheit Italiens; aber er schlug fehl, wie bey allen ähnlichen Gelegenheiten, wo die Gefahr nicht sehr dringend ist: vermuthlich auch deswegen, weil er nur von ihr herrührte.

Nachdem die Königinn in der Mitte des Jahrs 1662 wieder zu Rom angekommen war, fand sie außer ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten gar bald eine andere große Angelegenheit, bey welcher sie ihre Vermittelung anbieten konnte. Der Französische Gesandte zu Rom, der Duc de Crequi, wurde im August dieses Jahres, von der Corsischen Leibwache des Pabstes, auf Anstiften des päbstlichen Anverwandten, des Cardinals Chigi, beschimpft und gemißhandelt: er verließ darauf Rom, und sein König verlangte dafür die stärkste Genugthuung. Gleich den Tag nach dieser Begebenheit schrieb Christina an den König von Frankreich, und erbot sich dabey zu allen gefälligen Dienstleistungen, die sich nur mit ihrer Ehrerbietung gegen den Pabst vertragen könnten. Sie schickte sogar ihren Sekretär d'Alibert an den König, um ihn desto gewisser zu besänftigen: unter andern schrieb sie an ihn, er brauchte zu seiner Genugthuung kein so schlechtes und unreines Blut als der Corsen ihres, und ihre Bestrafung könne keine des Königs würdige

Ersetzung der ihm zugefügten Beleidigung abgeben. Da sie dieses allem Ansehen nach auf Verlangen des Pabstes that, so hielt **Ludwig der Vierzehnte** ihre Vermittelung für partheyisch, und gab ihr sehr trockene Antworten. Gleichwohl fuhr sie auch im Jahr 1663 fort, ihm einige Nachsicht zu empfehlen; bekam aber neue Vorwürfe von ihm, unter andern, daß sie ihm ein Verhalten anrieth, das sie selbst bey einer solchen Gelegenheit nicht beobachten würde. Sie suchte sich dagegen vergebens zu rechtfertigen, und antwortete auch dem Könige auf seine heftige Beschwerden über den Nepotismus am päbstlichen Hofe. „Ich kann Ew. Majestät wohl versi-„chern, daß die Neffen dieses Pabstes des Glücks „nicht unwürdig sind, welches sie besitzen, und daß „ich sie entschuldige, wenn sie diese blinde und unbe-„ständige Göttin nicht aus ihren Händen entwi-„schen lassen, ohne ihr einiges Lösegeld für die Frey-„heit abzunöthigen, welche sie sich nehmen wird, sich „dereinst anderswohin zu wenden. Ich wünschte, „wie Sie, daß Gott dem Pabste Stärke genug ver-„liehen hätte, um ihrer entrathen zu können. Un-„terdessen, da er sie einmal um sich haben will, so „glaube ich, daß wir diese menschliche Schwachheit „an ihm dulden müssen, so wie wir sie an vielen an-„dern geduldet haben, und daß es uns nicht erlaubt „sey, wider dieses Uebel Mittel zu gebrauchen, wel-„che schlimmer, als das Uebel selbst sind. Ich glaube „auch, daß es zu Ihrem Ruhme und Vortheile ge-„höre, den Feinden des Catholischen Glaubens die „Freude nicht zu machen, daß sie Sie unter diesem „Vorwande auf eine der Kirche schädliche Art sollten „rächen sehen.„ Alles dieses zeigte nur noch mehr Ergebenheit gegen den Pabst an, und war ein sehr unzulänglicher Versuch, seine Neffen zu vertheidigen:

es that daher auch gar keine Würkung. Der Pabst wurde endlich genöthigt, mit dem Könige, der ihm bereits Avignon genommen, und Kriegsvölker wider ihn in Italien hatte einrücken lassen, einen sehr schimpflichen Vergleich im Jahr 1664 einzugehen. **Christina** selbst wurde in eine nicht geringe Unruhe gesetzt, als sich das Gerüchte zu Rom ausbreitete, **Ludwig** habe sich über ihre Parthenlichkeit für den Pabst an dem Schwedischen Hofe beklagt, und als eine Genugthuung von demselben verlangt, daß er ihre Einkünfte in Beschlag nehmen möchte. Hierüber schrieb sie an ihren Statthalter in Schweden, sie hoffte nicht, daß der König oder die Regierung des Reichs dem Könige von Frankreich irgend eine Gewalt über sie zugestehen würden, da sie von niemanden als von Gott abhänge; sie trug ihm auf, die Schwedische Regierung von ihren übeln Gesinnungen gegen sie abzuwenden, und meldete ihm, daß sie, im Fall die Händel zwischen Frankreich und Rom in Feindseligkeiten ausbrechen sollten, nach Schweden zurückkehren würde. Es zeigte sich jedoch bald, daß jenes Gerüchte und ihre Furcht gleich ungegründet gewesen waren.

Dem ohngeachtet bezeigte sie um diese Zeit eine immer stärkere Neigung, abermals nach Schweden zu reisen. Man glaubte mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß der Pabst hauptsächlich diesen Vorsatz beförderte, um durch ihren Beystand die Römischcatholische Religion in Schweden einzuführen. Obgleich ihr erster Versuch, zum Besten derselben, fruchtlos gewesen war; so schien doch eine große Hoffnung übrig zu seyn, weil ihr ein so ansehnlicher Theil der Schweden ergeben blieb. Die günstigen Gesinnungen derselben, mußten so bald als möglich genützt werden; zumal da der junge schwächliche König unver-

unvermuthet sterben konnte, und es für Christinen überaus wichtig war, sich bey diesem Falle in Schweden zu befinden. Sie hatte noch andere Bewegungsgründe, sich in dieses Reich zu begeben. Es ist glaublich, daß ihr Geschmack am Ausländischen damals ziemlich gesättigt war, und daß sie zu Rom insonderheit, seit dem schlechten Ausgange ihrer letzten Unterhandlung, vieles von ihrem Ansehen verloren habe. Ueberhaupt konnte sie die Reue über ihre Verlassung des Throns nicht länger verbergen, wenn ihr gleich ihr Ehrgeiz anrieth, dieselbe weder zu gestehen, noch allzu empfindlich ausbrechen zu lassen. Verschiedene Fürsten, welche die Regierung niedergelegt hatten, sind noch weit früher mit ihrem Entschlusse und neuem Stande mißvergnügt geworden. Christina befürchtete dieses vermuthlich nicht, weil sie an die Stelle ihrer vorigen Größe, in sich selbst Unterhalt genug zu einem Ehrenvollen und angenehmen Leben zu finden hoffte. Allein eben durch den Mittelstand zwischen einer Privatperson und regierenden Fürstinn, in den sie sich begab, der sogar nach ihrer Absicht sehr viel von Majestät und Macht beybehalten sollte, bereitete sie sich selbst eine unvermeidliche Reue vor. Für diesen hohen Geist wurde ihr Zustand immer demüthigender, und jedes Zeichen von Geringschätzung mußte sie tiefer schmerzen, als ein Frauenzimmer, das niemals regiert hat, oder wenigstens keinen Schatten einer ehemaligen Regierung nach sich ziehen will. Christina sagte selbst: „Eine Königinn ohne Land gleicht einer Gottheit ohne Tempel, der man bald aufhört, Gebete und Opfer darzubringen.„ Gleichwohl suchte sie sich in dieser gezwungenen Verfassung zu behaupten, und erkannte zu spät, daß sie allem hätte entsagen sollen.

Sie

Sie schickte also im Jahr 1665 den Hauptmann ihrer Leibwache **Adami** nach Schweden: zwar unter dem Vorwande, die genaueste Nachricht von dem Zustande ihrer Angelegenheiten einzuziehen, und der Verzögerung abzuhelfen, die in der Auszahlung ihrer Einkünfte wieder entstanden war; zugleich aber mit dem Auftrage, ihr von der Regierung die freye Ausübung ihrer Religion im Königreiche auszuwürken. Dazu war jedoch der Reichsrath nicht geneigt, weil er ihr die erstgedachten Absichten, zur Ausbreitung der päbstlichen Herrschaft, völlig zutrauete. Man schien es endlich in Schweden zufrieden zu seyn, daß sie ihren Gottesdienst beobachtete; nur daß solches heimlich geschähe; daß ihr Geistlicher kein Italiäner wäre, und öffentlich unbekannt bliebe. Die Italiäner waren dort sehr verhaßt; man fürchtete sich vor geheimen Ränken derselben, und man glaubte auch nicht, daß Christina ernstlich gesonnen sey, in ihrem Vaterlande zu bleiben, weil sie sich ihrer bediente.

Indem dieses vorgieng, belustigte sie sich unter andern damit, daß sie die Gelehrten zu einer vergeblichen und lächerlichen Untersuchung reizte. Sie ließ eine Münze schlagen, auf deren Vorderseite ihr Kopf mit dem Helme der **Minerva** bedeckt, und mit Lorbeer bekränzt, nebst ihrem Namen erschien; auf der Rückseite aber sahe man einen Phönix, der in die Sonne blickte, über einem angezündeten Scheiterhaufen, und darüber das Wort **Makelos** mit chriechischen Buchstaben. Die Gelehrten quälten sich mit der Erklärung dieses vermeinten chriechischen Wortes, bis ihnen die Königinn entdeckte, daß es Schwedisch sey, und sowohl **unvergleichlich**, als **unverheyrathet** bedeute. In beyderley Verstande schickte es sich für die Königinn und für den Phönix.

Man

Man könnte ihr vorwerfen, daß sie die Gelehrten gemißbraucht habe, die bloß zu wichtigen und ernsthaften Untersuchungen bestimmt sind. Aber eben diese Fürstinn, die zuweilen mit ihnen spielte, verstattete damals dem Ezechiel Spanheim, der sich eben zu Rom befand, den Gebrauch ihrer Bibliothek und Münzsammlung, und munterte ihn auf, sein unsterbliches Werk vom Nutzen und von der Vortreflichkeit der alten Münzen zu schreiben. Bey solchen und andern Verdiensten war es auf die rühmlichste Art erlaubt, auch zu scherzen, und über die Beschäftigung mancher Gelehrten mit leeren Spitzfindigkeiten, oder über ihre Einbildung einer ausgebreiteten Sprachwissenschaft, zu spotten.

Seit einigen Jahren war sie in eine Streitigkeit mit der Reichsstadt Hamburg gerathen, welche ihrem Residenten Texeira derjenigen Rechte nicht genießen lassen wollte, die den Abgeordneten anderer Fürsten gebühren. Sie ließ diese Beschwerde dem Könige von Schweden empfehlen, auf dessen Befehl auch nachdrückliche Vorstellungen darüber an die Stadt geschahen. Aber eben diese wollte bald darauf nicht zugeben, daß Texeira ohne ihre Einwilligung Hamburg verließe. Christina bezeigte deswegen dem Senate dieser Stadt in einem Schreiben ihre Verwunderung und ihren Unwillen. Sie drang nicht nur auf ihre Rechte, sondern erinnerte ihn auch, daß er durch solche Einschränkungen der Handlung dieser Stadt schaden würde; und darauf setzte sie hinzu: „Ich bin nicht im Stande, Ihnen bey dieser Gelegenheit zu drohen, und ich bin auch nicht dazu aufgelegt. Ich sehe es als einen Ruhm an, daß ich „mich seit langer Zeit alles desjenigen entledigt habe, „was Ihnen fürchterlich seyn könnte; aber wenn ich „auch mächtiger wäre, als ich jemals gewesen bin, so

„würde ich mehr geneigt seyn, Ihnen die Würkun-
„gen meines Unwillens, als bloße Worte empfinden
„zu lassen. Auch in meinem jetzigen Zustande dürfen
„Sie meine Freundschaft nicht verachten: denn es
„könnte sich bey den sonderbaren Staatsveränderun-
„gen eines so buntscheckigten Jahrhunderts, als das
„unsrige ist, wohl zutragen, daß Sie Ursache bekä-
„men, es sich reuen zu lassen, daß sie mich beleidigt
„haben.„ Mit so vielem Anstande wußte sich Christina zuweilen nach ihrem zweydeutigen Stande zu bequemen: und hier erreichte sie ihre ganze Absicht.

Sie kam selbst im Jahr 1666 in dieser Reichsstadt an, um Schweden näher zu seyn: und dazu bekam sie noch einen neuen Bewegungsgrund. Die Schwedische Regierung wollte es nicht zugeben, daß sie ihre Ländereyen einzeln verpachten sollte, und that ihr vielmehr den Antrag, sie alle gegen ein gewisses Jahrgeld wieder an den König und die Krone zu überlassen. Christinen gefiel dieses nicht: sie berief sich auf einen ähnlichen Vorschlag, der ihr bald nach abgetretener Regierung geschehen war; bey welchem aber der König selbst ihr alles Bedenkliche eröffnete, das für sie zu besorgen wäre; unter andern, daß das Geld leicht ausgegeben werden könne; daß aber ihre Ländereyen alsdenn auf immer verloren seyn würden. Dagegen verlangte sie jetzt, daß man ihr anstatt der angewiesenen Besitzungen in Pommern, welche ihr seit dem Tode des Königs so vielen Verdruß verursacht hätten, andere in Schweden selbst einräumen möchte. Dieses, sagte sie, sey die vornehmste Absicht ihrer Reise; nicht, wie ihre Feinde ausstreueten, als wenn sie an den öffentlichen Angelegenheiten einen Antheil nehmen wollte: welches Vorgeben doch so vielen Eingang gefunden habe, daß man ihr entweder den Zugang in das Reich verwehren, oder die schimpf-

schimpflichsten Bedingungen auflegen wolle. Sie gestand, daß das Volk in Schweden seit einigen Jahren darüber gemurrt habe, daß das Geld, welches in ihren Ländereyen gehoben wird, in auswärtigen Ländern verzehrt werde; allein sie setzte hinzu, man würde, wenn sie die Hindernisse bekannt machen sollte, welche sie wider ihren Willen außerhalb des Reichs zurückhielten, wohl einsehen, daß ihre Abwesenheit nicht aus einer Neigung zu Ergötzlichkeiten entstünde.

Doch alle ihre Versicherungen waren bey den Vormündern des Königs und bey dem Reichsrathe vergebens angewandt. Sie beschlossen im May des Jahrs 1667 gemeinschaftlich mit der verwittweten Königinn, daß Christina nur unter folgenden Bedingungen in das Reich aufgenommen werden sollte. Weder ihr, noch ihren Bedienten sollte die Ausübung einer fremden Religion verstattet werden; man sollte genau Acht haben, daß sie nichts wider ihre ausgestellte Urkunden vornähme, und nicht leiden, daß sie sich am Hofe oder in den Provinzen in die Regierung des Reichs mische; für die Person des Königs sollte man eine ganz besondere Sorge tragen, und daher sollte er sogleich nach Christinen Ankunft, wenn die Glückwünsche von beyden Theilen abgelegt wären, mit seinem Gefolge nach Upsal abgehen, um daselbst zu studieren; wollte sie länger als etliche Wochen in Schweden bleiben, so sollte sie alle Ausländer, die mit ihr gekommen wären, aus dem Lande schicken; wenn die Reichsstände während ihrer Anwesenheit zusammen berufen würden, so sollte es der Königinn nicht erlaubt seyn, sich an dem Orte ihrer Versammlung einzufinden, noch weniger mündlich oder schriftlich sich mit den Ständen in eine Unterhandlung einzulassen; sollte sie aber diesem allem entgegen zu handeln versuchen, so sollte die Regierung ohne Zeit-

verlust auf ernstliche Gegenmittel bedacht seyn, darunter auch dieses gewesen wäre, sich ihrer Person zu versichern. Um zugleich die Schweden abzuschrecken, daß sie sich in keine Verbindung mit der Königinn einlassen möchten, wurde nicht nur ein Befehl wider die Religionsveränderung gegeben; sondern auch aufs schärfste verboten, daß die Schweden dem Gottesdienste bey den fremden Gesandten nicht beywohnen sollten.

Zu diesen für Christinen so empfindlichen Entschließungen glaubte die Schwedische Regierung durch alles, was sie von derselben wußte, berechtigt zu seyn. Es sey zwar hart, so erklärte sie sich in ihren Berathschlagungen, von der Königinn eine schlimme Meinung zu hegen, da sie sich ehemals gegen das Reich so gütig bezeigt hätte; allein man wisse wohl, daß sie seit einiger Zeit Italiänische Kunstgriffe angenommen, und sich außerdem durch die Römischcatholische Religion verbindlich gemacht habe, sie auszubreiten und ihren Grundregeln zu folgen, so wie es das Oberhaupt und die Anhänger derselben ihr anriethen. Man könne daher nicht zugeben, daß sie Geistliche von ihrer Religion nach Schweden brächte, oder dieselbe darinne ausübte. Sie könnte sich auch nicht auf das Beyspiel der Gesandten berufen: denn wollte sie als eine Schwedinn angesehen werden, so sey sie verpflichtet, die Gesetze des Reichs zu beobachten; wäre sie aber eine fremde, so habe sie kein Recht, sich in diesem Lande aufzuhalten, und daher habe sie auch nicht nöthig, sich die freye Religionsübung auszubedingen. Gesetzt auch, daß sie sich dieser begeben wollte, so würde sie doch die schlimmen Grundsätze des Römischen Hofs nicht ablegen; und diese würden bey ihr desto schädlicher seyn, da sie so viele Einsicht und Lebhaftigkeit besitze, den Zustand

des Reichs sehr genau kenne, auch mit so großem Ansehen ausgerüstet sey. Sollte die Königinn gleich einige Neigung blicken lassen, zur Protestantischen Kirche zurück zu kehren; so könne man doch ihrer Aufrichtigkeit nicht trauen, weil die Römischcatholischen Erlaubniß bekämen, ihre Religion zu verbergen; Christina selbst hätte dieses einige Jahre vorher gethan, ehe sie die Regierung niedergelegt, indem sie, ob sie gleich bereits zur Römischen Kirche getreten war, doch immer noch dem Evangelischen Gottesdienste beygewohnet habe. Man müßte noch mißtrauischer gegen sie werden, wenn man sich erinnerte, in was vor einer Absicht sie im Jahr 1660 in das Reich gekommen sey; indem sie in einem Schreiben an den Cardinal Mazarin, ihre Ansprüche auf die Vormundschaft des Königs, und, wenn er stürbe, auf die Krone selbst, genugsam zu erkennen gegeben habe; wovon auch ihre Protestation ein Beweis sey, die man sie damals genöthigt habe zurück zu nehmen. Aus einem Briefe von Rom, der von eben diesem Cardinal mitgetheilt worden, habe man zugleich gesehen, daß alles dieses aus den Rathschlägen des Pabstes und seiner Staatsbedienten entsprungen sey, welche nach Carl Gustavs Tode es für ihre Religion vor sehr vortheilhaft gehalten hätten, wenn Christina, mit der nöthigen Anweisung versehen, in ihr Vaterland reisete. Es sey sogar bekannt, daß Jesuiten und andere Leute dieser Art sich in Schweden eingeschlichen hätten, und daß man die Königinn überredet habe, viele Einwohner des Reichs wären im Herzen Römischcatholisch; anderer Künste nicht zu gedenken, deren sich diese Leute bedienten, um ihre Absichten auszuführen. Auch dieses verdiene in Betrachtung gezogen zu werden, daß die Königinn auf die schwächliche Gesundheit des Königs sehr auf-

merksam geworden, und sogar durch Hülfe der Sterndeuterkunst zu erfahren gesucht haben soll, wie lange er leben werde; daß sie Geduld genug gehabt hat, sich so lange in Hamburg einzuschließen; so daß es scheine, sie habe nur auf eine Gelegenheit gewartet, die sie nützen könnte. Dahin gehöre auch dieses, daß sie einem ihrer Geheimschreiber befohlen habe, im ganzen Reiche, mit Vergrößerung ihrer Liebe gegen die Einwohner desselben, die abschlägliche Antwort bekannt zu machen, die man ihr wegen ihrer Religionsübung und anderer Forderungen ertheilen würde; damit jedermann sehen möchte, daß bloß die Regierung an ihrer Abwesenheit Schuld sey, welche sich dabey des Vorwandes der Religion bediente: so wie sie überhaupt schon manche Schlüsse der Stände den eigennützigen Absichten der Regierung zugeschrieben habe. Endlich habe sie auch durch die Einziehung der Hamburgischen Schiffe und Güter in ihren Ländereyen einen sehr bedenklichen Schritt vorgenommen, und sich dadurch eine Unabhängigkeit angemaaßt, die mit der höchsten Gewalt und Freyheit des Reichs nicht bestehen könne. Diesem allem zu Folge beschlossen die Regierung und der Reichsrath von Schweden, daß man der Königinn den Eingang in das Gebiete des Reichs, ausgenommen Pommern, Bremen und Verden, verwehren müsse; man sollte sich bemühen, ihre Einwilligung zu erlangen, daß sie ihre Ländereyen gegen ein gewisses Jahrgeld zurück gäbe; doch mit Vorbehalte ihres Rechtes auf diese, wenn das Geld nicht bezahlt würde; und man sollte es ihrer Wahl überlassen, in einem von den gedachten Ländern ihren freyen Aufenthalt mit der Privatübung ihrer Religion, zu nehmen. Doch sollte man bey der Vollziehung dieser Artikel, alle mögliche Nachsicht und äußerliche Ehrerbietung gegen die Königinn gebrauchen.

Ob

Ob sie alle diese argwönische Beschuldigungen verdienet habe, ist etwas zweifelhaft; aber sehr wahrscheinlich waren sie doch fast alle, und die Vorsicht zur Erhaltung der Religion und der Staatsverfassung konnte unter solchen Besorgnissen nicht streng genug seyn. Es ist jedoch erlaubt zu glauben, daß der Widerwille, den man gegen die Königinn gefaßt hatte, auch das billige Mißtrauen über seine Grenzen hinausgeführt, wenigstens zu harte Maaßregeln eingegeben habe. Daher sagten auch ihre Freunde in Schweden, dieser anscheinende Eifer, den man für die Religion äußerte, verdecke nur die Rachbegierde gewisser Personen, die unter Christinens Regierung, oder auch nachher, Ursache zum Mißvergnügen von ihr bekommen hatten. Sie blieb mittlerweile bis in den May des Jahrs 1667 zu Hamburg, wo sie sich mit Gelehrten unterhielt, eine Lotterie von Geschenken ziehen ließ, die sich auf viertausend Thaler beliefen, und andere Belustigungen anstellte. Als sie in einer Münzsammlung daselbst die Schaumünze fand, welche auf ihre Abtretung des Reichs war geschlagen worden, und worauf man eine Krone mit der Beyschrift sah: Et fine te, Auch ohne dich: so warf sie dieselbe mit einer Art von Unwillen auf den Tisch: die Anwesenden schlossen daraus, daß es sie gereue, zu dieser Münze Gelegenheit gegeben zu haben. Zu Rom hatte sie auch einige Münzen schlagen lassen, welche ihre Gleichgültigkeit gegen die königliche Würde ausdrücken sollten, unter andern eine, auf welcher die Weltkugel mit den Worten abgebildet war: Ne mi bisogna, ne mi basta; Ich habe sie nicht nöthig, und sie ist auch nicht genug für mich. Allein es zeigte sich auch damals, wie sonst öfters in der Geschichte, daß großmüthige Gesinnungen, die auf

Münzen und andern Denkmälern zur Schau ausgelegt wurden, auch nur meistentheils auf denselben ihren Sitz hatten.

Kaum war Christina in Schweden angelangt, als ihr die Regierung durch den Grafen de la Gardie, der sie mit einem großen Gefolge empfieng, melden ließ, man würde den Geistlichen, den sie mitgebracht hatte, und welcher täglich bey ihr die Messe las, nicht dulden; man bäte sie daher, ihn zurück zu schicken; sonst würde man nach den Reichsgesetzen wider ihn verfahren. Sie wollte hierauf sogleich zurückkehren; ließ sich aber von dem Grafen bereden, noch einmal die Entschließung der Regierung abzuwarten, indem sie nach Norköping reisete. Diese kam, und enthielt nicht nur eine Bestätigung der erstern; sondern erklärte sogar der Königinn, man würde sie auch zu verhindern wissen, daß sie die Messe nicht bey den Römischcatholischen Gesandten zu Stockholm hören sollte; doch suchte man sie durch vielerley Höflichkeiten und Versprechungen zu bewegen, daß sie das Verlangen der Regierung erfüllen möchte. Allein sie gab gleich Befehl zu ihrer Abreise, wollte keine Ehrenbezeugung im Namen des Königs mehr annehmen, und versicherte sogar, daß alle Kronen in der Welt sie niemals dahin bringen sollten, sich ihrer Religionsübung zu berauben. Sie kam also bald wieder in Hamburg an, wo sie so lange zu bleiben gedachte, bis die Reichsstände sich versammleten, von welchen sie gelindere Schlüsse, als von der Regierung hoffte.

Bey dieser kurzen Reise durch Schweden, sprach Christina mit den Herren, welche ihr im Namen des Hofs entgegen gekommen waren, von vielen Dingen auf eine freye, sonderbare, sich selbst unähnliche Art. Sie sagte, der französische Gesandte zu Stock-


holm



holm habe sie gewarnet, nicht dahin zu kommen, weil man sie in Verhaft nehmen oder gar vergiften würde; allein der wahre Bewegungsgrund dieser Warnung sey die Furcht des Gesandten gewesen, sie möchte, wenn der König stürbe, ihr Recht auf die Krone behaupten, und dieses würde dem Könige von Frankreich unangenehm seyn, weil er sich seit den letzten Händeln zu Rom, an denen sie Antheil genommen habe, wenig Günstiges von ihr verspreche. — Und gleichwohl bezeigte sie damals in häufigen Briefen die hitzigste Freundschaft für den französischen Hof, der sich auch ihrer Angelegenheiten in Schweden annahm, und gegen welchen sie nicht nur behauptete, daß die Vortheile beyder Kronen genau mit einander vereinigt wären und bleiben müßten; sondern auch verächtlich von der Schwedischen Regierung schrieb. Man sieht würklich aus diesen Briefen, daß sie ein geheimes Verständniß mit Frankreich unterhalten habe: und daraus muß man schließen, daß jene Reden nur ein Kunstgriff waren, um dasselbe zu verstecken. — Sie sagte weiter zu den erstgenannten Herren, sie wüßte nicht, warum sie nicht in Schweden bleiben dürfte; sie wäre nicht aus dem Reiche verbannt, und diejenigen, welche ihr neulich den Genuß ihrer Einkünfte bestätigten, hätten es wohl gewußt, daß sie Catholisch wäre; gleichwohl habe man ihr darüber nichts gesagt, bis sie erst mitten im Reiche diesen Verdruß hätte ausstehen müssen. Allein sie setzte hinzu, sie könne und wolle auch nicht in demselben bleiben: denn was sollte ich darinne vorstellen? Etwan eine Nachtreterinn der Königinn Hedwig? Oder sollte ich mich der Tyranney eines eigensinnigen Königs unterwerfen? Und da einer von den Abgeordneten sagte, man könne hoffen, daß es ein gerechter und billiger König seyn und seyn werde, so antwortete

 sie:

sie: Für andere wohl, aber nicht für mich. Sie fuhr fort, es wäre wegen der Eifersucht sogar schädlich, wenn sie in Schweden bliebe; denn da sie eine große Parthey hätte, so könnte sie bey aller Unschuld doch verdächtig werden, und so viele Gewalt sie auch über sich hätte, so dürfte sie doch wohl einmal in Versuchung gerathen: wie sie denn auch auf Carl Gustaven einen Verdacht geworfen haben würde, wenn sie ihm nicht bereits die Krone bestimmt hätte. Von dem Verlangen, daß sie ihren Geistlichen zurück schicken sollte, urtheilte sie, daß sie durch die Erfüllung desselben dem Könige einen sehr schlechten Dienst leisten würde. Denn eben alsdenn, sagte sie, dürfte die Regierung sich genöthigt sehen, mir die freye Religionsübung wider ihren Willen zu verstatten. Aus welchem Grunde sollte wohl der König ihr oder ihrem Gefolge befehlen, oder ihr als seinem Unterthanen begegnen können? denn nach dem natürlichen Rechte sey sie gar keinen Befehlen unterworfen. Ich merke wohl, fügte sie hinzu, daß man mich nur zu erbittern sucht, damit ich irgend eine Thorheit begehe; aber ich danke Gott, daß ich mich zu keinem Ungestüm verleiten lasse, und mir selbst nicht schade: ich möchte das Ansehen und die Zuneigung, die ich im Reiche besitze nicht für zehn andere Königreiche verlieren; ich will Schweden zeigen, daß ich es nicht aus Eigennutzen liebe; ich hoffe auch, daß ich in einigen Jahren mich selbst werde unterhalten, und alles, was ich empfangen habe, zurückgeben, einen Theil davon aber einigen meiner Freunde, so lange ich lebe, werde ertheilen können.

Sie erklärte hierauf ihre Absichten deutlicher, oder suchte wenigstens diejenigen, mit welchen sie sprach, auszuforschen. „Sollte ich wohl, fragte sie, zugeben, daß ein anderer über Schweden regiere, als

der,

„der, welchem ich die Krone gegeben habe? Nein, „niemals, antwortete sie selbst darauf; ich wollte lie„ber tausend Leben verlieren, wenn ich sie hätte, ob „ich gleich wünsche, daß der König lange leben möge; „allein, wenn er, wie alle andere Menschen, sterben „sollte, so hätte ich wohl auch etwas dabey zu sagen; „wenn es gleich nicht für mich selbst wäre, doch für „den, welcher an seine Stelle kommen sollte: denn „schwerlich würden Sie es wohl ertragen, daß einer „Ihres gleichen, den Sie vorher Ihren Bruder ge„nannt hätte, über Sie herrschte.„ Man gab ihr zur Antwort, es sey sträflich, nur daran zu denken; wenn sich aber der Fall zutragen sollte, so würden die Schweden keinen König lieber sehen, als der durch eine freye Wahl, ohne alle Ränke, auf den Thron käme. „Alsdenn, fuhr Christina fort, würde ich „die Geistlichkeit und die Bauern sowohl als den Adel „auf meiner Seite haben, und ich weiß gewiß, daß „sich mir um der Religion willen niemand widersetzen „würde.„ Einer von den gegenwärtigen Herren versetzte darauf, man verehre sie noch ungemein in Schweden; aber die Zuneigung gegen sie sey gänzlich erloschen, weil sie sich zur Römischen Kirche gewandt, und also das mit der einen Hand umgestoßen habe, was sie mit der andern gebauet hätte; indem sie dasjenige verachtet habe, wofür ihr Vater sein Leben aufgeopfert hätte, worinne ihm noch viele rechtschaffene Männer eher nachfolgen, als gestatten wollten, daß eine fremde Religion in das Reich eingeführt würde. „Wollte Gott! rief die Königinn aus, Sie „könnten mir die Versicherung geben, daß man nur „diese Einwendung zu machen habe; so würde ich „sehr zufrieden seyn, und alles würde gut gehen.„ Man konnte dieses kaum anders verstehen, als daß sie zu ihrer alten Religion zurück kehren würde, wenn

man

man sie nur wegen derselben vom Throne ausschließen sollte. Doch sie wollte diesem Verstande vorbeugen: denn sie versicherte gleich darauf, wenn sie auch den Thron sich wünschen sollte, woran sie jedoch nicht gedächte, so würde es nicht geschehen, um jemanden zur Römischcatholischen Religion zu nöthigen; sie könne vielmehr mit dem Marschall von Türenne sagen: Ich bin ein Calvinist, aber mein Degen ist Catholisch. Sie fragte einen der Schwedischen Herren, ob er gehört habe, daß sie jemanden zur Religionsveränderung habe zwingen wollen, und da dieser antwortete, er wisse vielmehr, daß sie einem Schweden in ihren Diensten solches abgerathen habe, weil es ihm und ihr sehr schädlich seyn würde, ja daß sie demselben gedroht habe, ihn aufhängen zu lassen, wenn er es thäte; so setzte sie dazu: „Ich will Ihnen noch „mehr sagen; man hatte einmal Abrede genommen, „daß der König von Frankreich eine Anzahl Jesuiten „nach Schweden schicken sollte, die sich bemühen möchten, die Catholische Religion daselbst einzuführen. „Ein Cardinal sollte dazu behülflich seyn, welcher „sogleich gesagt hatte, daß dieses am besten durch die „Königinn Christina auszurichten seyn würde. Allein „da sie mir diesen Entwurf vortrugen, widerrieth ich „ihnen denselben gänzlich, und sagte: Sie werden „nichts anders erlangen, als daß Sie viele Personen „an den Galgen bringen; es ist nicht so leicht, als „Sie es sich einbilden, sich in Schweden einzuschleichen.„

Nachdem sie sich hierauf um die Gesundheit des Königs erkundigt hatte, prophezeyete sie ihm auf dieses oder das folgende Jahr eine große Gefahr, weil er ein schlimmes Zeichen im Gesichte trüge. Sie redete auch viel von den Anstalten, welche zu dem innern Wohlstande des Reichs getroffen werden müßten:

durch bloße Verordnungen, sagte sie, wird dieses nicht ausgeführt. Nächstdem gab sie die Warnung, man sollte sich durch den Großconnetable Wrangel nicht zum Kriege verleiten lassen; denn er trachte nach der Reichsfolge, und suche sich wenigstens der Herzogthümer Bremen und Pommern zu bemächtigen: sie nannte auch andere Schwedische große Herren, die wohl ihr Augenmerk auf den Thron richten möchten. Man antwortete ihr wiederum dergestalt, daß sie sehen konnte, sie streue vergebens den Saamen zu Mißtrauen aus. Sie sagte ferner von dem Ansinnen der Regierung an sie: „Ich hätte dasjenige, was „mir begegnet ist, noch wohl ertragen können, wenn „es von irgend einem verdienstvollen Könige gekommen wäre — Könnte ich die Vortheile des Reichs „von den Vortheilen meiner Feinde trennen, so würde „ich es wohl versuchen, mich zu rächen.„ Sie ließ dem Könige von Schweden melden, daß sie ihr Stolz zwar hindern werde, sich zu beklagen; sie werde es aber doch überall sagen, daß man ihr die Freyheit, welche der geringste Resident hat, einen Geistlichen zu halten, nicht habe zugestehen wollen, und darüber wolle sie alle Welt urtheilen lassen. „Es ist jedoch, setzte sie „hinzu, der König von Frankreich, der mir durch „seinen Gesandten diesen Streich hat spielen lassen; „allein er darf nicht glauben, daß ich so viele Achtung „gegen ihn bezeigen werde, als gegen den König von „Schweden. Er ist ein König, dem man gar wohl „mit Spielsachen die Zeit vertreiben kann. Ich werde ihn lehren, andere nicht zu verachten, wenn er „gleich mächtig ist.„ — Diese Worte machen mit den Briefen verglichen, welche sie im vorigen Jahre an eben diesen König und an seinen Staatsbedienten Lionne abgelassen hatte, einen seltsamen Gegensatz aus: entweder, weil sie seitdem würklich Ursache

zum

zum Mißvergnügen gegen Frankreich bekommen hatte; oder weil sie ihre genaue Verbindung mit diesem Hofe den Schweden nur desto mehr verbergen wollte. Der Französische Gesandte zu Stockholm erfuhr diese und andere ihre Beschwerden gegen seinen Hof; allein sie versicherte ihn, daß es bloß Erdichtungen ihrer Feinde wären. Ein Beweis, wo ich nicht irre, daß sie bey aller freymüthigen Aufrichtigkeit, sich doch bisweilen in den Kunstgriffen der Verstellung nicht ganz unerfahren gezeigt habe.

Man hörte Christinen auf dieser Reise durch Schweden noch andere Urtheile und Nachrichten vorbringen. Sie that den Vorschlag, man möchte, um die Eifersucht unter den Ständen aufzuheben, alle alte Grafen zu Herzogen, die ältesten Baronen zu Grafen, und die vom alten Adel zu Baronen ernennen; von den übrigen Adelichen aber einen Theil unterdrücken, von Gütern nichts anders als auf Lebenslang verschenken, und das Recht der Erstgeburt bey dem Adel einführen. Von ihrer Religionsveränderung erzählte sie, ein Schwedischer Hofprediger, (der ein sehr beredter Mann war, und während ihrer Regierung gegen ihre ausgelassene freye Aufführung sehr heftig predigte,) habe sie um die Ursache derselben gefragt, worauf sie ihm geantwortet hätte, seine Predigten wären daran Schuld. Dazu setzte sie noch dieses — ein schlechtes Zeugniß von der Redlichkeit ihrer ehemaligen Versicherungen — sie sey niemals von Herzen lutherisch gewesen; es habe aber auch niemand den Muth gehabt, ihr darüber Vorstellungen zu thun, als der Herzog Adolph, und diesem hätte sie geantwortet, es würde ihm übel gehen, wenn er es noch einmal thäte. Sie begegnete übrigens auf dieser Reise den Kriegsbedienten, welche um sie waren, überaus freundlich und gefällig, um

sie



sie auf ihre Seite zu ziehen; mit den Geistlichen klagte sie über die gegenwärtige Armuth des Landes, und gefiel sich darinne zu hören, daß die Bauern ihre Regierung zurückwünschten, weil sie seit derselben noch einmal so viel zahlen mußten, und, wie sie sagten, Glückseligkeit und Seegen das Land verlassen hätten. Die Kriege des vorigen Königs hatten hauptsächlich den Grund zu diesen Klagen gelegt. Aber daß sie vor Christinens Ohren erschollen, und daß sie überhaupt einen so lebhaften Antheil an der Verfassung von Schweden nahm, mit so vielem Ansehen von ihren Rechten, und von der Regierung so verächtlich sprach; dieses *mußte das alte Mißtrauen* gegen sie ungemein *verstärken.*

Noch hitziger bis zu Drohungen betrug sie sich *bey Gelegenheiten, wo sie niemanden schonen zu dürfen glaubte.* Sie hörte, **Rivani**, ein Tonkünstler *in ihrem* Solde, sey in die Dienste des Herzogs von Savoyen getreten: diesen forderte sie zwar mit Höflichkeit zurück; meldete aber zugleich ihrem Sekretär, der diesen Auftrag bekam: „Man soll wissen, daß „ich niemals darein willigen werde, daß er meine „Dienste gegen andere verlasse; daß er weiter nur für „mich in der Welt ist, und daß er, wenn er nicht für „mich singt, nicht lange für irgend jemand andern singen soll. Dem sey wie ihm wolle, hat er meine „Dienste verlassen; so will ich, daß er in dieselben zurück „kehre; ist er aber noch in denselben, so suchen Sie „meine Gesinnungen dergestalt zu erklären, daß den „Leuten die Lust vergehe, ihn an sich zu ziehen. Ich „will ihn beybehalten, es koste was es wolle: und „wenn man mich sogar überreden wollte, daß er seine „Stimme verlohren habe, so würde dieses nichts helfen; „denn so wie er ist, muß er in meinen Diensten leben „und sterben, oder es soll ihm übel ergehen.„

Zu

Zu eben dieser Zeit, da sie sich noch zu Hamburg im Jahr 1668 befand, verlangte sie vom Isaac Voßius, daß er die Geschichte ihrer Regierung beschreiben möchte. Sie beklagte sich gegen ihn, daß die Geschichtschreiber der Schwedischen Nation und ihren Königen, durch die gröbsten Fehler, so viel Unrecht zugefügt hätten, „und vornemlich auch mir, „setzte sie hinzu, die ich ohne Zweifel die geringste unter denen bin, welche diese Ehre gehabt haben; ob „mir gleich Gott während meiner Regierung unendliche Gnadenbezeigungen erwiesen hat, und ob ich „gleich ohne Eitelkeit sagen kann, daß Schweden niemals ruhmvoller, siegreicher, glücklicher, niemals „blühender gewesen sey, als unter meiner Aufführung. „Allein ich habe bemerkt, daß die Unwissenheit oder „der Neid ihren Gefallen daran gefunden haben, die „größesten und schönsten Handlungen meiner Regierung zu verbergen oder zu verdunkeln. Ich ersuche „Sie daher, der Wahrheit, welche alle Schriftsteller zu verehren schuldig sind, die entzogene Gerechtigkeit wieder zu erstatten. Auch für Schweden wird es „rühmlich seyn, die Wahrheit unter einer Regierung, „welche die Ehre des Reichs aufs höchste gebracht hat, „an den Tag zu legen. — Ich verlange von Ihnen weder niederträchtige Gefälligkeiten, noch Schmeicheleyen. Ich begehre von Ihnen nur die reine Wahrheit: und diese wird desto weniger verdächtig seyn, „da die ganze Welt es weiß, daß mich das gegenwärtige Unglück von Schweden, außer Stand gesetzt hat, Rauch zu erkaufen; und Sie wissen es „selbst wohl, daß ich die Schmeicheley und die Lügen „eben so heftig hasse, als ich die Wahrheit, die Tugend, und den wahren Ruhm liebe.„ Sie ließ ihm zugleich einen kurzen Aufsatz zu dieser Arbeit ausfertigen; doch daß er die Freyheit behielte, wegzu-

lassen

lassen oder hinzuzusetzen, was ihm gefiele. — Diese Geschichte, welche Christina geschrieben wissen wollte, ist niemals zu Stande gekommen: und vermuthlich hat die Welt nicht sehr viel daran verlohren. So freymüthig auch die Königinn selbst war; so scheinet doch ihr Stolz diese Eigenschaft nicht immer in gleichem Grade auch an andern vertragen zu haben; und man weiß außerdem wohl, was besoldete oder wenigstens von einem Fürsten aufgemunterte Geschichtschreiber seines Lebens, vor ein Werk hervorbringen können. Allem Ansehen nach würde auch Isaac Voßius die Geschichte der Königinn nicht so glücklich beschrieben haben, als sein Vater oder andere Gelehrte, die mehr von der Rechtschaffenheit hatten, ohne welche ein Geschichtschreiber alle Früchte seiner Wissenschaft und Arbeit verlieret.

Indem die Königinn diese Befriedigung für ihre Ruhmbegierde suchte, ob sie gleich nur für die Wahrheit besorgt zu seyn schien, erfuhr sie in der Mitte des Jahrs 1667 die Wahl eines neuen Pabstes, Clemens des Neunten, dessen Regierung die Römer, nicht mit Unrecht, das güldene Zeitalter von Rom genannt haben. Sie hatte mit ihm, da er noch Cardinal war, in einem so freundschaftlichen Vernehmen gestanden, daß sie sich entschloß, über seine Erhebung auf den Thron, öffentliche Freudensbezeigungen anzustellen. Man widerrieth ihr dieselben in einer Stadt wie Hamburg, wo sie ganz am unrechten Orte angebracht waren, und sogar Unruhen hervorbringen konnten. Aber es war ihrer Gemüthsart gemäß, Hindernisse und Anstoß zu besiegen, auch auf einem übereilten Vorsatze zu bestehen, wenn Aufsehen dadurch erregt werden sollte. Nächstdem folgte sie hierinne dem Rathe ihres ersten Kammerherrn, des Marquis del Monte, der sie stets zum Auf-

wande reizte, weil er dabey seinen Vortheil fand. Sie ließ also unter andern Feyerlichkeiten ein Feuerwerk abbrennen, und ihren Palast erleuchten, wo man den Namen des Pabstes, sein Wapen, die Sinnbilder seiner Tugenden, und außer andern Vorstellungen auch die Kirche abgemahlt sah, welche die Ketzerey mit Füßen trat: zugleich ließ sie an verschiedenen Orten Wein für den Pöbel springen. Dieser, den jener Anblick schon erbitterte, der Wein noch mehr erhitzte, und viele Englische, Holländische und Dänische Schiffsleute verstärkten, fieng endlich an, die Fenster des Palastes mit Steinen einzuschmeißen, und denselben zu stürmen. Die Bedienten der Königinn gaben Feuer auf das Volk, verwundeten eine große Anzahl, und tödteten einige davon. Sie selbst rettete sich durch eine Hinterthüre zu dem Schwedischen Residenten zu Hamburg, und durch die Anstalten der Obrigkeit wurde der Aufstand bald gedämpft. **Christina** ließ unter die Verwundeten zweytausend Reichsthaler austheilen. Sie ließ auch einen Bericht von diesem Vorfalle aufsetzen, in welchem auf eine sehr unwahrscheinliche Art den Predigern zu Hamburg Schuld gegeben wurde, daß sie den Pöbel zu diesen Gewaltthätigkeiten angefeuert hätten, ja zum Theil selbst dabey gegenwärtig gewesen wären; und es wurde sowohl ihre Erhaltung, als das Unglück der Aufrührer als ein Wunderwerk vorgestellet. Ueberhaupt ließ sie diese Begebenheit, welche ihrer Ueberlegung nicht zur Ehre gereichte, ganz zu ihrem Ruhme erzählen.

Sie hatte schon seit einiger Zeit ihren Briefwechsel mit dem **Bourdelot** erneuert: dieser mußte ihr alle Neuigkeiten aus Frankreich schreiben, neue Bücher schicken, und selbst dasjenige melden, was man von ihr urtheilte. In einem ihrer Briefe an ihn

vom

vom Jahr 1667 lobte sie den Pabst als den größten Fürsten, der damals lebte: und unter den gekrönten Fürsten, nicht zugleich unter den übrigen, war er es nebst Christinen an Einsichten und Klugheit in der That. In einem andern Briefe ist sie wohl damit zufrieden, daß ihr **Bourdelot** nicht alle Schriften übersandt habe, die auf **Ludwigs des Vierzehnten** damaligen Feldzug in Flandern herausgekommen waren. „Ich liebe, schreibt sie, die schönen Thaten „eben so sehr als ein anderer; aber die Lobschriften lie„be ich nicht, und den Satyren bin ich so geneigt, „daß ich selbst diejenigen gern lese, die wider mich „gemacht worden sind, deren Anzahl auch Gott Lob! „ganz beträchtlich groß ist; nur um mich auf meine „eigene Kosten zu belustigen, nachdem ich mich so „lange auf fremde Kosten belustigt habe. Ich sage: „auf meine Kosten; denn alles, was ich bisher gesehen „habe, ist so thöricht und ungereimt, daß ich es un„möglich hätte lesen können, wenn sie nicht von mir „übel geredet hätten.„ Er hatte ihr von der Einspritzung des Bluts der Thiere Nachricht gegeben, durch welches man damals das faule und matte Geblüte der Menschen zu ersetzen vorschlug. Darauf antwortete sie ihm: „Die Erfindung ist schön; aber ich möchte „mich ihrer nicht bedienen, aus Furcht ein Schaaf zu „werden: denn im Fall der Verwandlung wollte ich „lieber eine Löwinn werden, um zu verhindern, daß „man mich nicht auffresse. — Doch um Ihnen im „Fall der Noth zu zeigen, daß ich mich besser auf die „Einspritzung des Bluts verstehe, als die andern „Thiere, bin ich entschlossen, mich des Bluts irgend „eines Deutschen zu bedienen: denn dieser ist dasje„nige Thier, das unter allen Thieren, die ich kenne, „dem Menschen am wenigsten ähnlich sieht. Ich „zweifle jedoch, ob man Blut oder Wein aus ihm „herausbringen möchte, und ich fürchte, man möchte

„dadurch noch thierischer werden. Sie sehen, man „findet überall Gelegenheit, sich zu belustigen; „ — allein die Leser dürften hinzusetzen: eine Belustigung mit solchem Witze war nur des Briefes an einen **Bourdelot** würdig: nur gegen einen Franzosen von dieser Art geziemte es der Königinn, über ein Volk zu spotten, das niemals Ursache gehabt hat, sich unter ein anderes setzen zu lassen, aber desto mehr sich über viele andere erhoben hat. Doch dieser Brief wurde nicht einmal abgeschickt, weil sie die Freundschaft mit Frankreich, dessen Eroberungen darinne eben nicht gepriesen waren, zu erhalten suchte.

Die Versammlung der Schwedischen Reichsstände, auf welche **Christina** wartete, gieng im Jahr 1658 vor sich. Sie hatte sich über die Regierung des Reichs sehr zu beklagen. Insonderheit scheinet der Großkanzler Graf **de la Gardie** sich wegen der Begegnung haben rächen zu wollen, die sie ihn gegen das Ende ihrer Regierung empfinden ließ. Man hatte in ihren Ländereyen Commißionen angeordnet, welche die Art, wie dieselben regiert würden, untersuchen sollten. Diejenigen, welche ihre Einkünfte übel verwaltet hatten, wurden von der Regierung unterstützt. Man ließ sie sogar durch einen derselben beschuldigen, sie hätte ihm ihren Vorsatz anvertrauet, dem Könige von Schweden die Krone zu entreißen. Allein die Stände waren ihr desto günstiger, und darunter auch die Geistlichkeit: vielleicht weil sie die Hoffnung nicht verlohren hatte, **Christina** könnte wohl einst zu ihrer ersten Religion zurücktreten. Der Gesandte, den sie nach Schweden schickte, hatte gleichwohl eine lange und schwere Unterhandlung zu führen, bey welcher sie ihre Scharfsinnigkeit und Kenntniß der Menschen von neuem zeigte; aber auch einen neuen Entwurf von Größe machte. Sie verlangte

langte, statt ihrer Ländereyen in Schweden und Pommern, den unumschränkten Besitz von dem Herzogthum Bremen, dessen Statthalter, der stets ein Schwedischer Reichsrath seyn sollte, sie eben so wohl als alle andere obrigkeitliche und Kriegsbedienten daselbst setzen und bezahlen wollte; doch daß sie neben ihr auch dem Könige von Schweden den Eid der Treue leisteten. Sie begehrte wegen dieses Herzogthums Sitz und Stimme auf dem Deutschen Reichstage, und auf den Creyßtagen; ingleichen das Recht, mit ihrem Namen und Wapen nach den Reichsgesetzen daselbst Münze zu schlagen; der Kayser und die Generalstaaten sollten ihr für den Besitz Gewähr leisten; und zu ihrer Sicherheit wider alle Zufälle wollte sie sich das Recht der Geißelschaft auf ihre bisherige Schwedische Ländereyen vorbehalten. Sie drang nächstdem auch auf die Vergünstigung einer freyen Religionsübung in Schweden, und brachte ihre ganze Parthey in Bewegung, um beydes zu gewinnen. Der Reichsrath, dessen Macht während der Versammlung der Stände aufhörte, bemühte sich, sie von ihrem Vertrauen auf dieselben abzuziehen; allein sie kannte die Stände und die Verfassung des Reichs zu gut, als daß sie sich in Gefahr gesetzt hätte, nach geendigtem Reichstage wieder allein von den Reichsräthen abzuhangen. Zwar wurde der vorgeschlagene Tausch mit dem Herzogthum Bremen von den Reichsständen durch solche Zusätze verändert, daß sie denselben nicht annehmen konnte; aber sonst bewilligten sie ihr zu ihrer Zufriedenheit, daß alle Bedingungen, die in ihren Entsagungs-Urkunden stunden, aufs genaueste beobachtet werden sollten; sie und ihre Bedienten sollten an dem Orte, wo sie ihren Sitz aufschlagen würde, ihre Religion frey ausüben können; sie möchte in einem Lande leben, in welchem sie wollte,

so sollte sie ihre Einkünfte ruhig genießen; der König sollte ihr höchstens in einem Jahre 50000 Thaler, die ihr die Krone schuldig war, bezahlen, und nebst den Ständen alle diese Artikel durch einen feyerlichen Schluß des Reichstages bestätigen.

Diese Erklärung setzte sie endlich in den Stand, gegen das Ende des Jahrs 1668 nach Rom zurück zu reisen. Aber einige Monate vorher, da noch ihre Unterhandlung in Schweden fortgieng, hatte sie bereits eine andere sehr geheimnißvolle in Pohlen angefangen. Johann Casimir, der dieses Reich regierte, faßte damals den Entschluß, die Krone niederzulegen, mit welcher so viel Verdruß und Unruhen verbunden gewesen waren. Unter den Fürsten, welche, sobald dieses bekannt wurde, nach dem Pohlnischen Throne strebten, befand sich auch Christina, bey der die Neigung zu herrschen, immer stärker zu werden schien. Sie wählte einen ihrer Kaplane, den Prior Hacki vom Cistercienser-Orden, einen gebohrnen Pohlen, um ihre Absicht in diesem Königreiche zu befördern; er bekam aber zugleich Befehl, sich gänzlich nach den Vorschriften des päbstlichen Nuncius daselbst zu richten. Diesem sollte er vorstellen, daß sie durch die Achtung, welche sie stets gegen den König von Pohlen, als den Aeltesten von ihrem Hause, gehabt hätte, bisher verhindert worden sey, sich um die Nachfolge im Reiche zu bewerben; dieses bey seinem Leben zu thun, würde sie immer für ein Verbrechen gehalten haben, weil sie ihn als ihren zweyten Vater ehrte; aber nachdem sie seinen Vorsatz erfahren, verbinde sie ihre Geburt, sich der Republik unter so vielen, die nach der Krone trachteten, darzustellen, indem sie dieselben alle an Geburt und vielleicht auch an Verdiensten übertreffe. Sie wollte sich deswegen an den Nuncius wenden, weil sie ihre Hoff-

nungen



nungen und ihr Glück in keine andere Hände, als in seiner Heiligkeit ihre, übergeben könnte, und da sie hoffte, daß ihr der Pabst hierbey günstig seyn werde, so schätzte sie diese Ehre höher, als den Besitz der Krone selbst. Sie bat also den Nuncius, die Republik daran zu erinnern, daß die Königinn die einzige noch übrige Person von dem Königlichen Schwedisch-Pohlnischen Hause sey; daß sie die Krone von Schweden niemals würde niedergelegt haben, wenn Schweden ein Catholisches Königreich gewesen wäre, oder wenn es damals das Ansehen gehabt hätte, daß man es Catholisch werde machen können; daß man ihr ein Unrecht erweisen würde, wenn man ihr einen Ausländer vorzöge, der weniger, als sie, würdig wäre, den Thron ihrer Vorfahren zu besteigen; daß es auch für die Republik vortheilhaft sey, die Königinn zu wählen, weil ihr Alter und ihre Abneigung sie stets von einer Vermählung entfernen würden; so daß, weil sie keine Anverwandte, noch Kinder hätte, die Republik von ihr nichts für ihre Freyheit zu besorgen hätte, und nach dem Tode der Königinn alle Freyheit haben würde, ein anderes Haus zu wählen. Zugleich verlangte sie, daß diese Unterhandlung vor dem Kayserlichen, Schwedischen und Französischen Gesandten geheim gehalten werde, weil diesen allen daran gelegen sey, dieselbe zu verhindern; ja wenn auch einer oder der andere von ihnen ihr hierinn beystehen wollten, so würden sie ihr durch ihren Beystand nur schaden: und überhaupt besitze sie so viel Stolz und Trotz, daß sie ihr Glück niemanden anders, als Gott, seinem Statthalter und der Republik zu danken haben wolle. Sollte der Nuncius, setzt sie hinzu, andere Befehle von Rom bekommen, wenn der Pabst versprochen hätte, einen andern Mitbewerber um die Krone zu unterstützen, so würde sie ihren Entwurf gerne aufgeben.

Dieser Entwurf war an sich mit der Christinen eigenen Geschicklichkeit angelegt; vielleicht aber für kein Reich weniger, als für Pohlen. Sie schrieb bald darauf an ihren Abgeordneten, sie wollte diesen Sieg nicht durch Geld erlangen. „Es ist wahr, sagt „sie, daß ich keines habe; wenn ich es aber auch hätte, „so soll man wissen, daß ich es bey dieser Gelegenheit „nicht aufwenden würde: denn kann ich nicht Köni„ginn von Pohlen werden, so will ich mich auch nicht „unter diesem Vorwande hintergehen lassen. Ich „könnte der Republik mehr versprechen, als sonst irgend „jemand; aber meine Ehre und mein Nutzen hindern „mich daran: außerdem macht mich meine Gemüths„art geneigter, wenig zu versprechen, und viel zu thun. „Ich darf mich rühmen, daß ich so sehr als jemand „auf der Welt erkenntlich bin, und ich gebe mein „Wort, daß niemand, der mir Dienste leisten wird, „sich seine Sorge und Mühe werde gereuen lassen. „Was die Republik anlangt, so werde ich ihr Ur„sache verschaffen, Gott tausendmal dafür zu danken, „daß sie mich gewählet hat. „ — Darauf geht sie die übrigen Fürsten durch, die nach dem Besitze dieser Krone strebten, und zeigt bey einem jeden, was ihn dazu untüchtig oder den Pohlen verdächtig mache; oder daß er wenigstens mit ihr nicht verglichen werden könne. So erinnert sie bey dem Herzoge von Neuburg, daß er alt, stolz, sehr eigennützig, und mit Kindern überladen sey; daher er sich auf Kosten der Republik zu bereichern suchen würde; Frankreich empfehle ihn nur, um ihn ins Unglück zu stürzen, und Schweden sey nicht im Stande, ihm Hülfe zu leisten, noch sich während einer Minderjährigkeit, welche die jetzige Regierung schwach und unglücklich mache, seinetwegen in einen verderblichen Krieg einzulassen. Den Prinzen von Conde hält sie für den fürchterlichsten



sten unter ihren Mitbewerbern, wegen seiner Geburt, seiner Verdienste und seines Geldes. „Alles dieses, „schreibt sie, kann nur durch die starke Abneigung „der Pohlen gegen die Franzosen bestritten werden: „man muß ihn verdächtig zu machen suchen, und als „einen heftigen Prinzen vorstellen, dessen aufgebrach„ter Zorn sich für so vielen Verdruß, den ihm Frank„reich seit vielen Jahren erregt, an Pohlen rächen „möchte. Dieser Prinz, der den Kopf voll von dem „weiten Umfange der königlichen Gewalt in Frank„reich hat, schickt sich nicht dazu, ein freyes Volk zu „regieren: ohne Zweifel wird seine einzige Absicht „darauf gehen, die Freyheit desselben zu unterdrü„cken, sein Ansehen fest zu setzen, und dasselbe nach „dem Muster und despotischen Begriffe, die er in „Frankreich vor sich hatte, zu bilden; so daß er das „Reich in seinem Hause wird erblich machen wollen. „Da er seinen Sohn über alle Maaße liebt, so wird „er ihn und seine Nachkommen, die Republik mag „wollen oder nicht, zu seinen Nachfolgern einzuse„tzen suchen: und dieses könnte ihm durch den mäch„tigen Beystand von Frankreich gelingen, das alle „seine Kräfte dabey anwenden wird, weil es ihm „vortheilhaft ist, nicht allein sich auf immer dieses „Prinzen zu entledigen; sondern auch in Pohlen ei„nen solchen König zu unterstützen, der wegen seiner „weitaussehenden Entwürfe stets seiner Hülfe be„dürfte. Man muß sie an **Heinrich den Dritten**, „und an den Streich erinnern, den er ihnen spielte, „da der Französische Thron erledigt wurde. — Dieser „Prinz ist zwar ein großer Feldherr und ein trefflicher „Soldat; aber sehr ungestüm und höchst geizig: es „ist sogar zweifelhaft, ob er ein eben so großer König „seyn werde, als er ein großer Feldherr ist, und man „muß diese Eigenschaften, welche sehr verschieden sind,

„nicht mit einander vermengen. Ganz Europa hat „Ursache, sich seiner Wahl zu widersetzen; vorzüglich „der heilige Stuhl, der Kayser und Schweden; auch „alle andere Staaten, ausgenommen Frankreich, das „dabey allein seinen Vortheil findet. Es ist bekannt „genug, wie sehr Frankreichs Uebermuth, wenn es „mächtig ist, die Ehrerbietung gegen den heiligen „Stuhl vergessen kann, und ich glaube, daß dem „Pabste mehr als irgend einem andern daran gelegen „sey, sich der Erhöhung des Prinzen zuwidersetzen.„ — Man sieht, mit welcher Kunst Christina alles zu beurtheilen und zu nützen gewußt habe; aber es ergieng ihr auch dabey zuweilen wie denen, welche gegen einen Mitbewerber auch schlimme Muthmaaßungen anstatt würklicher Beschuldigungen anwenden, nur um ihn aus dem Wege zu schaffen.

Außer den bereits gedachten Empfehlungen, welche sie für sich gebraucht wissen wollte, gab sie ihrem Abgeordneten noch diese an die Hand, daß sie schon eine glückliche und rühmliche Regierung geführt habe; daß der Pabst, welcher sie kenne, ihr die Ehre erweise, sie ohngeachtet ihres Geschlechts der Republik zu empfehlen, und daß sie den Pohlen auf keine Art zur Last fallen werde, weil sie das ungerechnet, was sie ihr geben würden, genug hätte, um nach ihrem Stande zu leben. Ihr Antrag schien zum Theil wohl aufgenommen zu werden; man machte ihr nur zwo Einwendungen, davon die eine ihr Geschlecht, die andere ihr eheloses Leben betraf. Auf die erstere antwortete sie aus der Pohlnischen Geschichte, daß auch Prinzeßinnen auf diesen Thron gesetzt worden wären; doch mußte sie selbst gestehen, daß sich diese allemal vermählt hätten. Sie fügte noch hinzu, sie sey auf dem Throne gebohren worden, und habe als König ein Reich und eine der tapfersten Nationen der Welt,

weit



weit unumschränkter, als einer ihrer Vorgänger beherrscht. Dieses sey in ihrer ersten Jugend geschehen; jetzt da ihr Geist und Leib in vollkommener Stärke wären, sey sie den Pflichten der Regierung desto mehr gewachsen. Selbst ein Kriegesheer werde sie mit Freuden anführen, und die bloße Hoffnung, dieses Vergnügen zu erlangen, mache, daß sie sich die Pohlnische Krone wünsche: ja wenn man ihr diese mit der Bedingung geben wollte, nicht zu Felde zu gehen, würde sie dieselbe nicht annehmen. Aber der Vorschlag, sich zu vermählen, sagte sie, setze sie in die äußerste Verlegenheit. Sie sey eine Todtfeindinn dieses schrecklichen Jochs, dem sie sich für die Herrschaft der ganzen Welt nicht unterwerfen werde. Da sie Gott frey habe gebohren werden lassen, so könne sie sich nicht entschließen, sich einen Herrn zu geben. Wenn sie auch ihre Abneigung gegen die Ehe überwinden könnte, so sey dieselbe für ihr Alter lächerlich, und sie würde sich vergebens unglücklich machen, weil man keine Kinder von ihr erwarten könnte. Doch Pohlen sey ein Wahlreich: daher dürften die Pohlen wohl zu bewegen seyn, daß sie weniger auf das Künftige sähen, als auf das Gegenwärtige. „Sie brauchen, schreibt sie, „einen König, der sie einige Jahre gut regieren könne. „Ich kann noch ohngefähr zwanzig Jahre leben: da„durch gewinnen sie Zeit, um nach meinem Tode ein „anderes Geschlecht zu wählen, aus welchem sie ihre „Könige immerfort hernehmen könnten. Es ist „sogar ihr Vortheil, wenn ich stets bleibe, wie ich bin: „denn wenn ich keine Kinder habe, so werde ich bloß „auf den Ruhm bedacht seyn, mich ihrer Wahl durch „große und heldenmüthige Thaten würdig zu machen. „Sollten alle diese Vorstellungen das Hinderniß von „Seiten der Ehe nicht heben, so kann sich der Nuncius der List bedienen, daß er ihnen Hoffnung mache,

„wenn

„wenn erst die Wahl auf mich werde gefallen seyn, „würden mich das Zureden Seiner Heiligkeit und „ihre Bitten zur Ehe bewegen. In dieser Absicht „muß er ihnen beyzubringen suchen, daß ich jünger „sey, als ich würklich bin, damit ihnen jenes Ver„sprechen desto glaublicher vorkomme; ob ich gleich „zweifele, daß sie es für wahr halten werden, weil „die Zeit meiner Geburt zu bekannt ist. Allein ich „denke, daß mir dieses überhaupt nicht hinderlich „seyn, und daß man sich nicht darum bekümmern „werde, ob ich mich vermähle, oder nicht.„ Sie macht sich selbst noch den dritten Einwurf, ihre Unwissenheit in der Pohlnischen Sprache. Darauf antwortet sie, ihre Mitbewerber verstünden sie so wenig, als sie, und sie werde das thun, was diese nicht thun könnten, nemlich sie in kurzer Zeit zu erlernen suchen.

Diese Unterhandlung der Königinn wurde besonders durch ein sehr nachdrückliches Breve unterstützt, welches der Pabst im September des Jahrs 1668 an die versammleten Pohlnischen Reichsstände erließ, und worinne er nichts vergaß, was sie empfehlen konnte. Sein Nuncius hielt es für dienlich, weder in des Pabstes, noch in Christinens Namen eher einen Antrag zu thun, bis die beyden stärksten Partheyen, von **Neuburg** und von **Condé**, alle Hoffnung würden verlohren haben: bis dahin wollte er es nur durch andere ausstreuen lassen, daß sie nach dem Throne strebte, um zu sehen, wie dieses Gerüchte aufgenommen werde, und um sie nicht einer förmlichen Verweigerung auszusetzen. Allein der Königinn misfiel dieser Vorschlag, weil sie nach demselben befürchtete, sich zu späte zu zeigen. Sie verlangte vielmehr, daß die Empfehlung des Pabstes so bald als möglich bekannt gemacht würde; damit sie aus der Würkung derselben urtheilen könnte,

wie

wie sie sich weiter zu verhalten hätte. In der Folge warf sie sogar einiges Mißtrauen auf den Nuncius, als ob er, vielleicht geheimen Befehlen von Rom zu Folge, ihr Bestes bey dieser Angelegenheit nicht aufs ernstlichste besorgte: und würklich kann man auch zweifeln, ob der römische Hof diese Angelegenheit aufrichtig betrieben habe. Sehr bald aber merkte sie, daß ihr Geschlecht dabey ihr am nachtheiligsten sey; gleichwohl erklärte sie sich, lieber zu sterben, als sich zur Ehe zwingen zu lassen. Der Mangel an Freygebigkeit schien ihr ebenfalls hinderlich zu seyn; davon schrieb sie an den Nuncius; „Wenn „ich auch im Stande wäre, Geld auszutheilen, so wäre „dieses doch die einzige Sache, die ich ohne Beleidigung meiner Ehre nicht thun kann. Ich kenne die „Pohlen; ich weiß, daß sie von allen Partheyen Geld „nehmen, darüber lachen, und alsdenn thun, was „zu ihrem Nutzen ausfällt. Gelingt die Sache nicht, „so werde ich nur die auf einige Briefe verwandte „Mühe verlohren haben; anstatt daß alle übrige „ganze Jahre darauf angewandt haben.„ Zuletzt sammlete man in Pohlen alle Einwendungen, die wider sie gemacht werden konnten, und darunter auch die unerheblichsten. Man sagte, die Gesetze von Pohlen erlaubten einem Frauenzimmer nicht, die Krone alleine zu besitzen; man warf ihr den Tod des Monaldeschi vor; sogar die Stockschläge, welche sie einem ihrer Bedienten hatte ertheilen lassen; die Ketzerey, mit welcher ihre Familie angesteckt wär, und die unglückliche Regierung derselben in Pohlen; man berief sich auch auf den verhaßten Antheil der vorigen Königinn an der Regierung. Christina beantwortete zwar dieses alles sehr wohl; allein sie merkte zugleich, daß immer weniger Hoffnung für sie übrig bliebe. Würklich wurde auch in der Mitte des

Jahrs

Jahrs 1669 ein Pohlnischer Herr, Michael Coribut von Wiesnowicky, zum Könige von Pohlen gewählt. Diese Nachricht nahm Christina ziemlich gleichgültig auf: sie verlangte nur von ihrem Prior, daß er ihr den Geburtsort des neuen Königes, und die Pohlhöhe desselben melden möchte; vermuthlich um daraus, durch Hülfe der Sterndeuterkunst, seine künftigen Schicksale vorherzusagen.

Man hat diesen Entwurf der Königinn so richtig beurtheilt, daß beynahe nichts hinzu zu setzen übrig bleibt. Ueberhaupt ist es zu verwundern, daß sie geglaubt hat, er könne ausgeführt werden. Außer allen Hindernissen, die ihr bekannt wurden, oder die sie sich selber machte, war die Erinnerung der Pohlen an die herrschsüchtige Gemahlinn ihres letzten Königes so unangenehm, daß sie dadurch allein von Christinen abgeschreckt werden konnten, die schon öfters ihr Ansehen heftig genug behauptet hatte. Allein sie versuchte gerne schwere Unternehmungen, um der Ehre willen große Schwierigkeiten überwunden zu haben, und die meisten Menschen halten auch dasjenige bald für möglich, was sie eifrig wünschen. Dazu kam die Begierde, sich wegen des Mißvergnügens, das sie in Schweden erfahren hatte, auf die rühmlichste Art schadlos zu halten. Der Pabst konnte ihr dabey seine Fürsprache desto weniger versagen, da sie für die Römischcatholische Religion in Schweden, und wegen der Ehrenbezeigungen, die sie ihm selbst erwies, zu Hamburg viel gelitten hatte; vielleicht aber versprach er sich selbst wenig von diesen Bemühungen, und that nicht einmal alles, wodurch er sie hätte erleichtern können. Wenn unterdessen Christina durch dieses Bestreben ihre unbeständige Gesinnungen und die Reue über den verlaßnen Thron ihrer Vorfahren nur zu deutlich an den Tag gelegt

hat,



hat, den sie mit einem andern vertauschen wollte, auf welchem sie allem Ansehen nach lange nicht so ruhig und vergnügt, als auf dem Schwedischen würde geherrscht haben; so konnte sie sich in der Folge für glücklich schätzen, auf den Pohlnischen Thron nicht erhoben worden zu seyn. Denn die kurze Regierung des neuen Königs war eine der unglücklichsten und unruhigsten: es ist auch nicht glaublich, daß Christina die tief durchgedrungenen Uebel dieses Staats würde haben heilen können.

Da sie noch mit dieser Unterhandlung beschäftigt war, zog sie sich im Jahr 1668 eine neue Streitigkeit mit der Regierung von Schweden zu, die nach dem Ende des Reichstags wieder allein die höchste Gewalt ausübte. Sie war von derselben beleidigt worden, und suchte sich dadurch zu rächen, daß sie die Bedienungen in ihren Ländereyen den Anverwandten und Freunden der Reichsräthe nahm, die ihr Verdruß verursacht hatten, und diejenigen damit belohnte, welche zu den günstigen Schlüssen der Reichsstände behülflich gewesen waren. Die Regierung hatte jedoch weit mehr Mittel in den Händen, sie zu kränken; sie weigerte sich, die Forderung der Königinn an die Krone zu bezahlen, weil in dem öffentlichen Schatze kein Geld wäre; sie wollte auch nicht gestatten, daß die von ihr ernannten Personen ihre Einkünfte verwalten sollten. Ihr oberster Statthalter, ein Reichsrath, der Großschatzmeister des Reichs geworden war, wollte nicht einmal seine Stelle niederlegen, die Christina einem andern ertheilt hatte. Alles dieses verachtete sie anfänglich, und setzte sogar Drohungen dazu; sie war aber bald genöthigt, glimpfliche Vorstellungen dagegen thun zu lassen. Nichts war ihr anstößiger, als daß die Regierung ihre Einkünfte durch die königliche Kammer wollte bezahlen

lassen;

lassen; anstatt daß sie auch hierinne einen Schein der königlichen Würde beybehalten wollte, alles durch ihre eigene Unterbedienten und Einnehmer zu besorgen. Man bewilligte ihr dieses endlich im Jahr 1671, nachdem sie dem Großkanzler in einer andern Sache nachgegeben hatte. Unter diesen Händeln machte sie, um sich mehr Ansehen zu geben, die Nachricht bekannt, (von der man so viel glauben kann, als man will) daß der König von Schweden, eben da sie im Begriff war, von Hamburg nach Rom zurück zu reisen, eine Person an sie geschickt habe, die sie in seinem Namen abhalten sollte, während seiner Minderjährigkeit nicht wieder nach Schweden zu kommen, und dieses besonders durch die Vorstellung, sie habe sich so viele Liebe und Hochachtung in Schweden erworben, daß sie ihm fürchterlich geworden sey, weil sie noch immer das Herz seiner Unterthanen besitze. Hierauf habe sie geantwortet, es sey gar nicht ihre Absicht gewesen, nach Schweden zu reisen, gleichwohl habe sie auch nicht verdient, daraus verbannt zu werden; unterdessen dankte sie dem Könige, daß er ihr ein so zuverläßiges und rühmliches Zeugniß von der Zuneigung der Schweden gegen sie habe ertheilen wollen.

Christina war auch für die Ehre ihrer Freunde besorgt, und darunter gehörten damals der Pabst und eine Anzahl der Großen seines Hofs vorzüglich. Sie beklagte sich daher im Jahr 1669 darüber, daß in Holland so viele grobe Unwahrheiten von dem Päbstlichen Hofe gedruckt würden, und ließ den Groß-Pensionarius von Witt, dem sie schon dafür Verbindlichkeit schuldig war, daß er sich ihrer Angelegenheiten in Schweden angenommen hatte, ersuchen, dieser Lästersucht zu steuern. Sie setzte hinzu, daß man ihrer zwar ebenfalls in diesen Büchern nicht geschont habe; allein man habe dabey alle Wahr-

schein-

scheinlichkeit verletzt, und sie nehme sich auch nur ihrer Freunde an. Zugleich machte sie von dem Pabste und seinem Hofe die prächtigsten Lobsprüche. In der That gefiel sie sich auch zu Rom niemals mehr, als unter der Regierung **Clemens des Neunten**; allein dieser starb bereits im Jahr 1670. Die kleinen Händel, welche sie um diese Zeit mit einigen großen Familien zu Rom hatte, denen sie es vergebens wehren wollte, ihre Loge bey den öffentlichen Schauspielen ihr gerade über zu halten, wurden bald beygelegt.

Ihr Umgang mit Gelehrten, und die Aufmunterung, welche sie ihren Arbeiten erwies, während daß sie sich selbst mit der Gelehrsamkeit eifrig beschäftigte, wurden immer stärker. Die Arcadische Schäfergesellschaft, die noch jetzt zu Rom die schönen Wissenschaften, und sonderlich die italiänische Dichtkunst in Aufnahme zu bringen sucht, entstand aus vierzehn Personen, die sich in **Christinens** Palaste zu versammeln pflegten, und nahm sie, ob sie gleich erst nach dem Tode derselben gestiftet wurde, zu ihrer Beschützerinn an. Kein gelehrter Mann oder witziger Kopf zu Rom und in Italien überhaupt entgieng der Aufmerksamkeit der Königinn. Sie unterhielt den Erzbischof **Angelo della Noce** völlig, und schickte ihm einst ein außerordentliches Geschenk mit dem Verbote, niemanden etwas davon zu sagen. **Franz Camelli** war Aufseher über ihre Münzsammlung, von welcher er auch ein Verzeichniß herausgab. **Johann Franz Albani**, der nachmals unter dem Namen **Clemens der Eilfte** Pabst wurde, genoß ihres besondern Schutzes. Der berühmte **Heinrich Noris** beförderte insonderheit die gelehrten und nützlichen Unterredungen, die sie anstellen ließ. Den Dichter **Alexander Guidi**

behielt sie an ihrem Hofe, und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Einen andern Dichter Vincenz Filicaja, gegen den sie ebenfalls, aber ohne daß es bey ihrem Leben bekannt werden durfte, sehr freygebig war, setzte sie mit einer zu hitzigen Bewunderung über alle Odendichter alter und neuer Zeiten. Caßini und Giordani, zween große Kenner der Mathematik, standen in ihren Diensten: der erstere nahm besonders astronomische Beobachtungen in ihrem Palaste, oft in ihrer Gegenwart, vor: und sie war dieser Art von Kenntniß so sehr ergeben, daß sie im Jahr 1680, bey Erscheinung des großen Cometen, die Gelehrten in Italien, nach dem damals herrschenden Vorurtheil, durch eine versprochene Belohnung von tausend Pistolen aufforderte, die Vorbedeutung dieses Cometen genau anzugeben. Auf ihr Verlangen wurde der Jesuit Vieyra, der berühmteste Portugiesische Prediger, nach Rom geschickt; er weigerte sich aber, die Stelle ihres Beichtvaters anzunehmen. Sonst bezeigten sich die Gelehrten auf diejenige Art dankbar gegen sie, wie sie es ohngefähr seyn können. Außer den erstgedachten und andern Dichtern, die ihr Lob besangen, schrieb Michael Capellari ein vortreffliches lateinisches Gedicht zu ihrer Ehre. Der Jesuit Pallavicini, der ebenfalls ein Mitglied ihrer Academie oder gelehrten Gesellschaft war, schrieb ein Buch zum Ruhme des Uebertritts zur Römischen Kirche; das aber nicht gedruckt werden durfte, weil man vier und funfzig Ketzereyen darinne wollte angetroffen haben. Der Cardinal Tomasi und der Benediktiner Mabillon schrieben ihr Bücher zu, die sie herausgaben: doch war sie mit ihnen zufrieden, daß sie ihr den Namen, Durchlauchtigste Königinn von Schweden, beygelegt hatten. Denn, sagte sie, mein bloßer Name

wäre

wäre allein hinlänglich gewesen. Man könnte noch viel mehr Gelehrte in und außer Italien nennen, welche die Gewogenheit der Königinn empfunden haben; aber noch so viele berühmte Namen würden doch nicht mehr beweisen, als die bisher angeführten. Es ist auch gewiß, daß sich die Gelehrten aller Gegenden an sie gewandt, und sich ihr empfohlen haben: entweder um ihre Wohlthätigkeit rege zu machen, oder um sich wenigstens durch Zeichen ihres Beyfalls ein Ansehen zu geben.

Da sie unterdessen erfahren hatte, daß im Jahr 1672 ein Schwedischer Reichstag gehalten werden, und **Carl der Eilfte** auf demselben die Regierung völlig antreten sollte; schickte sie den Marquis **del Monte**, ihren ersten Kammerherrn, als außerordentlichen Gesandten dahin, um ihre Rechte bey dieser Gelegenheit in mehrere Sicherheit zu setzen. In seinen Verhaltungsbefehlen stand dieses oben an, daß er die Bestätigung und Erfüllung des Reichstagsschlusses vom Jahr 1668 in Ansehung der ihr und ihrem Gefolge zugestandenen freyen Religions-Uebung in Schweden begehren sollte; wobey sie sich die damals vorgeschlagenen Bedingungen gefallen ließ, daß sie zwar so viele Geistliche, als sie zum Gottesdienste nöthig hätte, mitbringen, und daß demselben auch andere fremde Römischcatholische beywohnen könnten; daß sie aber weder einen Jesuiten, noch einen andern Mönch mitbringen, ihre Geistlichen dem Könige genau anzeigen, und keinen Evangelischen zu ihrem Gottesdienste zulassen sollte. Außer der Wiederholung anderer alter Forderungen, trug sie ihrem Gesandten auf, den Vorschlag zu thun, daß sie ihre sämmtliche Kammergüter für eine Million und fünfmal hundert tausend Thaler verkaufen wollte; oder man möchte ihr für diese Summe,

bis sie bezahlt wäre, das Herzogthum Bremen überlassen. Er sollte vorstellen, daß die Krone davon großen Vortheil ziehen würde, weil Bremen ein verwüstetes Land sey; dahingegen ihre Ländereyen dem Könige, dem sie jetzt beschwerlich fielen, mehr als ihr eintragen würden. Sie erbot sich auch, Anweisung auf Holland oder einen andern Staat, der Hülfsgelder an Schweden bezahlte, anzunehmen, und verlangte die Ersetzung alles ihr bisher, zum Theil auch von ihren ehemaligen Unterbedienten zugefügten Schadens.

Nächst diesen Aufträgen gab Christina ihrem Gesandten auch geheime; besonders in Absicht auf sein Verhalten gegen die Stände, welche sie größtentheils für ihre Freunde hielt, und gegen den Reichsrath, der ihr zwar nicht geneigt war, dem sie aber doch mit der äußersten Ehrerbietung und Geduld bey allem seinem Kaltsinn oder Trotze begegnet wissen wollte, um nur einen günstigen Ausgang zu gewinnen. Sie erinnerte den Marquis, dieses seine eifrigste Bemühung seyn zu lassen, daß er ihr die Zuneigung ihrer Freunde in Schweden erhalte, und sie belehrte ihn, wie er nicht nur dieses ausrichten, sondern auch ihren Feinden bessere Gesinnungen beybringen sollte. Was das Religionsgeschäfte anlangt, so sollte er bey denen, die sich dagegen setzten, die Furcht erregen, daß sich die Königinn wohl endlich einmal entschließen dürfte, eine Reise nach Schweden ohne Geistliche vorzunehmen. „Dieses würde sie, setzt „Christina hinzu; in die größte Verlegenheit, und „fast in Verzweiflung stürzen: denn jetzt verwehren „sie mir den Eingang in Schweden bloß unter dem „Vorwande der Religion; dieser aber würde alsdenn „wegfallen, und ich habe mich in der Welt und zu „Rom in ein solches Ansehen gesetzt, daß man diese

Hand-

„Handlung für keine Niederträchtigkeit, sondern für „eine nöthige Klugheit auslegen würde.„ Der Gesandte sollte überdieses in ihrem Namen alles versprechen, was ihr Anhänger erwerben könnte: Jahrgelder, Güter, und dergleichen mehr; wenn es Zeit dazu seyn werde, würde sie davon halten, so viel sie könnte.

Zu allen diesen Vorschriften kamen noch andere, welche zeigen, daß der Aufmerksamkeit der Königinn nichts entgangen sey, was zu ihren Vortheilen diente. Sie wünschte unter andern die freye Schiffahrt für die Insel Ocland zu erhalten, um durch die Vermehrung des Zolls ihre Einkünfte daselbst zu verbessern. Sie verlangte, daß man ihr die noch vom deutschen Kriege übrigen Hülfsgelder von Frankreich, die sich auf sieben bis achtmal hundert tausend Thaler beliefen, verschaffen möchte. Der Gesandte sollte auch dafür sorgen, daß sie ihre Einkünfte genießen könnte, wenn sie sich gleich in ein Kloster begäbe: „wozu ich, schreibt sie, starke „Neigung habe; welches ich auch schon gethan ha„ben würde, wenn ich nicht besorgt hätte, mein „Jahrgeld alsdenn zu verlieren.„ Da der Gesandte bereits zu Hamburg angelangt war, schickte sie ihm noch einen Befehl nach, darauf zu dringen, daß ihr die Schwedische Regierung, wie sie schon einmal begehrt hatte, zu der ansehnlichen Summe Geldes verhelfen möchte, welche der Bayerische Hof noch vom dreyßigjährigen Kriege her an Schweden schuldig war: denn dergleichen Anforderungen hatte sie sich, da sie der Regierung entsagte, vorbehalten.

Allein mit diesen Unterhandlungen des Marquis del Monte war eine sehr sonderbare verbunden, die er in Christinens und des Pabstes Namen zugleich am Schwedischen Hofe führen sollte. Pohlen war

damals in einen unglücklichen Krieg mit den Türken verwickelt. Der Pabst, der alle europäische Fürsten aufmunterte, diesem Königreiche Hülfe zu leisten, schrieb auch in gleicher Absicht ein Breve an den König von Schweden. Christina begleitete dasselbe mit einem Schreiben, in welchem sie den König durch die schmeichelhaftesten Vorstellungen zu bewegen suchte, für die Ehre, welche ihm, wie sie sagte, der Pabst erwies, demselben mit aller Achtung und Höflichkeit zu begegnen. In einem besondern Aufsatze, der zugleich mitgetheilt werden sollte, zeigte sie, daß Schweden von den Türkischen Eroberungen in Pohlen, wegen Liefland und Pommern viel zu befürchten habe; und daß es, wenn erst die Türken sich dieses Reich unterworfen hätten, vergebens seyn würde, sich ihnen von Seiten Schwedens zu widersetzen. Sie ließ auch zu diesem Beystande Hülfsgelder von dem Pabste, und Kriegsvölker von andern Fürsten hoffen. Ihrem Gesandten befohl sie, das päbstliche Breve nicht anders zu übergeben, als wenn er vorher von einer guten Aufnahme desselben versichert wäre. Zwar glaubte sie nicht, daß man Bedenken tragen werde, es anzunehmen, da der Pabst den König darinne nur überhaupt als einen christlichen Fürsten in diesem Falle betrachtete; allein sie wollte auch dem Pabste keine Beschimpfung zuziehen: „diesem großen „Monarchen, wie sie an ihren Gesandten schrieb, „dessen Staaten so schön und ansehnlich wären, daß „eine Spanne von seinem Lande mehr werth sey, als „das ganze Schwedische Gebiete.„ Fast scheinet es, Christina habe sich, indem sie diese ungeheure Vergrößerung entwarf, dafür trösten wollen, daß sie das Königreich Schweden und ihre Siege über die Parthey des Pabstes, mit einem päbstlichen Jahrgelde vertauscht habe.

Ihre

Ihre Bemühungen waren zwar nicht ganz vergebens; aber das Breve ward doch uneröffnet zurückgeschickt. Der König von Schweden antwortete ihr, daß er bereits in Pohlen, Rußland und am kayserlichen Hofe wegen einer solchen Hülfe für Pohlen Anträge gethan, aber noch keine Früchte davon gesehen habe; daß er vorher für die innere Ruhe seines Reichs sorgen müßte, ehe er einen ausländischen Krieg unternehmen könnte; und daß er wegen der versprochenen Hülfsgelder vorläufig die stärkste Sicherheit verlange. Er erinnerte, daß dabey ein Bündniß mit Pohlen nothwendig sey, und daß diese ganze Angelegenheit nirgends besser als am kayserlichen Hofe abgehandelt werden könne, dem an diesem Zustande Pohlens vorzüglich viel gelegen wäre; da hingegen der König nicht wohl selbst mit dem Pabste in Unterhandlung treten könnte. Mehr Würkung brachten alle diese Schreiben nicht hervor. Man hält es unterdessen für wahrscheinlich, daß der Pabst und seine Freundinn, vielleicht auch der Kayser, durch diese Vorschläge nur gesucht haben, Schweden von der Verbindung mit Frankreich, das eben in diesem Jahre 1672 die Vereinigten Niederlande gänzlich zu unterdrücken suchte, und in dem Verdachte stand, daß es mit den Türken gemeinschaftlich handelte, abzuziehen. Wenigstens war doch diese Zeit, da ein christlicher Fürst einen so weitaussehenden Krieg erregte, nicht die bequemste, um Vertheidigungs-Bündnisse wider die Türken zu schließen.

Glücklicher war Christina in ihren eignen Geschäften: sie erhielt im Jahr 1673 von den Schwedischen Reichsständen die Bestätigung des ehemals mit ihr geschlossenen Vergleichs, und ihrer freyen Religionsübung, ingleichen ein Urtheil wider einen Schweden, der sonst in ihren Diensten gewesen

war, und über welchen sie große Beschwerden führte. Vermuthlich suchten sie die Stände durch diese Gefälligkeiten dahin zu bringen, daß sie gänzlich nach Schweden zurückkehren, und ihre starken Einkünfte daselbst verzehren möchte. Allein dazu bezeigte sie desto weniger Neigung, je mehr sie in diesem Reiche alle königliche Hoheit hätte ablegen müssen, deren sie sich nur gegen den einzigen Pabst begeben wollte. Sie hatte damals auch schon neue Ansprüche zu behaupten gefunden. Der letzte König von Pohlen, **Johann Casimir**, war am Ende des Jahrs 1672 in Frankreich gestorben. **Christina** begehrte, als seine nächste Anverwandtinn, den Besitz seiner Verlassenschaft, auch seiner Güter in Pohlen und Neapel. Er hatte zwar in seinem letzten Willen darüber andere Anordnungen gemacht; allein sie verwarf dieselben als ungültig. Der Pabst ließ ihre Forderung ebenfalls unterstützen: vielleicht, weil er hoffte, sie werde, wenn sie die Güter im Neapolitanischen bekäme, dieselben dereinst dem Römischen Stuhle schenken. So sehr sie auch in dieser Sache bis zum Jahr 1678 arbeitete, so war doch alles vergebens: sie fühlte es abermals, daß sie keine regierende Königinn mehr sey.

Auch durch die Beleidigungen empfand sie es, welche ihr noch immer in Schriften zugefügt wurden. Sie beklagte sich im Jahr 1674 gegen den **Bourdelot**, daß in Frankreich unter dem Namen des **Chanut** ein Buch gedruckt worden sey, worinne man sie mit Lästerungen angegriffen habe, und ersuchte ihn, wie bereits der Schwedische Gesandte gethan hätte, darauf zu dringen, daß der Verfasser desselben öffentlich gezüchtigt werde. „Ich bin zwar, „schreibt sie, so geneigt, als man es seyn muß, der„gleichen Thorheiten, die nur ihren Urhebern scha-

„den,

„den, zu verachten und zu vergeben. Allein ich glaube „meinem Ruhme einige Rache schuldig zu seyn, die „ich ihm nicht versagen will. Doch versichre ich Ih„nen, daß ich mich ohne Verdruß und Unruhe der„selben bediene. Das Jahrhundert, in welchem wir „leben, tröstet mich: man verschonet in demselben „niemanden, und ordentlich greift die Verläumdung „die größten Verdienste an. Was mich anlangt, so „habe ich mich an die Undankbarkeit des menschlichen „Geschlechts gewöhnt, und bin seit langer Zeit dem „Neide und dem Betruge ausgesetzt. Mein Trost „ist dabey, daß mir mein Gewissen nichts vorwirft. „Schweden, Rom, und alle andere Gegenden der „Welt, wo ich mein Leben zugebracht habe, werden „wenigstens nach meinem Tode ein Zeugniß ablegen, „wie falsch diese Verläumdungen sind. Meine Ehre „und mein Ruf sind Gottlob zu gut gegründet, als „daß ich mich vor denselben fürchten sollte. Ich be„rufe mich selbst auf das Gewissen derer, welche sie „erfunden haben, und bin gewiß, daß sie selbst das „nicht glauben, was sie sagen.„ Gewissermaaßen konnte die Königinn mit einer solchen Miene auf die Beschuldigungen wider sie herabsehen; aber bey dieser Gelegenheit war es natürlich, daß sie es noch verächtlicher, gleich der vollkommensten Unschuld, that.

Ueber dieses Schicksal, das sie mit den vortrefflichsten noch auf dem Throne sitzenden Fürsten gemein hatte, war es nicht schwer, sich zu beruhigen. Weit mehr kränkendes für Christinen brachte der Zustand mit sich, in welchen sie durch den Krieg versetzt wurde, zu dem sich Schweden im Jahr 1674 durch Frankreich verleiten ließ. Da derselbe bald die Gegenden ergriff, wo ihre Länderenen lagen, verlor sie einen großen Theil ihrer jährlichen Ein-

künfte: der Schwedische Hof nahm selbst die für sie bestimmten Gelder zu den Kriegskosten weg, und endlich bemächtigte sich der Churfürst von Brandenburg des ganzen Schwedischen Pommern. Christina schickte noch vor dem Ausbruche dieses Unglücks im Jahr 1674 den Grafen von Wasenau, (oder Vasano, wie sie ihn in ihren Briefen nennt), als ihren Gesandten nach Schweden, um die Zahlung ihrer Jahrgelder zu beschleunigen. Er war ein unehelicher Sohn des Königs von Pohlen, Ladislaus des Siebenten, und von dieser Seite ihr Anverwandter. Nach dem Tode des Königs Johann Casimir, seines Oheims, begab er sich zu ihr nach Rom, und erhielt eine Stelle unter den Herren ihres Hofs. Der Cardinal Azzolini und der Marquis del Monte befürchteten, er möchte ihnen das Vertrauen der Königinn entziehen, und wohl gar dereinst ihre ganze Erbschaft bekommen. Sie suchten ihr daher eine üble Meinung von ihm beyzubringen, und ihn zugleich von Rom zu entfernen beydes gelang ihnen nur gar zu glücklich. Christina warf ihm, da er kaum in Hamburg angekommen war, eine langsame und schläfrige Aufführung vor, die sich für ihr Feuer und ihre Bedürfnisse nicht schickten. Bald darauf schrieb sie ihm, sie sehe wohl, daß er zu gar nichts taugte; in allen seinen Briefen sey nicht der geringste gesunde Verstand; sie, die sich bisher eingebildet habe, die Menschen zu kennen, habe sich, indem sie ihn gewählt, auf eine so grobe Art betrogen, daß sie sich dessen ihr ganzes Leben hindurch schämen werde; er sey kein Sohn des Königs Ladislaus, sondern müsse nothwendig vom König Casimir abstammen, indem er wenigstens eben so dumm, als dieser sey: und sie sagte ihm noch vieles andere mit gleicher Härte. Der Graf von Wasenau scheinet freylich

diese-

diejenige Lebhaftigkeit nicht besessen zu haben, welche Christina von ihren Gesandten verlangte; allein sie war auch wider ihn eingenommen, und die seltenste Geschicklichkeit würde damals, da Schweden mehr auf seinen Krieg, als auf die Königin bedacht war, nichts ausgerichtet haben. Sie litte daher im Jahr 1676 Mangel am nothdürftigen Unterhalte, und grämte sich auch darüber, daß sie nicht im Stande sey, ihr königliches Wort denen zu halten, welche ihr mit Vorschuß an Gelde beygestanden hatten. Es war nicht genug, daß sie den traurigen Zustand von Schweden bedauerte, für dessen Ehre und Glückseligkeit sie doch, wie sie sagte, so viele Mühe angewandt habe; sie mußte sich zugleich erinnern, daß sie aller dieser Klagen hätte überhoben seyn können, wenn sie ihre glückliche Regierung über Schweden fortgesetzt hätte.

In diesen mißlichen Umständen verfiel Christina auf ein schon ehemals gewähltes Hülfsmittel: sie suchte sich der Herzogthümer Bremen und Pommern zu bemächtigen, um die Einkünfte aus denselben auf Lebenslang zu ziehen; nach ihrem Tode aber sollte Pommern an das deutsche Reich zurückfallen. Montecuculi war damals der beste Kayserliche Feldherr, und ihr alter Freund. Diesen bat sie sich mit zwanzig tausend Mann von dem Kayser aus, um ihre Absicht zu erreichen. Der Pabst unterstützte ihr Ansuchen bey demselben, und in einem Schreiben an den Kayser vom Jahre 1676 führte sie die stärksten Bewegungsgründe an, um ihn zu einem günstigen Entschlusse zu bringen; unter andern ihre eifrige Sorge für die Unterhaltung des Friedens mit seinem Hause, so lange sie regierte; auch den Beystand, den sie seinem Vater geleistet hatte, um ihn, seinen Sohn, zum Römischen Könige wählen zu lassen. Allein der

Kayser,

Kayser, der seine Kriegsvölker zu dieser Zeit weit besser gegen Frankreich nützen konnte, hatte auch anderer Ursachen wegen keine Neigung, ihr zu willfahren. Er antwortete ihr in allgemeinen höflichen Ausdrücken; die eigentliche abschlägige Antwort aber schickte er an den Cardinal Pio. Christina hatte auch von dem Kayser Sicherheitsbriefe zu einer Reise nach Hamburg begehrt, wo sie ihren Aufenthalt nehmen wollte, damit sie ihren Ländereyen desto näher seyn möchte. Er billigte aber auch dieses nicht; weil sich beyde Kriegführende Partheyen bemühen würden, sie auf ihre Seite zu ziehen; dadurch würde sie beyden verdächtig werden, und sich noch mehr Schaden an ihren Einkünften zufügen. Ihre Unterhandlung mit dem Kayser wurde mittlerweile in Frankreich bekannt: und sie hatte sich auch seit einiger Zeit laut genug über diese Krone beschwert, daß sie Schweden in einen so unnöthigen und unglücklichen Krieg verwickelt habe. Dadurch wurde ihre lange Freundschaft mit diesem Hofe unterbrochen. Um sich dafür zu rächen, ließen die Französischen Staatsbedienten einen Auszug aus den Nachrichten des Chanût, der Gesandte an ihrem Hofe gewesen war, drucken; worinne viele ihr eben nicht rühmliche Stellen vorkamen. Sie sahe wenigstens das oben gedachte Buch, über welches sie sich gegen den Bourdelot beklagt hatte, jetzt von dieser Seite an, und versicherte ihn, daß sie nur Verachtung und Mitleiden gegen so vergebliche Versuche wider ihre Ehre hegte.

Doch das Mißvergnügen, welches sie darüber empfand, daß der Kayser ihren Antrag ausgeschlagen hatte, vereinigte sie gleich wieder mit Frankreich, von welchem sie auch ein vortheilhaftes Anerbieten bekam. Sie lies daher im Jahr 1676 Lud-

wig dem Vierzehnten durch den Cardinal von Bouillon folgende Vorschläge thun. Frankreich sollte an der Einführung der Römischcatholischen Religion in Schweden arbeiten, welches bey den jetzigen Umständen, da Schweden der Hülfe dieses Reichs so sehr bedürfte, überaus leicht seyn würde: in dieser Absicht sollte es sich bemühen, daß alle Schwedische Gesetze wider die Römischcatholischen auf einem Reichstage aufgehoben werden möchten. Es sollte Schweden vermögen, der Königinn seine Rechte auf die verlornen Länder abzutreten; wenigstens sollte ihr Frankreich die zweymal hundert tausend Thaler jährlicher Einkünfte, welche sie sich vorbehalten hatte, dergestalt versichern, daß sie künftig von den Französischen Hülfsgeldern an Schweden bezahlt würden; Frankreich sollte auch Schweden dahin bringen, daß es **Christinen** wegen ihrer Forderungen, die über neun Millionen Thaler betrugen, befriedigte; und es sollte überhaupt nicht nur ihre Unterhandlungen in Schweden unterstützen, sondern auch für alles Gewähr leisten, was sie mit dieser Krohe ausmachen wurde. — Es war nicht zu verwundern, daß sie bey Schwedens damaliger Schwäche und Abhängigkeit von Frankreich, die Sachen so vorstellte, als wenn Frankreich in jenem Lande alles habe ausrichten können, was es nur wollte. Allein diese Vorschläge sollten einmal dem Könige von Frankreich schmeichelhaft und angenehm seyn; so wie der erste darunter besonders dem Cardinale, der sie übergab.

Zugleich befohl sie dem Marquis del Monte, abermals nach Schweden zu gehen, und ähnliche Vorschläge daselbst zu thun. Sie verlangte ein Jahrgeld von dreymal hundert tausend Thalern, welches noch zwey Jahre nach ihrem Tode fortdauren sollte; dagegen wollte sie ihre Ländereyen an Schweden zurück-

rück-

rückgeben. Der Gesandte sollte auch zu Nimegen, wo man eben im Begriff war, Friedenshandlungen anzustellen, den Antrag thun, daß die Königinn die unumschränkte Herrschaft über ihre Ländereyen in Pommern, und die Freyheit erhalte sie zu verkaufen. Schweden aber sollte ihr sein Recht auf die Domcapitel zu Bremen und Hamburg abtreten. Nichts war unwahrscheinlicher, als daß diese Vorschläge würden angenommen werden. Der Marquis kam auch nicht weiter, als nach Hamburg. Unter andern Vorschriften, welche ihm die Königinn ertheilte, war auch diese, daß weder er, noch sein Sohn sich jemals in einen Zweykampf einlassen sollten, wenn sie gleich jemanden von ihr übel reden hörten: vermuthlich sahe sie es ein, daß dieses kein Mittel sey, weder ihre, noch eines andern Ehre zu retten. Sie verbot ihnen auch keine Gesundheiten anzunehmen, die ihnen zugetrunken würden, nicht einmal der Königinn ihre; und zu einer andern Zeit erlaubte sie dem Marquis, sich eher vielen Liebeshändeln, als der Trunkenheit zu überlassen.

Darauf beschloß sie ihn als ihren außerordentlichen Gesandten nach Nimegen zu schicken, und ertheilte ihm im Jahr 1677 ihre Verhaltungsbefehle darüber. Eine andere Königinn, die nicht viel mehr, als diesen Namen und einige damit verbundene Ehrenbezeigungen übrig behalten hätte, würde es schwerlich gewagt haben, einen solchen Gesandten zu einer Friedensversammlung zu senden, wo es ungewiß war, ob man ihn dafür erkennen würde. Allein Christina verließ sich auf ihr Ansehen, und auch darauf, daß sie mehrmals nach ihrer Entfernung vom Throne Gesandten abgeschickt und auch erhalten hatte. Doch, es mögen entweder einige Besorgnisse von jener Art sich bey ihr geregt, oder sie mag den großen

Auf-

Aufwand gescheuet haben, zu dem sie ein Gesandter vom ersten Range, der vermuthlich eine geraume Zeit zu Nimegen hätte bleiben müssen, genöthigt haben würde; genug, sie schickte an dessen Stelle ihren Sekretär Cederkranz dahin. Dieser junge Schwede war noch nicht lange in ihren Diensten; sie war aber mit seiner Fähigkeit wohl zufrieden, und sagte, da sie einst seiner gedachte, es sey ihr Schicksal, nicht nur das Glück derer, die ihr dienten, sondern auch ihren Verstand auszubilden. Zuerst ließ sie ihn im Jahre 1678 nach Frankreich reisen, um zu erfahren, wie dieser Hof gegen sie gesinnt sey. Sie erfuhr es nur gar zu bald, und beklagte sich gegen den Bischof von Straßburg darüber, daß Frankreich ihr, anstatt den großen Ueberrest der Hülfsgelder vom dreyßigjährigen Kriege, wie es längst versprochen hätte, abzutragen, nur Versicherungen der Höflichkeit ertheilte, auch ihr sonst insgeheim schlimme Dienste leistete. Da sie zu wissen glaubte, daß die wider Schweden und Frankreich verbundenen Fürsten entschlossen wären, die eroberten Schwedischen Länder in Deutschland nicht wieder zurück zu geben: so wollte sie versuchen, zum Besitze derselben zu gelangen, und hoffte, Schweden würde sie lieber in ihren Händen sehen, als in der Gewalt ihrer Feinde. Dem Französischen Hofe gefiel dieser Vorschlag nicht: Cederkranz gieng also nach Nimegen, um ihn den daselbst versammelten Gesandten zu empfehlen.

Aus den Vorschriften, welche ihm Christina gab, sieht man abermals, mit welcher Stärke und mit wie vielem Glücke sie stets die Unterhandlungen würde geführt haben, wenn sie den Thron nicht verlassen hätte. Sie setzte es als gewiß voraus, und es war auch damals sehr wahrscheinlich, daß Schweden

den

den seine verlornen Länder nicht wieder bekommen würde; wenn man sie aber ihr überließe, sagte sie, so könnten sie nach ihrem Tode an Schweden zurückfallen; dieses Mittel gereiche ferner Frankreich zur Ehre, weil es dadurch zugleich für sie und für Schweden sorgte, und sich mit guter Art seiner Verbindlichkeit entledigte; es sey endlich auch den Bundsgenossen rühmlich, weil es einen Mittelweg enthalte, auf welchem sie nicht nöthig hätten, von Frankreich Gesetze anzunehmen, und außerdem den Westphälischen Frieden geltend machen würden. Dazu komme noch dieses, daß die gedachten Länder eigentlich ihre Eroberungen wären, auf welche sie ihr Recht niemals verlieren könnte; selbst wegen des großen Schadens, den sie durch diesen Krieg erlitten habe, und wegen ihrer unermeßlichen Forderungen an Schweden, sey sie berechtiget, dieselben zu verlangen: zumal da dieses eine ausnehmende Erleichterung des Friedensschlusses abgeben werde. Aller dieser Vorstellungen sollte sich ihr Gesandter bedienen, den auch der Pabst durch den seinigen zu Nimegen unterstützen lassen wollte. Dieser sollte einen Aufsatz zu ihrem Besten übergeben. Allein **Christina** verwarf in demselben die Ausdrücke: **Beschützung ihrer Vortheile, und Großmuth des Königs von Frankreich.** „Ich verlange, sagte sie, Gerechtigkeit und Beystand; Beschützung aber von niemanden, als von Gott allein, und aus Liebe zu Gott von Seiner Heiligkeit.“ Eben so wenig, setzte sie hinzu, werde sie das vorzügliche Ansehen erkennen, daß sich der König von Frankreich über andere Höfe zu geben suche.

Dieser Eifer **Christinens** für die Unabhängigkeit zu einer Zeit, da sie des Schutzes wohl bedurfte, war doch eines so großen und freyen Geistes würdig.

dig. Sie erklärte diese Gesinnungen in Briefen, die sie nach Frankreich schrieb, mit solcher Freymüthigkeit, daß ihr Geheimschreiber Santini, dem sie daselbst ihre Aufträge ertheilte, zurückschrieb: „Wären Ew. Majestät nicht dasjenige, was Sie würklich sind, so würde ich mich zu so gefährlichen Unternehmungen nicht gebrauchen lassen.„ Darauf gab sie zur Antwort: „Sie haben Recht; aber „wenn mich der König von Frankreich mit gleicher „Münze bezahlt, so muß ich Geduld haben. Doch „wird dabey dieser Unterschied seyn, daß ich wenigstens dasjenige selbst aufgesetzt habe, was ihm geschrieben wird; da er hingegen nicht im Stande „ist, es eben so zu machen.„ Die Vergleichung war erniedrigend; aber war, und man entdeckt häufig genug diesen Grund von Christinens hohem Betragen: das Bewußtseyn ihrer Vorzüge vor fast allen regierenden Fürsten. Daher bekam auch Cederkranz, und mit ihm der päbstliche Nuncius zu Nimegen, von ihr eine Anweisung, sie bey ihren Unterhandlungen von allen andern Fürsten zu unterscheiden. Sie sollten ihr niemals den Beynamen Durchlauchtigste geben, noch von andern geben lassen; sondern sie bloß die Königinn Christina nennen; sie sollten auch nicht zugeben, daß sie nach einem andern Fürsten als nach dem Pabste und Kayser genannt werde. Um alle Schwierigkeiten des Rangs zu vermeiden, verlangte sie, daß ihre Angelegenheiten in einer besondern Schrift von den Gesandten ausgemacht würden. Sie wollte auch, daß, wenn in ihrem Namen geredet würde, unter den übrigen Fürsten allemal der König von Schweden oben an stehen, sobald sie aber mit demselben genannt würde, sollte sie den ersten Platz erhalten. Ihrem Gesandten verwies sie es, daß er in einem

an den Schwedischen Hof zu übergebenden Aufsatze, von ihr die Worte gebraucht hatte: ihr Vaterland. „So reden alle unsere Bauern, schrieb sie. Es muß „heißen: ihr Reich und ihr Vaterland. — — „Das Königreich Schweden gehört mir und dem „Könige. Ich mache ihm sein Recht nicht streitig: „denn ich werde dasjenige nicht widerrufen, was „ich ihm einmal gegeben habe, und ich werde es ihm, „wenn sich die Gelegenheit dazu zeigt, mit meinem „Blute erhalten. Allein der Unterscheid zwischen „mir und ihm ist dieser, daß ich alles, was ich bin, „Gott allein; der König aber alles, was er ist, Gott „und mir zu danken hat: und es ist dienlich, die „Leute hieran zu erinnern. Denn nichts wird leich„ter vergessen, als eine Wohlthat, und in Schwe„den eilt man sehr, das Andenken davon auszulö„schen. — — Sie sind ein Schwede, und viel„leicht fürchten Sie sich, die Wahrheit zu sagen: „in diesem Falle sagen Sie: der Vortheil von „Schweden, der Nutzen von Schweden, und „wissen Sie, daß ich hierinne äußerst aufmerksam „bin.„ Sie war es sogar auf die Italienischen Zeitungen, in denen Schwedens Ruhm angegriffen wurde. Der Zeitungsschreiber zu Mantua hatte geschrieben, Frankreichs Schutz werde für Schweden hinlänglich seyn. Darüber beschwerte sie sich bey seinem Landesherrn, und verlangte, daß derselbe dafür gezüchtigt werden sollte; weil Schweden keinen andern Schutz, als den göttlichen erkenne, und niemals in eine solche Noth gerathen werde, daß es von Frankreich müßte beschützt werden. Der Herzog von Mantua befriedigte die Königinn, und diese ihre Sorgfalt für Schwedens Ehre schien ihr desto anständiger zu seyn, da man zu eben dieser Zeit, im Jahr 1679 auf eine für Schweden noch schimpfli-

chere Art, eben dieses, worüber sie ihren Unwillen bezeigte, in Frankreich drucken ließ.

Allein zu Nimegen konnte sie keinen von ihren Vorschlägen ausführen. Die Angelegenheiten von Schweden hatten durch die Siege des Königs über die Dänen, und durch Frankreichs Angriff auf den Kurfürsten von Brandenburg, eine so vortheilhafte Wendung bekommen, daß Schweden seine verlornen Länder in Deutschland fast gänzlich wieder erhielt. Christina rief daher ihren Gesandten im Jahr 1679 aus dieser Stadt zurück: zumal da sie Frankreichs gebieterische Aufführung nicht länger vertragen konnte. Als der Friede ohne ihr Zuthun geschlossen worden war, that ihr der Schwedische Hof den Antrag, Frankreich sollte ihr jährlich auf Rechnung ihrer Forderungen eine gewisse Summe Geldes bezahlen; sie wollte aber niemals wieder mit dieser Krone einige Geschäffte abzuhandeln haben, und führte überhaupt bey dieser Gelegenheit das Sprüchwort an: Wenn man sein eigner Herr seyn kann, muß man sich keinen andern Herrn geben. Auf den Vorschlag, daß man ihr gegen ihre Ansprüche das Herzogthum Bremen abtreten wollte, gab sie zur Antwort, daß sie zwar damit zufrieden wäre; allein da ihre Forderungen über die Hälfte mehr betrügen, als dieses Land werth sey, so möchte ihr der König noch das Herzogthum Zweybrücken dergestalt überlassen, daß sie es nach ihrem Gefallen verkaufen könnte. Anstatt ihre Anforderungen zu untersuchen, fieng Schweden nunmehro, da es des Friedens genoß, wieder an, ihre Einkünfte richtiger zu bezahlen: dadurch verlor sie ihre Entwürfe aus den Gedanken, und ihre Hofstadt wurde von neuem glänzend.

Nach dem Tode Clemens des Zehnten im Jahr 1676 hatte sich Christina viele Mühe gegeben,

ben, dem Cardinal Conti, dessen Bruder und Schwester in ihren Diensten waren, die päbstliche Würde zu verschaffen. Aber eben wegen dieser Verbindung waren die Cardinäle weniger geneigt dazu: und es kam endlich der Cardinal Odescalchi unter dem Namen Innocenz des Eilften auf den Thron: ein sehr ungelehrter, aber desto strengerer Pabst in Absicht auf die Verbesserung der öffentlichen Sitten. Als Cardinal hatte er fünf Jahre nach einander den Ort sehr fleißig besucht, wo Christina den Schauspielen zusah; jetzt aber wollte er diese zerstören: und überhaupt vertrug sich ihre Gemüthsart mit seiner Unbiegsamkeit und Rauhigkeit nicht. Unter seiner Regierung wurde wider seinen Willen der Spanische Priester Molinos zu Rom von Frankreich und von den Jesuiten verfolgt, und zuletzt von der Inquisition im Jahr 1687 zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt: zwar, wie es das Ansehen hatte, wegen einiger schwärmerischer Meinungen; im Grunde aber, weil er den Jesuiten verhaßt geworden war. Christina gerieth, so wie der Pabst selbst, in den Verdacht, daß sie eine Anhängerinn dieses sonst frommen Mannes sey: denn sie nannte ihn einen heiligen Mann, hoffte, daß ihn Gott gegen seine Feinde beschützen werde, und schickte ihm in seinem Gefängnisse Speisen aus ihrer Küche. Allein es scheint nicht, daß ihre Gesinnungen gegen ihn viel mehr als Mitleiden gewesen sind.

Sie wurde unterdessen immer eifriger in der Empfehlung ihrer Religion. Ein gelehrtes Frauenzimmer in Frankreich, Anna le Fevre, die nachmals unter dem Namen der Frau Dacier so berühmt geworden ist, hatte Merkmale ihrer Hochachtung erhalten, und bezeigte dafür eine lebhafte Dank-

Dankbarkeit. Christina nahm dieselbe sehr wohl auf, und schrieb ihr im Jahr 1678 unter andern: „Sie, von der man mir versichert, daß Sie ein „schönes und angenehmes Mädchen sind, schämen „Sie sich nicht, so gelehrt zu seyn? In Wahrheit, „das ist zu viel; und durch welche geheime Zauber„kunst haben Sie die Musen mit den Grazien zu ver„einigen gewußt? Könnten Sie noch zu dieser Ver„bindung das Glück ziehen, so würde dieses ein Zu„wachs fast ohne Beyspiel seyn, bey welchem man „nichts mehr wünschen könnte, als die Erkenntniß „der Wahrheit, die auch einem Frauenzimmer, das „sich mit den heiligen Schriftstellern in ihren ange„bohrnen Sprachen zu unterhalten im Stande ist, „nicht lange verborgen bleiben kann. Ich hoffe und „wünsche es mit der Hülfe Gottes, daß sie Ihnen „dereinst, wenn Sie solche ohne Vorurtheile zu Ra„the ziehen, die Gewißheit geben werden, daß ohn„gefähr funfzehnhundert Jahre vorher, ehe die Lu„ther und Calvine der Wahrheit entsagt hatten, „alle vernünftige und große Leute in unserer Welt „eben so sehr Catholisch gewesen sind, als wir es jetzt „alle hier zu Rom sind, und als es der gesundeste „und beste Theil von Ihrem Frankreich ist.„ Christina wiederholte diese Ermahnungen von Zeit zu Zeit, und die Frau Dacier trat auch im Jahr 1685 nebst ihrem Manne zur Römischen Kirche. Wenn aber dieser abgenützte Beweis von dem Alterthum des Römischcatholischen Glaubens bey ihr einen Eindruck hat machen können: so sieht man wohl, daß sie zwar gelehrt, aber zu kurzsichtig gewesen sey, als daß sie die nach und nach entstandenen unzähligen Veränderungen und Zusätze dieser Religion hätte entdecken können. Es ist der Mühe nicht werth, von andern vermeinten Bekehrungen, welche Christina

stina oder ihr Geheimschreiber Galdenblad gestiftet hat, besonders zu reden; aber ein damit verwandtes Beyspiel kann zeigen, daß ihr Ehrgeiz in Absicht auf die Religion auch die Gestalt der Demuth anzunehmen gewußt habe. Roskiöld, ein unehlicher Sohn von Gustaph Adolphs Bruder, war, nachdem er die Catholische Religion angenommen hatte, von jederman verlassen worden, starb beynahe vor Hunger und Blöße, und schlief unter den Kirchthüren von Rom. Galdenblad gab Christinen davon Nachricht, und wollte ihn, da sie befohl, ihr diesen ihren Anverwandten vorzustellen, vorher auf eine anständige Art kleiden; allein sie verlangte, daß er in seinem elenden Aufzuge, in ihrem öffentlichen Vorzimmer erscheinen sollte. Hier gieng sie ihm entgegen, hörte ihn seine Begebenheiten erzählen, und begegnete ihm überaus liebreich, indem sie zugleich sagte, er möchte es sich vielmehr für eine Ehre, als für eine Schande schätzen, für eine so gute Sache so viel gelitten zu haben. Sie leistete ihm darauf allen Beystand, und brachte ihn in die Kriegsdienste der Venetianer.

Aber einen besonders unerwarteten Eifer für die Religion und Gottseligkeit nach ihren Begriffen, ließ sie gegen den Grafen von Wasenau (oder Wasanau) blicken, der nun wieder an ihrem Hofe lebte. Er scheinet damit umgegangen zu seyn, eine ansehnliche Stelle in der Welt zu erhalten; Christina rieth ihm dagegen in einem merkwürdigen Schreiben gegen das Jahr 1679, oder etwas später, in den geistlichen Stand zu treten. „Mir däucht, schrieb „sie, daß Sie am besten thun werden, wenn Sie sich „nach Monte Caßino oder auch wohl nach Valle Om„brosa begeben, welches zween schöne Oerter nicht „weit von hier sind, und, indem sie das Ordenskleid „daselbst

„daselbst nehmen, sich dem Dienste Gottes auf ihr „übriges Leben widmen. Sie sind glückselig, daß „Sie es thun können, und ich beneide Ihren Zu„stand, der Ihnen erlaubt, einen so schönen Entschluß „zu fassen. Es giebt nichts so Großes, Ruhmwür„diges und Schönes, als sich Gott ohne allen Vor„behalt ergeben: und wenn Sie diesen Beruf freu„dig und muthig ergreifen, so werden Sie sich da„bey wohl befinden. In der Welt und bey Hofe ist „nichts für Sie zu hoffen: Sie sind elend, und kön„nen Ihre Geburt durch nichts unterstützen; ich bin „nicht im Stande, Ihr Glück zu machen; ja nach „dem Urtheile der Welt bin ich noch elender, als Sie, „weil ich größer, und nicht glücklich genug bin, um „einen ähnlichen Vorsatz zu fassen, den ich mir viel„leicht wünschen möchte, selbst ausführen zu kön„nen. —— Wissen Sie, daß der Mensch zu etwas „größerm gemacht ist, und daß die Welt nichts hat, „das ihn befriedigen könnte. Wenn Sie der ein„zige Monarch der ganzen Erde werden könnten, „wenn Sie mit allem Glanze und Ruhm, mit aller „Größe, Glück und Vergnügen der Welt umgeben „wären, so würden Sie darum nicht zufriedner seyn, „als Sie jetzt sind. Ich rede aus Erfahrung zu Ih„nen, Sie würden deswegen nicht glücklicher seyn; „vielmehr würden Sie mancherley Verdruß und Ekel „empfinden, der Ihnen noch unbekannt und schlim„mer als alles ist, was Sie bisher empfunden haben. „Nachdem Sie also alle verlangte Güter geschmeckt „hätten, würden Sie so stark von dem Elende und „der Nichtigkeit dieses alles überzeugt seyn, daß Sie „sich selbst Ihrer schämen würden, dasjenige so sehr „geschätzt und verlangt zu haben, was doch so wenig „zu bedeuten hat, und nur dazu dient, den Men„schen das Leben und den Tod gleich unerträglich

„zu machen. Wären Sie von dieser Wahrheit gehö-
„rig überzeugt, so würden Sie sich mit Freuden dem
„Hafen nähern, den Ihnen die göttliche Vorsehung
„öffnet, um sich vom Schiffbruche zu retten. Doch
„ehe Sie sich zu dieser großen Veränderung ent-
„schließen, prüfen Sie und ziehen Sie Ihr Herz und
„Ihre Kräfte wohl zu Rathe; allein trauen Sie dar-
„auf nicht, trauen Sie auf Gott, und wenn Sie
„von seinem Beruf überzeugt sind, so gehen Sie so-
„bald als möglich aus der Welt, wie aus einem
„Hause, welches brennt, aus welchem man sich sehr
„geschwinde retten muß, wenn man nicht darinne
„umkommen will. Bringen Sie Ihre Angelegen-
„heiten in Ordnung, und geben Sie herzhaft das
„wenige, was Sie haben, Gott: fürchten Sie nicht,
„etwas zu verlieren; er wird Ihnen alles mit Wu-
„cher zurückgeben. Dieses Opfer ist der beste Ge-
„brauch, den wir von allem, was es in der Welt
„giebt, machen können, und Gott ist so gütig, daß
„er uns dafür belohnt, wenn wir ihm das geben, was
„nur ihm zugehört. Was vor Ruhm und Vergnü-
„gen ist es, einem so guten Herrn zu dienen! und wie
„glücklich bin ich, daß ich für ihn alles verlassen,
„alles verloren habe! Diese Beruhigung ist mehr
„werth, als die Herrschaft der Welt: machen Sie es
„eben so, und Sie werden eben so vergnügt und zu-
„frieden seyn, als ich; denn das einzige Geheimniß,
„es vollkommen zu seyn, ist dieses, daß man alles
„verlasse. — — — Sie werden mich vielleicht fra-
„gen: warum thun Sie es nicht auch? Sie haben
„Recht; aber ob ich gleich weder Lust habe, je-
„manden Rechenschaft von mir zu geben, noch von
„einem Stande bin, da ich es thun müßte; so will
„ich Ihnen doch gerne alle Bedenklichkeit hierüber
„heben, indem ich Ihnen erkläre, daß eben dieselbe
„Vor-

„Vorsicht, welche Sie zu dieser Glückseligkeit ruft,
„mir verbietet, nach derselben zu trachten, wie ich
„es aus den Würkungen erkläre. Alles, was mir in
„meinem Leben begegnet ist, giebt mir die Gewißheit,
„er wolle nicht, daß ich daran denken soll, und man
„sey widerspenstig gegen seine Befehle, wenn man
„sich einer Lebensart ergeben will, zu welcher man
„allem Ansehen nach nicht berufen ist.„

Die Gesinnungen, welche dieser Brief zu erkennen giebt, machen einen so sonderbaren Abfall gegen die gleichgültige oder leichtsinnige Denkungsart über die Religion aus, die man ehemals an Christinen bemerkt hatte, daß man kaum zweifeln darf, sie werde diese letztere schon seit geraumer Zeit abgelegt haben. Eine feurige Andacht ist ohnedem meistentheils der Antheil von Frauenzimmern, denen die Welt, bey ihrem einbrechenden hohen Alter, ganz den Rücken zugekehrt hat: eben so leicht konnte sie es von Christinen werden, die jetzt in einem Alter von mehr als funfzig Jahren, einen merklichen Ekel an der Welt gewonnen hatte, in der sie nicht viel Großes weiter ausrichten konnte, und ihre Bestimmung fast erfüllt zu haben schien. Man muß es nur bedauern, daß so viele schöne Gedanken und Ausdrücke in ihrem Briefe auf nichts anders, als auf die Mönchs-Frömmigkeit hinauslaufen: gleichsam als wenn dieses das höchste und gefälligste Opfer wäre, das die Menschen Gott von ihren Kräften bringen könnten, wann sie dieselben in einer völligen Unthätigkeit gegen die menschliche Gesellschaft erhielten, zu deren Besten er sie offenbar bestimmt hat, und sie nur in den abgemeßnen Andachtsübungen eines Klosters, träg und fast Gedankenlos sich verzehren ließen. Wasanau wurde auch durch Christinens Bewegungsgründe nicht überredet: er be-

kam endlich nach ihrem Tode eine mäßige Ehrenstelle an dem päbstlichen Hofe, und genoß eines Jahrgeldes, das sie ihm hinterlassen hatte.

Doch Christina selbst nahm immer noch an allen wichtigen Begebenheiten der Welt einen lebhaften Antheil. Der König von Schweden ertheilte nach geschlossenem Frieden die Stelle eines Großkanzlers dem Grafen **Benedikt Oxenstierna**, einem Sohne des großen **Oxenstierna**. Dazu wünschte sie ihm im Jahr 1680 mit desto mehrern Vergnügen Glück, da sie sich noch mit ungemeiner Dankbarkeit an die verdienten Männer seines Hauses erinnerte; außerdem aber wußte, daß er der Französischen Parthey entgegen gesetzt sey, die auch **Carl der Eilfte** nach dem letzten unglücklichen Kriege verlassen hatte. Sie fand den neuen Großkanzler geneigt, eine Unterhandlung wieder vorzunehmen, die sie ehemals wegen des Tausches ihrer sämmtlichen Ländereyen gegen Bremen veranlaßt hatte. Er glaubte, daß diese Veränderung dem Reiche bey seinem jetzigen Zustande wohl nützlich werden könnte, weil das Herzogthum Bremen zu weit von Schweden entfernt war, als daß man es bey einem Angriffe, dergleichen man auch damals von Dänemark befürchtete, geschwind genug hätte vertheidigen können. Aber auch diesesmal, in den Jahren 1682 und 1683 ward der Entwurf der Königinn rückgängig: denn Schweden wollte ihr nicht die unumschränkte Herrschaft, die sie über das gedachte Herzogthum verlangte, bewilligen, und von den benachbarten Fürsten konnte sie auch nicht erhalten, daß dieses Land, im Fall eines Kriegs zwischen Schweden und ihnen, damit verschont bleiben sollte. Sie beschwerte sich vielmehr in dem letztern dieser Jahre über den Schwedischen Hof, der einem ihrer vornehmsten Bedienten, dem **Cederkranz**, einen

Auf-

Auftrag, zum Nachtheil ihrer Rechte, sollte gegeben haben. Dieser hatte ihn sogar angenommen, und sie entsetzte ihn deswegen sogleich von seiner Stelle.

Zu Rom gab Christinen alles, was Aufsehen verursachte, bis zum Cärimoniel einige Beschäftigung. Der Gesandte des Königs von Pohlen, der Herzog von Radzivil, war mit den Cardinälen in einen heftigen Streit gerathen: er verlangte den ersten Besuch von ihnen, und drohte sonst abzureisen, ohne sie zu besuchen. Die Königinn suchte ihn im Jahr 1680 durch ein langes und beredtes Schreiben zu bewegen, daß er hierinnen nachgeben möchte; ob sich gleich einige Cardinäle schon entschlossen hatten, das Verlangen des Herzogs, als eines Abgesandten vom ersten Range, zu erfüllen. Sie gebrauchte dabey Lobsprüche seiner übrigen Aufführung; die gütige Nachsicht des Pabstes gegen ihn, die er bey manchen Vorgängern desselben nicht würde angetroffen haben; die Hoffnung einer Geldhülfe, welche der Pabst dem Pohlnischen Reiche gemacht hatte; das Nichtige der Titel und Ehrenbezeigungen überhaupt, die von grossen Männern verachtet würden; die Ehrerbietung, welche er dem Pabste auch in Ansehung der Cardinäle schuldig sey, und vorzüglich den Ruhm, den sich der Gesandte selbst dadurch erwerben könnte. Man hätte erwarten sollen, daß Christina vielmehr für die Würde und Hoheit der Fürsten, als für das Ansehen des Päbstlichen Hofes besorgt gewesen wäre; allein sie war mit diesem zu genau verbunden, und setzte ihre Ehre zum Theil darinne, sich gegen niemanden, als gegen den Pabst, zu demüthigen, weil sie ihn nicht sowohl als einen Fürsten betrachtete, als von Seiten der Kirche und Religion, wo sie eine der grössesten Unternehmungen ausgeführt zu haben glaubte.

Desto weniger hingegen ließ sie etwas von den feyerlichen Vorschriften der Höfe, von Ehrennamen und Merkmalen des Rangs fallen, wenn sie mit Personen zu thun hatte, die unter ihren Stand erniedrigt waren. Sie befohl ihrem Statthalter Olivekranz, niemanden, als den Reichsräthen von Schweden zu weichen, und sich von jedermann den Titel Excellenz geben zu lassen. Gegen die fremden Gesandten und auswärtigen Cardinäle, die zu Rom anlangten, beobachtete sie das abgemessenste Cärimoniel. Wollten sie Gehör bey ihr erlangen, so mußte es gleich darauf geschehen, wenn sie bey dem Pabste, in der Peterskirche, und bey dem Dechant der Cardinäle gewesen waren: und alle Gebräuche, Arten der Anrede, die Stühle selbst bey diesem Gehöre, wurde vorher aufs genaueste bestimmt. Sie lebte lieber, wenn es ihr zuweilen an Gelde fehlte, eine Zeitlang eingezogen, oder, wie man es bey Fürsten nennt, unbekannt, als daß sie bey den von ihr eingeführten Feyerlichkeiten die geringste Veränderung gestattet hätte. In dieser strengen Aufmerksamkeit auf kleine, wenig bedeutende Zeichen der Ehre, verkennt man Christinens großen Geist nicht ohne Mißvergnügen.

Allein auf hohe Entwürfe war sie wenigstens immer bedacht. Im Jahr 1682 breitete sich zu Rom das falsche Gerüchte aus, daß der König von Schweden gestorben sey, und vor seinem Tode ein Testament aufgesetzt habe, in welchem weder auf Christinen, noch auf den Reichsrath die gehörige Rücksicht wäre genommen worden. Sie, die den Vorsatz noch nicht abgelegt hatte, nach dem Absterben des Königs, ihm auf dem Throne zu folgen, wurde über dieses Testament, das gleichwohl nur erdichter war, sehr entrüstet. „Ich hoffe, schrieb sie an ihren Statthalter

„unter

„ unter andern, man werde nicht vergessen, daß die „ Krone, welche man besitzt, ein Geschenk aus bloßer „ Gnade sey, das nur dem König Carl Gustav und „ seinen rechtmäßigen Nachkommen von mir und von „ Schweden ertheilt worden ist. Das Reich willigte „ darein, und kann, im Fall daß der jetzige König „ sterben sollte, ohne gegen Gott und mich strafbar „ zu werden, keine andere Könige, noch Königinnen „ wählen, wenn nicht vorher meine Rechte in Sicher„ heit gesetzt sind. Erinnern Sie Schweden an seine „ Schuldigkeit, und überzeugen Sie es, daß ich, so „ lange ich lebe, sein Wohl und seine Glückseligkeit „ wünschen werde, und wenn man mir etwan wegen „ eines Zwischenreiches oder einer Minderjährigkeit „ folgen wollte, so würde man die Aufrichtigkeit mei„ ner Gesinnungen mit Nutzen erfahren. „ Zugleich erfuhr sie, daß man auch ihren Tod in Schweden ausgestreuet habe. Sie erkannte, daß ihn vielleicht manche wünschen möchten; setzte aber hinzu, daß sie wenigstens niemals vor Furcht oder Eigennutzen sterben werde, wie man in Schweden geurtheilt hätte.

Damals wurde der Kayser in einen der gefährlichsten Kriege mit den Türken verwickelt; sie belagerten Wien selbst im Jahr 1683, und Frankreich, das fast zu gleicher Zeit den vor kurzem geschlossenen Frieden gebrochen hatte, schien mit ihnen ein merkliches Verständniß zu unterhalten. Christina empfand die Gefahr, mit welcher Deutschland und das christliche Europa überhaupt dadurch bedrohet wurde, überaus lebhaft; aber ihre Freude kam auch der Entzückung nahe, als wider ihr und jedermanns Erwarten, in dem gedachten Jahre die Türken von Wien weggeschlagen wurden. An ihrem Vergnügen hatte auch der Unwillen gegen den König von Frankreich, der schon lange Europa mit fast unaufhörlichen Kriegen

gen beunruhigte, großen Antheil. Sie wünschte daher in einem Briefe an den Vicekönig von Neapel, daß Gott Europa eben sowohl von jeder andern Sklaverey, als wie jetzt von der türkischen, befreyen möge: und in einem andern Briefe sagte sie, die wichtigste Würkung des Siegs über die Türken sey nach ihrer Meinung diese, daß er die Welt von der Französischen Krankheit (del mal Francese) geheilet habe. Da der König von Pohlen **Johann Sobiesky** zu dem Entsatze von Wien das meiste beygetragen hatte: so wünschte sie ihm in einem Schreiben voll Bewunderung und Dankbarkeit Glück dazu; sie gestand zugleich, daß sie ihn um den schönen Ehrennamen des Befreyers der Christenheit, und um das Vergnügen so vielen unglücklichen Christen oder Türken das Leben oder die Freyheit geben zu können, sehr beneide.

Der Ritter **Terlon**, den seine Gesandtschaft in Schweden berühmt gemacht hat, versuchte es, Christinen zu überreden, daß alles, was man von geheimen Verbindungen zwischen seinem Könige und der Pforte ausbreitete, keinen Grund habe. In ihrer Antwort vom Jahr 1684 gab sie ihm zwar Beyfall; rühmte aber den König von Pohlen mit einem offenbaren Vorzug über **Ludwig den Vierzehnten.** Dabey ließ es **Terlon** nicht bewenden; um seine Vertheidigung stärker zu führen, erzählte er der Königinn alles, was **Ludwig** ehemals gegen die Türken gethan hätte, und kündigte den großen Entwurf desselben zur Ausrottung der vermeinten Ketzerey in seinem Reiche lobrednerisch an. Allein **Christina** antwortete ihm mit einer Scharfsichtigkeit, die er hatte erwarten können. Sie rieth ihm, die nach Candia geschickte Hülfe nicht unter die heldenmüthigen Thaten seiner tapfern Nation zu zählen. „Ich weiß „nicht, schrieb sie, wie es damit zugegangen ist; aber

„unglück-

„unglücklicher Weise ist Candia nicht eher verlohren „worden, als nachdem die Französische Hülfe daselbst „angelangt war. Man muß auch die Unternehmun„gen auf Gigery, Chio, Algier, und andere Städte, „vergessen, wo die Carcassen viel Lärmen gemacht, „aber wenig ausgerichtet haben. Die Türken fra„gen nicht viel darnach, und die Christen fangen auch „an, sich darüber aufzuhalten. Und was die Ein„schließung von Luxemburg betrifft, so muß man die „Großmuth und Mäßigung des Königs, Ihres „Herrn, bey dieser Gelegenheit nicht auf Kosten der „Klugheit rühmen, der diese Ehre gebühret.„ Noch vorher hatte sie geschrieben: „In Ansehung der Be„kehrung der Ketzer, von welcher sie in einem so „hohen Tone reden, weiß ich nicht, was ich Ihnen „sagen soll; ich habe so wenig Einsicht in diese Dinge, „daß ich noch zweifle, ob man in Frankreich daran „arbeite, die Ketzer zu Catholiken, oder die Catho„liken zu Ketzern zu machen.„

Die feine Spötterey, mit welcher sie damals ihr Urtheil über den Französischen Religionseifer ausdrückte, veränderte sich bald in eine sehr ernsthafte Erklärung über denselben. Nach vielen harten und größtentheils ungerechten Verordnungen wider die Reformirten in Frankreich, hob der König im Jahr 1685 das Edikt von Nantes, auf welchem ihre freye Religionsübung beruhte, ohne alles ihr Verschulden auf, befohl ihnen durchgehends, zur Römischen Kirche zu treten, überließ sie nicht nur der Wuth ihrer bittersten Feinde, der Geistlichkeit und der ihr ergebenen Großen, sondern schickte auch in die Gegenden, wo sie am zahlreichsten und standhaftesten waren, eine Anzahl Soldaten, die sie durch Bedruckungen aller Art zum Abfall nöthigen sollten; verbot ihnen gleichwohl, ihr Vaterland zu verlassen; konnte es aber

dennoch nicht verhindern, daß die Flucht von einigen hundert tausend derselben sein Reich entvölkerte und ärmer machte. Diese Verfolgung wurde von den meisten Römischcatholischen in Frankreich, ob sie gleich die Menschlichkeit, die Grundsätze des Christenthums, und die höchsten Pflichten eines Fürsten übertrat, doch für eine große That angesehen. Terlon wünschte Christinens Meinung darüber zu hören: diese meldete sie ihm in einem Briefe vom Februar des Jahres 1686, welcher mehr, als irgend ein anderer hier ganz zu stehen verdienet.

„Da Sie meine Gedanken über die vorgegebe„ne Ausrottung der Ketzerey in Frankreich wissen „wollen, schreibt sie, so sage ich sie Ihnen mit Ver„gnügen über eine so wichtige Materie. Ich bin „gewohnt, niemanden zu fürchten, und niemanden „zu schmeicheln: daher gestehe ich Ihnen aufrichtig, „daß ich eben nicht sehr von dem glücklichen Fort„gange dieser großen Absicht überzeugt bin, und daß „ich mich darüber nicht, als über eine unserer heili„gen Religion sehr vortheilhafte Sache, freuen kann. „Im Gegentheil sehe ich viel Nachtheiliges voraus, „das ein so neues Verfahren überall hervorbringen „wird. Im Ernste gesprochen, sind Sie der Aufrich„tigkeit dieser Bekehrten gewiß? Ich wünsche, daß „sie Gott und ihrem Könige redlich gehorchen mö„gen; allein ich fürchte ihre Hartnäckigkeit, und ich „möchte nicht alle Entheiligungen zu verantworten „haben, welche diese Catholiken begehen werden, die „von Mißionarien gezwungen worden sind, welche „gar zu leichtsinnig mit unsern heiligen Geheimnissen „umgehen. Die Kriegsleute sind seltsame Apostel. „Ich halte sie für geschickter zum Todtschlagen, „Nothzüchtigen und Stehlen, als zum Ueberzeu„gen: würklich melden uns auch Nachrichten, an

„denen

„denen man nicht zweifeln darf, daß sie ihre Mission „sehr nach ihrer Art ausrichten. Ich bedaure diejenigen, welche man ihrem Gutdünken überläßt: ich „beklage so viele zu Grunde gerichtete Familien, „so viele rechtschaffene Leute, die Bettler geworden „sind; und ich kann dasjenige, was jetzt in Frankreich vorgeht, nicht ohne Mitleiden ansehen. Ich „beklage diese Unglücklichen, daß sie im Irrthum gebohren sind: und so wie ich für die Herrschaft der „ganzen Welt nicht an ihren Irrthümern Antheil „nehmen wollte, so möchte ich auch nicht Ursache an „ihrem Unglücke seyn. Ich betrachte jetzt Frankreich als eine Kranke, der man Arm und Fuß ablöst, um sie von einem Uebel zu heilen, das ein wenig Geduld und Sanftmuth gänzlich geheilt haben „würden. Allein ich befürchte sehr, dieses Uebel „möchte sich verschlimmern, und endlich unheilbar „werden; es möchte dieses unter der Asche versteckte „Feuer dereinst stärker als jemals ausbrechen, und „die verlarvte Ketzerey möchte desto gefährlicher werden. Nichts ist löblicher, als der Vorsatz, die Ketzer und Unglaubigen zu bekehren; allein die Art, „wie man dieses anfängt, ist sehr neu: und da sich „unser Heyland dieses Mittels nicht bedienet hat, „um die Welt zu bekehren, so muß es wohl nicht das „beste seyn. Ich bewundere, aber begreife nicht „diesen Eifer und diese Staatsklugheit, die mir zu „hoch sind: und es freuet mich sogar, daß ich sie „nicht begreifen kann. Glauben Sie wohl, daß jetzt „die Zeit sey, die Hugonotten zu bekehren, und sie „in einem Jahrhunderte zu guten Catholiken zu „machen, in welchem man in Frankreich die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit so sichtbar verletzt, „welche man der Römischen Kirche schuldig ist, die „der einzige und unumstößliche Grund unserer Re-

„ligion ist, weil sie es ist, der unser Heyland das „prächtige Versprechen gethan hat, daß die Pfor„ten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Gleich„wohl ist die ärgerliche Freyheit der Französischen „Kirche niemals näher zu einer Empörung getrieben „worden, als jetzt. Die letzten Sätze, welche die „Französische Geistlichkeit unterzeichnet und bekannt „gemacht hat, sind so beschaffen, daß sie der Ketze„rey nur einen zu scheinbaren Triumph verschafft ha„ben: und ich glaube, sie müsse sich über alle Maaße „verwundert haben, als sie sich kurz darauf von den„jenigen verfolgt sah, welche über diesen Grundar„tikel unserer Religion Lehren und Meinungen haben, „die mit den ihrigen so sehr übereinstimmen. Die„ses sind die starken Ursachen, welche mich hindern, „mich über diese vermeinte Ausrottung der Ketzerey „zu freuen. Der Vortheil der Römischen Kirche „ist mir ohne Zweifel so werth, als mein Leben; aber „eben dieser Vortheil macht, daß ich dasjenige, was „vorgeht, mit Schmerzen ansehe: Ich gestehe Ih„nen auch, daß ich Frankreich genug liebe, um die „Verwüstung eines so schönen Königreichs zu bekla„gen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich „mich in meinen Muthmaaßungen betrügen, und daß „sich alles zum höchsten Ruhme Gottes, und des „Königs, Ihres Herrn, endigen möge: ich bin auch „versichert, daß Sie an der Aufrichtigkeit meiner „Wünsche nicht zweifeln werden.„

Es ist nicht unglaublich, daß das Mißvergnügen, welches Christina damals gegen Frankreich empfand, viel dazu beygetragen habe, daß sie über diese Sache so frey und nachdrücklich urtheilte. Allein die sanftern Gesinnungen, selbst bey der Ausbreitung ihrer Religion waren ihr natürlich, und sie hatte sie mit mehrern Mitgliedern ihrer Kirche gemein: man sagt,

daß

daß sogar der damalige Pabst Innocenz der Eilfte die Gewaltthätigkeiten gegen die Französischen Reformirten gemißbilliget habe. Auch die tiefe Verehrung gegen den Pabst, welche sie in diesem Schreiben blicken ließ, pflegte sie gerne als eine Eigenschaft, auf welche sie sich viel einbildete, zur Schau auszustellen. Unterdessen findet man doch hier von beyden Seiten einen sonderbaren Widerspruch. Die Königinn tadelte die Verfolgung der Protestanten, und wollte doch einem Hofe und einer Religion eifrig ergeben seyn, nach deren Grundsätzen sie verfolgt werden müssen: und dieses zu Rom, wo man über die Ermordung vieler tausend Protestanten öffentliche Freudensbezeigungen angestellet hat. Sie machte der Französischen Geistlichkeit wegen des einzigen, worinne sie Lob verdiente, Vorwürfe, wegen der vier berühmten Sätze, die sie im Jahr 1682 der uneingeschränkten höchsten Gewalt und der Unfehlbarkeit des Pabstes entgegen gesetzt hatte; und wünschte ihr doch eine gemäßigtere Denkungsart gegen fremde Glaubensgenossen. Einigermaaßen hatte sie doch bey diesen Vorwürfen Recht. Die Französische Geistlichkeit, welche sich durch jene Sätze so eifrig für ihre Rechte gegen den Pabst bezeigt hatte, entehrte sich durch die Beförderung dieser Verfolgung so sehr, als es immer eine Gesellschaft von Inquisitoren, die den Vortheilen des Pabstes eine blinde Ergebenheit gewiedmet haben, hätte thun können.

Christinens Brief an den Ritter Terlon wurde wenige Wochen darauf wider ihren und seinen Willen gedruckt. Sie wunderte sich darüber; aber es verdroß sie nicht, daß man daraus ihre Gesinnungen kennen lernte. In einem andern Schreiben setzte sie noch hinzu: „Ich bitte Gott von ganzem Herzen,

„daß dieser falsche Triumph der Kirche ihr nicht der- „einst wahre Thränen kosten möge. Man muß un- „terdessen zur Ehre von Rom wissen, daß alle ver- „ständige und verdiente Männer allhier, die von ei- „nem wahren Eifer angetrieben werden, sich hierinne „eben so wenig, als ich von Frankreich, hintergehen „lassen, und daß sie gleich mir alles mitleidig anse- „hen, was in dieser Welt vorgeht, wo man den Zu- „schauern so viele Ursache zu weinen und zu lachen „giebt.„ Jener Brief kam unter andern auch Baylen zu Gesichte, der ihn in seine Monatsschrift, **Neuigkeiten der Republik der Gelehrten**, einrückte. Dieser berühmte Reformirte Gelehrte zu Rotterdam, der in Ansehung der Religion überhaupt zwar sehr verträglich und nur gar zu oft zweifelnd war; allein gegen die Römischcatholische Religion sich stets mit einer Art von Heftigkeit erklärte, weil er den Verfolgungsgeist, von dem ihre Lehrer eingenommen sind, für eines der größten Uebel der menschlichen Gesellschaft hielt, setzte einige Anmerkungen zu dem Briefe, und endigte mit folgender: **Dieses ist ein Ueberrest von Protestantischen Gesinnungen**; (c'est un reste de Protestantisme.)

Der Königinn mißfiel dieses Urtheil, weil es ihr in der Römischen Kirche einen Verdacht zuziehen konnte, den sie mit der äußersten Sorgfalt vermied. Sie befohl ihrem Sekretär **Galdenblad**, bloß unter dem Namen eines Verehrers der Königinn, an Baylen zu schreiben, und ihm besonders Vorwürfe wegen der Beschuldigung zu machen, daß sie noch etwas von der Protestantischen Religion an sich habe. **Galdenblad** that dieses, rühmte den Eifer der Königinn in dem Bekenntnisse der Catholischen Religion, und sagte, sie sey nicht auf Französische, sondern auf Römische Art, das heißt nach der Weise des

heili-

heiligen Peters und des heiligen Pauls, Catholisch; darum verwerfe sie auch diese Verfolgungen: zugleich ließ er Baylen eine Ahndung von ihr befürchten, wenn sie seine Anmerkung lesen sollte. Christina billigte dieses Schreiben, und machte noch einige Erinnerungen zu demselben, darunter folgende die merkwürdigste war: „Was die Verläumdung des „Protestantismus anbetrifft, schrieb sie, so ist dieselbe „unerträglich; und man kann nicht begreifen, wie „ein Mensch, der nur seinen Namen zu schreiben „im Stande ist, einen so groben Fehler begehen könne, „daß er eine solche Thorheit sagte. Wenn Christina so unglücklich wäre, daß sie aufhörte, Catholisch zu seyn: so würde man sie doch nicht beschuldigen können, daß sie zu einer Religion zurückkehrte, „zu der sie sich niemals bekannt hat. Sie hat zwar „das Unglück gehabt, in der Ketzerey Luthers gebohren zu werden; allein sie war von dem Alter eines reifen Verstandes an so glücklich, daß sie niemals etwas von dem geglaubt hat, was Luther „und Calvin gelehrt haben. Unter allen Religionen „wählte sie die Römischcatholische, welche ihr die einzige wahre zu seyn schien, und sie hatte nie einige „Neigung zu derjenigen, in welcher sie gebohren worden war: man kann auch versichern, daß sie, wenn „sie unglücklicher Weise die Catholische nicht gewählt „hätte, vollkommen neutral in Religionssachen geblieben seyn, oder sich eine sehr kurze, aber von Luthers und Calvins Religion sehr verschiedene würde gebildet haben.„ Man kann von diesem allem glauben, was man will: denn es ist mit der Geschichte ihrer Jugend schwer zu vereinigen, und könnte zum Theil leicht aus dem Ehrgeize entstanden seyn, der auf eine wichtige Einsicht und Wahl weit früher gerathen seyn wollte, als man ordentlich glaubte.

Bayle vertheidigte sich in seiner Monatsschrift gegen diesen Brief eines Ungenannten sehr wohl. Wenn er der Königinn einen Ueberrest von Protestantischen Gesinnungen zugeschrieben habe, sagte er, so heiße dieses nicht so viel, daß sie die Protestantische Religion nicht aufrichtig abgeschworen hätte; sondern nur, daß sie nicht alles abgelegt habe, was sie unter den Protestanten gelernt hatte: denn zu Rom, setzte er hinzu, kann man gewiß nicht lernen, die Verfolgungen zu tadeln. Galdenblad hatte sich auch darüber beschwert, daß er nur der berühmten Christina gedacht habe, ohne den königlichen Namen beyzufügen. Dieses rechtfertigte Bayle durch andere Beyspiele: und die Königinn war damit zufrieden. Allein den ersten Vorwurf ließ sie ihm von neuem durch ein anderes Schreiben machen, in welchem außer ihrer vorher angeführten Erklärung, behauptet wurde, daß sie der Protestantischen Religion nichts schuldig sey, und daß sie lediglich nach den heiligen Grundsätzen der Catholischen — (doch gewiß nicht nach denen, die in derselben herrschend sind,) — die Französische Bekehrungsart verdammt habe. Zugleich wurde ihm gerathen, selbst an die Königinn zu schreiben. Bayle bediente sich der angebotenen Ehre durch einen sehr ehrerbietigen und schmeichelhaften Brief an Christinen; sie antwortete ihm gütig, verlangte einen öffentlichen Widerruf von ihm, den er auch bald darauf in seiner Monatsschrift leistete, und trug ihm statt einer Büßung auf, ihr künftig alle merkwürdige neue Bücher in Lateinischer, Französischer, Spanischer und Italiänischer Sprache, die in Holland herauskämen, selbst Romane und Satyren nicht ausgenommen, besonders aber chymische Schriften, nebst seiner Monatsschrift, auf ihre Kosten zu senden. Beyde Theile

fanden

fanden ihren Ruhm und Vortheil bey diesem Vergleiche: daher war er bald geschlossen. Bayle fieng sogar an der Geschichte Christinens und ihres Vaters zu arbeiten an; aber ihr bald darauf erfolgter Tod hat vermuthlich gemacht, daß er nur diesen Anfang davon hinterlassen hat.

An dem Französischen Hofe machte Christinens Schreiben an den Ritter Terlon viel Aufsehen. Ohne Zweifel geschahe es auf Befehl desselben, daß er ihr eine bessere Meinung von der gewaltsamen Bekehrung der Hugonotten beyzubringen suchte. Allein sie antwortete ihm hitziger und freymüthiger, als jemals: „*Man läßt Sie Mühe und Arbeit vergebens „anwenden, indem man sich Ihrer bedient, um mich „zu einer Aenderung meiner Sprache und meiner Ge„sinnungen zu bringen; wenn man Sie aber gleich „beredter als Cicero war, gemacht hätte, so würde „man seine Absicht doch nicht erreichen. Es ist „wenig daran gelegen, ob diese Sprache und diese „Gesinnungen Ihrem Hofe und Ihrer Geistlichkeit „mißfallen oder nicht; man wird mich nicht verhin„dern, die Wahrheit zu sagen, und ich bewundere „die Mühe, welche man sich giebt, die* Dragoner„Mißionarien *zu rechtfertigen. Vielleicht würde „man mich überredet haben, wenn ich dieses Ge„schlecht weniger kennte; allein wenn man mir gleich „ihre ehrliche Aufführung eidlich versichern wollte, „so ist es mir unmöglich, solche zu glauben. Doch, „wenn man mich nicht überredet, so belustigt man „mich wenigstens. Man betrügt sich sogar sehr, „wenn man den Zeitungen diejenigen Begriffe „Schuld giebt, die ich von Frankreichs gegenwärti„gem Zustande habe. Man sollte wissen, daß ich die „gedruckten und die handschriftlichen Nachrichten „nur deswegen lese, um selten dasjenige zu glauben,*

„was sie sagen; man beklagt sich aber auch mit Unrecht über dieselben: denn die Zeitungsschreiber werden viel zu gut bezahlt, als daß sie nicht alles schreiben sollten, was Frankreich gefällt. Ist es nicht bekannt, daß Frankreich eben sowohl ganze Regimenter Lobredner habe, wie es Regimenter von Grenadiers hat? Da die Welt so sehr mit Thoren und Feigen angefüllt ist: so verrichtet diese Art Kriegsvölker überall Wunderwerke zum Besten dieses Reichs; zumal in einem so leichtgläubigen Jahrhunderte. Was die Schutzschrift anlangt, die man Ihnen für die Französische Geistlichkeit in die Feder gegeben hat, so würde man mich leicht überreden können, diese berühmte Gesellschaft für weise zu halten; zum Unglück aber sind Sie selbst, den man dabey gebraucht, kein so großer Theologe, daß Sie die Lehre der letzten Sätze behaupten können: und ich, die es verdrießen sollte, mehr Theologie zu verstehen, als Sie, halte mich hierinne an das Urtheil des Pabstes. Man wird mich auch sehr schwer überzeugen können, daß Frankreichs jetziger Zustand so blühend sey, als man ihn rühmt. Um die Leute hierüber eines bessern zu belehren, verweise ich sie auf die fünf großen Verpachtungen. Und was die Untrüglichkeit des Königs, Ihres Herrn, betrifft, so wird man mir vergönnen, sie nicht zu glauben, weil Salomo, der nicht allein der weiseste unter den Königen, sondern auch unter den Menschen war, hundert Thorheiten begangen hat. Bey diesen Umständen glaube ich, es sey gut, daß wir uns auf unsere Weisheit nicht verlassen, unsere Schmeichler mögen uns davon sagen, was sie wollen: zumal da man in Frankreich so unverschämt gewesen ist, die Unfehlbarkeit des Pabstes in Zweifel zu ziehen, die ich vor besser ge-

„grün-

„gründet halte. Man wird also zugeben müssen, „daß man sogar an der Unfehlbarkeit des Königs, „ihres Herrn, zweifle. Ich wundere mich eben „nicht darüber, daß die Verwegenheit derer, wel„che Sie schreiben lassen, sie so weit verleitet, daß „man mir vorwirft, ich schmeichelte der Hartnä„ckigkeit der Ketzer; und ich werde mich nur durch „Verachtung wegen einer so lächerlichen Beschul„digung rächen. Ich biete allen und jeden Trotz, „meinem Briefe einen so verkehrten Sinn beyzu„legen. Ich getraue mir sogar zu versichern, daß „derselbe, wenn es Gott gefällt, mehr wahre Be„kehrungen stiften wird, als die Eitelkeit, der „Eigennutzen und die Grausamkeit falsche gestiftet „haben. Die Zeit wird uns alles heller machen, „und den falschen Ruhm mit den falschen Tugenden „vertreiben: sie wird der Wahrheit und der Tugend „überall auf eine so glänzende Art den Sieg ver„schaffen, daß man sich in der ganzen Welt darüber „verwundern wird, wie zu Rom, wo Se. Heilig„keit eben eine so würdige Cardinalserhebung veran„staltet haben. Nach diesem Wunder muß man sich „gefaßt machen, bald mehrere zu sehen: die gute „Parthey bereitet sich auch mit Freuden darauf, da „sie sieht, daß die Sklaverey von Rom durch diesen „einzigen Meisterstreich des Pabstes zernichtet wor„den ist.„ Sie meldet dem Ritter noch die Eroberung von Ofen in diesem Jahr 1686 mit ausnehmenden Merkmalen des Vergnügens, als eine That, die alles Große und Schöne dieses Jahrhunderts übertreffe, und endigt ihren Brief dergestalt: „Soll„ten Sie unglücklicher Weise einer Parthey zugethan „seyn, die dasjenige, was vorgeht, nicht bewilligt: „so wünsche ich herzlich, daß Gott sie darüber trö„sten möge. Ertheilen Sie unterdessen denen, die

„Sie nach einem Stillschweigen von drey Mona„ten schreiben lassen, diesen heilsamen Rath, daß „sie mich in Ruhe lassen: denn die Quelle, woraus „ich alles nehme, was die Leute betrüben kann, ist „unerschöpflich; sie mögen sich aber deswegen an Gott „halten, nicht an mich.„

Nicht nur der lebhafte, witzige, belustigende Ausdruck, in welchen Christina viele wahre und lehrreiche Gedanken zu kleiden pflegte, hat diesem Briefe eine Stelle hier verschaft; sondern hauptsächlich ihr unterscheidender Trieb, den man darinne erblickt, ihre Meinung desto muthiger, spöttischer, und fast möchte man sagen, desto trotziger zu behaupten, je mehr dieselbe von Leuten, gegen welche sie wenig Hochachtung hegte, oder sonst mißvergnügt war, angegriffen wurde. Es scheinet in der That, daß ihr der Französische Hof um diese Zeit etwas verächtlich begegnet sey: ihr großer Widerwille gegen denselben brach daher auf allen Seiten aus. Sogar das Gerüchte beunruhigte sie, daß der Herzog von Mantua im Begriff sey, an den Französischen Hof zu reisen; sie schrieb daher im Jahr 1686 an ihn, daß sie es zwar nicht glaubte; daß aber alle diejenigen, die für die Freyheit Italiens wachten, und an den Ruhm des Herzogs Antheil nähmen, diesen Schritt fürchteten, weil er dem allgemeinen Besten sehr nachtheilig seyn würde. Auf der andern Seite erfuhren die Cardinäle von der Französischen Parthey zu Rom ihre Reden mit dem größten Mißfallen. Sie änderte aber dieselben nicht; sondern beschloß vielmehr, weil ihr der Aufenthalt zu Rom durch diese Händel verdrießlich wurde, sich an einen andern Ort, vorzüglich nach Bremen, wenn ihr vorgeschlagener Tausch noch zu Stande kommen könnte, zu begeben.

Zu

Zu gleicher Zeit aber beförderte **Christina** die Ausgabe eines großen astronomischen Werks, das auf ihre Kosten gedruckt werden sollte. Der Verfasser desselben, **Matthias Wasmuth**, ein berühmter Gelehrter zu Kiel, suchte darinne durch astronomische Beobachtungen und Berechnungen die ganze Zeitrechnung zu berichtigen, und den Kalender zu verbessern. Sie versprach ihm die Unterstützung, um welche er bat, unter zwo Bedingungen: erstlich, daß er nicht das geringste wider das Ansehen des Pabstes, noch wider die Lehren der Römischen Kirche in seinem Buche vorbringen; zweytens, daß er in demselben des **Franz Cevera**, eines sehr gelehrten Sternkundigen, der ihm den Weg gebahnt hatte, und nur durch den Tod verhindert worden war, seine Arbeit auf ihre Unkosten zu vollenden, rühmlich gedenken sollte. Funfzehntausend Reichsthaler wurden erfordert, um **Wasmuths** Werk zu drucken; von diesen hatte sie im Jahr 1686 schon acht tausend bezahlen lassen, und die übrigen sollten im nächsten Jahre folgen. **Christina** versprach auch, seinen Kalender an den Höfen zu empfehlen: „zwar von dem jetzigen Pabste, „sagte sie, ist nichts zu hoffen; aber es wird bald ein „anderer kommen, wenn es Gott gefällt; alsdenn „werde ich Wunder verrichten.„ **Wasmuth** mußte sich nach den vorgeschriebenen Bedingungen richten, und fand bey der ersten derselben große Schwierigkeiten. Er mußte viele Stellen verändern, die für ketzerisch ausgegeben wurden, als man sie im Jahr 1687 zu Rom las. **Christina** war schon gesonnen, dem Werke ihren Beystand ganz zu entziehen; endlich aber war sie mit seinen Verbesserungen zufrieden: sie giengen auch so weit, daß er in seiner Zuschrift sagen mußte, keine Verbesserung des Kalenders sey canonisch, oder könne als eine Vorschrift gelten, wenn

sie

sie nicht von dem Römischen Stuhle gebilligt worden sey. Unterdessen erschien doch dieses Werk erst nach dem Tode seines Verfassers und der Königinn, im Jahr 1692 zu Kiel, voll Gelehrsamkeit und des mühsamsten Fleißes. Wenn man Christinen bey mäßigen Einkünften einen so beträchtlichen Theil derselben auf den Druck eines solchen Werks verwenden sieht: so kann man sich nicht enthalten, zu wünschen, daß es den Fürsten bekannter werden möchte: es sey eines der kräftigsten Mittel in ihren Händen, der Wahrheit, Gelehrsamkeit, Religion und Tugend aufzuhelfen, nemlich dieses, daß sie die gemeinnützigsten Schriften nach einer weisen Wahl verfertigen, sie freygebig drucken, und eben so großmüthig vertheilen lassen.

Indem **Christina** mit diesem Werke und andern Schrifften beschäftigt war, aber auch den Zustand von Europa immer aufmerksam betrachtete, wurde im Jahr 1687 der große Streit über die Quartiersfreyheit der Gesandten zu Rom rege. Sie hatten es seit langer Zeit dahin gebracht, daß, außer ihren Bedienten, auch alle diejenigen, die von ihrer Nation waren, und öfters viele andere Personen, welche mit jenen in den nächsten Straßen an ihrem Palaste wohnten, unter ihrem Schutze standen, und von der Gerichtsbarkeit der Obrigkeit zu Rom befreyet waren. **Innocenz der Eilfte** wollte endlich diesen schädlichen Mißbrauch, der vielen Verbrechern Zuflucht und Straflosigkeit verschaffte, aufheben. Die Fürsten seiner Kirche willigten darein; nur den König von Frankreich ausgenommen, der die Quartiersfreyheit seines Gesandten eine Zeitlang gewaltsam behauptete. Auch **Christina**, die dieses Rechtes, in Absicht auf die ganze Gegend um ihren Palast, stets unangefochten genossen hatte, begab

begab sich desselben. Sie schrieb mit vieler Höflichkeit an den Pabst; erklärte sich, daß sie ihm zwar nichts weiter anbiete, als was ihm gehörte, daß ihm aber ihr Beyspiel vielleicht bey den jetzigen Umständen nicht unnütz seyn dürfte: und sie behielt sich nur die schuldige Achtung gegen die Wohnungen ihrer Bedienten vor. Schon dieser Brief, so viel Ehre sie auch von demselben hatte, ward an dem Päbstlichen Hofe übel ausgelegt. Gleich darauf aber wurde sie auch von der noch übrigen Seite, wo sie sich die gebührende Achtung vorbehalten hatte, beleidigt. Die Gerichtsbedienten verfolgten am Osterfeste dieses Jahres einen jungen Menschen, den sie gefangen nehmen sollten, aus einer Kirche, in welche er geflüchtet war, bis zu den Wagenbehältnissen der Königinn, und warfen ihm, da er sich an dieselben unbeweglich fest hielt, einen Strick um den Hals, um ihn davon loßzureißen oder gar zu erwürgen.

Sobald Christina davon Nachricht bekam, erklärte sie sich, daß sie bey dieser Gelegenheit dem Pabste zeigen wollte, sie werde sich nicht immer so verächtlich, als bisher, begegnen lassen. Sie ließ den Gerichtsdienern befehlen, den Gefangenen wieder auszuliefern: diese gehorchten auch, und sie ließ ihn in die Kirche zurückführen, aus welcher er entflohen war. Dem Päbstlichen Schatzmeister, der das gerichtliche Verfahren angeordnet hatte, versicherte sie zugleich, daß sie bey der ersten Veranlassung noch mehr thun würde. Der Pabst sahe seiner Seits ihre Handlung als eine öffentliche Störung der Gerechtigkeit an, und ließ die beyden Personen, durch welche sie den Gefangenen in Freyheit gesetzt hatte, zur Verantwortung vorladen. Allein sie lachte nur darüber, und schrieb folgende Zeilen an den Schatzmeister, die jedermann bald auswendig wußte: „Sich

„und

„und Ihren Herrn entehren, das heißt jetzt in Ihrem „Gerichte die Gerechtigkeit verwalten. Ich trage „viel Mitleiden mit Ihnen, und Sie werden mir „noch mehr erwecken, wenn Sie erst Cardinal seyn „werden. Unterdessen gebe ich Ihnen mein Wort, „daß diejenigen, welche Sie zum Tode verdammt ha„ben, wenn es Gott gefällt, noch eine Zeitlang le„ben werden: und wenn sie von ohngefähr eines an„dern, als des natürlichen Todes sterben sollten, so „sollen sie nicht allein sterben.„ Christina wollte hierauf ihrer ganzen Hofstatt den Abschied geben, damit man nicht sagen möchte, sie erregte einen Aufstand, oder rüstete sich wider den Pabst; alle aber, die in ihren Diensten waren, baten sie so eifrig, sie darinne zu behalten, daß sie es ihnen nicht versagen konnte. Unterdessen blieb sie standhaft dabey, das, was sie gethan hatte, zu behaupten: sie ließ sich auch durch die zwey von dem Schatzmeister verurtheilten Personen öffentlich begleiten, ohne daß jemand dieselben angegriffen hätte. Nach vielen Erklärungen von beyden Seiten, ließ sie dem Pabste folgenden Vergleich durch seinen Beichtvater vorschlagen: sie bäte ihn für sich und ihre Bedienten, die nichts ohne ihren ausdrücklichen Befehl gethan hätten, demüthig um Verzeihung, wenn er von ihnen jemals wäre beleidigt worden; ersuchte ihn aber Befehl zu geben, daß sie niemals wieder so sehr beschimpft würde, indem sie eher tausendmal sterben, als solches leiden wollte. Der Pabst bewilligte alles; nur begehrte er durchaus, daß ihre beyden Diener gestraft werden sollten: und sie hingegen schützte sie desto mehr. Sie und viele andere glaubten, alles dieses geschehe nur deswegen, um sie aus Rom zu entfernen; sie sagte aber vor jedermann, daß sie ihren Feinden dieses Vergnügen nicht machen werde. Daher gieng sie

von

von neuem, in Begleitung aller ihrer Hofbedienten, welche wohl bewaffnet waren, in die Kirche, und da ihr der Pabst ein Geschenk von seltnem Obste schickte, sagte sie: „Ich denke nicht, daß er mich durch sein „Geschenk einzuschläfern hofft; nein, nein, ich will „gewiß auf meiner Hut seyn.„ Der Unwille des Pabstes gegen sie stieg immer höher; er begnügte sich aber daran, zu sagen: è Donna, es ist ein Frauenzimmer: ein Wort, das Christinen, in diesem verächtlichem Ton ausgesprochen, so sehr als die schlimmsten Schmähworte ärgerte. Endlich nahm ihr der Pabst, um sie zu demüthigen oder zur Unterwerfung zu nöthigen, das Jahrgeld von zwölftausend Thalern, das sie so lange von der Päbstlichen Kammer genossen hatte.

Hierinne aber betrog sich Innocenz: denn Christina bediente sich eben dieses Mittels, sich über ihn selbst zu erheben. Sie schickte dem Cardinal Azzolini, der ihr diese Nachricht gegeben hatte, folgende Antwort: „Ich kann Ihnen versichern, daß „Sie mir die angenehmste Nachricht von der Welt „ertheilet haben; und ich beschwöre Sie bey der Liebe „zu sich selbst, mir diese Gerechtigkeit wiederfahren „zu lassen. Gott, welcher das Innerste meines Her„zens kennt, weiß, daß ich nicht lüge. Die zwölf„tausend Thaler, die mir der Pabst gab, waren der „einzige Schandfleck meines Lebens, und ich nahm „ihn von der Hand Gottes als die größte Beschim„pfung an, durch welche er meinen Stolz demüthi„gen konnte. Ich sehe wohl, daß ich bey ihm zu „Gnaden gelangt bin, da er mir die sonderbare Gna„de erzeigt, mir dieselben auf eine so rühmliche Art „zu entziehen. Gott hat mich bey dieser Gelegenheit „für das Wenige belohnt, was ich nach seiner Ein„gebung für ihn gethan habe. Ich entsage in dieser

„Welt jeder andern Belohnung. Diese Gnade, welche „er mir erwiesen hat, ist tausend Königreiche werth: „und ich bitte ihn, mich vor der Eitelkeit zu bewahren, von der ich bey einer so schönen Veranlassung „versucht werde. Nur dieses einzige bedaure ich, daß „man mir nicht monatlich hundert tausend Thaler „hat entziehen können, die für den Kayser eine des „Pabstes würdige Hülfe seyn würden: ich hätte alsdenn ein größeres Verdienst, um mich zu freuen. „Allein der Pabst entzieht mir nichts; er nimmt es „nur vielen Leuten, die es mehr bedürfen, als ich. Ich „bitte Sie, dem Pabste und dem Cardinal Cibo in „meinem Namen für die Gnade zu danken, daß sie „mich dieser Verbindlichkeit entledigt haben. Ich „hätte in diesem Augenblicke gewünscht, daß die „ganze Welt in meinem Herzen die Freude sehen „möchte, mit der es mich erfüllt hat; allein Gott „weiß es, und dieses ist genug. Bitten Sie ihn „für mich, daß er mich vor der Eitelkeit verwahre, „die aus den Gesinnungen entstehen, welche er mir „eingiebt. Ich getraue mir zu sagen, daß sie seiner „würdig sind, und daß er mir heute eine der ausnehmendesten Gnadenbezeigungen erwiesen hat, mit „denen er mein Leben überhäuft hat.„ Noch über dieses ließ sie dem Pabste durch den Cardinal Cibo für diese Gnade Dank abstatten, die sie zu erheben nicht Worte genug finden konnte.

Ohne auf die andächtigen Gesinnungen zu sehen, die sie vielleicht bey dieser Gelegenheit stärker abgeschildert als empfunden hat, ist es schon begreiflich genug, wie sehr ihrem edlen Stolze die Verbindlichkeit, wegen eines mäßigen Jahrgeldes, von einem Fürsten, wie der Pabst war, zur Last gefallen seyn müsse. Sie schien um diese Zeit, gegen die Mitte des Jahrs 1687 einen gleich starken Widerwillen gegen

Frank-

Frankreich und den Pabst zu hegen. Zwar wünschte sie ungemein in einem Briefe, daß Frankreich irgend einen empfindlichen Verdruß leiden möchte; „aber noch mehr, und so sehr als meine Seligkeit, sagte sie, wünsche ich noch vor meinem Tode „einen großen und würdigen Pabst auf dem Römischen Throne zu sehen, und mein Vertrauen zu Gott „ist so groß, daß ich hoffe, er werde mir diese Gnade erzeigen. Es ist seiner Ehre daran gelegen, und „ich glaube nicht, daß er seine Kirche in ihrer jetzigen Verwüstung verlassen werde.„ Doch mit Frankreich wurde ihre alte Freundschaft eben durch diese Händel mit dem Pabste, plötzlich wieder hergestellt. **Ludwig der Vierzehnte** behauptete die Quartiersfreyheit seines Gesandten mit so vieler Heftigkeit, daß er gegen das Ende des Jahrs 1687 den **Marquis von Lavardin** mit einigen hundert Kriegsbedienten und Soldaten nach Rom schickte, um dem Pabste Trotz zu bieten. Dieser Gesandte war gegen **Christinen** im Namen seines Hofs sehr zuvorkommend an höflichen Anträgen; sie vereinigte sich daher mit demselben gegen ihren gemeinschaftlichen Feind: und nur eine solche Absicht konnte vermuthlich einen so eingewurzelten Widerwillen ausrotten. Die Königinn erbot sich auch zu einem Vergleiche mit dem Pabste, wenn er ohne Nachtheil ihrer Ehre geschlossen werden könnte; aber dieser gab niemals im geringsten nach, und beyde sind unter diesen Umständen gestorben. Sie verlangte sogar ihre völlige Quartiersfreyheit wieder, weil der Spanische Gesandte, da er die Standhaftigkeit des Französischen Hofs sah, eben dieses begehrt hatte, und sie schrieb im Jahr 1688 an ihren Statthalter: „Ich „bin hier, wie ehemals Cäsar, in den Händen der „Seeräuber: nach seinem Beyspiele drohe ich ihnen,

„und sie fürchten mich mehr, als Sie sich es einbil-
„den können.„

Noch vollkommener sieht man ihre damalige Denkungsart aus einem Briefe vom Jahre 1687 an die berühmte Scudery, die sich durch einen zu ihrer Zeit glänzenden Witz längst Christinens Hochachtung erworben hatte. „Sie müssen wissen, schreibt „sie an dieselbe, daß ich, seitdem Sie mich gesehen „haben, gar nicht schöner geworden bin. Ich habe „alle meine guten und schlimmen Eigenschaften so „völlig und lebhaft beybehalten, als sie jemals gewe- „sen sind. Ohngeachtet der Schmeicheley bin ich „noch immer mit meiner Person eben so unzufrieden, „als sonst. Ich beneide niemanden um Glück, weit- „läuftige Staaten und Schätze; aber ich möchte mich „gerne durch Verdienst und Tugend über alle Sterb- „liche erheben: und dieses macht mich mißvergnügt „über mich selbst. Meine Gesundheit ist übrigens „vollkommen, und wird so lange dauern, als es Gott „gefällt. Ich habe von Natur eine sehr starke Ab- „neigung gegen das Alter, und ich weiß nicht, wie „ich mich an dasselbe werde gewöhnen können. Hätte „man mir die Wahl zwischen demselben und dem „Tode gelassen, so glaube ich, daß ich ohne Beden- „ken den letztern würde gewählt haben. Doch da „man uns darüber nicht zu Rathe zieht, so habe ich „mich daran gewöhnt, vergnügt zu leben. Daher „beunruhigt mich auch der Tod nicht, der sich nähert, „und seinen Augenblick niemals verfehlt. Ich er- „warte ihn, ohne ihn zu begehren, und ohne ihn zu „fürchten.„ Nach einigen Lobsprüchen, welche sie diesem Frauenzimmer giebt, setzt sie hinzu: „Wie ha- „ben Sie, die Sie so gut schreiben, den Prinzen „von Conde sterben lassen können, ohne etwas in „Versen oder in Prose auf ihn zu verfertigen? Was

„vor

„vor ein Verlust für Frankreich! —— Ich wenig„stens habe ihn so sehr bedauert, als jemand von „den seinigen, und ich verurtheile Sie dazu, etwas „aufzusetzen, das eines Helden von einem so ausneh„menden und außerordentlichen Verdienste würdig „sey. Mir däucht, es sey eines der größten Ver„gnügen des Lebens, dasjenige gut zu loben, was „gelobt zu werden verdienet.„ Aber auch eines der schwerstrn, könnte man hinzusetzen, wenn dieses Lob öffentlich erscheinen soll.

Im Jahr 1688 schickte Christina den jungen Marquis del Monte nach Schweden, weil sie sich immer noch über die üble Verwaltung mancher Einnehmer und anderer Bedienten in ihren Ländereyen, auch über die Eingriffe der Krone in ihre Rechte, beklagte. Zugleich ließ sie es durch ihn noch einmal versuchen, ob sie nicht gegen das ihr angewiesene Gebiet den unumschränkten Besitz von Bremen erhalten könnte. Sie hatte ihn, eben nicht nach seiner Neigung, mit der reichen und tugendhaften Tochter des Monaldeschi, der auf ihren Befehl hingerichtet worden war, verheyrathet. Da er in Schweden war, starb sein Vater zu Rom: und die Königinn, die ihn ungemein bedauerte, tröstete den Sohn unter vielen Lobsprüchen des Vaters. Sie ließ bey dieser Gelegenheit viele Andacht blicken, und schrieb unter andern an den jungeu Marquis: „Es ist mir „leid, daß Sie ohne Messe sind; aber man findet „Gott überall, und er allein ist zu allem hinlänglich: „jedes andere, so gut es auch seyn mag, ist ohne „ihn nichts. Erinnern Sie sich, daß wir alle wie „Schatten verschwinden werden.„ Uebrigens suchte sie diesen Marquis zu einem eben so geübten Staatsbedienten zu machen, als sein Vater gewesen war, und hatte die größte Hoffnung, daß es es wer-

den würde. Ohngeachtet der Fehler, die sie an ihm bestrafte, vertrauete sie ihm schon fast alles. Sie befohl ihm, ihr höchstes Recht an die Schwedische Krone zu behaupten; versicherte, daß sie wohl dereinst den König von Schweden wegen seiner Undankbarkeit und Ungerechtigkeit gegen sie zur Reue bringen dürfte; und gestand, daß sie immer gerne fortlaufende Händel mit Schweden haben möchte: vermuthlich, um das Andenken ihrer Rechte in diesem Reiche immer zu erneuern, und um sich für das Betragen zu rächen, über welches sie sich beschwerte. Gleichwohl liebte sie ihr Vaterland, und bezeigte eben diesem Marquis, daß sie demselben tausend Leben aufopfern, auch zu aller Zeit, wenn es nöthig seyn würde, dahin reisen wollte; obgleich der bloße Gedanke, Rom zu verlassen, ihr das Herz durchdringe.

Rom war es jedoch allein, keinesweges der Pabst und sein Hof, die ihr diesen Aufenthalt so angenehm machten. Sie meldete ihrem Gesandten: „Der „Pabst ist verhaßter, als irgend jemand, und was „noch schlimmer ist, er wird auch von jedermann ver„achtet.„ In einem andern Briefe versicherte sie, daß sie nur noch ein Ueberrest von Ehrerbietung gegen den heiligen Stuhl gehindert habe, sich zu rächen; daß sie aber eben diese Ehrerbietung zu solchen Entschließungen bringen dürfte, über welche die Nachwelt erstaunen würde. Wenn man dem Bischof **Burnet**, der im Jahr 1687 zu Rom war, glauben darf, so machte sich **Christina** mit aller Freyheit über die Päbste lustig. „Die Kirche, sagte sie zu „ihm, muß wohl von dem heiligen Geiste regiert wer„den. Denn ich habe, seitdem ich zu Rom bin, vier „Päbste gesehen, und ich schwöre, daß keiner von „diesen vieren den gesunden Menschenverstand gehabt

„hat.

„hat. Ich bin Zeuginn, daß sie recht im buchstäb„lichen Verstande die ersten und die letzten unter den „Menschen gewesen sind.„ Es ist wohl gewiß, daß Innocenz der Eilfte kein so sehr verächtlicher Pabst war; allein er hatte Christinen beleidigt, und bey aller tugendhaften Strenge sahe man ihn doch nur für einen ungelehrten und störrischen Geistlichen an. Christina spottete seiner und seiner Regierung noch in andern Briefen; allein sie setzte hinzu: „Rom „ist der einzige Phönix, welcher immer schöner und „größer, als er vorher war, aus seiner Asche her„vorsteigt, und Sie werden diese Vorhersagung er„füllt sehen.„ Allerdings hat sich das geistliche Rom bis auf die neuesten Zeiten mehrmals, wenn es seiner Unterdrückung nahe zu seyn schien, durch Mittel, die ihm allein eigen sind, so glücklich gerettet, daß es beynahe nichts von seinem äußern Schimmer verloren hat; aber an innerer Stärke hat es desto mehr eingebüßt, und seine gänzliche Entkräftung ist wohl, ohngeachtet dieser Vorhersagung, nicht mehr weit entfernt.

Ueberhaupt war Christina in dieser scharfsichtigen Kunst, mit großer Wahrscheinlichkeit Blicke in die Zukunft zu werfen, sehr weit gekommen. Sie beurtheilte oft die Veränderungen und den Ausgang der Kriege, das Verhalten der Fürsten und anderer großen Männer so richtig, daß diejenigen darüber erstaunten, welche nicht wußten, wie leicht es einer sehr geübten Staatsklugheit sey, tief in die Ferne zu sehen. So sagte sie es mehr als drey Jahre voraus, daß Jacob der Zweyte, König von England, seine Krone verlieren würde: und im Jahr 1688, da diese große Staatsveränderung ihren Anfang nahm, behauptete sie sogleich, daß der Prinz Wilhelm von Oranien allein und beständig König von England

bleiben würde; daß England und Holland nunmehro vereinigt, gar bald ganz Europa zittern machen, und demselben auf dem festen Lande und zur See hatte Gesetze vorschreiben würden. Der Charakter und die ganze Aufführung dieser beyden Fürsten zeigten ihr alle daraus zu erwartende Folgen; zumal wenn jene mit dem Zustande der Europäischen Länder in Vergleichung gebracht wurden. Daher sagte sie von Jacob dem Zweyten: „Die Verfolgung der Hugonotten in Frankreich ist der unglücklichste Streich „für diesen armen Fürsten gewesen, der zu abergläubisch für die Religion eifernd, zu arm an Staatsklugheit war, und sich dadurch zu Grunde gerichtet „hat, weil er sich durch das verwünschte Geschlecht „der Jesuiten und Mönche regieren ließ, welche allemal alles verderben, worein sie sich mengen.„ An den Prinzen von Oranien hingegen schrieb sie schon im Anfange des Jahres 1689, um ihn zur Gnade gegen den Grafen d'Adda, (welches vermuthlich der päbstliche Nuncius in England war,) und gegen die Römischcatholischen in diesem Reiche, zu bewegen: sie versicherte ihn bey dieser Gelegenheit ihrer Hochachtung und Bewunderung.

Ohngeachtet ihrer ungemeinen Liebe gegen Rom, welche sie daselbst zurückhielt, machten sie doch ihre Händel mit dem Pabste in diesen Jahren geneigter, seine Hauptstadt zu verlassen. Dazu kamen auch die Absichten ihres Stadthalters Olivekranz. Dieser sahe es ungerne, daß der Cardinal Azzolini, wie es völlig zu vermuthen war, ihr Erbe seyn sollte: er hoffte desto größere Vortheile, wenn der Kurfürst von Brandenburg, welcher Geschwisterkind mit Christinen war, diese reiche Verlassenschaft erhalten könnte; daher gab er demselben eine nähere Veranlassung, sich darum zu bewerben. Der Kurfürst Friedrich

rich Wilhelm schickte gegen das Ende des Jahrs 1687 seinen Kammerherrn, den Baron Dobrzinski unter dem Vorwande einer Lustreise nach Rom, der ihr prächtige Geschenke und zugleich die Versicherung brachte, der Kurfürst nehme so viel Antheil an dem Mißvergnügen, welches sie zu Rom ausstünde, daß sie allemal in seinen Staaten eine sichere und angenehme Zuflucht finden könnte. Christinen gefiel dieses Anerbieten: sie machte es auch öffentlich bekannt, damit man sehen möchte, daß es ihr nicht an Freunden fehle. Sie bat sogar den Kurfürsten, ihr hundert Officiers zu ihrer Sicherheit zu schicken; doch stand sie von diesem Verlangen wieder ab, nachdem sie sich mit dem Französischen Gesandten verglichen hatte, der ein so starkes gewaffnetes Gefolge auch zu ihrer Bedeckung hatte. Die Unterhandlung selbst zwischen ihr und dem Kurfürsten nahm einen glücklichen Lauf. Dobrzinski brachte den alten Marquis del Monte, der ein heftiger Feind des Cardinals Azzolini war, auf seine Seite. Die Königinn war auch schon mehr als einmal im Begriff, sich gänzlich zu entschließen; allein sie änderte sich, wenn sie weniger erbittert gegen den Pabst war, und es wurde ihr von neuem schwer, Rom zu verlassen. Als der Kurfürst im Jahre 1688 gestorben war, ließ Christina seinem Sohne den Vorschlag thun, ihr den unumschränkten Besitz des Herzogthums Cleve zu überlassen: weil ihre Ehre, wie sie sagte, ihr nicht erlaubte, an einem Orte zu leben, der nicht ganz von ihren Befehlen abhienge, außer zu Rom. Der Kurfürst Friedrich der Dritte entschuldigte sich zwar, daß er ihr die uneingeschränkte Herrschaft dieses Landes nicht zugestehen könnte; dagegen aber erbot er sich, daß sie nebst ihrem Hofe vollkommen unabhängig leben, eine Leibwache von zweyhundert

Mann haben, und ein Jahrgeld von funfzehn tausend Thalern genießen sollte. Damit schien die Königinn nicht unzufrieden zu seyn; doch der Tod des Marquis del Monte unterbrach und schwächte zugleich diese Unterhandlung. Sie würde abermals lebhaft geworden seyn, wenn Christina ihren Vorsatz nach Deutschland zu reisen ausgeführt hätte; oder wenn Olivekranz, der schon auf dem Wege nach Rom war, vor ihrem Tode daselbst angelangt wäre.

Unterdessen hatte sich Christina seit dem Jahr 1687 bemüht, einen gewissen Franzosen, von Bremond, der sich lange in den vereinigten Niederlanden aufgehalten hatte, und zu einer beständigen Verbannung aus seinem Vaterlande genöthigt war, zu ihrem Residenten im Haag zu bestellen, auch zugleich eine Catholische Capelle daselbst in seiner Wohnung aufzurichten. Allein die Generalstaaten weigerten sich, ihn in dieser Würde zu erkennen, weil er ihnen, zumal bey dem mit Frankreich im Jahr 1688 ausbrechendem Kriege, verdächtig war. Christina nahm zwar diesen Entschluß nicht sehr übel auf, weil sie die Behutsamkeit der Regierung zu einer solchen Zeit nicht tadeln konnte; dennoch aber wollte sie derselben zu verstehen geben, daß sie auch wider ihren Willen ein Mittel hätte finden können, ihre Absicht zu erreichen. „Ich erkenne meinen Fehler, schrieb „sie im Anfange des Jahrs 1689 an die General„staaten, daß ich diesen Entschluß zu einer Zeit ge„faßt habe, da der Ruhm und das Glück meinen „Vetter, den Herrn Prinzen von Oranien, von ih„nen entfernet haben: sein Ansehen würde mir „vielleicht diese Gefälligkeit von Ihnen verschafft „haben.„

Gleich darauf bekam sie die erste Ankündigung ihres nahen Todes durch eine gefährliche Krankheit. Sie

Sie überstand zwar dieselbe zur allgemeinen Freude von Rom, wo sie sehr beliebt war; besonders auch wegen ihres großen Aufwandes, der ohngefähr vierhundert Personen ernährte. Aber in kurzem traf sie ein härterer Rückfall. Sie bereitete sich sogleich unerschrocken zu ihrem Ende, ließ den Pabst wegen der empfindlichen Ausdrücke, die sie gegen ihn gebraucht haben mochte, um Verzeihung bitten, erhielt seine feyerliche Vergebung, und unterzeichnete noch ihr Testament, das ihr der Cardinal Azzolini darreichte, an welchem er auch zu seinem Vortheile gearbeitet hatte. So starb sie unter dem Zureden eines Carmelitermönchs, auf eine heitere und sanfte Art, am 19 April des Jahrs 1689.

In ihrem Testamente verordnete sie zwar, daß sie ohne alles Gepränge begraben werden, und daß man auf ihr Grab nur folgende Aufschrift setzen sollte: D. O. M. Vixit Christina Annos LXIII. „Christina hat 63 Jahr gelebt.„ Allein der Pabst ließ ihr gleichwohl ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Zween seiner Nachfolger aber, Innocenz der Zwölfte und Clemens der Eilfte, ließen ihr in der Peterskirche, wo sie begraben wurde, ein kostbares Grabmahl, mit ihrem Brustbilde und einer Aufschrift zu ihrer Ehre, errichten. Sie hatte außerdem befohlen, daß man nach ihrem Tode für die Ruhe ihrer Seele zwanzig tausend Messen, und nach einer unaufhörlich dauernden Stiftung täglich drey derselben in der Peterskirche lesen sollte. Vermuthlich hatte die Begierde, für eine eifrige Römischcatholische angesehen zu werden, an diesem Befehle so vielen Antheil, als die Andacht: es wird ihm auch an der Erfüllung nicht gefehlt haben, da die Geistlichkeit dafür bezahlt worden ist.

Den Cardinal Azzolini ernannte sie wegen seiner treuen und langen Dienste zu ihrem Haupterben. Sie dachte in ihrem Testamente nicht einmal an den König von Schweden und an dieses Reich, das darinne vor allen hätte genannt werden sollen: ihr Mißvergnügen über beyde begleitete sie auch ins Grab. Dem Kurfürsten von Brandenburg vermachte sie nur ein schönes Gemählde, das er nicht annahm: und er sowohl als der König von Schweden suchten vergebens ihre Ansprüche auf Christinens Verlassenschaft zu behaupten. Azzolini starb zween Monate nach ihr: darauf fiel diese Erbschaft, deren Werth gegen eine halbe Million Thlr. betrug, an seinen Neffen; der jedoch, wegen der großen Vermächtnisse, die er auszuzahlen schuldig war, und wegen anderer Ursachen, weit weniger davon am Ende besaß. Die vortreffliche Bibliothek der Königinn kaufte der gleich folgende Pabst Alexander der Achte: neunhundert Handschriften aus derselben kamen in die Vaticanische Büchersammlung; das übrige blieb in der Familie des Pabstes Ottoboni, in deren Palaste zu Rom man noch sieben tausend Bände von derselben sieht. Ihre Sammlung von Münzen, Bildsäulen, Gemählden und geschnittenen Steinen war unschätzbar: der größte und seltenste Theil davon kam aus dem Alterthum; in den Gemählden aber bewunderte man die Kunst eines Raphael, Corregio, Paolo Veronese und anderer großen Meister, so wie an einigen Bildsäulen den Ritter Bernini. Alle diese Schätze kaufte ein Neffe Innocenz des Eilften, aus dem Hause Odescalchi, sehr unter ihrem Werthe, für 153000 Thaler. Der Herzog Philipp von Orleans, Regent von Frankreich, bezahlte im Jahr 1722 nur für 250 dieser Gemählde 90000 Römische Thaler, und ließ sie in den Königlichen Palast

nach

nach Paris bringen. Auch in andere Gegenden wurden manche Stücke dieser großen Sammlung zerstreuet. Man kan sich von derselben einigen Begriff aus zwey Werken machen. Das eine enthält einen großen Theil der alten Münzen, welche Christinen gehörten, und ist mit der Aufschrift, Numophylacium Reginae Christinae, von Havercampen im Jahr 1742 im Haag in einem Foliobande herausgegeben worden. In dem andern, das den Titel Museum Odescalcum, (Rom 1747 zwey Bände in fol.) führt, sind viele ihrer auserlesensten geschnittenen Steine abgebildet.

Christina, welche die Wissenschaften und schönen Künste so sehr liebte und kannte, hat auch Schriften hinterlassen, die ihrer würdig sind: obgleich nicht in der Absicht, daß sie gedruckt werden sollten. Eine darunter heißt eine Arbeit ihrer müßigen Stunden, und besteht aus einer Reihe von fast zwölfhundert vermischten Gedanken, Betrachtungen und Sentenzen. Man kann sie zwar nicht durchgehends mit den Maximen des Rochefoucauld vergleichen: denn viele derselben sind zu gemein und zu bekannt, außerdem auch zu nachläßig als die ersten Einfälle, nur für sich hingeworfen. Aber eine große Anzahl davon ist doch ein Denkmal ihrer Scharfsinnigkeit, und ein fruchtbares Feld zum Nachdenken. Man wird vielleicht einige dieser kurz und bündig ausgedrückten Gedanken nicht ungerne lesen. „Die kleinsten Staaten, „sagt Christina, begreifen genug in sich, um die Fä„higkeit der größten Männer zu beschäftigen. — „Die Kunst, sich zu rächen, ist wenig bekannt. — „Die Verachtung rächt ein großes Herz am edel„sten. — Sich durch die Beschützung der Unter„drückten rächen, ist eine edle und rühmliche Rache. — „Es ist eine Art von Vergnügen, die Undankbarkeit

auszu-

„auszustehen; aber dieses Vergnügen können nur „große Seelen empfinden. — Wer die seltne Kunst „besitzt, die Menschen durchzuschauen, ist fähig, zu „regieren. — Die Menschen lieben ihre Fehler fast „eben so sehr, als ihre guten Eigenschaften. — Die „Menschen werden niemals anders, als durch sich „selbst betrogen. — Alles, was man will, muß man „stark wollen. — Man altert mehr durch Trägheit, „als durch zunehmende Jahre. — Diejenigen, wel„che für Freunde der ganzen Welt angesehen seyn „wollen, sind es von niemanden. — Die Ruhe ist die „größte von allen Angelegenheiten. — Einen Feind „verlieren, ist ein weit größerer Verlust, als man „glaubt. — Man muß niemals mit sich selbst zufrie„den seyn, so sehr auch andere mit uns zufrieden zu „seyn scheinen. — Große Seelen sind des Unwillens, „aber nicht des Hasses fähig. — Man ist immer „so glücklich und so unglücklich, als man es zu seyn „glaubt.„ Dieser letzte Satz ist gerade das Gegentheil von einem andern, den **Rochefoucauld** vorgetragen hat, und der richtiger zu seyn scheinet. Ueberhaupt aber sind unter diesen Betrachtungen der Königinn, welche sie im Jahr 1680 niederschrieb, viele mehr witzige als wahre; oder gewinnen wenigstens durch ihre Wendungen und durch zugespitzte Gegensätze, eine fremde, unnatürliche Gestalt. Nichts steht darunter gezwungener, als gewisse Ausbrüche des Eifers für den Pabst und seine Kirche; und wenn Christina fragt: **Wie kann man ein Christ seyn, ohne ein Catholik zu seyn?** so läuft dieses ohngefähr auf die verwundernde Frage der Pariser hinaus: **Wie ist es möglich, daß man ein Persianer seyn kann?**

Ein anderer von Christinens Aufsätzen enthält **Betrachtungen über das Leben und die Tha-**

ten

ten Alexanders des Großen. Sie stellt diesen König als das Muster aller Fürsten vor, mit dem kein anderer verglichen werden könnte. Er war im eigentlichen Verstande ihr Held: und bey ihrer ungemeinen Neigung zu außerordentlichen bewunderns-würdigen Thaten, konnte es auch nicht leicht ein anderer werden. Man muß gestehen, daß sie seine grossen Eigenschaften und Tugenden sehr wohl gekannt, und eben so geschickt zu preisen gewußt habe. Seine nicht geringern Fehler verschweigt sie zwar keineswegs; allein sie verringert und entschuldiget dieselben bisweilen mit einer zu partheyischen Kunst: wie unter andern die Ermordung des **Clitus**; und einen der größten darunter, seine wilde Eroberungssucht, die von einer unersättlichen, übelverstandenen Ruhmbegierde genährt wurde, diesen vergißt sie ganz und gar. Nach Alexandern war niemand größer in Christinens Augen, als **Julius Cäsar**. Daher kommen ihre **Betrachtungen über das Leben und die Handlungen des Cäsar**, die, wie alle ihre Schriften, Französisch abgefaßt, aber lange nicht vollendet sind. Ihre Absicht war darinne hauptsächlich, diesen grossen Mann gegen den fast allgemeinen Vorwurf zu vertheidigen, daß er undankbar und grausam sein freyes Vaterland sich unterwürfig gemacht habe. Schwerlich läßt sich diese That des Cäsar rechtfertigen; wenn man gleich viel zu seiner Entschuldigung, und wider Rom selbst besonders dieses sagen kann, daß es damals verdient und gleichsam darnach getrachtet habe, seine Freyheit zu verlieren. Christina ist nicht so weit in diesen Betrachtungen gekommen, um sich darüber zu erklären; vermuthlich aber würde sie, außer der gedachten Anmerkung, auch auf die großen Vortheile gedrungen haben, die Rom zu Cäsars Zeit von der höchsten

und

und beständigen Gewalt eines einzigen solchen Mannes erwarten konnte. Diese Betrachtungen sind übrigens noch nachläßiger geschrieben, als die erstern über den Macedonischen Helden; sie sind auch wegen ihrer Unvollständigkeit weniger lesenswürdig. Das seltsamste Urtheil, das man darinnen findet, enthält die folgende Stelle: „Man war noch nicht darauf „gefallen, die Ehre der Menschen in diejenigen Theile „des Leibes zu setzen, wo die weise Natur der Schaam „ihre Wohnung angewiesen hat, und man war noch „nicht so gewissenhaft; vielmehr war es damals „menschliche Weisheit, seinen Begierden nichts zu „versagen. Ich verzeihe es daher dem Cäsar, daß „er nicht keusch gewesen ist, weil er das Gelübde der „Keuschheit nicht gethan hatte.„ Solche Einfälle können wohl zu tausenden durch den Kopf gehen, oder höchstens zur Belustigung einer Gesellschaft dienen; aber sie aufzuschreiben, ist für sie eine zu große Ehre.

Unter der Aufschrift, **Gesinnungen und merkwürdige Reden der Königinn Christina**, lieset man abermals ohngefähr fünfhundert einzeln ausgedrückte Gedanken, die mit den oben beschriebenen von ähnlichem Werthe, zum Theil auch von einerley Inhalte, selbst bis auf die Worte, sind. Es ist das letzte Werk der Königinn: vieles ist in demselben freymüthig, neu und mit großer Einsicht gesagt; allein fast eben so vieles kann man nur dazu gebrauchen, seine Beurtheilungskraft daran zu üben. Eine kurze Reihe von Beyspielen wird dieses beweisen. „Jeder „Mensch, der den Tod fürchtet, ist, nach Christinens Meinung, keiner großen That fähig. — Die „Verzweiflung ist die Würkung der Eitelkeit und der „Schwachheit. — Man bereuet es niemals, Beleidigungen vergeben zu haben; aber fast immer bereuet man es, sie bestraft zu haben, so gerecht auch

„diese

„diese Bestrafung seyn mag. — Der Tod des Cäsar „war Roms größtes Unglück. Die Freygebigkeit „würde die schönste von allen Tugenden seyn, wenn „sie sich nicht selbst zu Grunde richtete. — Um in die„ser und in jener Welt glückselig zu seyn, muß man „alles zu entbehren wissen, was nicht Gott ist. — „Das Spiel ist unter allen Arten die Zeit zu verlie„ren, die unschuldigste. — Das Geschlecht des „Frauenzimmers verursacht viele Verlegenheit, und „ist ein sehr großes Hinderniß der Tugend und des „Verdienstes; dieser Fehler der Natur ist der größte, „den man haben kann; er ist fast unverbesserlich, und „wenige Personen haben sich mit Ehren aus dieser „Verlegenheit gezogen. — Das Frauenzimmer ver„heyrathet sich nur, um sich in Freyheit zu setzen, und „will lieber einen alten Mann, als gar keinen ha„ben. — Es gehört mehr Muth dazu, sich den Un„glücksfällen der Ehe auszusetzen, als denen, die „im Kriege bevorstehen. — Man muß gut bezahlen, „gut belohnen, und gut züchtigen: dieses ist das Mit„tel, sich überall Gehorsam zu verschaffen. — Wenn „man selbst keinen Krieg zu führen hat, so muß man „die Jugend und die Soldaten denselben überall auf„suchen lassen. — Man muß sich der Gelehrten als „lebendiger Büchersammlungen zu bedienen wissen, „sie hochschätzen, freygebig gegen sie seyn, sie gebrau„chen, und sie über das, was sie wissen, zu Rathe zie„hen; man muß aber wissen, daß sie außer diesem „allen ordentlich sehr armselige Leute sind, wenn sie „in der Welt und zu Geschäften genützt werden sol„len. — Die Vorschrift, **Mensch, kenne dich „selbst!** ist nicht die Quelle der Weisheit; sondern „vielmehr unsers Elendes. — Der größte Nutzen, „den man aus dem Studieren und aus den Wissen„schaften ziehen kann, ist dieser, daß man sich in

„den

„den Stand setzt, nichts zu bewundern, und über „nichts zu erstaunen. — Alle jene eingebildete Be„griffe von Vaterland, Freyheit, Ruhm, Glück und „Ehrgeiz, welche so viele große Männer zu so schönen „und großen Thaten gebracht haben, sind würklich „nichts als Träume wachender Menschen. „ — — So viele von diesen Gedanken auch mißlungen seyn möchten; so ist es doch immer schön und nützlich, häufig solche Versuche im Denken anzustellen, und sie zu seinen eigenen Diensten aufzubewahren.

Auch ein Italiänisches Schäferspiel, Endymion, wird gewissermaaßen unter Christinens Schriften gerechnet. Sie machte den Entwurf zu demselben, verfertigte einzelne Verse und Strophen darinne, und gab überhaupt viele poetische Farben zu demselben her. Der berühmte Alexander Guidi aber führte es zu einem dramatischen Stücke von einer neuen Art aus, in welchem, wie Kenner geurtheilt haben, die Liebe der Diana und des Endymion mit gleicher Kunst und Würde abgebildet worden ist.

Endlich hat man einige Schriften von Christinen über ihre eigene Geschichte. Die vornehmste darunter ist ihre Lebensbeschreibung, die sie im Jahr 1681 angefangen, aber nicht einmal bis zum Antritte ihrer Regierung fortgeführet hat. Sie hat dieselbe Gott gewiedmet, den sie öfters darinne anredet, um ein Bekenntniß ihrer Dankbarkeit, ihrer Fehler, und ihrer Gesinnungen überhaupt gegen denselben, abzulegen. Dieser andächtige Ton, in welchem sie schreibt, scheinet zwar desto mehr Aufrichtigkeit und Selbsterkenntniß zu versprechen, die auch an vielen Stellen sichtbar sind; aber daß es nicht die vortheilhafteste Gestalt sey, die sie ihrer Lebensbeschreibung hätte ertheilen können, sieht man eben aus der Bemühung, alles auf die Religion

zurück

zurück zu führen. Für diese war sie damals sehr eingenommen; allein die Leser sollen glauben, daß sie es fast in ihrem ganzen Leben eben so sehr gewesen sey: daher giebt sie sich Gesinnungen, die man in ihrer Geschichte nicht finden kann. Sie wird auch sonst hin und wieder partheyisch für sich und ihre Freunde: wer anders als sie hätte daran nur denken können, den Cardinal Azzolini dem Großkanzler Oxenstierna vorzuziehen? Und vielleicht findet man es auch nicht anständig genug, daß sie Gott viele Kleinigkeiten ihres Lebens vorsagt; daß sie hingegen so oft von dem großen Gustav, und von andern großen Männern vor demjenigen spricht, vor dem man nichts groß nennen darf, sobald man ihn gleichsam zum Zeugen der Erzählung erbeten hat.

Gleichwohl ist diese Lebensbeschreibung der lesenswürdigste unter allen ihren Aufsätzen. Außer dem Gebrauche, den ich bereits von derselben gemacht habe, dürfen auch zwo Stellen daraus hier nicht fehlen, die ihre Denkungsart und ihre Neigungen lebhafter, als andere abschildern. „Ich danke dir, o Herr, „schreibt sie in der ersten derselben, daß du mich eine „Frauensperson hast gebohren werden lassen: und „dieses desto mehr, da du mir die Gnade erzeigt hast, „keine von den Schwachheiten meines Geschlechts in „meine Seele übergehen zu lassen, die du vielmehr „durch deine Gnade eben so wohl als meinen übrigen „Leib ganz männlich gemacht hast. Du hast dich „meines Geschlechts bedient, um mich vor den Lastern „und Ausschweifungen des Landes, in welchem ich „gebohren wurde, zu bewahren; und nachdem du mich „zu dem schwächsten Geschlechte verurtheilt hattest, „hast du mich von allen gewöhnlichen Schwachheiten „desselben befreyen wollen. Du hast mich auch aus „der großen Abhängigkeit meines Geschlechts gezo-

„gen, indem du mich auf einen Thron hast gebohren „werden lassen, auf welchem ich ganz allein gebieten „sollte. Du hast mir auch von meiner Kindheit an „die Vortheile dieser so großen Unabhängigkeit zei„gen wollen, die ich beyzubehalten gewußt habe, und „die ich bis an den Tod beybehalten werde. Hättest „du mich eine Mannsperson werden lassen, so wür„den mich vielleicht die Gewohnheit und das Bey„spiel verdorben haben. Ich würde vielleicht, wie „so viele andere, alle Tugenden und Gaben, die du „mir gegeben hast, im Wein ersäuft haben. Viel„leicht hätte mich meine hitzige und ungestüme Ge„müthsart in den unzüchtigen Umgang mit Frauens„personen gestürzt, vor welchem ich mich schwerer „gehütet haben würde. Dieser beugsame Geist — „den du mir gegeben hast, und welcher macht, daß „ich mich nach allen Nationen, mit welchen ich lebe, „so leicht richte, würde vielleicht endlich die gräuli„che Abneigung überwunden haben, die ich gegen „den Wein und die Trunkenheit habe: und anstatt „meine Unterthanen von diesen abscheulichen Lastern „abzuziehen, hätte ich mich vielleicht nach und nach „an ihre Fehler gewöhnt, um mich bey ihnen belieb„ter zu machen.„

In der andern Stelle gesteht Christina ihre Fehler. „Ich war, sagt sie, mißtrauisch, argwöh„nisch, und über dieses bis zur Ausschweifung ehr„geizig. Ich war zornig und ungestüm, stolz und „ungeduldig, zur Verachtung anderer und zum „Spotte geneigt. Ich schonte keines Menschen: „und diese Fehler haben sich, anstatt mit den „Jahren und mit dem Glücke vermindert zu werden, „so sehr vermehrt, daß ich deutlich genug daraus ge„sehen habe, sie seyen von meiner Person, nicht von „meinem Glücke entstanden. Dabey war dieses

„etwas

„etwas sehr neues, daß ich diese Fehler weit lebhaf-
„ter und stärker im Unglücke, als im Glücke gefühlt
„habe. Denn es scheint, daß die Stille des Glücks
„die wilden Thiere gewissermaaßen besänftige und
„einschläfere; anstatt daß das Unglück sie reizt und
„aufweckt. Ich weiß wohl, daß ich sie, wenn ich
„will, verbergen kann. Ich weiß aber nicht, ob
„ich jemals auf eine ernsthafte Art sie ganz zu bändi-
„gen gesucht habe. Bloß deine Gnade, o Herr, hat
„sie verhindert, mich so weit fortzureißen, als sie ge-
„hen konnten: und wenn du ihnen zuweilen den Zü-
„gel hast schiessen lassen; so hast du ihnen doch nie-
„mals erlaubt, mich in den Abgrund zu stürzen.
„Außerdem war ich unglaubig und wenig andächtig:
„meine hitzige und ungestüme Gemüthsart hat mir
„nicht weniger Neigung zur Liebe, als zum Ehrgeize
„gegeben. In was vor ein Unglück würde mich nicht
„diese schreckliche Neigung gestürzt haben, wenn nicht
„deine Gnade meine Fehler selbst dazu gebraucht hätte,
„mich in Ansehung derselben zu bessern. Mein Ehr-
„geiz, mein Trotz, der sich niemanden unterwerfen
„konnte, und mein Stolz, der alles verachtete, ha-
„ben mir zu treflichen Verwahrungsmitteln gedient:
„und du hast durch deine Gnade eine so feine Zärt-
„lichkeit des Geschmacks dazu gesetzt, daß du mich
„dadurch vor einer für deine Ehre und meine Glück-
„seligkeit so gefährlichen Neigung bewahret hast.
„So nahe ich auch dem Abgrunde gewesen bin; so
„hat mich doch deine mächtige Hand von demselben
„weggezogen. Du weißest, daß ich, was auch die
„Verleumdung sagen mag, an allen den Erdichtun-
„gen unschuldig bin, mit welchen sie mein Leben hat
„anschwärzen wollen. — — Ich würde mich ohne
„Zweifel verheyrathet haben, wenn ich nicht in mir
„die Stärke erkannt hätte, die du mir gegeben hast,

„des Vergnügens der Liebe entbehren zu können. Ich „kannte die Welt zu wohl, als daß ich nicht hätte „wissen sollen, daß ein Frauenzimmer, das sich ver„gnügen will, eines Ehemannes benöthigt sey: be„sonders ein Frauenzimmer von meinem Stande, „welches nur deswegen einen Ehemann nimmt, um „sich einen Unterthan oder vielmehr einen Sclaven „seines Willens und Eigensinnes zu verschaffen. Ich „war in einem solchen Stande und Glücke gebohren, „daß ich unter allen Menschen denjenigen wählen „konnte, der mir am meisten gefallen haben würde: „denn es gab keinen in der Welt, der sich nicht für „glücklich geschätzt hätte, wenn ich ihm meine Hand „hätte geben wollen. Ich kannte alle meine Vor„theile zu gut, als daß ich nicht Verstand genug ge„habt hätte, mich derselben zu bedienen. Hätte ich „einige Schwachheit in mir gefühlt, so hätte ich wohl, „wie so viele andre, geheyrathet, um mich zu vergnü„gen, und um aller meiner Vortheile zu genießen: „und ich würde nicht jene unüberwindliche Abnei„gung, von der ich so ausnehmende Merkmale gege„ben habe, gegen den Ehestand gehabt haben, wenn „er mir so nothwendig gewesen wäre. Allein du hat„test mir ein Herz gegeben, das nur von dir einge„nommen seyn sollte. Du hattest demselben eine so „bewundernswürdige und weit ausgebreitete Fähig„keit ertheilt, daß nichts, als du allein, es anfüllen „konnte. Du solltest der einzige Gegenstand meines „Verlangens seyn. Dieses Herz gehörte dir auch zu, „sobald es in meinem Busen schlug. Du hattest „ein geheimes, mir selbst unbekanntes Verständniß „darinne. Du allein hast Wunder in diesem Herzen „ausgerichtet, welche dir desto mehr zur Ehre gerei„chen, da sie dich allein zum Zuschauer und Zeugen „haben. „ — — Unter ihren übrigen Fehlern nennt

Christina noch besonders diese, daß sie den Wohlstand zu geringe geschätzt, und dadurch öfters Gelegenheit gegeben habe, für strafbarer gehalten zu werden, als sie würklich gewesen sey; daß sie zu leicht Schwüre gethan, zu oft und zu stark gelacht habe; und andere mehr. Doch man kennet nun schon diese Lebensbeschreibung als einen Aufsatz, der nicht bloß historisch, sondern auch erbaulich werden sollte; vielleicht findet man auch, wenn man zum Argwohne geneigt ist, daß darinne mitten durch die Demuth der Königinn eine gewisse Zufriedenheit mit sich selbst hervorschimmere.

Einen Theil von demjenigen, was diesem Aufsatze in Ansehung der Zeit mangelt, ersetzen zween andere, die unter der Aufschrift: **Geschichte desjenigen, was nach dem Tode des Großen Gustav, sowohl in Deutschland, als in Schweden, bis zur Niederlegung der Krone durch Christinen, im Jahr 1654 vorgefallen ist**, und der andere unter folgender: **Nachricht von demjenigen, was sich während der Regierung der Königinn zugetragen hat**, vorhanden sind. Sie ließ zwar dieselben durch ihre Geheimschreiber verfertigen, den letztern besonders durch den **Galdenblad**; allein sie ertheilte ihnen die nöthigen Nachrichten, und setzte Anmerkungen hinzu, durch welche sie dieselben verbesserte oder ergänzte. Man kann sie daher als Erzählungen betrachten, welche von Christinen nach diesen Zusätzen völlig gebilligt wurden. Man bemerkt unterdessen hin und wieder, daß sie alles, was sie betrift, sehr günstig und Ruhmvoll vorgestellt wissen wollte; damit aber stimmen andere zuverläßige Nachrichten nicht durchgehends überein. Noch hat man eine unter ihrer Aufsicht geschriebene und von ihr mit wenigen

Anmerkungen versehene **Abhandlung über den Ursprung und das Wapen des königlichen Hauses Wasa**; und einen ebenfalls von ihr verbesserten italiänisch geschriebenen **Entwurf einer Münzgeschichte ihrer und ihres Vaters Regierung.** Sie fiel freylich auf diesen Entwurf weit eher, als man in Frankreich die vornehmsten Begebenheiten von **Ludwigs des Vierzehnten** Regierung in einer Reihe von Schaumünzen abbildete; aber eine solche Erläuterung der Geschichte, so angenehm und nützlich sie auch ist, erfordert doch viele Behutsamkeit im Gebrauche. Am schönsten hat sie ihre Gesinnungen auf einigen Münzen ausgedruckt, unter andern auf derjenigen, wo man den Paradießvogel, weit über Land und See und Wolken in einer reinen Luft erhaben, mit der Umschrift sieht: Libero i nacqui e vissi e morro sciolto; **Frey ward ich gebohren; frey lebt' ich, und frey werd ich sterben.** Diese Liebe zur Freyheit, die sie so sehr jedem andern Wunsche vorzog, vertrug sich selbst mit der heißern Andacht, von der sie bey zunehmendem Alter eingenommen war. Der abergläubische und verfolgende Religionseifer fand bey ihr wenig Eingang: und eine andere Eigenschaft, die mit der von ihr angenommenen Religion nothwendig verbunden seyn muß, die Ergebenheit gegen den Pabst, diese dauerte bey ihr nur so lange, als sie Ursache hatte, mit demselben zufrieden zu seyn. Selbst in der Hauptstadt dieses Fürsten wußte sie sich Ehrerbietung und Furcht zu verschaffen: sie dachte, handelte und sprach darinne so ungebunden, als wenn es ihre eigene Hauptstadt gewesen wäre.

Nur eine so freye, unabhängige Denkungsart und Aufführung, durch welche sich **Christina** von allen andern Fürsten und Menschen zu unterscheiden suchte,

suchte, konnte die sonderbare Vermischung und Ungleichheit, aus welcher sie zusammen gesetzt war, hervorbringen. Hoheit des Geistes, edle Ruhmbegierde, Großmuth, liebreiche Vertraulichkeit, offenherzige und wohlthätige Gesinnungen, wechselten bey ihr oft mit Stolz, Herrschsucht, unbegränztem Ehrgeize, übel angebrachter Eitelkeit, mit Härte, bittern Spöttereyen, zuweilen auch Kunstgriffen ab. Wiederum waren ihr Witz, ihre große Gelehrsamkeit, Kenntniß der Menschen, Scharfsichtigkeit und Weisheit, alles dieses war nicht mächtig genug, sie vor leichtsinnigen Schritten, Liebe zur Sterndeuterey, Strenge im nichtsbedeutenden Cärimoniel, seltsamen Entwürfen, und ähnlichen Ausschweifungen zu bewahren. Die veränderlichen Gesinnungen, die man stets ihrem Geschlechte zugeschrieben hat, und die vielleicht sehr viel dazu beytragen, demselben das Leben süßer oder doch erträglicher zu machen, diese waren bey Christinen — so wenig sie auch von den Schwachheiten des Frauenzimmers an sich zu sehen glaubte, — auf eine merkliche Art herrschend. Sie veränderte ihre Religion, ihren Aufenthalt, ihre Neigung gegen Fürsten und Länder, ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, und besonders mehr als einmal ihren Vorsatz nicht zu regieren; oder vielmehr, sie bereuete diesen Vorsatz, den sie nach einer Ueberlegung und Bestreitung von so vielen Jahren gefaßt hatte, mit einer fast unbegreiflichen Geschwindigkeit. Es war sehr unerwartet, daß sie ihn änderte, weil alles, was sie dazu bewegen konnte, lange voraus zu sehen war; kam es ihr aber unverhofft, so hätte man glauben sollen, daß es die Stärke ihrer Seele nicht erschüttern würde, die sich daran gewöhnt hatte, ihre Glückseligkeit nicht in äußern Merkmalen des Ansehens und der Macht zu suchen. Man darf endlich den

Schluß machen, daß sie in vielen Fällen groß, aber in eben so vielen nur seltsam gewesen sey, und daß man in der ganzen Geschichte ihres gleichen nirgends aufzuweisen habe.

Sie scheinet selbst durch ihre Grabschrift der Welt einen großen Begriff von sich haben hinterlassen wollen. Mehr nicht als dieses zu sagen, daß **Christina drey und sechzig Jahre gelebt habe**, setzt voraus, daß die Nachwelt bey ihrem **Namen** ungemein viel denken, und bey der Meldung ihres Lebens sich sogleich erinnern werde, wie rühmlich dasselbe zugebracht worden sey. Weise Männer haben sich nur einen geringen Theil der Zeit, die sie auf der Welt waren, ein wahres Leben zu nennen unterstanden. Der Römische Consul, **Marcus Plautius**, gestand in seiner Grabschrift, nur neun Jahre gelebt zu haben. Und die Stelle des Dichters ist bekannt, in welcher er von den vielen **unfruchtbaren Jahren** spricht, nach welchen endlich **der erste Tag des Lebens anbricht**: (Steriles transmisimus annos. Haec aevi mihi prima dies haec limina vitae). Allein **Christina** hat drey und sechzig Jahre, vermuthlich nicht vergebens, gelebt: der Leser ihrer Grabschrift sollte dabey denken, daß sie ein Recht gehabt habe, dieses zu sagen. Ganz anders hat jedoch ein witziger Schriftsteller dabey gedacht: er weiß nicht, warum er hier ein anderes, als ein gemeines Leben, arm an großen und Verdienstvollen Handlungen, an einem der Welt würdigen Beyspiele, verstehen sollte; er urtheilt daher von dieser Aufschrift, sie sey **nur wahr**, ohne **groß zu seyn**. Vielleicht hat nie ein schöner Geist einen unglücklichern Einfall über Christinens Leben hervorgebracht. Auch alsdenn, wenn man die Ungerechtigkeit begehen wollte, dasjenige, was sie in

ihrer

ihrer Regierung rühmliches verrichtet hat, zu vergessen, oder durch ihr späteres Verhalten als ausgelöscht zu betrachten; wenn alle ihre Fehler an Einen Ort gestellt, vergrößert und verächtlich gemacht werden sollten; auch alsdenn ist es noch gewiß, daß ihr Leben niemals weder für sie, noch für ihre Freunde, noch für die Welt ganz unnütz gewesen sey.

An eben dasselbe bleibt doch immer ein großes Feld zum Tadeln und zu Entschuldigungen, zur Vereinigung von Widersprüchen, und zu Betrachtungen über die mit so vielen Schwachheiten verbundene menschliche Größe. Ueber alles kann man wegsehen; selbst über ihre Religionsveränderung möchte man vielleicht lieber das Urtheil dem Stifter der Religion, und dem Richter des Gewissens überlassen; darinne hingegen waren ihr Fehler und ihr Unglück gleich groß, daß sie ihre wahre Bestimmung in der Welt verfehlte. Sie war offenbar dem Throne zugedacht, zu einer Regierung voll Ehre und Seegen ausersehen. Weder vor ihren Zeiten, noch nach denselben ist Schweden so blühend, stark und mächtig gewesen, als da sie es beherrschte: ihr gehörte es zu, in ihren Kräften stand es, dasselbe noch ein ganzes Menschenalter hindurch bey diesem Glücke zu erhalten, es zu vermehren, und für die Nachkommen dauerhaft zu machen. Wäre sie auf dem Throne geblieben, sie hätte die Königinn **Elisabeth** weit übertroffen; sobald sie denselben verlassen hat, kann man gar keine Vergleichung mehr zwischen beyden anstellen. Seitdem irrte Christina außerhalb dem Kreise, den ihr die göttliche Vorsehung angewiesen hatte, mit ungewissen Schritten herum, und belehrte die Welt auch wider ihren Willen, daß die glückliche Erfüllung aller Absichten eines Standes der sicherste Beruf sey, immer in demselben zu verharren. Man hat von

dem Kayser Galba gesagt, daß ihn jedermann für würdig gehalten habe, das Römische Reich zu regieren, wenn er nur nicht würklich regiert hätte: aber von Christinen hat die Nachwelt geurtheilt, daß sie stets bewundernswürdig geblieben wäre, wenn sie niemals hätte aufhören wollen zu regieren.

*** *** ***

Es ist bekannt, wie sehr die reiche und vollständige Sammlung zur Lebensgeschichte der Königinn Christina, welche der Herr Hofrath Arkenholz, unter der Aufschrift: Memoires concernant *Christine*, Reine de Suede, zu Amsterdam vom Jahr 1751 bis 1760 in vier Quartbänden herausgegeben, und welche man auch ins Deutsche übersetzt hat, die Bemühung eine Lebensbeschreibung dieser Königin aufzusetzen, erleichtert habe. Man kann nicht leugnen, daß viele unerhebliche Briefe derselben, einige Wiederholungen, eine ziemliche Anzahl Kleinigkeiten, und manche Ausschweifungen in die übrige gleichzeitige Geschichte, darinne vorkommen; allein die Vorzüge des Werks, so viele in demselben zuerst ans Licht gestellte Urkunden, der ungemeine Fleiß, die Belesenheit und historische Wissenschaft seines Verfassers, auch seine scharfsinnigen Urtheile und häufige Erläuterungen der Geschichte; alles dieses erlaubt es nicht, den Dank, den man ihm dafür schuldig ist, in Vorwürfe über die Größe seines Werks, oder über die zu wenig strenge Wahl der Nachrichten, zu verwandeln.

Obgleich dieser Gelehrte unter andern guten Quellen auch das Werk des Freyherrn von Pufendorf: Commentariorum de Rebus Suecicis, Libri XXVI, ab expeditione *Gustavi Adolphi* Regis in Germaniam, ad abdicationem usque *Christinae*, gebraucht hat;

so

so habe ich doch diesen vortrefflichen Geschichtschreiber noch besonders mit seiner Erzählung verglichen.

Bey der ersten Ausgabe dieser Lebensbeschreibung konnte ich die oben (S. 138) angeführten Nachrichten des **Chanüt** nur nach den Stellen nützen, welche Herr **Arkenholz** daraus häufig beygebracht hat. Jetzt besitze ich sie zwar selbst in folgender Ausgabe: Mémoires de ce qui s'est passé en Suede & aux provinces voisines depuis l'année 1644 jusqu'en l'année 1655 — — tirés des Depêches de M. *Chanut* — — par *P. Linage de Vauciennes*, à Cologne, 1677 drey Theile in Duodez. Allein so ein schätzbares Hülfsmittel sie auch zur Geschichte der Königinn **Christina** sind; so habe ich doch aus denselben beynahe gar keine neuen Zusätze beygefügt, um nicht aus einem Leben der Königinn eine Geschichte von Schweden unter ihrer Regierung zu machen.

Aus den Nachrichten des Herrn **Arkenholz** hat Herr **Lacombe** zu Paris eine Geschichte der Königinn von Schweden **Christina** verfertigt, die im Jahr 1762 auch deutsch herausgekommen ist. Sie hat viele gute Eigenschaften: das meiste ist darinne richtig, unpartheyisch, angenehm und mit einer geschickten Beurtheilung erzählt. Aber eben diese Geschichte hat zuerst bey mir den Trieb rege gemacht, **Christinens** Leben zu beschreiben. Hr. **L.** hat einige Fehler wider die Wahrheit, andere wider die Genauigkeit begangen; noch mehrere aber als ein Franzose, und als ein Römischcatholischer. Wenn auch nicht jedermann seine Fehler von den beyden letzten Arten einräumen sollte; so dürfte es doch nicht unnütz, es möchte sogar nöthig seyn, daß dieses Leben auch von einem deutschen Protestanten beschrieben würde. Man kann noch hinzusetzen, daß dieser Schriftsteller lange nicht den gehörigen Gebrauch von den so fruchtbaren

baren Nachrichten des Herrn Arkenholz zur Vollständigkeit seiner Erzählung gemacht habe.

Noch vor diesem ist Herr d'Alembert einen andern Weg gegangen. Er hat Anecdotes oder nachmals sogenannte Mémoires de Christine drucken lassen, die man unter andern im zweyten Theil seiner Mélanges de Litterature, d'Histoire & de Philosophie (Amsterd. 1767. 12.) lesen kann. Keine von beyden Aufschriften gebührt dieser Abhandlung, deren Verfasser sie selbst richtiger vor Anmerkungen über die vornehmsten Züge in Christinens Leben ausgiebt. Einige dieser Reflexionen sind sehr wahr und schön; aber andere sind bloß witzig und sinnreich, oder gar gezwungen und wider die Aussage der Geschichte herbeygeführt. Diese wird mehr als einmal verstellt, durch schimmernde Gegensätze entkräftet, oder sonst nach den Absichten des Verfassers gedreht. Er sieht verächtlich auf das Werk des Herrn Arkenholz als auf eine ungeheure Zusammenstoppelung (compilation) herab; und ist doch demselben den geringen historischen Grund schuldig, auf den er gebauet hat. Er spottet über die Erzählungen alltäglicher Dinge, und führt doch selbst einen alltäglichen Gedanken des Prinzen von Condee an, wozu ihn seine überall sichtbare Partheylichkeit für alles, was Frankreich angehet, verleitet hat. Herr Arkenholz hat ihm einen sehr lesenswürdigen Aufsatz, Lettre à Mr. G.** entgegen gesetzt. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß nach der Methode, welche dieser große Mathematikverständige und scharfsinnige Schriftsteller vorschlägt, das Gebiete der Geschichte und der Sittenlehre fast gänzlich miteinander würden vermischt werden: man würde endlich nur declamiren und raisoniren, anstatt zu erzählen.

Leben

Leben
des Kurfürsten von Brandenburg,
Friedrich Wilhelms
des Großen.

Die Geschichte dieses Fürsten ist vielleicht das schönste und lehrreichste Gegenbild, das man dem Leben der Königinn Christina an die Seite stellen kann. Beyde waren Zeitgenossen, und an Gaben zu regieren, wie an jeder andern großen Eigenschaft, wenig von einander unterschieden: nur daß Christina mehr in den sanften Beschäfftigungen des Witzes, der Gelehrsamkeit und der Künste geglänzt hat; Friedrich Wilhelm hingegen als ein kriegerischer Held mehr bewundert worden ist. Gleichwohl wenn man bey dieser ungemeinen, sich selbst genugsamen Fähigkeit, die beyde zu ihrer und ihrer Unterthanen Glückseligkeit besaßen, ihr Leben mit einander vergleicht, wird die Aehnlichkeit zwischen ihnen immer geringer, und höret zuletzt beynahe gänzlich auf. Die Königinn von Schweden trat die Regierung eines durch ihren Vater und Vorgänger, den größten Fürsten seiner Zeit, siegreich und mächtig gewordenen Reichs unter den günstigsten Umständen, mit vortreflichen Staatsmännern und Feldherren umgeben, an: und dieses Reich, dessen Wohl schon so fest gegründet war, wurde durch sie noch weit blühender. Allein der Kurfürst von Brandenburg erbte von seinem Vater, einem schwachen und unglücklichen Fürsten, ein fast zu Grunde gerichtetes Land, dem

er

er allein Ruhe, Ueberfluß und Stärke zu verschaffen wußte: mitten unter den Trümmern desselben ward er der Stifter von der Macht und Größe seines Hauses. Man hätte ihn entschuldigen können, wenn er voll Verzweifelung an einem guten Fortgange sich gescheuet hätte, einen Thron, der gleichsam in einer Wüste stand, zu besteigen; dagegen ermunterte Christinen alles, auf dem ihrigen zu verbleiben. Sie verließ ihn, als sie die größte Zierde desselben geworden war; er aber behauptete den seinigen immer mit einem höhern und rühmlichern Ansehen. Sie entsagte auch ihrer Religion, und brachte der neuen, welche sie annahm, wenig Ehre und Vortheil; er blieb der seinigen ohne Aberglauben und Schwachheit getreu, ward ihr Beschützer, und ein Beyspiel ihrer Lehren. Christina hieß und war lange Zeit auf eine Ehrenvolle Art Königinn; Friedrich Wilhelm führte den königlichen Namen nicht, und erreichte doch den ganzen Nachdruck desselben. Wenn er endlich, auch bey seinen Fehlern, unter die nachahmungswürdigsten Muster einer weisen, glücklichen und langen Regierung gehört; so hat Christina nach einer kurzen Regierung sich ungezwungen entschlossen, kein solches Muster mehr zu seyn. Nach allem also, was man bisher von ihr gelesen hat, ist es desto vergnügender, einen Fürsten zu sehen, dem man, auf einer gleichen Laufbahn des Ruhms, nicht wie ihr am Ende derselben vorwerfen darf, sich von dem richtigsten, für ihn allein angelegtem Wege entfernet zu haben.

Friedrich Wilhelm kam den 6. Februar des Jahrs 1620 zu Cölln an der Spree auf die Welt. Sein Vater Georg Wilhelm, der mit der Pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte vermählt war, hatte die Regierung erst im vorhergehenden

Jahre

Jahre übernommen, und führte sie zwanzig Jahre hindurch zu seinem und seines Landes Unglücke. In dem dreyßigjährigen Kriege, der eben damals seinen Anfang nahm, war er weder mächtig, noch geschickt genug, das Elend desselben von seinen Staaten abzuwehren; die geschwinden und häufigen Abwechselungen des Glücks auf beyden Seiten, machten, daß er von keiner jemals gesichert war: und ein ungetreuer Staatsmann, auf den er sein ganzes Vertrauen setzte, der Graf von Schwarzenberg, vermehrte noch die Verlegenheit seines Herrn, indem er dem Kayserlichen Hofe ganz ergeben war, und dessen Absichten stets begünstigte; da hingegen der Kurfürst genöthigt war, die Schweden zu schonen, die fast immer einen Theil seines Gebietes inne hatten. Unter diesen Unruhen hielt der Kurfürst im Jahr 1627 Cüstrin für den sichersten Ort, wo er seinen Prinzen erziehen lassen könnte: eine Zeitlang lebte derselbe auch an dem Hofe des Herzogs von Pommern, sowohl auf dessen Verlangen, als um der Pest zu entgehen, die in der Mark ausgebrochen war. Darauf wurde Friedrich Wilhelm im Jahr 1634 nach Leyden geschickt; er hatte aber kaum daselbst angefangen, die Geschichte zu erlernen, und sich andere Kenntnisse zu erwerben, als ihn abermals die Pest nöthigte, sich nach Arnheim zu begeben. Hier, in der Nachbarschaft von Cleve, ergab er sich den Wissenschaften und ritterlichen Uebungen; zugleich unterhielt er auch einen Umgang mit den Prinzen Wilhelm und Johann Moriz von Nassau, mit dem Grafen von Berg, und andern Feldherren. Da der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien damals die Festung Schenkenschanz belagerte, so besuchte er das Lager desselben oft, und die Berichte, die er davon an seinen Vater, den Kurfürsten, schrieb, dem

er

er alles, was er hörte und sah, zu melden pflegte, zeigten ein immer grösseres Wachsthum in der Kriegs-Wissenschaft. Aber auch Arnheim mußte er im Jahr 1636 wegen der Pest verlassen. Sein Hofmeister Johann Friedrich Kalkhun, genannt Leuchtmar, hatte ihn nicht sogleich in den Haag führen wollen, damit er nicht durch die vielen jungen Herren von Stande, die daselbst ihr Leben mit Ergötzlichkeiten zubrachten, zu einer gleichen Neigung verführt werden möchte; jetzt aber schien sein Geist schon stark genug zu seyn, um sich unter ihnen in dieser Stadt aufzuhalten. Er gieng auch mehr mit den fremden Gesandten daselbst, mit den Ständen der vereinigten Niederlande, und mit dem Prinzen von Oranien um; diese Bekanntschaft machte ihn bey allen so beliebt, daß sein väterliches Herzogthum Cleve vielen Vortheil davon hatte. Der damalige Zustand von Europa erlaubte ihm nicht, weitere Reisen vorzunehmen: daher verlangte der Kurfürst, daß er, nachdem er drey Jahre in Holland geblieben war, zu ihm zurückkommen sollte. Friedrich Wilhelm, dem die Staatsverwaltung des Grafen von Schwarzenberg schlecht gefiel, entschuldigte sich dieses zu thun, mit der Pest und den Streifereyen der Soldaten, die beyde das Reisen gefährlich machten. Die Generalstaaten und die Stände des Herzogthums Cleve baten selbst den Kurfürsten, ihnen die Gegenwart des Prinzen noch länger zu vergönnen. Er hielt sich also noch bis ins Jahr 1638 in Holland auf, wohnte im vorhergehenden Jahre der Belagerung von Breda bey, und bekam während derselben von dem Prinzen von Oranien die trefflichste Anweisung. So viele Jahre, die er außerhalb des väterlichen Hofes und Landes, beynahe flüchtig, aber immer streng und geschäfftig, zum Theil unter dem Geräusche

der

der Waffen lebte, bildete seinen Geist nicht weniger zu einem tugendhaften Ernste, als zu einer kriegerischen Größe. Er zeigte dasjenige frühzeitig, was er dereinst in seiner Regierung vollkommen seyn sollte.

Endlich konnte er dem wiederholten Verlangen seines Vaters nach seiner Zurückkunft desto weniger widerstehen, da ihm Schwarzenberg bey demselben schlimme Dienste leistete. Dieser versicherte dem Kurfürsten, er habe von dem Kayserlichen Hofe Nachricht erhalten, daß der Prinz gesonnen sey, sich mit einer Prinzeßinn aus dem Pfälzischen Hause zu vermählen, sich der Regierung von Cleve, welches auch die Stände dieses Landes wünschten, selbst wider seinen Willen, anzumaaßen, und dieselbe unter dem Schutze der Vereinigten Niederlande und des Prinzen von Oranien zu führen. Der Kayser, setzte Schwarzenberg hinzu, würde dieses sehr übel aufnehmen, weil er wohl daraus sehen könnte, was der Prinz vor eine Parthey nehmen würde: er wünschte daher, daß er an seinem Hofe leben möchte, und wollte die Kosten dazu hergeben, wenn es an denselben fehlen sollte. Dieses würde eine vortreffliche Gelegenheit seyn, von der Freundschaft des Kaysers beständige Gewißheit zu haben. Da aber die Mutter und Großmutter des Prinzen solches nicht zugegeben hätten, so rieth er, ihm die Regierung des Clevischen, aber mit der Bedingung zu überlassen, daß er sich außer dem Pfälzischen Hause eine Gemahlinn suchen sollte. Die Kunstgriffe dieses Staatsbedienten giengen offenbar dahin, den Prinzen bey seinem Vater verdächtig zu machen, beyde in der Entfernung von einander zu halten, dem Kayser einen Geisel für die Ergebenheit des Kurfürsten in die Hände zu geben, den Prinzen selbst von der Gegenparthey des Kayserlichen Hofs abzu-

ziehen, und durch dessen Abwesenheit desto mehr Freyheit in der Regierung der Kurmark, deren Statthalter er war, zu gewinnen. Der Kurfürst, der noch keinen Argwohn auf Schwarzenbergen warf, ließ würklich seinem Prinzen versprechen, ihn zu keiner Vermählung wider seinen Willen zu nöthigen; er hoffte aber auch, dieses befohl er ihm zu melden, daß er ohne seine Einwilligung keine treffen werde. Friedrich Wilhelm hielt den Gehorsam gegen seinen Vater für das sicherste Mittel, allen Beschuldigungen auszuweichen: er eilte also, ohngefähr wie ehemals Titus, wider den man ebenfalls seinem Vater ein starkes Mißtrauen beygebracht hatte, zu dem seinigen zurück, und kam im Jahr 1638 zu Spandau an.

Bald darauf fiel er in eine tödtliche Krankheit, welche die Aerzte für die Kinderbocken hielten; er selbst aber hat stets geglaubt, daß ihm der oftgenannte mächtige Staatsbediente Gift habe reichen lassen: und man hat davon seine eigene Erzählung. Nach dieser war der Graf von Schwarzenberg darauf bedacht, sich selbst den Weg zur Kurwürde zu bahnen, und wollte daher den Kurprinzen, als den einzigen Erben, aus der Welt schaffen. In dieser Absicht veranlaßte er die Reise desselben nach Holland zu einer sehr gefährlichen Zeit, weil er erwartete, daß der Prinz auf derselben umkommen würde; nachdem er aber glücklich zurückgekommen war, stellte ihm Schwarzenberg auf der Jagd und bey andern Gelegenheiten nach dem Leben: er schickte sogar Meuchelmörder über ihn, deren einen der Prinz mit bloßem Degen unter seinem Bette fand. Er bat ihn endlich zu einem Gastmahle, auf welchem sich der Kurprinz, ohngeachtet seiner Abneigung, auf Befehl seines Vaters, einfinden mußte.

Daselbst

Daselbst bekam dieser gleich anfänglich Gift, empfand solches alsbald, und stand eine lange Krankheit aus, welche ihm einen häßlichen Ausschlag im Gesichte zurück ließ, den er erst nach mehrern Jahren verlohr. Auch diese Gefahren seiner Jugend scheinen seinen Geist eher als gewöhnlich zu einer gewissen Reife gebracht zu haben.

Er gab die Beweise davon, als sein Vater im November des Jahrs 1640 in Preußen, wo er sich mit ihm befand, gestorben war. Nicht leicht hat ein Fürst die Regierung in einer so schlimmen Verfassung angetreten, als **Friedrich Wilhelm**. Die Mark Brandenburg war so gänzlich von den Kayserlichen und Schwedischen Kriegsvölkern verwüstet worden, daß man an einigen Orten darinne auf mehrere Meilen weder Menschen, noch Vieh antraf. Fast so oft als es den Schweden gefiel, setzten sie sich in den Besitz dieses Landes. Der neue Kurfürst hatte eben so wenige Einkünfte als Kriegsvölker. In seinem Westphälischen Gebiete aus der Jülichischen Erbschaft, kriegten die Spanier und Holländer mit einander, und waren fast mehr, als er, Herren davon. Pommern, auf welches er gerechte Ansprüche machte, war in den Händen der Schweden: und Preußen, das unter seinen Staaten am wenigsten litt, mußte, da es sich von dem vorigen Kriege kaum erholet hatte, desto mehr zu den öffentlichen Bedürfnissen beytragen. Unter allem diesem Unglücke war vielleicht die Macht des Grafen von **Schwarzenberg** noch das größte für den Kurfürsten. Er war Statthalter der Mark, erster Staatsbedienter, oberster Befehlshaber der Kriegsvölker, Oberkämmerer und Herrnmeister des Johanniterordens zu Sonneburg. Die wichtigsten Bedienungen im Staate und unter den Kriegsvölkern hatte er mit lauter Personen besetzt,

 die

die ihm völlig ergeben waren. Da er, als ein Römischcatholischer, das Glück der Schweden sehr mißvergnügt ansah, hatte er den verstorbenen Kurfürsten beredet, seine Soldaten zu dem Heere des Kaysers stoßen, und diesem zugleich schwören zu lassen: der Kayser konnte auch die Befehlshaber von zwo der vornehmsten Festungen des Kurfürsten, von Spandau und Peitz, als seine eigene ansehen. Die dritte, Cüstrin, suchte Schwarzenberg ebenfalls in seine Gewalt zu bringen, indem er den getreuen Befehlshaber derselben durch einen andern ablösen lassen, und den Vorwand gebrauchen wollte, diese Festung stünde, weil sie auf dem Gebiete des Johanniter-Ordens liege, unter seinen Befehlen.

Gegen diesen Verräther verfuhr Friedrich Wilhelm mit einer Klugheit, die über seine Jahre gieng. Zuerst zog er einige redliche Diener an seinen Hof, und gab denen, die Schwarzenberg dahin gebracht hatte, zum Theil den Abschied. Ihn selbst, der ihm bey diesem Anfange noch etwas fürchterlich war, bestätigte er in der Statthalterschaft, und ließ ihn seiner Gnade versichern; befahl ihm aber zugleich, den Besatzungen den Eid der Treue abnehmen zu lassen, und Rechenschaft wegen der von seinem Vater erhaltenen, auf weiß Papier unterzeichneten Vollmachten zu geben. Das letztere geschah; aber die Besatzungen ließ Schwarzenberg bloß durch den Handschlag huldigen. Dieses änderte der Kurfürst sogleich, und verbot auch, daß in die erstgedachten Festungen keine Kayserliche Kriegsvölker eingenommen werden sollten. Schwarzenberg, der die Ungnade seines Landesherrn fühlte, entschlug sich der Kriegsangelegenheiten; starb aber schon im Jahr 1641. Nach seinem Tode erfuhr der Kurfürst erst, von was vor einem gefährlichen Feinde er befreyet worden

sey.

sey. Da die Verlassenschaft desselben zu Spandau auf seinen Befehl versiegelt werden sollte, widersetzte sich der dortige Befehlshaber von Rochow, indem er vorgab, dieses könne nicht ohne Einwilligung des Kaysers geschehen, dem er ebenfalls geschworen habe. Die Befehlshaber zu Berlin und zu Peitz waren nicht weniger treulos: sie suchten selbst die Soldaten auf ihre Seite zu ziehen. Doch dieser beyden bemächtigte man sich bald; Rochow, der in seinem Uebermuthe so weit gieng, daß er sich weigerte, dem Kurfürsten allein zu huldigen, auch drohte, wenn man ihm gewaltthätig begegnete, Spandau in die Luft zu sprengen, und zum Kayser überzugehen, wurde nach Berlin gelockt, und daselbst gefangen gesetzt. Noch alsdenn wollte er sein Regiment nicht abtreten, weil es auch dem Kayser den Eid geleistet hätte. Dieser nahm es übel auf, daß der Kurfürst seine Kriegsvölker nicht auch ihm hatte schwören lassen; allein Friedrich Wilhelm war mehr berechtiget, sich darüber zu beschweren, daß alle, mit denen er unzufrieden war, von dem Kayser geschützt wurden: wie unter andern auch Rochow, der ein Mittel gefunden hatte, zu entkommen, und Schwarzenbergs Sohn, der sich trotzig und sogar drohend bezeigte.

In kurzem war der Kurfürst, der noch eine Zeitlang in Preußen blieb, wenigstens in Ansehung derer, die in seinen Diensten standen, Herr in seinem Lande: wobey ihm der neue Statthalter der Mark, der Markgraf Ernst, die besten Dienste gethan hatte. Allein eben so geschwind wandte er seine Sorgfalt darauf, dieses Land auch von seinen auswärtigen Feinden zu befreyen. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung, thaten die Schweden aus Schlesien und aus dem Meklenburgischen einen Einfall in die Mark, und drohten, die Hauptstadt selbst in die Asche zu legen:

vermuthlich suchten sie den Kurfürsten zu nöthigen, daß er von der Kayserlichen Parthey abtreten sollte. Bey dieser Gelegenheit rieth ihm Schwarzenberg, den Vorschlag zu genehmigen, der bereits seinem Vater geschehen war, und den Schweden, denen nichts wichtiger war, als Pommern zu behaupten, wenigstens einen Theil dieses Herzogthums gegen eine Schadloßhaltung abzutreten. Doch der Kurfürst verlangte ein geschwindes Rettungsmittel für sein Land, ohne erst lange Unterhandlungen zu pflegen. Er verbot daher seinen Kriegsvölkern, weiter keine Feindseligkeiten gegen die Schweden auszuüben: bey ihrer geringen Anzahl hätten sie doch nur Streifereyen vornehmen können, und diese dienten den Schweden zum Vorwande, die Mark zu verwüsten. Seinen Unterthanen erlaubte er bloß, sich gegen die Gewaltthätigkeiten derselben zu wehren, aber auch sich Schutzbriefe von ihnen auszubitten. Diese Anstalten mißfielen dem Grafen von Schwarzenberg: er stellte vor, daß dadurch bey dem Kayser und vielen Reichsständen ein Mißtrauen würde erregt, daß die Schweden kühner und stärker würden gemacht werden, und daß der Kurfürst durch diese Trennung von seinen Bundsgenossen sich einen desto nachtheiligern Frieden erwerben würde. Der Kayser hingegen, setzte er hinzu, führe jetzt hauptsächlich deswegen den Krieg mit so vieler Beschwerlichkeit fort, um ihm Pommern zu verschaffen. Friedrich Wilhelm kannte die Absichten des Kaysers besser, und sah auch kein anderes Mittel vor sich, seinem Lande zu helfen; er war auch nicht gesonnen, alle kriegerische Vorsichtigkeit aufzuheben: daher blieb er bey seinen Maaßregeln. Er fieng an, die Schwedischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld frey zu geben, und ließ die Festung Werben am Zusammenfluß der Elbe und Havel schleifen,

damit

damit die Kayserlichen, deren Heer sich genähert hatte, dieselbe nicht besetzen, und wegen des einträglichen Zolles, der daselbst von den Schiffen gehoben werden konnte, desto länger behalten möchten. Gegen den Kayser, der ihn um die Ursache dieses Verfahrens befragen ließ, wußte er sich geschickt zu entschuldigen; er überließ auch demselben seine noch übrige Reiterey fast gänzlich, die ihm ohnedieß zur Last war, und nicht ihm allein schwören wollte: zugleich zeigte er demselben, daß er nichts zur Fortsetzung des Krieges beytragen könne.

Dagegen ließ er zu Hamburg, und darauf in Schweden, an einem Waffenstillstande mit diesem Reiche arbeiten; der auch im Julius des Jahrs 1641 zu Stande kam. Der Stillstand wurde auf zwey Jahre geschlossen, und Kraft desselben sollte der Kurfürst die ganze Mark, ausgenommen Driesen, Landsberg, Crossen, Frankfurt an der Oder und Gardeleben, besitzen, welche Städte mit ihrem Gebiete den Schweden verbleiben, aus welchen sie auch ihre Besatzungen erhalten sollten; allein die bürgerliche Regierung daselbst sollte der Kurfürst führen lassen. Auch die Güter des Johanniter-Ordens überließ er unterdessen den Schweden. Ihren Feinden versprach er keinen Durchzug durch die Mark zu verstatten, noch ihnen einige Hülfe zu leisten. Wenn aber ihre Macht zu groß wäre, als daß er denselben verwehren könnte, oder wenn die Schweden genöthigt würden, mit ihrem Heere durch die Mark zu ziehen, so sollte keines von beyden für eine Verletzung des Stillstandes angesehen werden: der Kurfürst sollte alsdenn durch seine Abgeordnete für den Unterhalt der Soldaten Sorge tragen lassen. Es wurden noch andere Bedingungen festgesetzt; alles zusammen genommen aber war eben so sehr ein Merkmal, daß Friedrich Wil-

helm nicht mehr durchaus von dem Kayser abhängen, als daß er seinem Lande auf das schleunigste, wenn gleich mit einem empfindlichen Nachgeben, das er nicht vermeiden konnte, helfen wollte.

Da dieser Vergleich andere deutsche Reichsstände gleichsam ermunterte, sich selbst auf eine ähnliche Art in Sicherheit zu setzen; da er außerdem einen stillen Vorwurf gegen den Kayser enthielt, daß er nicht im Stande sey, dieselben zu schützen, und nur um seiner Vortheile willen Krieg führe: so suchte der Kurfürst im voraus die Einwilligung des Kaysers zu seiner Unterhandlung, indem er das hülflose Elend seines Landes auf dem Reichstage zu Regensburg vorstellen ließ. Allein er bekam darauf keine entscheidende Erklärung, und noch kaltsinniger antworteten ihm die Kayserlichen Staatsbedienten wegen seiner Rechte auf Pommern. Nachdem er endlich allein für sich gesorgt hatte, machte ein von dem Kayserlichen Hofe aufgefangener Brief der Schwedischen Kriegsbedienten, der nur das Aufhören der Feindseligkeiten gegen den Kurfürsten betraf, daß man argwohnete, er habe mit der Königinn von Schweden ein Bündniß geschlossen; oder sich wenigstens aller Verbindung mit beyden Partheyen entschlagen. Der Kurfürst versicherte zwar, daß er dem Kayser und dem Reiche getreu bleiben werde; allein er vertheidigte zugleich den eingegangenen Stillstand: und die Schlüsse des Reichstags vom Jahr 1641, welche gänzlich nach den Absichten des Kaysers, dem Frieden keineswegs günstig, ausfielen, bestärkten ihn in seiner Denkungsart.

Auf der andern Seite war Friedrich Wilhelm wegen des Herzogthums Preußen auch von Pohlen abhängig. Er suchte, so bald er zur Regierung gekommen war, die Belehnung darüber bey dem Kö-

nige

nige Vladislaus; allein er mußte befürchten, die Pohlen möchten sich seiner mißlichen Verfassung bedienen, um ihn einige harte Bedingungen, besonders in Absicht auf die Preußischen Häfen, auszupressen. In der That wurden allerhand Hindernisse und Vorwürfe aufgebracht, die er glimpflich aus dem Wege räumte. Dazu kamen neue Forderungen und Beschwerden, besonders auf dem Pohlnischen Reichstage: ein Landbote behauptete sogar, der Kurfürst habe dieses Lehn verlohren, weil sein Vater mit den Schweden gegen die Krone verbunden gewesen sey; und zwo Woywodschaften ließen feyerlich gegen seine Belehnung protestiren. Sie erfolgte aber doch im October des Jahrs 1641 da er sie selbst zu Warschau empfieng. Vorher hatte er versprochen, daß die baufällige catholische Kirche zu Königsberg ausgebessert, und bey der nahe gelegenen Evangelischen solche Anstalten getroffen werden sollten, daß der Gottesdienst in der erstern nicht gehindert würde. Er wollte auch die Aufbauung einer andern Römischcatholischen Kirche befördern. Den Catholischen Edelleuten sollte der Gebrauch von Capellen freystehen, und allen ihren Glaubensverwandten sollte eine öffentliche Religionsübung erhalten werden. Man verglich sich weiter, daß der Kurfürst den Evangelischen Predigern des Herzogthums das Schmähen auf die Catholischen, so wie der Bischof von Ermeland eben dieses seinen catholischen Geistlichen gegen die Evangelischen, verbieten sollte. Außer diesen beyden Religionen sollte keine in dem Herzogthum geduldet werden. Die Häfen zu Pillau und Memel sollten in den besten Stand gesetzt, mit starken Besatzungen und Befehlshabern aus dem Preußischen Adel versehen werden; würden diese dem Könige mißfallen, so sollte er das Recht haben, dem Kurfürsten darüber Vorstellungen

zu thun; im übrigen sollten sie ihnen beyden den Eid der Treue leisten. Die Festungswerke der Häfen sollten durch einen königlichen Abgeordneten besichtigt werden. Der jährliche Beytrag des Kurfürsten in den königlichen Schatz wurde auf 30000 Gulden gesetzt, die aber verdoppelt werden sollten, wenn auf dem Reichstage zur öffentlichen Nothdurft Abgaben bewilligt würden. Fremde wurden von dem Ankauf der Landgüter und von Bedienungen im Herzogthum ausgeschlossen; wie ferne sie aber die Rechte der Einheimischen erhalten könnten, sollte innerhalb eines Jahres von dem Könige und Kurfürsten ausgemacht werden. Gegen die Unterthanen sollte ein Gesetzmässiges Verfahren beobachtet, die Berufung an den König nicht verhindert, und die Erfüllung der königlichen Verordnungen in den Herzoglichen Gerichten befohlen werden. Der Kurfürst sollte als Herzog von Preußen mit den Feinden des Königs, ohne die ausdrückliche Bewilligung desselben, keine Partheylosigkeit eingehen; noch Schlösser an einen auswärtigen Fürsten verkaufen oder verpfänden. Endlich machte er sich anheischig, dem Könige jährlich hundert tausend Gulden aus den Zöllen zu bezahlen. So viele Einschränkungen, die dem Verhältnisse des Kurfürsten gegen Pohlen, nicht seinem Geiste, gemäß waren, raubten ihm doch die Macht nicht, in diesem Lande ungemein viel Gutes zu thun: sie waren also weder traurig, noch verächtlich.

Bald aber schien der Stillstand, den er mit den Schweden getroffen hatte, und der noch nicht bestätigt war, vergeblich zu seyn. Der Schwedische Feldherr Torstensohn rückte im Anfange des Jahrs 1642 mit seinem Heere in die Alte Mark, der er sehr beschwerlich fiel, um von dort aus die Kayserlichen Länder anzugreifen: er rechtfertigte auch dieses durch

den

den Stillstand selbst. Der Kurfürst verlangte, nächst der feyerlichen Genehmigung desselben, auch die Aenderung einiger beschwerlichen, zum Theil schimpflichen Punkte, die darinne standen: darunter gehört auch dieser, daß die Schweden zu Cüstrin eine Person haben sollten, die auf die Erfüllung des Vergleichs Acht gäbe. Darüber gieng eine langwierige Unterhandlung zu Stettin und Stralsund an; die aber fruchtlos abgebrochen wurde, weil die Schweden durch Verzögrrung und harte Forderungen sich desto mehr Freyheit in der Mark vorbehalten wollten. Daher schickte der Kurfürst Gesandte nach Stockholm, unter einem den Schweden gefälligen Vorwande. Seines Vaters Schwester, die Wittwe Gustav Adolphs war zu großem Verdrusse der Schweden, nach Dänemark geflüchtet, weil ihr aller Antheil an der Regierung, und selbst an der Erziehung Christinens, war genommen worden. Friedrich Wilhelm bot seine Vermittelung an, um sie wieder in das Reich zu bringen: er suchte auch die Beschuldigungen gegen sie zu mildern oder zu vertilgen; endlich half er diese Sache dergestalt beylegen, daß die verwittwete Königinn im Jahr 1643 ihre Wohnung zu Insterburg in Preußen nahm, und daß ihr die Schweden ein Jahrgeld ausmachten.

Man entdeckte auch eine geheimere Absicht dieser Gesandtschaft nach Schweden: der Kurfürst erneuerte den Vorschlag, den schon Gustav Adolph gethan hatte, ihn mit seiner Tochter zu vermählen. Anfänglich ließ er nur die Gemüther der Reichsräthe ausforschen, ob sie zu dieser Verbindung geneigt wären: und wenigstens aus ihren Worten konnten es seine Gesandten schließen. Christina hingegen erklärte sich in der Folge dafür nicht günstig, und dieser Antrag verlohr sich zuletzt, nachdem er mehrere Jahre

wieder-

wiederholt worden war. Die Pohlen, welche dem Kurfürsten bereits die Schwester ihres Königs zur Gemahlinn angeboten hatten, wurden über die Nachricht von dieser vorläufigen Erkundigung sehr unruhig. Der Kanzler Oßalinsky stellte ihm im Namen des Königs vor, daß seine Bemühungen nach der Vermählung mit Christinen seinem Lehnseide zuwider wären, und viel Verdruß, oder gar einen Krieg hervorbringen könnten. Das Recht des Königs von Pohlen an das Schwedische Reich, das er niemals aufgeben werde, sey ihm bekannt: man hoffte daher, er würde als ein Vasall, ohne Vorwissen des Königs und der Republik diese Vermählung nicht schließen. Der König sahe zwar diese Nachricht nur noch als ein ungewisses Gerüchte an; es sey aber nöthig zu verhüten, daß dieses niemals geschehe. Hierauf antwortete der Kurfürst: er habe an seine Vermählung überhaupt noch nicht gedacht; am wenigsten aber an die Vermählung mit der Königinn von Schweden; seine Gesandten wären in dieses Reich aus andern Ursachen geschickt worden; er werde sich auch niemals auf eine dem Könige und der Republik Pohlen nachtheilige Art vermählen, und die Verbindlichkeit seiner Lehnspflicht sey die stärkste Versicherung, die er darüber geben könne. Als Oßalinsky noch eine deutlichere Erklärung verlangte, gab der Kurfürst diese, daß er weder selbst an jene Vermählung gedacht habe; noch daß andere ihm dieselbe vorgeschlagen hätten: und wenn sie künftig in Bewegung kommen sollte, würde er solches dem Könige, nach seiner kindlichen Ergebenheit gegen ihn, melden. Der Kanzler hatte schon vorher den vier vornehmsten Preußischen Räthen, im Namen des Königs, aufgetragen, genau Acht zu haben, ob etwas wegen dieser Vermählung vorgienge, und was

sie

sie bemerkten, dem Könige sogleich anzuzeigen; weil dieselbe alle Verbindung zwischen dem Königreiche und dem Herzogthume Preußen aufheben würde. Die Staatsräthe hörten dieses mit Bestürzung, und baten daher den Kurfürsten, nicht mehr an der gedachten Vermählung zu arbeiten, weil sie Preußen schädlich seyn würde. Er suchte sie ebenfalls zu überzeugen, daß alles, was sie davon gehört hätten, nur auf einem falschen Gerüchte beruhe. Die Staatskunst braucht dieses Hülfsmittel oft, dasjenige standhaft zu leugnen, was desto mehr Hindernisse finden würde, je bekannter es wäre: dieses Leugnen macht auch keinen Kenner der Geschichte irre, und ist dem, welcher dazu genöthiget wird, zwar weniger rühmlich, als ein ganz offenes Betragen; aber es bleibt doch in gewissen Fällen, auch nur wegen des großen Haufens, unvermeidlich. Friedrich Wilhelm sahe in der Vermählung mit Christinen eine Größe voraus, die dem Kayser fast eben so unangenehm gewesen seyn würde, als dem Könige von Pohlen.

Er kam endlich im Anfange des Jahrs 1643 in der Mark an: und bald darauf verglich er sich mit den Schweden, daß ihnen monatlich zehn tausend Reichsthaler und tausend Scheffel Getreide aus diesem Lande abgetragen werden sollten. Dieser Stillstand wurde zwar nur auf zwey Monate errichtet; gieng aber nachmals, ohne ausdrücklich verlängert zu werden, bis zum Frieden fort. Johann Oxenstierna, ein Sohn des Schwedischen Großkanzlers, der dieses in Schwedens Namen bewilligte, unterredete sich zugleich mit den Gesandten des Kurfürsten über ihren Herrn. Sie rühmten denselben sowohl überhaupt wegen seiner großen Gaben, als vornemlich wegen des unermüdeten Fleißes, mit welchem er Tage lang seiner Rathsversammlung beywohne, und das

das Abgehandelte selbst aufschriebe. Dazu setzten sie noch dieses, daß man ihm die Trunkenheit, ein damals bey den Deutschen Fürsten gewöhnliches Laster, nicht vorwerfen könne. Unter diesen Lobsprüchen fand einer besonders den Beyfall des Oxenstierna, nemlich dieser, daß es den Kurfürsten nicht verdrieße, seine Räthe anzuhören: junge Fürsten, sagte er, hätten kein besseres Mittel, ihre Angelegenheiten genau kennen zu lernen; auf diesem Wege sey Gustav Adolph zu einer solchen Vollkommenheit in der Regierungskunst gelangt, und der Kurfürst werde sich dereinst vor allen Deutschen Fürsten, die seine Zeitgenossen wären, hervorthun. Würklich unterschied er sich schon damals von fast allen diesen Fürsten durch seine weisen Maaßregeln. Er wußte dem Verlangen der Schweden, daß der erstgedachte Vergleich feyerlich bestätigt werden müsse, geschickt auszuweichen, weil sie gewisse neue Vortheile über ihn hierinne zu suchen schienen. Vielmehr bewog er sie im Jahr 1644, ihre Besatzungen aus noch mehrern Städten seines Gebiets zu ziehen. Eben so glücklich als der Mark, verschaffte er auch in diesem Jahre dem Herzogthum Cleve einige Erholung. Die Landgräfinn von Hessen, Amalia, die getreueste unter Schwedens Bundesgenossen in Deutschland, ließ einen Theil dieses Landes durch ihre Kriegsvölker räumen: und schon vorher hätten die Holländer, auf seine Vorstellung, ein gleiches, in Ansehung einiger Clevischen Städte, gethan.

So viele Unterhandlungen mit den Feinden des Kaysers machten diesem den Kurfürsten verdächtig. Als daher der Kayserliche Feldherr Gallas im Jahr 1644 durch die Mark Brandenburg den Dänen zu Hülfe zog, welche von den Schweden plötzlich waren angegriffen worden, ließ er den Kurfürsten fragen,

was

was er sich von ihm zu versehen habe, und verlangte von ihm auf eine drohende Art alle Bedürfnisse für seine Kriegsvölker, die auch viele Ausschweifungen in diesem Lande verübten. Der Kurfürst beobachtete seine Würde sowohl in der Antwort gegen den Feldherrn, als in den Beschwerden, welche sein Gesandter, **Johann Friedrich Freyherr von Löben**, bey dem Kayser selbst anbringen mußte. Er empfieng von diesem eine gefällige Antwort; zugleich aber suchte derselbe zu verhindern, daß der Kurfürst nicht zu mächtig werden möchte, um in dem fortdaurenden Kriege auf der einen Seite einen starken Ausschlag geben zu können: und dieses besorgte der Kayser, da er sahe, daß der Kurfürst eine Anzahl Kriegsvölker in Westphalen warb, mit welchen er die von den Holländern zurück gegebenen Städte besetzen wollte; die aber, nach dem Argwohn des Kaysers, vielleicht zu den Hessen stoßen dürften. Es wurde also von dem Kurfürsten begehrt, diese Soldaten mit den Kayserlichen zu vereinigen, die Westphalen beschützen sollten. Allein er entschuldigte sich deswegen, und sein Gesandter sprach desto muthiger am Kayserlichen Hofe, da zu gleicher Zeit andere Kurfürsten sich daselbst beklagten, daß sie des Schutzes nicht genössen, den sie von dem Kayser erwarten könnten. Die Venetianer versuchten damals für ihre Gesandten an diesem Hofe den Rang über die Kurfürstlichen zu erhalten. **Friedrich Wilhelms** Gesandter rettete auch hier seine Ehre, und erklärte öffentlich, er werde den Vorgang über den Venetianer behaupten, wenn gleich einer von ihnen beyden auf der Stelle umkommen sollte. Alles zeigte die Stärke dieser neuen Regierung: auch die Vermittelung, welche der Kurfürst zur Endigung des Kriegs zwischen Dänemark und Schweden anbot. Mit diesem Kriege war er desto weniger zufrieden,

da derselbe nicht nur den lange gewünschten Frieden weiter entfernte; sondern auch zween Protestantische Fürsten schwächte, die er lieber vereinigt sah. Doch der Gesandte, den er nach Dänemark schickte, wurde allda kaltsinnig aufgenommen: man glaubte, daß der Kurfürst noch immer auf seine Vermählung mit der Königinn **Christina** bedacht sey, und insgeheim Schwedens Parthey ergriffen habe; außerdem aber war bereits die Vermittelung von Frankreich und von den Vereinigten Niederlanden an dem Dänischen Hofe angenommen worden, und diese Entschuldigung machte das Anbieten des Kurfürsten, in welches Schweden gewilligt hatte, fruchtlos.

Unterdessen waren andere Friedensunterhandlungen, noch dringendere für den Kurfürsten, angefangen worden. Nach einem mehr als zwanzigjährigen Kriege in Deutschland, und unter dessen Fortdauer, wurden im Jahr 1641 die vorläufigen Bedingungen des Friedens festgesetzt; es ward ausgemacht, daß man vom März des folgenden Jahres an, zu Münster und Osnabrück an demselben arbeiten sollte: und im Jahr 1643 kam ein Deputations-Tag zu Frankfurt am Mayn zu Stande, von dem man ebenfalls eine Beförderung des Friedens hoffte. **Friedrich Wilhelm**, der durch das seinem Vater unähnliche Betragen den Frieden wirklich erleichterte, wollte anfänglich an der erstgedachten Versammlung keinen Antheil nehmen, weil er sie für vergeblich hielt; nachher aber ließ er durch seinen Gesandten auf derselben vorstellen, daß zur Wiederherstellung des Friedens vielmehr eine Zusammenkunft von beyden Kriegführenden Theilen nöthig sey; einen bloßen Waffenstillstand ließ er zugleich widerrathen, weil er nur mit harten Bedingungen, zu Deutschlands Untergange, erhalten werden könnte. Man stritte auf diesem

Deputations-Tage hauptsächlich darüber, ob auch die Reichsfürsten und Reichsstädte an den Friedensunterhandlungen einen unmittelbaren Theil haben sollten. Der Kayserliche Hof und die Kurfürsten wollten ihnen dieses Recht nicht zugestehen; so wie sie auch behaupten, daß man in den beyden Westphälischen Städten nur für den Frieden mit den Ausländern sorgen; die Beschwerden aber der Reichsstände gegen einander an einem andern Orte heben sollte. Allein der Kurfürst von Brandenburg sah das Verlangen der Reichsfürsten für eben so billig, als nothwendig an. Er verwarf auch den von den Kayserlichen vorgeschlagenen Ausschuß der Reichsstände, durch welchen die Religionsbeschwerden abgethan werden sollten. So wenigen Fürsten die Entscheidung dieser wichtigen Klagen zu überlassen, hielt er für die Protestanten für sehr gefährlich, weil man leicht in diesem Ausschusse, einen unter ihnen, der weniger Ursache sich zu beschweren hätte, gewinnen könnte, und weil die ganze Untersuchung erst nach geschlossenen Frieden verschoben wurde. Er fand sich auch dadurch beleidigt, daß man dazu alle Kurfürsten, nur ihn nicht, aus Abneigung gegen die Reformirte Religion, die er bekannte, ernannt hatte. Er widersetzte sich ferner der Fortsetzung des Deputations-Tages, und der Verlegung desselben nach Münster, indem er denselben nur als ein Mittel betrachtete, die ernstlichen allgemeinen Friedensbemühungen abzuwenden, und so lange Zeit zu gewinnen, bis das Glück des Krieges sich mehr für den Kayser erklären dürfte. Die übrigen Reichsstände gaben ihm endlich auch größtentheils Beyfall: und diese Versammlung, auf welcher sich der Kurfürst durch richtige und freymüthige Vorstellungen viele Ehre erworben hatte, gieng im Jahr 1645 aus einander.

Mit desto größerer Hoffnung ernannte Friedrich Wilhelm bereits im Jahr 1644 seine Gesandten zu den Friedensunterhandlungen in Westphalen. Johann Graf von Witgenstein sollte, wie es die Umstände verlangen würden, denselben bald zu Münster, bald zu Osnabrück beywohnen. Nach Osnabrück besonders, wo die Schwedischen Gesandten mit den Kayserlichen berathschlagten, schickte er den Freyherrn von Löben, und Peter Fritzen, der nachmals vom Matthäus Wesenbeck abgelöst wurde; und nach Münster, wo die Französischen Gesandten insonderheit am Frieden arbeiteten, giengen Friedrich von der Heyden, und Johann Pottmann, dessen Stelle in der Folge Johann Frommholt einnahm. Man hat bald erkannt, daß diese Wahl des Kurfürsten wohl getroffen gewesen sey: er suchte aber auch die wichtigsten Absichten durch diese Gesandten zu erreichen. Darunter waren die Behauptung seiner Rechte an Pommern, und die Entschädigung wegen eines so langen und vielfachen Elendes, das seine Länder in einem Kriege ausgestanden hatten, der ihn im Grunde wenig angieng, neben der Abstellung der Religionsbeschwerden, die vornehmsten. Da er gleichsam in der Mitte zwischen beyden Partheyen stand, so gab ihm dieses bey denselben desto mehr Ansehen: denn in dem immer fortwährenden Kriege mußte eine jede befürchten, daß er zu der andern treten möchte. Noch gehörte er zwar unter die entkräfteten und weniger mächtigen Fürsten; allein er verschaffte sich täglich neue Stärke, und schon die Maaßregeln, welche er nahm, zeigten eine gewisse Festigkeit, ein nicht ungegründetes Vertrauen an.

Als seine Gesandten im Jahr 1645 in den gedachte Städten angekommen waren, geriethen sie sogleich über das Cärimoniel und über andere vorläufige

läufige Punkte, in Streitigkeiten. Die Schwedischen Gesandten tadelten es, daß in ihre Vollmacht gesetzt worden war, sie wären abgeschickt, um den Kayserlichen beyzustehen; allein sie erklärten sich, daß ihr Beystand bloß auf solche Anschläge gerichtet sey, die das Recht des Deutschen Reichs und den Frieden beträfen. Die Französischen Gesandten verlangten, daß ihrem Könige der Titel Majestät beygelegt werden sollte; allein den Kurfürsten wollten sie nicht **Durchlauchtigster** nennen. Dieser schickte deswegen sogar einen Gesandten nach Frankreich, ohne etwas zu erlangen: und seine Gesandten brauchten daher nur den Namen des **Allerchristlichsten Königes.** Einen andern Streit führten sie und die übrigen Kurfürstlichen Gesandten mit dem Venetianischen, der vermöge eines Anspruchs des Kaysers **Ferdinands des Zweyten** vom Jahr 1636 den Rang vor ihnen begehrte. Zu den sehr erheblichen Gründen, die man demselben entgegen setzte, fügte der Kurfürst noch dieses, das Haus Oesterreich, das über mehr als Ein Reich herrsche, habe den Kurfürsten den Rang niemals streitig gemacht; unter ihnen sey ein König, an dessen Seite die übrigen säßen, und von dem sie sich nicht trennen lassen könnten; es hätten auch schon in den ältern Zeiten viele Könige in Deutschland geherrscht, unter andern in Bayern, Sachsen, Vandalen, welche damals den Venetianern nicht würden nachgestanden haben, ihre Länder aber gehörten jetzt meistentheils den Kurfürsten. Er rieth jedoch den Mittelweg an, künftig keine ankommende Gesandten mehr zu empfangen, und zur Entschuldigung gegen sie diesen Rangstreit anzuführen: man bediente sich auch dieses Mittels mit einiger Veränderung. Noch heftiger war die Uneinigkeit, welche sich über die Weigerung der Fürstlichen Gesandten,

ten, den Kurfürstlichen den Ehrennamen Excellenz zu geben, erhob. Dabey erinnerte der Kurfürst nicht nur, daß dieser Streit jetzt zur Unzeit entstanden sey; sondern auch, daß die Kurfürstlichen Gesandten diesen Titel von den Auswärtigen ohne Widerrede empfiengen; doch befohl er den seinigen, mit den Fürstlichen Gesandten darüber nicht heftig zu streiten, sondern nur ein gleiches Recht mit den übrigen Kurfürstlichen zu behaupten. Dagegen ließ er das Recht der Deutschen Reichsfürsten und Reichsstädte, bey diesen Friedensunterhandlungen ihre Stimme eben sowohl als die Kurfürsten, wie es ihnen gefiele, zu geben, mit glücklichem Fortgange vertheidigen, und mißbilligte auch andere Anstalten, durch welche die Kayserliche Parthey die Reichsstände, und insonderheit die Protestanten, bey dieser Gelegenheit um ihre Vortheile zu bringen suchte.

Bey dem würklichen Anfange der Friedensvorschläge, ließ Friedrich Wilhelm vorzüglich auf die Versicherung des Religionszustandes der Reformirten in Deutschland dringen. Durch den Religionsfrieden vom Jahr 1555 hatten nur die Evangelischen eine ohngefähr gleiche Freyheit der Religion mit den Römischcatholischen in Deutschland erhalten, wobey das Augsburgische Glaubensbekenntniß zum Grunde lag. Die Reformirten verstärkten sich seitdem neben ihnen ungemein glücklich, und beriefen sich, um gleicher Rechte zu genießen, darauf, daß sie jenem Glaubensbekenntnisse ebenfalls beypflichteten: ein Vorgeben, das jedoch nur bey einigen Veränderungen, wo nicht in den Worten, doch in den Erklärungen desselben bestehen konnte. Daher fiengen die Evangelischen an, den Namen der unveränderten augsburgischen Confeßion zu gebrauchen, und waren

waren desto weniger geneigt, sich für die Reform rten zu erklären, je mehr sie durch dieselben an ihren Kirchenbesitzungen verloren, und je bitterer es ihnen die Römischcatholischen vorwarfen, daß sie sich nicht mehr zu der ersten und ächten augsburgischen Confeßion bekenneten. Die Streitigkeiten zwischen den beyden Protestantischen Gemeinen waren überhaupt g gen die Zeit dieser Friedensunterhandlungen aufs höchste gestiegen; aber eben diese boten die beste Bequemlichkeit an, mehr Verträglichkeit zwischen ihnen einzuführen. Der Kurfürst von Brandenburg, der damals der vornehmste Reformirte Fürst in Deutschland war, verlangte also, daß die Religionsfreyheit seiner Glaubensgenossen in den deutlichsten Ausdrücken festgesetzt werden sollte. Er glaubte, daß dieselben eben sowohl augsburgische Confeßionsverwandte heißen könnten, als die Evangelischen, und ließ diese letztern warnen, durch ihren Widerstand gegen die Reformirten in dieser Sache nicht die Uneinigkeit zu vergrößern, durch deren Hülfe die Römischcatholischen sie beyde zu unterdrücken suchten. Unter andern Schwierigkeiten, welche hiebey erregt wurden, war auch diese, daß man den Reformirten Fürsten das sogenannte Recht zu reformiren in ihren Ländern nicht zugestehen wollte, weil man befürchtete, daß ihre Evangelische Unterthanen dadurch am ersten leiden möchten. Dieses und die übrigen Gründe der Streitigkeit beantwortete der Kurfürst mit Vorstellungen, die im Auszuge angeführt zu werden verdienen. „Weder er, noch seine Vorfahren, sagte er, hätten jemals das Gewissen eines ihrer Unterthanen beunruhigt, und auch künftig werde solches nicht geschehen; „allein darinne stimme er dem Gesandten Oxenstierna „völlig bey, daß das gedachte Recht eben so grausam „in den Händen der Evangelischen sey, als wenn es

„die Reformirten ausübten. Er bekenne sich zur „Augsburgischen Confeßion, und kein in derselben „entschiedener Artikel sey jemals zwischen den Pro„testanten in Zweifel gezogen worden; beyde Kir„chen hätten nur über Fragen, die in derselben nicht „berührt werden, gestritten. Wenn aber dieses als „eine Abweichung von jenem Glaubensbekenntnisse „angesehen werden sollte, so könnte man den Evan„gelischen wegen ihrer Streitigkeiten unter einander „ein gleiches vorwerfen. Der einzige Unterschied in „der Lehre vom heiligen Abendmahl, der darinne nicht „einmal bemerkt sey, könne die Reformirten nicht „von diesem Bekenntnisse ausschließen, wider welches „sie, nach dem Geständnisse der Lehrer beyder Kirchen, „auf dem Leipziger Gespräche, gar nichts lehrten. „Seit dem Jahre 1566 sey es unter den Reichsstän„den gar nicht streitig gewesen, daß die Reformirten „an dem Religionsfrieden Antheil hätten; wie man „insonderheit aus dem Betragen des Reichs gegen die „Kurfürsten von der Pfalz sehen könne. Einige un„ruhige Theologen hätten zwar darüber gestritten, „wer in dem Religionsfrieden eingeschlossen sey oder „nicht; allein für sie gehörte die Auslegung der „Reichsgesetze nicht, und ihre Fürsten würden besser „gethan haben, ihnen, um des öffentlichen Wohls „willen, keine solche Frechheit zu verstatten. Unter „den Reichsständen selbst hingegen wären über diese „Frage keine Bewegungen entstanden. Die Evan„gelischen hätten auch ihrer Seits zu befürchten, daß „die Römischcatholischen gegen sie eben solche Ein„schränkungen, in Ansehung des Religionsfriedens, „gebrauchen möchten, wie sie jetzt gegen die Refor„mirten." — Wenn gleich dieses nicht alles von den Evangelischen zugegeben werden dürfte; so war es doch überhaupt mit vieler Einsicht und Hoheit gesagt;

gesagt: der Kurfürst zeigte, daß er mehr als die meisten andern Protestantischen Fürsten fähig sey, einen äußerlichen Frieden zwischen den beyden Kirchen zu stiften. Als ihm daher die Herzoge von Lüneburg zur Beylegung der Streitigkeiten zwischen den Protestanten Vorschläge thaten, versprach er sehr bereitwillig, dieselben zu befördern; setzte aber hinzu, zwischen Staatsmännern und selbst zwischen den Reichsständen sey wegen dieser Verschiedenheit des Glaubens keine solche Uneinigkeit anzutreffen; von den Theologen aber, bey denen die Bitterkeit einmal eingewurzelt sey, erwarte er keine freundschaftliche Gesinnungen, da sie einander selbst, oft wegen einer geringen Ursache, auf das heftigste angriffen. In dem Munde eines Kurfürsten ist diese Erklärung ohne Zweifel noch lehrreicher, als wenn sie Schriftsteller gebrauchen.

In einer ähnlichen Absicht beschickte **Friedrich Wilhelm** im Jahr 1645 das Religionsgespräch zu Thorn, das zur Vereinigung der Römischcatholischen, Evangelischen und Reformirten in Pohlen, gehalten wurde. Der König **Wladislaus** und der Erzbischof von Gnesen ersuchten ihn, seine Theologen aus Preußen dahin zu senden. Er fand zwar dabey einige Bedenklichkeiten, unter andern diese, daß sich die Pohlnischen Bischöfe bey dieser Gelegenheit eine Art von Gerichtsbarkeit über die Protestanten in Pohlen angemaaßt hätten; daß diese durch ihre Willfährigkeit das Gespräch zu besuchen, in Gefahr stünden, von auswärtigen Protestanten getrennt zu werden; und daß der Endzweck dieses Gesprächs unmöglich erreicht werden könne, weil den Römischcatholischen zu viel daran gelegen sey, die Päbstliche Gewalt und die Messe beyzubehalten. Doch, da es für die Protestanten schimpflich und schädlich zu seyn

schein, das angebotene Gespräch auszuschlagen; da die Römischcatholischen versichert hatten, es sollte auf demselben nicht auf Schulzänkereyen, sondern auf eine freundschaftliche Vergleichung der verschiedenen Meinungen gesehen werden, damit man erkenne, wie weit sie von einander abgehen oder übereinkommen, und damit man sich wenigstens in einigen Punkten vereinigen könne; da der Kurfürst auch vielleicht auf diesem Gespräche die freye Religionsübung für die Reformirten in Preußen erhalten konnte: so erlaubte einigen seiner Theologen zu Königsberg und zu Frankfurt an der Oder, sich in ihrem Namen dahin zu begeben. Er ließ auch den **Georg Calixtus** zu Helmstädt, den friedfertigsten, so wie den größten, Evangelischen Theologen seiner Zeit, ersuchen, gleichfalls nach Thorn zu reisen: dieser trat würklich daselbst mit den Reformirten in fast gleiche Verbindungen, als er mit den Evangelischen hatte. Das Gespräch selbst wurde gar bald fruchtlos abgebrochen, und es veranlaßte sogar heftige Streitigkeiten in der Evangelischen Kirche.

Mittlerweile wurde zu Osnabrück und Münster eine der wichtigsten Angelegenheiten des Kurfürsten, und man kann sagen, des Deutschen Reichs mit ihm, rege. Er verlangte endlich in den Besitz von Pommern gesetzt zu werden, und die Schweden wollten nur unter der Bedingung, daß ihnen dieses Herzogthum verbliebe, in den Frieden Deutschlands willigen. Der letzte Herzog von Pommern **Bogislaus der Vierzehnte**, war im Jahr 1637 gestorben. Nach den Erbverbrüderungen zwischen diesem Hause und den Kurfürsten von Brandenburg, nach den wiederholten Kayserlichen Belehnungen, durch welche den letztern Pommern war versichert worden, und selbst nach der oftmals, auf den Fall des Aus-

sterbens der Herzoge, von den Pommerischen Ständen an Kur-Brandenburg geleisteten Huldigung, war Friedrich Wilhelms Recht an dieses Herzogthum unstreitig: es wurde auch von niemanden geleugnet. Allein die Schweden hatten nicht sowohl, vermöge des Bündnisses, welches im Jahr 1630 zwischen Gustav Adolphen und dem Herzoge von Pommern geschlossen worden war, und zu dessen Bedingungen auch diese gehörte, daß, wenn der Herzog stürbe, Gustav und seine Nachfolger sein Land so lange besetzt halten sollten, bis es dem Kurfürsten von Brandenburg ohne die noch etwan vorhandene Hindernisse übergeben werden könnte; als vielmehr hatten sie sich Kraft des Rechtes der Waffen, und der zur Führung des Kriegs bequemen Lage, desselben lange bemächtigt. Sie sahen es als den besten Preiß ihres langwierigen Kriegs, als ein Land an, das nicht nur für sie einen stets gewissen und leichten Eingang nach Deutschland, sondern auch selbst eine Vormauer von Schweden, und eine Erweiterung seiner Schiffahrt und Handlung auf der Ostsee abgeben könnte. Daher bestanden sie schlechterdings darauf, daß ihnen Pommern gänzlich überlassen, und der Kurfürst dafür durch andere Länder Schadlos gehalten werden sollte.

Er hingegen wollte sich eben so wenig seines Rechtes, zumal auf ein Land begeben, das, indem es an die Mark gränzte, ihm vortrefflich gelegen war. Die Landstände von Pommern gaben ihm zugleich Merkmale einer treuen Ergebenheit. Auf der andern Seite suchten ihn die Schweden und ihre Bundsgenossen, die Franzosen, durch die von neuem vorgeschlagene Vermählung des Kurfürsten mit der Königinn Christina, zur Abtretung von Pommern geneigt zu machen; aber selbst die Art, mit welcher

dieser Antrag geschah, kündigte eben nicht die ernstlichste Absicht an. Der Graf Oxenstierna versicherte, die Schwedischen Reichsstände wünschten diese Vermählung: und wenn sie nicht zu Stande kommen sollte, so würde daran bloß die Verschiedenheit der Religion Schuld seyn. Darauf antworteten zwar die Gesandten des Kurfürsten, er habe hierinne eine gemäßigte Denkungsart, besuche oft die Lutherischen Kirchen, und lasse jedermann seine Gewissensfreyheit; allein Oxenstierna versetzte, die Geistlichkeit und das Volk in Schweden, fürchteten sich mehr vor den Reformirten, als vor den Römischcatholischen: denn die letztern giengen ihren Weg öffentlich, und man könne ihnen daher leichter widerstehen; jene aber wüßten ihren Vorsatz schlau zu bedecken, und sich ihrer Künste so geschickt zu bedienen, daß man sich kaum vor ihnen hüten könnte. Als die Gesandten hinwiederum zeigten, dergleichen Besorgnisse könnten durch eine schriftliche Verbindlichkeit gehoben werden: so fiel Oxenstierna auf einen neuen Zweifel. Wenn Pommern, sagte er, mit dem Kurfürstenthum verbunden würde, und aus der Vermählung der Königinn mit dem Kurfürsten keine Kinder kämen, so würde Pommern immer bey dem Kurfürstenthum bleiben. Würde mehr als ein Prinz aus dieser Vermählung gebohren werden, so würde der Erstgebohrne König, der andere Kurfürst seyn; auf diese Art würde Pommern abermals von Schweden getrennt werden. Auch dieses, antwortete man ihm, könnte durch Vergleiche anders bestimmt werden. Da der Schwedische Gesandte dieses nicht mißbilligen konnte, nahm er von neuem das Bedenken wegen der Religion vor, und behauptete, der Kurfürst müsse sehr eifrig reformirt seyn, weil er auf das Recht zu reformiren so stark hätte drin-

dringen lassen, woraus auch die Schweden nichts Günstiges für ihren Religionszustand schließen könnten, wenn jene Vermählung statt finden sollte; er verwunderte sich zugleich, daß der Kurfürst für Pommern, das doch ganz lutherisch sey, einen Reformirten Gesandten in den Reichsfürsten-Rath abgeschickt habe. Er setzte noch hinzu, die Königinn von Schweden habe ihr Vertrauen zu dem Kurfürsten verlohren, nachdem sie gesehen habe, daß er den Waffenstillstand keinesweges bestätigen, und nicht viel anders, als ihr Feind bleiben wolle; daher sey sie auch nicht gesonnen, (wie er verlangt hatte,) in abgesonderte Unterhandlungen wegen Pommern mit ihm zu treten.

Die Hoffnung **Friedrich Wilhelms** zum Besitze von Pommern zu gelangen, gründete sich, außer seinem Rechte, hauptsächlich auf das Versprechen des Kaysers, ihn dabey zu unterstützen, und niemals zuzugeben, daß dieses Land oder ein anderes in Deutschland an Schweden abgetreten würde, die vielmehr für ihre Kriegskosten mit Gelde befriedigt werden sollten. Dieses Versprechen aber wurde nach und nach zurück genommen, da der Kayser im Kriege wider die Schweden unglücklich blieb, und diese nicht allein Pommern unveränderlich begehrten, sondern auch zur Vergütung für den Kurfürsten unter andern Schlesien vorschlugen. Die Kayserlichen Gesandten hielten es nun für das rathsamste, daß der Kurfürst für Pommern eine Summe Geldes nehmen möchte; oder wenn er seine Ansprüche mit Gewalt zu behaupten gesonnen wäre; so verlangte der Kayser von ihm zu wissen, ob er ein Bündniß mit ihm schließen, und ein Heer aufbringen wollte. Was noch mehr ist, der Kurfürst bekam die Nachricht, daß ihn die Kayserlichen Gesandten bey den Königlichen verdächtig zu machen, und mit denselben, ohne auf

seinen Vortheil zu sehen, den Frieden zu schließen suchten. In dieser Art von Verlegenheit vertheidigte er sein Recht, und beantwortete die gemachten Einwürfe und Anerbietungen mit einer Standhaftigkeit, die einer größern Macht würdig gewesen wäre. Auf den Einfall eines Schwedischen Gesandten, daß Pommern, wenn die Schweden es nicht eingenommen hätten, doch nur von den Kayserlichen oder Bayern würde weggenommen worden seyn, sagte er, Gustav Adolph habe versichert, daß er eben deswegen die Waffen führe, um seine Freunde bey ihrem Gebiete zu schützen, und er habe eidlich versprochen, daß er von demselben nichts begehre. Er beschwerte sich außerdem darüber, daß er jetzt, so oft er aus Preußen etwas in die Mark führen lassen wollte, immer erst in Schweden einen Freypaß suchen müßte, der nicht allemal immer gerne zugestanden würde; und überhaupt versicherte er, daß man ihm für Pommern kein gleichgeltendes Land geben könne, wenn es gleich dreymal mehr Einkünfte hätte; so bequem liege es ihm in jeder Betrachtung.

Fast lächerlich war es, daß der Kurfürst über Pommern auch mit dem Abte von Corvey einen Streit bekam. Dieser stellte den Kayserlichen Gesandten vor, die zu Pommern gehörige Insel Rügen sey ein Lehn seines Klosters, indem sie demselben von dem Kayser Lothar von Sachsen, zur Belohnung einiger Mönche aus Corvey, welche das Christenthum auf dieser Insel ausgebreitet hätten, geschenkt worden sey; wären gleich die Einwohner derselben wieder davon abgefallen, so hätten doch der Abt und seine Vorgänger die Oberherrschaft der Insel stets in ihrem Herzen aufbehalten: und jetzt sey dieses Lehn, nach dem Tode des letzten Besitzers, wider an das Kloster verfallen. Allem Ansehen nach beruhte diese

ganze

ganze Anforderung nur auf erdichteten Urkunden und Nachrichten; dieses wurde auch dabey angemerkt, so wie der wichtige Umstand, daß der Kurfürst schon mit diesem Reichslehn von dem Kayser belehnt worden sey. Und gleichwohl meinten die Kayserlichen Gesandten, wenn nichts gegen das Recht des Abts einzuwenden wäre, so könnte der Kurfürst wohl von ihm die Insel zu Lehn tragen. Der Kurfürst begnügte sich daran zu sagen, der Abt müsse nicht viel zu thun haben, weil er solche Dinge aussinnen könnte: bisher habe er davon ganz still geschwiegen, jetzt aber wolle er ebenfalls im Trüben fischen; er wünschte unterdessen, daß er mit diesem allein zu thun haben möchte, weil ihn derselbe nicht hindern würde, Rügen zu besitzen, sondern vielmehr froh seyn müßte, daß die Landgräfinn von Hessen-Cassel nicht seine Abtey, zur Ersetzung ihrer Kriegskosten, verlangte.

Aber desto ernstlicher mußte Friedrich Wilhelm auch im Jahr 1646 die Unterhandlungen über Pommern mit Schweden und andern Höfen, bey der allgemeinen Friedensversammlung fortsetzen. Er ließ unter andern durch seine Gesandten die Gründe, warum er Pommern nicht abtreten könne, in einer Schrift zusammen fassen: und die Schwedischen selbst fanden sie erheblich genug. Außerdem bezeigte er darüber seine Verwunderung, daß man ihm die versagte Genehmigung des Stillstandes vorwerfe, der sich ohnedieß bald durch den Frieden verliehren würde, und für dessen Beobachtung die Schweden Versicherung genug an den Besatzungen hätten, die sie in der Mark hielten. Dagegen beschwerte er sich über den Vorwand der Sicherheit, unter welchem sie ihm sein Land zu entreissen gedachten, und fragte, wodurch Deutschland und er sicher gestellt würden, daß ihnen keine Gefahr aus dem Schwedischen Besitze

von

von Pommern bevorstünde. Der Kayserliche Hof war mit dem Kurfürsten in der Hauptsache gleichgesinnt; sah es aber für nothwendig an, wegen Pommern einigermaßen nachzugeben. Eben dieses riethen die Französischen Gesandten; sie merkten an, wie rühmlich es dem Kurfürsten seyn würde, auf diese Art den Frieden beschleunigt zu haben; erinnerten, daß er diese Angelegenheit nicht mit allem nöthigen Ernste getrieben habe, indem er Gesandten nach Schweden hätte schicken sollen; kurz, da sie einmal ihre Parthey genommen hatten, war es ihnen auch nicht schwer, alles gegen ihn zu kehren. Seine Gesandten begegneten ihnen sehr wohl, und er führte noch besonders dieses an, daß er schon vorher mitten zwischen vier mächtigen Reichen sich befunden habe, deren jedes in seine Staaten nach Gefallen eindringen könne; jetzt suche sich Schweden in dem Innersten derselben festzusetzen, um ihn, wo nicht in der Dienstbarkeit, doch in beständiger Furcht zu erhalten. „Es „ist auch, sagte er, eine Christen unanständige Rede: „Ihr habt zwar die Gerechtigkeit auf eurer Seite, „und habt dieses nicht um uns verdient; gleichwohl „muß es jetzt durchaus geschehen. Warum sollten „die Staatsursachen, von denen sie so viel redeten, „nicht vielmehr demjenigen Theile zu statten kom„men, den auch die Gerechtigkeit unterstützt?„

Mehr Vertrauen setzte der Kurfürst bey diesem Geschäfte auf die Vereinigten Niederländer, weil sie in keiner genauen Verbindung mit Schweden standen. Er ließ daher ihren Gesandten zu Münster vorstellen, daß die Schweden offenbar nach der Herrschaft auf der Ostsee trachteten; daß sie, wenn ein Krieg mit Pohlen ausbrechen sollte, sich der Preußischen und Curländischen Häfen gleichfalls zu bemächtigen suchen würden, die ihnen eben so bequem gelegen

wären,

wären, als die von Pommern und Mecklenburg; daß sie alsdenn Herren über die Handlung aller an jene See gränzenden Staaten seyn, sie leichter bekriegen, und von ihren Freunden trennen würden: die Gränzen von Deutschland würden in ihrer Gewalt seyn, und sie schienen auch immer auf mehrere Eroberungen bedacht zu seyn. Dieses alles machte bey den Holländischen Gesandten einen starken Eindruck: die Generalstaaten sahen es auch würklich ungerne, daß Pommern an Schweden abgetreten würde; allein sie thaten doch nur einige glimpfliche Erinnerungen, und wurden, in Ansehung jener Besorgnisse, nach und nach befriedigt.

Die deutschen Reichsstände waren dem Verlangen des Kurfürsten weit weniger günstig. Sie wünschten einen so langen Krieg geendigt zu sehen, wenn es gleich mit seinem Verluste geschehen sollte. Manche unter ihnen mißgönnten dem Kurfürsten einen so beträchtlichen Zuwachs. Die Protestantischen Stände aber befürchteten, er möchte, zu ihrem gemeinschaftlichen Schaden, über Pommern mit Schweden in Händel gerathen. Dazu kamen noch andere Ursachen, welche sie sehr kaltsinnig bey dieser Sache machten. Der Herzog von Lothringen hingegen, der selbst fremder Hülfe bedurfte, versprach dem Kurfürsten, sich derselben eifrig anzunehmen, und bot ihm sogar ein ganzes Kriegsheer zu seinen Diensten an, das er weder hatte, noch unterhalten konnte. Indem ihm der Kurfürst für seinen guten Willen Dank sagen ließ, hatte er auch das Vergnügen zu sehen, daß er noch andere getreue, obgleich eben so schwache Freunde an den Landständen von Pommern habe. Diese gaben sich, durch ihre Abgeordnete zu Osnabrück, viele Mühe, es zu verhindern, daß sie nicht Unterthanen von Schweden würden; sie erneuer-

ten

ten aber zugleich den Vorschlag wegen der Vermählung des Kurfürsten mit der Königinn Christina, als das beste Mittel, diesen Streit beyzulegen. Bey dieser Gelegenheit gestand Oxenstierna einmal vom Wein erhitzt, daß weiter hieran nicht zu denken sey, weil die Königinn sich niemals vermählen wolle.

Der letzte Versuch, den der Kurfürst wagte, um Pommern für sich zu erhalten, war dieser, daß er dem Könige von Pohlen die Gefahr zeigen ließ, in welcher sein Reich vor den Schweden stehen würde, wenn dieselben, da sie bereits aus Liefland in Pohlen einbrechen könnten, eben diese Bequemlichkeit auch durch das angränzende Pommern erlangten. Zugleich ließ er ihn ersuchen, an dem Kayserlichen, Französischen und Dänischen Hofe Vorstellungen hierüber zu thun. Die Pohlnischen Gesandten thaten sie auch bey den Friedensunterhandlungen: sie behaupteten sogar, es sey dem Kurfürsten, als einem Vasallen von Pohlen, nicht einmal erlaubt, wenn er gleich wollte, den Schweden Pommern bis an die Oder abzutreten, weil sie daraus in Pohlen einfallen, und immer durch diesen Fluß bedeckt bleiben könnten. Allein eben diese Gesandten antworteten nichts, als sie gefragt wurden, ob die Pohlen dem Kurfürsten gewaffnet beystehen wollten, um Pommern zu erobern, und ihre Bemühungen waren fruchtlos.

Da endlich Friedrich Wilhelm von jedermann verlassen war, und der Kayser den Schweden nicht nur halb Pommern, sondern insgeheim auch das ganze Land gegen eine Vergütung für den Kurfürsten bewilligte: gab er seinen Gesandten Befehl, sich unter der Vermittelung von Frankreich und den Vereinigten Niederländern, auch wohl ohne dieselben, in eine Unterhandlung wegen der Abtretung eines Theils von Pommern einzulassen. Sie sollten

nach

nach und nach die Insel Rügen mit zween Aemtern, darauf auch Stralsund, und endlich das Land bis an die Pene, Wolgast mit seinem Hafen ausgenommen, anbieten. Dabey sollten sie versuchen, es dahin zu bringen, daß die Schweden ihren Antheil von Pommern dem Kurfürsten wiederum als ein Unter-Lehn überlassen möchten, weil sie dadurch seiner Freundschaft desto mehr versichert würden. Würde man die Gesandten um die Schadloßhaltung fragen, die der Kurfürst für das Abgetretene verlangte: so sollten sie antworten, er wollte freylich lieber das Seinige behalten, als fremde Besitzungen an sich ziehen; Geld aber begehre er gar nicht. Unterdessen sollten sie zur Vergütung die Bißthümer Halberstadt, Minden, Hildesheim, Osnabrück und Münster, welche in weltliche Länder verändert, und von dem Kurhause Brandenburg erblich besessen werden sollten, ingleichen die Anwartschaft auf das Stift Magdeburg, und die Schlesischen Fürstenthümer Glogau, Sagan, Schweidnitz und Jauer, ohne alle Auflagen, den völligen Besitz seiner Länder aus der Jülichschen Erbschaft, und die Freyheit von der Kriegssteuer, fordern. Würden die Schweden sagen, diese Forderung sey ungeheuer groß, so sollten die Gesandten es wiederholen, daß der Kurfürst lieber sein eigenes Land behalten wolle, und daß ihm Pommern, wegen der Lage, unschätzbar sey, so daß kein anderes Land in Deutschland damit verglichen werden könne. Sie sollten besonders die freye Schiffahrt auf der Oder und Stettin für ihn begehren. Gegen die Kayserlichen Gesandten aber sollten sie sich erklären, daß der Kurfürst ihnen diese gezwungene Abtretung zu danken habe, und also nicht Schuld an dem Unglücke sey, das dereinst daraus entstehen würde. Hingegen sollten sie von der Ver-

Vermählung mit der Königinn von Schweden gar nichts vorbringen: denn es verdroß den Kurfürsten, daß man ihn mit dieser leeren Hoffnung so lange aufgehalten hatte; er erkannte auch, daß dieselbe zu seiner Beschimpfung ausschlagen könnte, indem er dadurch weder die Regierung von Schweden, noch die Duldung seiner Religion in diesem Reiche, erhalten würde. Allein die Schweden beharreten dabey, daß ihnen ganz Pommern abgetreten würde, und wollten die Vergütung sehr herunter gesetzt wissen, in welche sie sogar drey Stifter in der Mark einschlossen, die der Kurfürst längst besaß. Vergebens suchte er auch eine abgesonderte Unterhandlung darüber mit den Schweden zu pflegen. Bey den Franzosen fand er zwar einige Eifersucht gegen die anwachsende Schwedische Macht; aber um ihrem Bündnisse getreu zu bleiben, thaten sie mehrere Vorschläge, daß der Kurfürst entweder ganz Pommern oder einen Theil davon, mit oder ohne Vergütung, abtreten möchte. Er verwarf sie jedoch alle, weil sie ihm zu nachtheilig waren. Und da die Schwedischen Gesandten auch die Forderungen der seinigen verschmähten, fehlte wenig daran, daß diese Sache nicht in eine offenbare Erbitterung zwischen beyden Theilen ausschlug.

Würklich ließ auch der Kurfürst seine zu Münster und Osnabrück befindlichen Gesandten an einem benachbarten Orte zusammenkommen, und berathschlagen, ob er zur Erhaltung von Pommern die Waffen ergreifen, oder bey so mißlichen Umständen in das Begehren der Schweden willigen sollte? Das erstere schien der Rang des Kurfürsten, sein blühendes und kraftvolles Alter, und sein großer unerschrockner Geist anzurathen, der Unrecht und gebieterisches Betragen, zumal von denen, welchen er an Macht wenig nachgab, nicht dulden konnte. Man

über

überlegte dabey, daß der Kayser und die Catholischen Reichsstände, allem Ansehen nach auch Dänemark und Pohlen, dem Kurfürsten wider Schweden beystehen würden, wozu noch mehrere über dieses Reich mißvergnügte Staaten kommen könnten; daß die Pommern wünschten, unter die Herrschaft des Kurfürsten zu kommen; daß die deutschen Soldaten, welche Schwedens größte Stärke ausmachten, bey so veränderter Lage der Sachen demselben schwerlich mehr dienen dürften; und daß vielleicht auch Frankreich, dessen Hülfsgelder bisher den Schweden so nützlich gewesen wären, von ihnen abtreten könnte. Aber auf der andern Seite urtheilten die Gesandten, daß man den Gedanken verabscheuen müsse, einen so langen Unglücksvollen Krieg von neuem zu verlängern. Völker, die nicht zu befürchten hätten, daß Ausländer ihr Gebiete angreifen möchten, und die bereits gewohnt wären, Wanderungen vorzunehmen, um sich bessere Wohnplätze zu verschaffen, könnten sich wohl in den Krieg stürzen; ingleichen Fürsten, die wenig zu verlieren hätten, oder zur Verzweiflung gebracht wären. Aber überhaupt müsse man sich der Waffen nicht eher bedienen, als bis gar keine Hoffnung zu einem Vergleiche übrig geblieben wäre: und dieses sey hier der Fall nicht. Der Kayser und die Catholischen Reichsstände würden wohl an dem Kriege Antheil nehmen; aber nur in der Absicht, damit die Protestanten durch einander selbst geschwächt werden möchten. Jeder andere Beystand sey ungewiß oder unerheblich. Dagegen hätten die Schweden ein siegreiches Heer, in welchem wenigstens die meisten Kriegsbedienten Schweden wären, und es würde ihnen auch nicht an auswärtiger Hülfe fehlen. Zwar sey es unbillig, daß der Kurfürst den allgemeinen Frieden mit seinem Eigenthum erkaufen sollte; aber

in einer so großen Verwirrung müsse man etwas um des öffentlichen Besten willen leiden, und diejenigen, welche Schuld an dem Kriege hätten, wären dem Kurfürsten zur Schadloßhaltung verbunden; da er hingegen, wenn er keinen Vergleich annehmen wollte, Pommern und auch die Schadloßhaltung verlieren könnte. Vielmehr würden alle seine Angelegenheiten und Vortheile durch nichts mehr befestigt werden, als wenn er sich auf irgend eine Art mit Schweden über Pommern vergliche, und ein enges Bündniß mit diesem Reiche eingienge, wodurch er bey andern Fürsten ein ausnehmendes Ansehen erlangen würde.

Schon der Entschluß, solche Berathschlagungen anzustellen, sich nicht sogleich durch das Feuer seines Alters und durch empfindliche Beleidigungen zu einem Kriege hinreißen zu lassen, der wenig Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs für sich hatte; dieser Sieg über sich selbst war schon rühmlich. Aber Friedrich Wilhelm neigte sich auch völlig zu den edlern Gründen, die man ihm vorhielt; ob er gleich beschloß, sich noch eine Zeitlang gegen die Schwedischen Vorschläge zu wehren, um eine desto beträchtlichere Vergütung zu erhalten, und um nicht durch ein zu eiliges Nachgeben sich ganz Pommern auspressen zu lassen. Man sahe unterdessen zugleich, es sey dem Kurfürsten bey dieser Sache nichts so nachtheilig, als daß er sich nicht vor den allgemeinen Friedensunterhandlungen, wegen Pommern mit Schweden verstanden habe. Jedermann erwartete es, daß dieses geschehen seyn, und daß dadurch seine Gesandten eines der vornehmsten Hindernisse des Friedens aus dem Wege räumen würden: man verließ ihn daher, da man das Gegentheil erfuhr. Es ist schwer zu sagen, ob er diesen Vergleich nicht früher habe

stiften

stiften können; oder ob er geglaubt habe, daß derselbe bey der Friedensversammlung leicht nach seinen Absichten ausschlagen werde.

Unterdessen daß dieses zu Münster und Osnabrück vorgieng, suchte der Kurfürst die alte Freundschaft seines Hauses mit den Vereinigten Niederländern auf eine nachdrückliche Art zu erneuern. Ausser ihrem Beystande in der Angelegenheit wegen Pommern, um den er sich, wie oben gedacht worden ist, bewarb, empfohl er ihnen auch seine Streitigkeiten mit dem Herzoge von Neuburg, und die Beylegung der Unruhen im Herzogthum Cleve, wo sie noch Besatzungen hielten, und wo einige Catholische Stände ungerechte Beschwerden wider den Kurfürsten bey ihnen führten, daß er ihre Freyheiten unterdrücke. Er verband sich aber auch besonders mit diesem Staate, indem er die älteste Tochter des Prinzen von Oranien Friedrich Heinrichs, Louise, zur Gemahlinn nahm. Diese Prinzeßinn hatte er bey seinem Aufenthalte in Holland kennen und hochschätzen gelernet: er sahe nächstdem auf den ungemeinen Ruhm der Fürsten ihres Hauses, auf die Uebereinstimmung in der Religion, und auf die Hoffnung einer sehr reichen Erbschaft, die sie mitbrachte. Friedrich Wilhelm vollzog diese Vermählung im November des Jahrs 1646 selbst im Haag; aber ohne alle Pracht, weil es in einem fremden an Mäßigkeit gewohntem Lande war, und er nicht Ursache hatte, einiges Aufsehen zu machen. Er trug auch selbst seine Geschäfte in der Versammlung der Generalstaaten vor; ohne doch, wie er wünschte, ein Bündniß mit ihnen schließen zu können.

Die Schwedischen Gesandten machten dem Kurfürsten den Vorwurf, daß er nicht nur mit dieser Vermählung zu sehr geeilt habe, da er noch dereinst

eine königliche in ihrem Reiche hätte treffen können; sondern daß er auch durch eben dieselbe sich eine Gelegenheit zur Rache gegen Schweden ausgesucht habe: ein Vorgeben, das man nur als eine Beschönigung ihrer harten Forderungen betrachtete. Andere gaben ihm Schuld, daß er die Unterhandlung wegen Pommern nur deswegen so lange verzögere, weil er wartete, ob sich nicht das Glück des Krieges ändern würde. Die Pommerschen Landstände ersonnen auch ein neues Mittel, wie der Kurfürst Pommern behalten, und die Schweden doch zufrieden stellen könnte. Diese sollten die Stifter, Bremen, Verden, Halberstadt, Minden, Osnabrück, Hildesheim gegen die Grafschaften Hoya und Diepholz vertauscht, und einen Theil des Bißthums Münster, bis an die Ens, nebst der Anwartschaft und Mitbelehnung auf Pommern, im Fall die Familie des Kurfürsten ausstürbe, bekommen. Allein dieses Mittel, das den Schweden anfänglich zu gefallen schien, wurde bald auf die Seite gelegt. Man drohte endlich dem Kurfürsten, Pommern auch ohne seine Einwilligung an Schweden zu überlassen: viele wunderten sich auch über seinen langen und vergeblichen Widerstand; aber da er, außer Vorpommern, noch Stettin, Wollin und Camin abtreten sollte, so glaubte er, daß ihm dieses alles, sonderlich den damit verbundenen Verlust der Schiffahrt auf der Oder, nichts so leicht ersetzen könne.

Da er endlich im Anfange des Jahrs 1647 merkte, daß die Zeit der Entscheidung da sey, befohl er seinen Gesandten, die Forderung der Schweden, in Ansehung Pommern, einzugehen; zur Schadloßhaltung aber die Stifter Halberstadt, Minden und Magdeburg, und bis er Magdeburg in Besitz nehmen könnte, die Einkünfte der Fürstenthümer

Glogau

Glogau und Sagan, oder des Gebiets von Osnabrück, ingleichen die Grafschaft Schaumburg, und die zwölfmal hundert tausend Thaler zu begehren, welche man demjenigen, der Stettin abgeben sollte, bestimmt hatte. Sie sollten auch von diesem allem nur so viel als möglich wäre, zu erhalten suchen; und er hoffte, daß Gott seinem Hause diesen harten Verlust, den er aus Liebe zum Frieden übernähme, auf eine andere Art ersetzen werde. Er verlangte aber auch noch die freye Schiffahrt und Handlung auf der Oder, den Titel und das Wapen von Pommern, und für Hinterpommern Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Allein diese Erklärung des Kurfürsten kam beynahe zu spät: die Schweden hatten sich mit den Kayserlichen über Pommern schon ziemlich verglichen. In diesem bedenklichen Zustande leistete der Französische Gesandte, der Graf von Avaux, dem Kurfürsten die wichtigsten Dienste. Er brachte es dahin, daß die Schweden sich an dem gedachten Antheil von Pommern begnügten, und noch einiges milderten; wie sie denn die an ihre Kriegsbedienten in Hinterpommern geschehene Schenkungen aufzuheben versprachen.

Nunmehro aber verursachte die Schadloßhaltung des Kurfürsten für das abgetretene Land, neue Streitigkeiten. Viele geistliche Stifter waren dazu mit Widerwillen der Römischcatholischen, auch anderer Reichsstände, vorgeschlagen worden: die Schweden nannten auch wohl Schlesien, und ob gleich der Kurfürst den Kayser nicht so sehr beleidigen wollte, daß er dieses angenommen hätte; so wurde doch der Kayser dadurch geneigter, die Stifter Magdeburg und Halberstadt zu bewilligen. Das erstere besaß damals der Administrator, Herzog August, aus dem Kurhause Sachsen: und dieser sowohl, als das Dom-

Capitel, ingleichen das Haus Braunschweig, suchten es zu verhüten, daß Magdeburg nicht dem Kurfürsten zu Theil würde. Wegen Halberstadt erfolgte ein ähnlicher Widerstand, und das Haus Braunschweig wußte wenigstens einige Güter von diesem Bißthum abzureißen. Eben dasselbe suchte das Bißthum Minden, das man gleichfalls dem Kurfürsten bestimmt hatte, an sich zu ziehen, und die Schweden unterstützten es darinne, bis d'Avaux die Gesandten des Kurfürsten erinnerte, dem Schwedischen Gesandten Salvius zwanzig tausend Thaler zu schenken: und dieser gab ihnen wiederum den Rath, seinem Mitgenossen Oxenstierna fünf und zwanzig tausend Thaler zu geben: diese Freygebigkeit hob alle Schwierigkeiten wegen Minden. Gegen Abtretung des Stiftes Camin an den Kurfürsten, machte das Dom-Capitel, das sich bereits einen Bischof gewählt hatte, vergebliche Einwendungen. Es war noch die Frage übrig, wie der Kurfürst alle diese Stifter besitzen sollte. Die Kayserlichen wollten nur, daß die Dom-Capitel immer Prinzen aus dem Kurbrandenburgischen Hause wählen sollten: allein der Kurfürst erhielt sie als weltliche Fürstenthümer. Zu spät bat ihn noch der Großmeister des Maltheser-Ordens, es nicht zuzugeben, daß einige Güter dieses Ordens in Pommern den Schweden überlassen würden.

Kaum war dieser Vergleich zu Stande gebracht, so wollten ihn die Schweden unter dem Vorwande, daß der Kurfürst im Haag wider sie feindselige Anschläge gebrauchte, verändern. Man sagte zugleich, Oxenstierna sey, als ein junger Mann, und Salvius, weil er die Gegenden nicht wohl kenne, durch die Klugheit des d'Avaux und durch die Heftigkeit des Wittgenstein hintergangen worden. Die Schweden begehrten auch die Anwartschaft auf die Neue

Mark, weil dieselbe ehemals ein Theil von Pommern gewesen wäre. Endlich aber blieb doch der geschlossene Vergleich stehen. Einige Gesandten bewunderten das Glück und die Geschicklichkeit des Kurfürsten, der fast unbewaffnet, und niemanden furchtbar, durch seine Standhaftigkeit noch zuletzt die Zeit getroffen hatte, in welcher er einen unvermeidlichen Schaden, durch ziemlich gleichwichtige Vortheile, ersetzen konnte. Die Nachwelt bewundert dieses ebenfalls beym Anblicke so vieler Schwierigkeiten, von denen nur ein kleiner Theil hier angeführt worden ist; sie erkennt aber auch, daß seinen Gesandten, besonders dem Grafen von Witgenstein, ein großer Antheil an diesem Ruhm gebühre.

Indem also der Kurfürst ganz Vorpommern, nebst der Insel Rügen, und aus Hinterpommern Stettin, Garz, Dam, Golnau, und die Insel Wollin, nebst der dazwischen fließenden Oder, und das Frische Haff mit seinen drey Mündungen, Pene, Swine und Dievenov, ingleichen dem umliegenden Lande bis an die Ostsee, nach derjenigen Breite des östlichen Ufers, die beyderseitige Abgeordnete noch genauer bestimmen sollten, an Schweden abtrat: erlangte er dagegen für sich, seine männliche Nachkommen, Nachfolger, Erben und Anverwandten, zuerst das Bißthum Halberstadt, mit allen dazu gehörenden Rechten und Gütern, als ein beständiges unmittelbares Reichslehn, das ihm gleich übergeben werden, und für welches er sowohl auf den Reichstagen, als bey den Zusammenkünften des Niedersächsischen Kreises, Sitz und Stimme nehmen sollte. Die Religion und die Kirchengüter sollte er darinne in demjenigen Zustande lassen, in den sie der Erzherzog Leopold Wilhelm durch seinen Vergleich mit dem Dom-Capitel gesetzt hatte; doch sollte

dieses letztere weiter kein Recht auf irgend eine Art zu wählen, oder das Stift zu regieren, besitzen. Dem Kurfürsten sollte es vergönnt seyn, den vierten Theil der Canonicate, (die Probstey nicht darunter begriffen) wenn nach und nach die damaligen Evangelischen Besitzer derselben würde ausgestorben seyn, mit ihren Einkünften zu der bischöflichen Tafel zu schlagen; wenn aber nicht so viele Evangelische Domherren vorhanden wären, daß sie den vierten Theil ausmachten, so sollte ihre Anzahl aus den Einkünften der verstorbenen Catholischen erfüllt werden. Es wurde dem Kurfürsten weiter die Grafschaft **Hohenstein**, als ein schon ehemals dem Bißthum Halberstadt heimgefallenes Lehn, überlassen; hingegen sollte er den Grafen **von Tettenbach** im Besitze der Grafschaft Reinstein lassen, und ihm die von dem Bischof von Halberstadt ertheilte Belehnung erneuern. Das Bißthum **Minden** bekam er ebenfalls wie das Halberstädtische; doch wurden der Stadt Minden ihre Rechte und Freyheiten vorbehalten. Dazu kam noch das Bißthum **Camin**; in diesem aber sollte es dem Kurfürsten frey stehen, die Canonicate, nach dem Absterben der gegenwärtigen Domherren, ganz eingehen zu lassen, und das ganze Stift Hinterpommern einzuverleiben. Ueber dieses wurde dem Kurfürsten die Anwartschaft auf das Erzbißthum **Magdeburg** dergestalt gegeben, daß wenn dasselbe durch den Tod des jetzigen Administrator, des Herzogs **August** von Sachsen, oder durch seine Gelangung zum Kurfürstenthum, erledigt wurde, er eben so wie von Halberstadt, zum Besitze desselben gelangen sollte. Unterdessen aber sollte das Capitel nebst den Ständen und Unterthanen des Erzbißthums, dem Kurfürsten für sich und alle seine Nachkommen und Anverwandten, auf den gedachten Fall huldigen. Der Stadt

Magde-

Magdeburg sollten ihre von Otto dem Großen ertheilten, aber verlornen Freyheiten, ingleichen das von Ferdinand dem Zweyten verliehene Recht der Befestigung, das mit aller Gerichtsbarkeit und Freyheit auf eine deutsche Viertelmeile ausgebreitet war, erneuert werden; ihre übrigen Freyheiten sollten nicht verletzt, und die Vorstädte, ihr zum Nachtheil, nicht wieder erbauet werden. Da die vier Aemter, Querfurt, Jüterbock, Dame und Burg, schon lange dem Kurfürsten von Sachsen eingeräumt wären, so sollten sie auch demselben verbleiben; doch sollte die Geldsumme, welche bisher wegen derselben zu den Collecten des Reichs und des Kreises geliefert worden, auch ferner von dem Kurfürsten von Sachsen gezahlt, und von den Reichs- und Kreis-Steuern des Erzbißthums abgezogen werden. Um aber die dadurch entstehende Verringerung der Einkünfte desselben einigermaaßen zu ersetzen, sollte dem Kurfürsten und seinen Nachfolgern nicht allein gleich, nach geschlossenem Frieden, das Amt Egeln völlig übergeben werden; sondern es sollte ihm auch erlaubt seyn, dereinst den vierten Theil der Domherrnstellen an der Cathedralkirche einzuziehen. Die Schulden, welche der bisherige Administrator des Erzstiftes gemacht habe, sollten nicht aus des letztern Einkünften bezahlt werden, wenn es einst an den Kurfürsten kommen würde: und jener sollte auch dasselbe auf keine seinem Nachfolger schädliche Art beschweren. In allen diesen Stiftern, die dem Kurfürsten überlassen wurden, sollte er die Freyheiten der Stände und Unterthanen, und besonders die Uebung der unveränderten Augsburgischen Confeßion, nach der damaligen Verfassung, erhalten. Endlich sollte der Kurfürst und alle Herren des Hauses Brandenburg, wegen dieser Stifter, den Titel, Herzoge zu Magdeburg,

Fürsten

Fürsten zu Halberstadt und Minden, führen. Auf der andern Seite wurde ausgemacht, daß Schweden alles übrige von Pommern außer seinem Antheil, inglächen die in der Mark noch besetzten Städte, und die Güter des Johanniter-Ordens, dem Kurfürsten einräumen sollte; wobey auch die Erhaltung der Freyheiten der Stände und Einwohner von Hinterpommern nicht vergessen wurde. Den Titel und das Wapen von Pommern sollte das Königlich Schwedische Haus immer, das Kurbrandenburgische hingegen nur so lange gebrauchen, bis männliche Nachkommen von demselben vorhanden seyn würden: und wenn diese ausstürben, sollte Schweden den Besitz von ganz Pommern erhalten; unterdessen aber sollten sie die Hoffnung der Nachfolge und die Belehnung zugleich empfangen, auch den Ständen und Unterthanen der abgetretenen Oerter für die Huldigung die gewöhnliche Versicherung geben. — Alle diese genauern Bestimmungen wurden zwar erst in dem Westphälischen Friedensschlusse vom Jahr 1648 ausgedrückt; allein der Hauptinhalt dieses Vergleichs wurde schon im Jahr 1647 festgesetzt.

Nachdem Friedrich Wilhelm an den Schweden so mächtige Nachbarn bekommen hatte, versuchte er mit denselben ein Bündniß zu schließen. Allein da er eben Gesandte deswegen nach Schweden schicken wollte, hielt ihn die Erklärung des Salvius zurück, der dieses einen frühzeitigen Schritt nannte, da es noch nicht gewiß sey, ob Friede werden, oder Krieg bleiben dürfte: und dieser Gesandte setzte noch, aus Abneigung gegen das Haus Oxenstierna, hinzu, der Großkanzler von Schweden bemühte sich, alle Freundschaft zwischen der Königinn und dem Kurfürsten aufzuheben, und beyde zu unterdrücken. Eben so vergeblich suchte der Kurfürst

das

das Herzogthum Jägerndorf zu erhalten, das der Kayser dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, wegen seines Antheils an den Böhmischen Unruhen, genommen hatte: er berief sich auf die allgemeine Vergessenheit, die jetzt eingeführt wurde; man verwies aber sein Ansuchen an den Kayserlichen Hof. Hingegen brachte er die Stadt Hervorden in seiner Grafschaft Ravensberg zur Unterwürfigkeit. Diese wollte die Rechte einer freyen Reichsstadt behaupten; zumal da sie von dem Kayser auf den Reichstag war berufen worden. Der Kurfürst ließ sie daher im Jahr 1647 mit einigen Kriegsvölkern besetzen: und da solches fast unter den Augen der Friedensversammlung geschah, stiftete er großes Aufsehen. Die Kurmaynzischen und andere Gesandten thaten scharfe Vorstellungen darüber; allein die Stadt bat den Kurfürsten bald darauf um Verzeihung, und mit Versprechung ihres Gehorsams um die Bestätigung ihrer Freyheiten, die er ihr auch bewilligte

Frankreich rieth damals dem Kurfürsten einige Kriegsrüstungen an, um der friedliebenden Parthey in Deutschland beystehen zu können: denn der Kayser und der Kurfürst von Bayern waren beyde geneigter, den Krieg fortzusetzen. Der Kurfürst verwarf auch dieses nicht: er hatte erfahren, wie viel ein unbewaffneter Fürst mitten unter großen Kriegsheeren leiden müsse. Aber wenn er solches thun sollte, mußten vorher die Schweden und Hessen ihre Besatzungen aus seinen Ländern ziehen, und ihre Geldforderungen daselbst aufheben. Sie waren dazu bereit, wenn er ihre Parthey ergreifen wollte; doch dieses hielt Friedrich Wilhelm nur für eine Gelegenheit den Krieg zu verlängern. Außerdem hegten sowohl die Schweden als die Franzosen einiges Mißtrauen gegen den Kurfürsten, dazu sich während eines noch

dauern-

dauernden Krieges die Veranlassungen auch ungesucht fanden. Er hatte im Haag ein Bündniß mit Frankreich angetragen; nachher aber nichts mehr davon gedacht. Man argwohnte deswegen, er sey im Begriff, sich mit der Spanischen Parthey zu vereinigen; da er doch dieselbe nur zu schonen, und allen seinen Ländern Ruhe zu verschaffen suchte.

In dieser Absicht verlangte er auch, daß die kayserliche Besatzung aus Hamm gezogen werden sollte, die durch viele Erpressungen in den Grafschaften Mark und Ravensberg ihm sehr beschwerlich fiel. Allein der Kayser befürchtete immer, der Kurfürst möchte sich gänzlich auf die Schwedische Seite schlagen: daher machte er es zur vornehmsten Bedingung dieser Räumung, daß der Kurfürst seine Kriegsvölker zu den Kayserlichen stoßen lassen sollte. Die neue Verbindung des Kurfürsten von Bayern mit dem kayserlichen Hofe hatte diesen so muthig gemacht, daß er weiter keine Partheylosigkeit der Reichsstände zugeben wollte. Da dieses Begehren des Kurfürsten bis ins Jahr 1648 aufgehalten wurde, und der Kayserliche Feldherr in jener Gegend fortfuhr, das Kurfürstliche Gebiet zu drücken, rächte sich derselbe dadurch, daß er einige Cöllnische Dörfer plündern ließ. Die Niederländer schrieben auch deswegen drohend an den Kurfürsten von Cölln. Um also mehrere Feindseligkeiten zu verhüten, versprach der Kayser, daß sein Befehlshaber zu Hamm von dem Kurfürsten abhängen, und daß die Abgaben seiner dortigen Unterthanen verringert werden sollten. **Friedrich Wilhelm** bestand immer auf seinem ersten Verlangen, das ihm endlich auch, da die Kayserlichen Waffen immer unglücklicher waren, zugestanden wurde. Er hatte noch eine geheime Ursache, so sehr darauf zu dringen, daß ihm Hamm übergeben würde.

Bey

Bey den gegründeten Ansprüchen des Kurfürsten von Sachsen auf die Länder der Jülichschen Erbschaft, besorgte er, die Kayserliche Besatzung in der gedachten Stadt möchte im Namen dieses Kurfürsten Besitz von den Grafschaften Mark und Ravensberg nehmen.

Die große Streitsache wegen jener Erbschaft, die schon seit dem Jahr 1609 rege geworden war, und über welche sich die Vorfahren des Kurfürsten längst mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, wenigstens bis zur rechtlichen oder gütlichen Endigung derselben, verglichen hatten, wurde noch zuletzt bey den Westphälischen Friedensunterhandlungen angebracht. Sie gehörte zwar nicht nothwendig für dieselben, weil sie an dem dreyßigjährigen Kriege wenigstens keine unmittelbare Schuld hatte. Allein der Pfalzgraf von Zweybrücken erlangte doch als Anverwandter der Königinn von Schweden so viel, daß sich ihre Gesandten der Ansprüche desselben auf die Jülichschen Länder eifrig annahmen. **Friedrich Wilhelm** widersetzte sich diesem Mitbewerber glücklich; dessen kriegerische Absichten auf die genannten Länder nicht einmal von der Königinn gebilligt wurden. Er selbst besaß zwar das Herzogthum Cleve; allein die Holländer hatten bey Gelegenheit ihres Kriegs mit Spanien, und da diese Krone sowohl als der Kayser den Kurbrandenburgischen Ansprüchen auf die Jülichsche Erbschaft entgegen arbeiteten, viele Clevische Plätze besetzt, die sie auch jetzt, da sie im Jahr 1648 mit Spanien Frieden schlossen, sich zu räumen weigerten. Sie wollten noch immer dem Kayser und Spanien in Ansehung dieser an ihr Gebiet gränzenden Städte nicht trauen, und es lediglich auf ihren Gefallen ankommen lassen, wenn dieselben dem Kurfürsten übergeben werden sollten. Weder der wiederholte An-

trag

trag eines Bündnisses, noch die Vorstellung, daß ihm von den Schweden und Franzosen gleiche Anträge gethan würden, konnten sie bewegen, ihm zu willfahren. Ihre Freundschaft war ihm unterdessen schätzbar; hingegen ahndete er die Härte des Pfalzgrafen von Neuburg gegen seine Protestantischen Unterthanen in den Herzogthümern Jülich und Bergen, dadurch, daß er die Römischcatholischen in dem Herzogthum Cleve eine gleiche Last empfinden ließ, und auf diese Art jenen zur Sicherheit und Ruhe verhalf.

Zu dieser Zeit erweckten ihm die Unruhen, welche die Cosaken in Pohlen stifteten, und der Tod des Königs **Wladislaus**, neue Besorgnisse. Er war gesonnen, Preußen mit einer Anzahl Kriegsvölker zu verstärken, um auch Pohlen, wenn es nöthig wäre, Hülfe zu leisten. Allein die Holländer schlugen es ab, ihm die Soldaten, deren sie nun nicht mehr benöthigt waren, zu überlassen, und eine Summe Geldes gegen die Unterpfändung des Zolls von Pillau, zu leihen. In Frankreich war der Schatz der Krone zu sehr erschöpft, als daß man ihm ein ähnliches Begehren hätte bewilligen können: und die Schweden wollten es auch nicht zugeben, daß er aus Deutschland durch ihre Quartiere Kriegsvölker nach Preußen schicken sollte. Eben diese gaben ihm noch weniger Gehör, da er den Vorschlag that, daß der Stillstand zwischen Schweden und Pohlen durch den Deutschen Friedensschluß bestätigt werden möchte. Da er immer befürchtete, diese beyden Reiche möchten wegen der noch zwischen ihnen übrigen Streitigkeiten in einen Krieg gerathen, der ihn in große Verlegenheit setzen könnte, so bot er seine Vermittelung zu einem dauerhaften Frieden an, der vielleicht während des Pohlnischen Zwischenreichs leichter geschlossen

sen werden dürfte; aber auch hier waren sein Eifer und seine Vorsicht auf das Künftige vergebens angewandt. Johann Casimir, ein Bruder des verstorbenen Königs, war einer der vornehmsten Bewerber um die Pohlnische Krone; er suchte dazu den Beystand des Kurfürsten, und versprach ihm, da er derselben bereits versichert war, auch schriftlich, daß er ihm sein Recht, Sitz und Stimme bey den Wahlen zu führen, erhalten wollte; daß der Kurfürst nicht genöthigt werden sollte, die Belehnung selbst zu empfangen; in Preußen sollten unter seiner Regierung die Protestanten in ihrer freyen Religionsübung nicht gestört werden; und die Unterhaltung der starken Besatzung zu Pillau und Memel, welche zur Sicherheit von Pohlen so viel beytrügen, sollte dem Kurfürsten auf irgend eine Art erleichtert werden.

Friedrich Wilhelm wurde selbst von vielen als ein Fürst angesehen, der über Pohlen herrschen könnte. Seine großen Gaben, sein Ansehen und seine Macht, die Verbindungen, in welchen er mit Pohlen stand, und welche ihn zur Erhaltung der innern Ruhe des Reichs und der Handlung auf der Ostsee gemeinschaftlich mit Pohlen verpflichteten, andere Eigenschaften noch daneben, machten, daß es sehr natürlich war, die Augen auf ihn zu werfen. Dagegen erinnerte man, daß die Eifersucht des Oesterreichischen Hauses gegen die anwachsende Macht des Kurbrandenburgischen; Schwedens Verdacht gegen eben dasselbe; die Furcht mancher Pohlen für ihre Freyheit; die Besorgniß der Danziger, daß der Kurfürst ihre Handlung in seine Häfen ziehen möchte; vor allen andern aber der Haß und das Mißtrauen der Römischcatholischen gegen seine Religion, ihm dabey im Wege stehen würden. Man sieht auch

nicht, daß er einige Neigung oder Bemühung deswegen bezeigt hätte: seine Religion war vermuthlich bey ihm hinlänglich, die Gedanken davon abzuziehen. Allein das Recht, seine Stimme bey der Königswahl zu geben, wollte er sich desto weniger entreißen lassen. Die Pohlnischen Stände sahen dasselbe für einen sehr gefährlichen Eingriff in ihre Freyheit an; manche unter ihnen glaubten, man müsse eher das Aeußerste versuchen, als dieses zugeben, weil der Kurfürst, wenn er bey der Wahl nur die geringste Begierde nach dem Reiche zeigen würde, leicht durch Hülfe der Protestanten, des Preußischen Adels, und anderer Anhänger, alle übrige Mitbewerber verdrängen könnte. Man machte noch andere Einwendungen und Zweifel dawider: selbst einige Freunde des Kurfürsten behaupteten, dieses Recht sey nicht so wichtig, daß er deswegen die großen Kosten, die bey der Ausübung desselben nöthig wären, aufwenden sollte. Wegen der deutschen Angelegenheiten konnte der Kurfürst nicht selbst nach Pohlen reisen: daher ließ er seine Stimme für den Prinzen Johann Casimir, der ihm überhaupt das meiste bey seiner Wahl zu danken hatte, dem Primas von Pohlen schriftlich übergeben, welches auch dieser, aber nicht die Stände, annahmen. Er gab bald darauf dem neuen Könige und der Republik den Rath, den Frieden mit Schweden ernstlich zu suchen, und wegen ihrer Ansprüche auf Schweden keine Schwierigkeiten zu machen, auch die Cosaken durch Nachgeben zu beruhigen; sonst könnte es leicht geschehen, daß sich in ihre einheimische Händel, zum unersetzlichen Schaden von Pohlen und Preußen, ein Dritter einmengte. Im folgenden Jahre 1649 empfieng er auch durch seine Gesandten die Belehnung über Preußen: allein die Geldbegierde der Pohlnischen Hofbedienten machte, daß ihm diese Gesandt-

schaft

schaft zweymal hundert tausend Pohlnische Gulden kostete.

Mittlerweile war im Jahr 1648 der Westphälische Friede völlig zu Stande gekommen. **Friedrich Wilhelm** hatte denselben durch seine gleich vom Antritte der Regierung an gefaßte Entschließung erleichtert, und auch, ohngeachtet der Langsamkeit, zu welcher ihn die Unterhandlung wegen Pommern nöthigte, sehr befördert. Ihm hauptsächlich hatten es die Reformirten in Deutschland zu danken, daß sie ausdrücklich durch diesen Frieden eben diejenigen Rechte erhielten, welche bisher nur die Römischcatholischen und Lutheraner genossen hatten; doch wurde hinzugesetzt, daß Reformirte Fürsten das Recht zu reformiren gegen ihre der Augsburgischen Confeßion zugethane Unterthanen nicht ausüben sollten. Dieser Friede, welcher den Deutschen Reichsständen und den Protestanten insonderheit ein Ansehen, Rechte und Einkünfte gab, auf welche sie ihre Größe noch beynahe sicherer bauen konnten, als auf den unterschriebenen und beschwornen Vergleich, war auch für den Kurfürsten, in dieser Betrachtung, ungemein wichtig. Von demselben an nimmt seine merklichere Macht und Hoheit ihren Anfang; aber schon während der Unterhandlungen desselben hatte er sich eine gewisse Würde erworben, und selbst der Zuwachs an Ländern, den er durch denselben bekam, wurde erst durch seine Regierungskunst ein wahrer und bleibender Vortheil.

Er hatte auch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er diese Länder in Besitz nehmen konnte. Da er zum Grunde legte, daß alles, was in den Friedensschlusse den Schweden nicht ausdrücklich in Pommern eingeräumt worden, ihm vorbehalten sey: so rechnete er auch dazu die Aemter

Stettin und Wollin, weil dieselben niemals zu den Städten gleiches Namens, sondern zu Hinterpommern gehört hätten; ingleichen viele Rechte, welche die Herzoge von Hinterpommern in Vorpommern besessen hatten. Diesem Anspruche widersetzten sich die Schweden, und beyde Theile fiengen von neuem an, sich von einander zu entfernen. Unter andern wurde dem Kurfürsten vorgeworfen, daß die Vergütung, welche ihm die Schweden verschafften, noch einmal so viel, als das von ihm abgetretene Pommern, werth sey. Um ihnen zu zeigen, wie wenig er dieses glaube, und weil er überhaupt aus diesem Anfange mehrere Streitigkeiten mit ihnen vermuthete, erbot er sich, ihnen die zu seiner Schadloßhaltung ausgesetzten drey Stifter gegen den an sie abzutretenden Antheil von Pommern zu überlassen; wozu er noch eine ansehnliche Geldsumme beyfügen wollte. Doch dieser Tausch fand nicht statt, und die Kayserlichen Gesandten widerriethen ihn auch dem Kurfürsten als schädlich; besonders da es wohl dereinst Fälle geben dürfte, wo er auch den abgetretenen Theil von Pommern wieder erhalten könnte, und weil jener Tausch den Schweden einen Sitz mitten in Deutschland, zugleich also die Bequemlichkeit große Kriegsheere aufzurichten, geben würde. Der Kurfürst mußte endlich die Genehmigung des Friedens den Schweden ohne Vorbehalt seiner Rechte übergeben. Eine neue Uneinigkeit entstand, als er in den Besitz der für ihn bestimmten Länder gesetzt zu werden verlangte. Die Schwedischen Gesandten verwiesen ihn an den obersten Feldherrn, den Pfalzgrafen Carl Gustav: und dieser berief sich darauf, daß erst der Vollstreckungs-Vergleich zu Nürnberg geschlossen werden müßte; er that auch gewisse Forderungen, die der Kurfürst nicht eingehen konnte. Bald darauf

bekam

bekam dieser die Versicherung, daß ihm Minden und Halberstadt eingeräumt werden sollten; er schickte daher im Sommer des Jahrs 1649 seine Abgeordnete dahin; sie kamen aber unverrichteter Sachen zurück. Die Schweden brauchten mancherley Vorwand, solches zu verweigern; die vornehmste Ursache aber, welche sie antrieb, war die Besorgniß, man möchte die Bedingungen des Friedens nicht alle erfüllen, wenn sie ihre Vortheile zu geschwind verließen. Ohngeachtet dieser Beschimpfung wollte doch **Friedrich Wilhelm**, aus Liebe zum Frieden, keine Abgeordnete nach Wien schicken, wie der Kayser verlangte, um daselbst über die Vollstreckung des Friedens gegen die Schweden zu berathschlagen: er ließ vielmehr daran mit andern Ständen zu Nürnberg arbeiten. Hier kamen abermals Hindernisse auf, besonders die noch übrige Gränzbestimmung von Pommern. Der Kurfürst erhielt zwar Minden und Halberstadt noch in diesem Jahre; allein die Schwedischen Besatzungen blieben noch eine Zeitlang darinne.

Am längsten wurde die Abtretung von Hinterpommern an den Kurfürsten verzögert, weil die Schweden erst die Gränzen des beyderseitigen Gebiets festgesetzt wissen wollten, auch diese vorläufige Bedingung unvermerkt in den Nürnbergischen Vollstreckungs-Vergleich eingerückt hatten. **Friedrich Wilhelm** schickte daher einen Gesandten nach Schweden, der aufs neue den oben gedachten Tausch, mit zwo Millionen Reichsthaler, anbot. Durch denselben ließ er vorstellen, daß einige der Königinn überlassene Oerter tief in Hinterpommern lägen; daß manche ihrer Einkünfte aus dem Kurfürstlichen Antheil gezogen würden; daß viele gemeinschaftliche Rechte übrig geblieben, und die Gränzen zwischen

beyderley Pommern und der Mark nicht genau ausgemacht wären, daß es auch Lehen gebe, über welche die ehemaligen Herzoge von Pommern unter sich, und mit den Kurfürsten von Brandenburg gestritten hätten; daß über die Handlung und die Zölle nicht allein mit der Königinn von Schweden, sondern auch mit dem Kayser und andern Staaten, die sonst auf der Oder geschifft hätten, leicht Händel entstehen könnten. Dieses und noch mehreres würde bey der Königinn und bey dem Kurfürsten keine Besorgnisse erregen, wenn sie den vorgeschlagenen Tausch annähme, und sie würde auch durch die Mündungen der Elbe und Weser den ihr zu überlassenden Stiftern leicht zu Hülfe kommen können: zu welcher Absicht er zugleich ein Bündniß antrug. Allein dieser Vorschlag mißlung abermals; die Königinn bestand auf einer für den Kurfürsten nachtheiligen Gränzscheidung: und im Grunde kam es bey derselben auf den Nutzen einiger vornehmen Schweden an, welche in Hinterpommern beträchtliche Schenkungen besaßen. Zu Stettin kamen zwar im Jahr 1650 Abgeordnete von beyden Theilen zusammen, um sich über die Gränzen zu vereinigen; allein die Schweden verlangten immer, zu ihrer Sicherheit, ein beträchtliches Stück Landes von dem Gebiete des Kurfürsten, bis dieser so weit nachgab, daß die Gränzbestimmung gegen das Ende des Jahrs 1651 vollendet wurde. Aber nunmehro verlangten die Schweden auch einen Antheil an seinen Zöllen in Pommern, ehe sie ihm Hinterpommern einräumen könnten: und sogar noch einen großen Rest des im Stillstande bewilligten jährlichen Geldes. Er bot dagegen überhaupt hundert und dreyßig Tausend Reichsthaler an, die nicht angenommen wurden. Sein Nachgeben brachte endlich im Jahr 1653 den Gränz-Vergleich hervor, der ihm den Besitz seines

Antheils von Pommern verschaffte. Kraft dieses Vergleichs verlohr er noch vieles darinne; besonders was zu den Aemtern Stettin und Wollin gehört hatte: er versprach, das Dom-Capitel zu Camin, das ihm durch den Frieden vergönnt war, aufzuheben, zum Besten des Adels zu erhalten, und gestand auch der Königinn einiges Recht darüber zu; er räumte ihr ferner die Mitbelehnung über Hinterpommern und Camin, und unter Kayserlicher Bestätigung die Anwartschaft auf die Neue Mark, den Sternbergischen Bezirk, Vierräden und Löckenitz ein, wenn seine männliche Nachkommenschaft aussterben sollte. Die Königinn aber nahm ihn in die Gemeinschaft der neuerrichteten Zölle in Hinterpommern auf. Die Handlung zwischen den beyderseitigen Unterthanen wurde frey gegeben, und der Kurfürst übernahm den größten Theil der öffentlichen Schulden von Pommern.

Beym Anfange dieser langen Unterhandlung über die Gränzen, hatte der Kurfürst an dem Kayserlichen Hofe angesucht, daß Schweden so lange die Belehnung abgeschlagen werden möchte, bis es den Frieden gegen ihn erfüllt hätte: und überhaupt bat er sich dabey den Beystand des Kaysers aus. Er wurde ihm zugesagt; aber mit großer Behutsamkeit geleistet, zumal da eben damals die Jülichsche Streitsache in neue Feindseligkeiten ausbrach, und jedes härtere Mittel gegen die Schweden gefährlich zu seyn schien. Die Kayserlichen Staatsbedienten riethen endlich dem Kurfürsten, selbst nach Prag zu dem Kayser zu kommen; seine Gegenwart, sagten sie, würde ihm bey dieser Gelegenheit sehr nützlich seyn. Er empfieng auch freundschaftliche Einladungsschreiben von dem Kayser; brauchte aber anfänglich Entschuldigungen dagegen, weil er glaubte, von demselben

nicht so hoch geschätzt worden zu seyn, daß er nach seinem Verlangen sogleich dahin kommen müßte, wo er ihm Dienste leisten könnte: denn Ferdinands des Dritten wahre Absicht bey dieser Einladung an ihn und die übrigen Kurfürsten, war diese, daß sie seinem ältesten Prinzen ihre Stimme zur Würde eines Römischen Königs versprechen möchten. Doch zuletzt kam er gegen das Ende des Jahres 1652 mit einem Gefolge von zweyhundert Personen nach Prag. Die Kurfürsten von Maynz, Trier und Sachsen waren ebenfalls daselbst zugegen, und diese willigten nebst ihm in das Verlangen des Kaysers, noch vor dem angehenden Reichstage die Römische Königswahl zu vollenden; er aber erhielt von dem Kayser, mit ihrer Zustimmung, das Versprechen, daß Schweden weder die Belehnung, noch Sitz und Stimme unter den deutschen Reichsständen eher erhalten sollte, bis es ihm Hinterpommern eingeräumt hätte. Auf seiner Rückreise ließ sich Friedrich Wilhelm zu Dresden von dem Kurfürsten zu Sachsen feierlich in die Kur-Verein aufnehmen ein schon im vierzehnten Jahrhunderte zwischen den Kurfürsten geschlossenes Bündniß, durch welches sie sich vereinigt hatten, des Deutschen Reichs und ihre Ehre und Rechte gegen jedermann zu vertheidigen. Der zu Prag wegen Pommern gefaßte Entschluß trug würklich einiges dazu bey, daß Schweden die Endigung des Gränzvergleichs mit dem Kurfürsten beförderte. Allein da er von den Reichsständen eine Ersetzung des Schadens begehrte, der ihm dadurch verursacht worden war, daß man ihm Pommern vier Jahre über den Friedensschluß vorenthalten hatte, und den er auf achtmal hundert tausend Reichsthaler rechnete: bekam er solche vorhergesehene Antworten, welche dieses Anhalten ganz unnütz

gemacht

gemacht haben würden, wenn er den Gebrauch desselben nicht zugleich auf künftige Fälle erstreckt hätte.

Auch in dem Westphälischen Gebiete des Kurfürsten war der kaum geschlossene Friede, bey Gelegenheit des alten Streits über die Jülichsche Erbschaft, gestört worden. Er hatte sich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zuletzt dergestalt verglichen, daß er, außer Cleve und Mark, die ganze Grafschaft Ravensberg, dieser aber, nebst Jülich und Bergen, die Herrschaft Ravenstein einstweilen besitzen, und daß sie bey den Westphälischen Kreistagen das Directorium wechselsweise führen sollten; aber er hatte sich zugleich sein Recht auf alle Länder dieser Erbschaft vorbehalten. Daher sah er die Bedrückungen, welche die Protestanten daselbst noch immer von dem Pfalzgrafen erlitten, als solche an, die seinen Unterthanen wiederführen. Die Holländer hatten schon seit dem Jahre 1643 einige Römischcatholische Geistliche aus dem Jülichschen und Bergischen, die von dem ihnen zum Unglück der menschlichen Gesellschaft eigenen Verfolgungsgeiste heftiger, als andere entbrannt waren, vermöge ihrer Gewährleistung des Vertrags von Xanten, in einige Festungen gefangen wegführen lassen: diese wurden auf Vermittelung des Kurfürsten mit der Bedingung in Freyheit gesetzt, daß sie die Protestanten nicht weiter beunruhigen sollten; allein er hielt es nunmehro für anständiger, diese selbst zu schützen. Da er dem Pfalzgrafen darüber vergebens Vorstellungen gethan hatte, und sich dieser auch durch Kriegsrüstungen bey ihm sehr verdächtig machte: beschloß er im Jahr 1651 sich der Gewalt wider ihn zu bedienen. Er verwarf zwar den Rath, ihn zu Düsseldorf überfallen zu lassen; dagegen aber ließ er seinen Befehlshaber Sparre mit einer Anzahl Kriegsvölker in das Herzogthum Bergen einrücken,

S 5 der

der Angermünde und Ratingen einnahm, und darauf aus einem verschanzten Lager bey Angerort, weit herum Kriegssteuern ausschrieb. In einer öffentlichen Erklärung meldete er den Ständen von Jülich und Bergen, in was für einer Absicht dieses geschehe, und verlangte, daß sie künftig nur ihm gehorchen sollten; sonst würde er sie als Empörer betrachten. Friedrich Wilhelm rechtfertigte sein Verfahren noch weitläuftiger in einer andern Schrift, indem er zeigte, daß der Pfalzgraf alle Verträge übertreten, die nichtigsten Ausflüchte gesucht, ihn dadurch ebenfalls der Verbindlichkeit die Verträge zu halten entbunden, und genöthigt habe, sowohl zur Behauptung seines Rechts, als zur Beschützung der Einwohner, die Waffen wider ihn zu ergreifen.

Man fieng schon an zu fürchten, daß dieser Schritt des Kurfürsten den Krieg wieder anzünden möchte: und man argwohnte auch, daß die Schweden, Franzosen und Niederländer wohl einen geheimen Antheil daran haben könnten. Der Kayser mahnte ihn zwar von Gewaltthätigkeit ab; allein er vertheidigte sich mit der Nothwendigkeit, und nahm auch die Kayserliche Commißion nicht an, weil sie sein Gegner dadurch erschlichen hätte, daß er verlangt habe, der Religionszustand von Jülich und Bergen sollte nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens beurtheilt werden; da doch derselbe durch einen spätern Vergleich zwischen ihnen ausgemacht worden sey. Von der andern Seite bot der Herzog Carl von Lothringen, der mit einem Haufen Kriegsvölker herumschweifte, und sie auf fremde Kosten zu unterhalten suchte, dem Kurfürsten dieselben an; da ihm aber dieser überhaupt für seinen guten Willen Dank sagte, schickte er sie dem Pfalzgrafen zu Hülfe, worauf sie die Grafschaft Mark auf alle Art verwüsteten. Dieses

ses bewog die Clevischen und Märkischen Stände, die Holländer zu bitten, daß sie beyde Fürsten mit einander vereinigen möchten: die Holländer trugen auch ihre Vermittelung an, und von dem Kurfürsten wurde sie desto leichter angenommen, da er fand, daß sich fast alles in und außer Deutschland wider sein Betragen erklärte: die Römischcatholischen, weil es eine Angelegenheit ihrer Religion betraf, und die übrigen mit ihnen, aus einer traurigen Erinnerung an den letzten Krieg. Der Pfalzgraf willigte endlich auch in diese Vermittelung; er wollte aber noch mehr Fürsten dazu gezogen wissen. Allein dadurch würden die Schwierigkeiten des Vergleichs nur vergrößert worden seyn. Daher schrieb der Kurfürst mit einer großmüthigen und weisen Gesinnung, die bey solchen Fällen den Fürsten nicht genug empfohlen werden kann, die auch Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache anzeigte, an den Pfalzgrafen: „er „wünschte sich mit ihm selbst zu unterreden, und zu „versuchen, ob ihre Streitigkeit nicht geschwinder „geendigt, nicht eine aufrichtigere Freundschaft zwi„schen ihnen gestiftet werden könne, als es bisher „durch ihre Staatsbedienten geschehen sey; Zeit und „Ort hiengen von seiner Bestimmung ab; er aber „versichere bey Fürstenworte, daß er alles redlich „meine.„ Sie kamen also bey Angerort auf freyem Felde, wo man drey Zelte aufgeschlagen hatte, zusammen. Der Pfalzgraf, der sich auf die Klugheit seines Alters verließ, hätte gerne ohne alle Zeugen mit dem Kurfürsten gesprochen, weil er hoffte, auf diese Art leichter einige Vortheile von ihm zu gewinnen; doch auf Verlangen des letztern waren die Räthe von beyden Seiten zugegen. Als diese aber mit einander zu streiten anfiengen, befohl ihnen der Kurfürst, vielmehr ein Mittel zur Wiederherstellung des guten

Ver-

Vernehmens ausfindig zu machen. Die Holländischen Gesandten trugen das ihrige dazu bey, und der Pfalzgraf wurde schon zum Frieden geneigter, als ihm die Nachricht gebracht wurde, es näherten sich mehrere Lothringische Kriegsvölker: man stellte ihm auch vor, daß er, ohne Einwilligung des Herzogs von Lothringen keinen Vergleich schließen könne. Dadurch wurde er kaltsinnig, und die Unterredung ward abgebrochen; ob man gleich übereinkam, daß die Feindseligkeiten aufhören, auch das Eroberte zurückgegeben werden sollte. Allein der Sohn des Pfalzgrafen und andere an seinem Hofe verhinderten es, daß auch dieses nicht beobachtet wurde. Die Vermittelung der Holländer brachte eine neue Unterhandlung zu Eßen zwischen den beyderseitigen Gesandten hervor; die aber gleichfalls ohne Würkung war, weil die Forderungen des Pfalzgrafen, dessen Kriegsvölker bis auf zwölf tausend Mann angewachsen waren, dem Kurfürsten zu unbillig schienen. Endlich machte die Ankunft der Kayserlichen Gevollmächtigten dem Streite noch im Jahr 1651 ein Ende. Beyde Theile nahmen die Commißion an, welche der Kayser dem Bischof von Münster, und dem Herzoge August von Braunschweig aufgetragen hatte: mit welchen Fürsten noch von Seiten des Kurfürsten, August Fürst von Anhalt, und Ludwig Heinrich, Graf von Nassau; von Seiten des Pfalzgrafen aber die Bischöfe von Paderborn und Osnabrück zusammen treten und untersuchen sollten, ob diese Händel nach dem Westphälischen Frieden, oder nach den Verträgen der beyden Fürsten, zu entscheiden wären. Was die meisten Stimmen ausmachen würden, sollte ohne Widerrede gelten; Zweifel aber, welche diese Gesellschaft nicht heben könnte, sollten an den Kayser gerichtet werden. Alles sollte in dem Zustande, in wel-

welchem es vor diesen Bewegungen war, gelassen, oder in denselben wieder gesetzt, die Kriegsvölker entlassen, die Gefangene ohne Lösegeld freygegeben, und alles Geschehene vergessen werden. Die Unterthanen sollten ihre Beschwerden nur bey ihren Fürsten anbringen; die alten Verträge sollten bleiben, und keine Streitigkeit sollte durch die Waffen ausgemacht werden. — Wenn Friedrich Wilhelm dergestalt nicht in allem Recht behielt; so konnten doch seine Absichten nicht gemißbilligt werden: er wählte zur Erreichung desselben ein gefährliches Mittel, das aber doch der nothwendige Schutz gegen einen unversöhnlichen Religionshaß, am ersten entschuldigen kann.

Niemand wußte hingegen auch den wiederhergestellten Frieden besser, als er, zu nützen. Durch seine Sorgfalt erholten sich seine Länder nicht nur bald von der äußersten Verwüstung so vieler Jahre; sondern er führte auch in dieselben Ueberfluß und gute Ordnung in einer bisher darinne noch nicht gekannten Stärke ein. Schon mit dem Jahre 1650 legte er unter allen deutschen Reichsständen zuerst Posten in seinen deutschen Ländern an. Es gab bereits seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Reichsposten in Deutschland; aber sie erstreckten sich nicht auf die Sächsischen Kreise. Friedrich Wilhelm, der auf die Beförderung des Handels vorzüglich bedacht war, bediente sich eines Rechtes, das den Deutschen Fürsten oft und vergebens streitig gemacht worden ist, Posten zu setzen, wie sie vor kurzem auch der König von Pohlen Wladislaus aufgerichtet hatte: andere Reichsstände, denen es an dieser Bequemlichkeit fehlte, zogen durch seine Veranstaltung daraus Vortheile, und folgten nach und nach seinem Beyspiele.

Unter

Unter Begünstigung der Ruhe, die er und Deutschland genoß, konnte endlich im Jahr 1653 der Reichstag zu Regensburg gehalten werden, den man seit einiger Zeit gewünscht hatte. Er befohl den Gesandten, die er dahin schickte, seiner Würde, in Ansehung der abzulegenden Besuche und anderer Theile des Cärimoniels, nicht das geringste zu vergeben. Für einen Fürsten, wie er war, schienen diese Vorschriften eine zu kleine Beschäftigung gewesen zu seyn; allein sie sind selten ohne Schaden größerer Rechte verabsäumt worden. Man brachte damals die Römische Königswahl in Vorschlag; darüber urtheilte der Kurfürst, diese Sache sey wichtig, und nach den Reichsgesetzen nicht ohne Noth vorzunehmen; sie könne auch zuweilen gefährlich seyn, weil mehrere die aufgehende als die untergehende Sonne anzubeten pflegten, und es schwer sey, zween Herren zu dienen; zumal da es nichts Neues sey, daß die Eifersucht und Uneinigkeit der Staatsbedienten Vater und Sohn mit einander in Streit verwickelten; durch eine doppelte Regierung könnten auch die Lasten des Reichs verdoppelt, und die Ausfertigung der Geschäfte schwerer gemacht werden, so daß sie einer an den andern verwiese. Doch, setzte er hinzu, halte er die Wahl eines Römischen Königs bey den jetzigen kriegerischen Unruhen in den benachbarten Ländern für nothwendig. Sie gieng zu Augsburg vor sich; aber auf sein Erinnern einige Wochen später, als der Kurfürst von Maynz sie ansetzen wollte, damit die Kurfürsten, wegen einer solchen Eilfertigkeit, nicht von den Ständen getadelt würden. **Friedrich Wilhelm** gab auch seinen Gesandten Befehl, bey der Abfassung des Kayserlichen Wahlvertrages, oder der Capitulation, auch die Erinnerungen der übrigen Reichsstände zu hören; wenn er gleich glaubte,

daß

daß die Kurfürsten allein sie aufsetzen könnten. Allein er konnte es doch nicht erlangen, daß einiges zum Besten der Protestanten, sonderlich in den Kayserlichen Erbländern, und eine gleiche Anzahl Besitzer von beyden Religionen im Kayserlichen Reichs-Hofrathe, in diesen Vertrag hineingerückt worden wäre. Er wollte ferner, daß seine besondern Angelegenheiten noch vor der Wahl ausgemacht würden; damit der Kayser nicht, wenn seine Absicht erfüllt wäre, ihn nur mit leerem Versprechen aufhielte, wie es seinem Vater ergangen war: insonderheit ließ er für sein Recht an Jägerndorf, das Fürstenthum Glogau auf eine Zeitlang begehren. Man beredete jedoch seine Gesandten, die Wahl dadurch nicht zu hindern: und der Kayser hielt sich durch dieses Mißtrauen für beleidigt. Auch nach der Wahl gieng die Forderung des Kurfürsten auf Jägerndorf nicht von statten: die Kayserlichen behaupteten, der Markgraf **Georg Friedrich** habe dieses Herzogthum als ein männliches Lehn von Böhmen erkannt; seine Anverwandten aber wären nicht mit ihm darauf belehnt worden; der Kayser habe es daher eingezogen, nicht sowohl wegen seines Vergehens, als weil der männliche Stamm des ersten Besitzers mit ihm ausgestorben sey. Dem Kurfürsten wurde zwar Geld geboten; allein er verlangte das Land selbst: noch weniger gefiel ihm eine rechtliche Untersuchung, die man vorschlug, weil bey derselben der Kayser Parthey und Richter gewesen wäre; es blieb also nur übrig, diesen Anspruch auf eine bequemere Zeit auszusetzen, und jedermann weiß, daß sie endlich gekommen ist. Auf eben diesem Reichstage brachte auch noch der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Pfalzgrafen von Neuburg im Jahr 1654 Beschwerden wider den Kurfürsten an: einige von den Clevischen Ständen baten sogar, daß der Kayser

die Vereinigung aller Jülichschen Länder bestätigen, und den Streit über dieselben endlich entscheiden möchte. Allein jener kam nach dem geschlossenen Vergleiche zu spät mit Klagen; diesen aber eine Entscheidung zu bewilligen, würde nichts anders geheissen haben, als die Streitigkeit von neuem, und vielleicht bis zu einem Kriege anfeuern. Der Kurfürst verhütete denselben zu dieser Zeit auf einer andern Seite. Denn da die Reichsstadt Bremen in heftige Händel mit Schweden gerathen war, schlug er es ab, ihr Kriegsvölker zu überlassen, und Werbungen in seinem Gebiete für sie zu verstatten: er war es auch, der beyde Theile zum Stillstande, und bald zu einem Vergleiche brachte.

Doch nach einer kurzen Ruhe wurde er selbst in einen Krieg verwickelt, den er, wie oben bereits angemerkt worden ist, vorausgesagt, und auch vor der Unvorsichtigkeit, deren Frucht derselbe zum Theil war, gewarnet hatte. Die Schweden beschwerten sich darüber, daß der König von Pohlen den Titel eines Königs von Schweden führte; und **Johann Casimir** hingegen wollte diesen Titel, an den ihm nur seine Abstammung ein entferntes Recht gab, auch alsdenn nicht ablegen, wenn die Schweden gleich, wie er verlangte, Liefland an Pohlen wieder abträten. Um diese Mißhelligkeit beyzulegen, waren schon in den Jahren 1652 und 1653 zwischen Schweden und Pohlen vergebliche Unterhandlungen zu Lübeck gepflogen worden, zu welchen **Friedrich Wilhelm** ebenfalls seine Abgeordnete geschickt hatte. Allein da **Christina** im Jahr 1654 die Schwedische Krone **Carl Gustaven** übergab, einem kriegerischen Fürsten, der Gelegenheiten zu Eroberungen suchte, und besonders längst der Ostsee sein Gebiete zu erweitern wünschte; da auf der andern Seit **Johann Casimir**

bey

bey aller Schwäche, in welcher er und sein Reich sich befanden, das sogar einen Krieg mit Rußland zu führen hatte, gleichwohl des Königs von Schweden Gelangung auf den Thron öffentlich widersprach: so war es nicht mehr schwer, den Krieg zwischen beyden Reichen vorher zu sehen. Carl Gustav, der dazu entschlossen war, bemühte sich gleich anfänglich, den Kurfürsten auf seine Seite zu ziehen; aber an Statt demselben seine Absichten völlig zu erklären, begehrte er von ihm, unter dem Anerbieten einer genauern Verbindung, seine Preußischen Häfen, die er ihm durch fremdes Gebiet reichlich ersetzen würde. Der Kurfürst sahe wohl, daß man ihm eben so begegnen wolle, wie ehemals Gustav Adolph seinem Vater, der diesem Könige seine Festungen einzuräumen genöthigt wurde; er aber hatte sich bereits in solches Ansehen gesetzt, daß er sich verwundern mußte, diesen Antrag zu bekommen: unterdessen schickte er einen Gesandten nach Schweden, um den Entwurf des Königs deutlicher zu erfahren. Durch denselben empfohl er ihm, die Händeln mit Bremen, zum Besten der Protestanden in Deutschland, gütlich zu endigen; er ließ, da er einen Krieg zwischen Schweden und Pohlen für seine Staaten allemal vor schädlich ansah, dem Könige seine Vermittelung zu einem Vergleiche mit Pohlen anbieten; und wegen seiner Häfen sollte der Gesandte bey der ersten Meldung derselben, bezeigen, der Kurfürst werde sie niemals, auch gegen die vortheilhaftesten Bedingungen, vertauschen; auf ihnen beruhe die vornehmste Sicherheit von Preußen, und zur Vertheidigung derselben werde er alles wagen. Dobrzenski, so hieß sein Gesandter, sollte dem Könige auch ein Bündniß antragen, das überhaupt zwischen den Fürsten an der Ostsee, zur Sicherheit der Protestanten, nur nicht wider den Westphälischen

lischen Frieden, und wider sein Gewissen, geschlossen werden müßte. Und da Carl Gustav das Ansehen haben wollte, als wenn er wegen des Kriegs der Russen mit den Pohlen die Waffen ergreifen würde: so wünschte der Kurfürst, daß sie sich den erstern gemeinschaftlich entgegen setzen möchten. Würde der König auf dem Besitze der Preußischen Häfen bestehen, so sollte der Gesandte versichern, „wer diese begehre, könne des Kurfürsten Freund nicht seyn; „dem Versprechen, sie zurück zu geben, könne er nicht „trauen, da er noch das Beyspiel von Pommern in „frischem Andenken habe; wenn er, zur Beschützung „dieser Häfen Gewalt gebrauchen müßte, so würde „dieses den Angelegenheiten der Protestanten sehr „nachtheilig, denjenigen aber desto nützlicher seyn, „welche ihrer beyder Untergang suchten; unterdessen „werde er sich auch nicht wie sein Vater, durch schmeichelhafte Worte einnehmen lassen, und ohne ein „gründliches Betragen gegen ihn, sich zu nichts entschließen.„ Diese und andere nachdrückliche Vorstellungen, welche der Gesandte gegen die Reichsräthe that, machten, daß zu Stockholm an diese Häfen weiter nicht gedacht wurde, und daß man vorgab, der Schwedische Gesandte habe dieses dem Kurfürsten ohne Auftrag vorgeschlagen.

Beyde Fürsten waren nunmehro einander verdächtig geworden, und beyde suchten auch einander auszuforschen. Der Kurfürst bestimmte auf allen Fall acht tausend Soldaten nach Preußen, da er kaum mehr zweifeln durfte, daß Carl Gustav Pohlen angreifen werde. Er begehrte jedoch im Jahr 1655. von seinen vertrautesten Räthen ein Gutachten, was vor ein Betragen bey dem gegenwärtigen Zustande der Sache für ihn das dienlichste sey. Sie erschöpften alle Verbindungen der Umstände, alle Wahr-

scheinlich-

scheinlichkeiten und Aussichten: darauf riethen sie dem Kurfürsten, vor allen Dingen für die Sicherheit von Preußen zu sorgen, seine Vermittelung zwischen beyden Reichen anzubieten, und bey ausbrechendem Kriege nur auf die Erhaltung seiner Staaten, nicht auf neue Vortheile, bedacht zu seyn; zwar den Wohlstand von Pohlen dabey in Acht zu nehmen, aber sich zu keiner Parthey zu schlagen, bis etwan die eine ganz zu Grunde gerichtet wäre, da er sich alsdenn mit der glücklichern vereinigen müßte. Der Graf **Georg Friedrich von Waldeck** gab damals dem Kurfürsten den besondern Rath, sich unter den bevorstehenden Unruhen von der Lehnsverbindlichkeit gegen Pohlen zu befreyen. Ueberhaupt, sagte er, sey die Unabhängigkeit, zumal für einen Fürsten, schätzbar; einen großen Kurfürsten aber, der durch seine Geburt Herr von vielen Ländern werde, sey es unerträglich, einem Könige zu schwören, der das Reich durch die Gunst der Senatoren, zuweilen auch durch Bestechungen, erhalte, und darinne wenig zu befehlen, wohl aber viel Verdruß oft auszustehen habe. Alle seine Angelegenheiten würden glücklicher gehen, wenn er dieses erlangt hätte; da er hingegen, so lange seine Verbindlichkeit wegen Preußen stehen bliebe, dieses Land niemals sicher genug besitzen würde. Man ertheilte dem Kurfürsten noch andere Rathschläge: für ihn war nichts wichtiger, als alle zu hören, und allein zu wählen.

Er gab den Pohlen, auf ihre Bitte, von demjenigen Nachricht, was er, in Ansehung der Entschließungen wider sie wußte; zugleich aber die Erinnerung, sich nicht auf den fortdauernden Stillstand, oder auf ein Bündniß mit den Holländern, noch weniger auf einen allgemeinen Aufsitz ihres Adels zu verlassen, der eine schlimmere Arzeney als die Krankheit selbst seyn

würde; von ihm hingegen keine Hülfe zu erwarten, weil es für sie gehöre, ihm die Kriegskosten zu bezahlen; sondern vielmehr lediglich dem ihnen so nothwendigen Frieden mit Schweden die Hände zu biten. Der König Johann Casimir ertheilte wirklich den Kurfürsten bald darauf die Vollmacht, in seinem Nahmen den Frieden zu schließen. Allein die Bedingungen, die er beyfügte, waren für seine Verfassung nicht gelinde genug: da auch zween Pohlnische Gesandten nach Stockholm geschickt wurden, urtheilte Friedrich Wilhelm, daß man ihn nicht sowohl zum Mittler habe gebrauchen, als vielmehr seinen geheimen Maaßregeln nachspüren wollen. Viele Große in Pohlen wünschten unterdessen, daß sich ihre Republik unter seinen Schutz begeben, und daß er dereinst ihr König werden möchte: zumal da er nach Johann Casimirs Tode das nächste Erbrecht an Litthauen hätte; aber es fehlte den Pohlen an der Zeit, dieses zu überlegen und auszuführen.

Mitten also zwischen zween Staaten, die im Begriff waren, einander zu bekriegen, und mit deren keinem sich der Kurfürst auf eine sichere Art vereinigen konnte, sah er sich nach einer andern Unterstützung um. Die Holländer hatten das Bündniß, das er ihnen anbot, viele Jahre hindurch verzögert: er war auch mißvergnügt über sie geworden, daß sie den Prinzen von Oranien von den Würden, welche sein um sie so verdientes Haus bekleidet, ausgeschlossen hatten. Aber jetzt machte ihre gemeinschaftliche Besorgniß, die Schweden möchte sich der Preußischen Häfen zu bemächtigen suchen, daß dieses Bündniß im Jahr 1655. auf acht Jahre geschlossen wurde. Es hatte die Absicht, einander eine beyderseitige Vertheidigung, vorzüglich auch der Länder an der Ostsee, ingleichen der Schiffarth und Handlung auf dersel-

ben,

ben, zu versichern. Bey einem Angriff versprach der Kurfürst den Holländern zweytausend, und diese versprachen ihm viertausend Soldaten zur Hülfe zu schicken, die aber auch im Geld oder Kriegsbedürfnisse verwandelt werden konnte. Es wurde weiter ausgemacht, daß die Holländer die Clevischen Städte, welche sie noch inne hätten, dem Rechte des Kurfürsten unbeschadet, mit starken Besatzungen versehen, und sie ihn, wenn es ihnen beyden gefallen würde, gänzlich übergeben sollten. Man kam auch überein, den Protector von England Cromwell, und einige Deutsche Reichsstände zum Beytritte einzuladen. Allein dieses Bündniß, das während der Westphälischen Friedenshandlungen eine große Würkung gethan haben würde, diente jetzt fast zu weiter nichts, als daß es das Mißtrauen der Schweden gegen den Kurfürsten vergrößerte. Er forderte kurz darauf die bedungene Hülfe an Kriegsvölkern, wegen der Gefahr vor den Russen und Schweden; die Holländer wollten sie nur in Gelde leisten; ehe man darüber einig werden konnte, war diese Hülfe für den Kurfürsten zu spät.

Von dem Kayser hoffte er einen desto nachdrücklichern Beystand für sich und Pohlen zu erhalten, je mehr diesem an dem Zustande von Pohlen, und daran besonders gelegen war, daß sich der König von Schweden nicht dieses benachbarten Reichs bemächtigte: daher begehrte er von demselben eine Anzahl Kriegsvölker. Der Kayser aber, der sich vor einem neuen Kriege fürchtete, bot nur seine Vermittlung zwischen beyden Reichen an, Friedrich Wilhelm besorgte unter andern, die Schweden möchten dem Kayser Pohlen anbieten, wenn sie nur Preußen behalten könnten. Er ließ also an dem Kayserlichen Hofe die Gefahr von den Schweden sehr lebhaft vorstellen,

 und

und befohl seinem Gesandten, wenn der Kayser ernstlich zur Hülfe geneigt wäre, und nach den Bedingungen fragte, zu versprechen, daß der Kurfürst dem Kayserlichen Prinzen zur Pohlnischen Krone verhelfen wolle; doch sollte der Kayser nachmals mit ihm und mit den Pohlnischen Ständen alle Einfälle von Deutschland abwehren, und die Verfassung von Pohlen sollte nicht verändert werden. Dagegen verlangte der Kurfürst das Königliche Preußen, nebst Pomerellien erblich und unabhängig zu besitzen; ganz Preußen aber sollte an Oesterreich fallen, wenn der männliche Stamm des Kurfürsten ausstürbe. Wenn endlich der Kayser auch nach einigem Ansehen auf der Ostsee trachtete, so wollte der Kurfürst mit den Pohlen sich bemühen, ihm Liefland zu verschaffen. Doch der Kayser blieb bey allgemeinen Versicherungen: vermuthlich, weil er seinen Kräften zu wenig wider die Schweden trauete. Auch in England und Frankreich wurden **Friedrich Wilhelms** Vorstellungen auf eine ähnliche Weise aufgenommen.

Es blieb ihm nach diesen Versuchen nichts übrig, als auf seiner Huth zu seyn, und die Freundschaft mit Schweden, so weit es möglich war, zu unterhalten. Dazu war auch **Carl Gustav** sehr geneigt: und obgleich der Schwedische Feldherr **Wittenberg**, ohne Einwilligung des Kurfürsten, durch seine Staaten mit einem Heere nach Pohlen zog: so kamen doch die Abgeordnete beyder Fürsten zu Stettin zusammen, um das gute Verständniß zwischen ihnen zu befestigen. Der Kurfürst ließ dabey nochmals den Frieden empfehlen; da aber die Schweden denselben verwarfen, war er gesonnen, auf folgende Bedingungen ein Bündniß mit ihnen einzugehen. Der König **Johann Casimir**, und einige seiner Vorgänger, auch die Republik Pohlen selbst, hätten zwar mit ihm

und

und seinen Vorfahren dergestalt gehandelt, daß er sich von aller Verbindlichkeiten gegen sie loßsagen könne; er wolle jedoch den Frieden mit ihnen nicht öffentlich brechen, sondern nur auf die Erhaltung seiner Länder, und auf eine billige Genugthuung sehen. Diese setzte er darinne, daß seine Abhängigkeit von Pohlen gänzlich aufgehoben, und Litthauen oder das Königliche Preußen ihm erblich überlassen würde; welches, nach der Erlöschung seines Hauses, an Schweden fallen sollte. Er versprach hingegen, dem König von Schweden, nach Ferdinands Tode, zur Kayserlichen Würde behülflich zu seyn. Uebrigens sollte in diesem Kriege keiner von beyden gegen den andern Feindseeligkeiten begehen. Allein Carl Gustav verlangte, daß der Kurfürst sich völlig mit ihm gegen Pohlen vereinigen sollte. Da er zu gleicher Zeit in dieses Reich einbrach, und einen überaus glücklichen Fortgang hatte, wurden seine Forderungen immer härter.

So wenig der Kurfürst an diesem Kriege Antheil nehmen wollte; so setzte er doch Preußen in den besten Vertheidigungsstand. Er führte die dahin bestimmten Kriegsvölker hinüber, und brachte die Stände des Königlichen (oder sonst so genannten Pohlnischen) Preußen dahin, daß sie in eben dieser Absicht, im November des Jahrs 1655. ein Bündniß mit ihm trafen. Sie versprachen durch dasselbe viertausend Mann zu seinem Heere stoßen zu lassen, seine Besatzungen in ihren Städten zu unterhalten, und ihm den Oberbefehl zuzugestehen. Man beschloß, dieses Bündniß den Königen von Pohlen und von Schweden zu melden, auch den letztern zu ersuchen, daß er seine Kriegsvölker von den Preußischen Gränzen zurück ziehen, und diejenigen, welche, ohne Nachtheil des Königs von Pohlen, das ihrige zum Frieden

beytragen wollten, desselben genießen lassen möchte; würde er dieses verweigern, so sollte ein jeder Theil dem andern beystehen, und die Feindseeligkeiten der Schwedischen Befehlshaber sollten mit Gewalt abgetrieben werden.

Bey diesem Bündnisse sahe Friedrich Wilhelm weiter als auf die Vertheidigung dieses Landes. Er suchte dadurch seinen Kriegsvölkern mehr Platz, sich auszubreiten, zu verschaffen, und bis auf den folgenden Sommer Zeit zugewinnen, da er hoffte, daß mehr Feinde gegen Schweden auftreten würden. In der That baten ihn auch mehrere Pohlnische Stände um seinen Schutz; allein die größern Preußischen Städte wollten dieses Bündniß nicht unterschreiben; und dadurch verlohr es viel von der erwarteten Würkung. Johann Casimir unterdessen, der nach Schlesien geflüchtet war, glaubte dem Kurfürsten für diese Bemühungen so vielen Dank schuldig zu seyn, daß er ihm, in seinem und der Republik Nahmen, die größten Vortheile anbieden ließ. Der Kurfürst sollte künftig das Herzogthum Preußen ganz unabhängig von Pohlen besitzen, bis es dereinst nach dem Aussterben des Kurfürstlichen Hauses, und des männlichen Stamms der übrigen Markgrafen, wieder an Pohlen zurük fallen sollte. Die innere Verfassung des Landes sollte bleiben; aber Statt der Berufungen an den König, sollte ein Höchstes Herzogliches Gericht niedergesetzt werden. An Statt des jährlichen Lehngeldes sollte der Kurfürst, so oft es nöthig wäre, achtzehnhundert Mann Fußvolk, und zweyhundert Reiter zum Dienste der Republick stellen, die ihm mit eben so vielen beystehen würde. Es wurden noch andere Bedingungen und Versprechungen hinzu gesetzt, und dagegen ward von dem Kurfürsten verlangt, Preußen und auch das angränzende Pohlen zu schützen, sein

Bünd-

Bündniß mit den Holländern zum Besten des Reichs anzuwenden, und dem Könige wenigstens zweytausend Soldaten entgegen zu schicken. Allem Ansehen nach versprach man ihm in diesem Bedrängnisse mehr, als man jemals hätte halten können.

Carl Gustav merkte die Absichten des Kurfürsten, und rückte daher von zwo Seiten gegen Preussen an, um ihm keine Zeit zu mehrere Verstärkung übrig zu lassen. Die Unterhandlung wurden zwar erneuert; aber auch Feindseligkeiten von den Schweden in Preußen begangen. Endlich fand sich der Kurfürst mit seinen Kriegsvölkern bey Königsberg fast eingeschlossen; von Pohlen, das größtentheils in der Gewalt der Schweden war, konnte er so wenig, als von andern Fürsten, einige Hülfe erwarten; und ein Vergleich mit den Schweden blieb also das einzige Mittel, sich und sein Land zu retten. Dieser wurde auch im Anfange des Jahrs 1656 zu Königsberg geschlossen. Der Hauptinhalt desselben bestand darinne, daß der Kurfürst, weil Pohlen zuerst seine Verbindung mit dem Herzogthum Preußen verlassen hätte, ebenfals aller Verbindlichkeit gegen dasselbe entsagte, und dagegen dieses Herzogthum vor ein Lehn von der Krone Schweden erkannte, darüber er die feyerliche Belehnung innerhalb einem Jahre suchen, und durch seine Abgeordnete empfangen wollte. So oft solches geschehen würde, sollten von dem Herzoge von Preußen viertausend Dukaten an Schweden gezahlt werden. Wenn Schweden wegen der Länder, die es in gegenwärtigem Kriege an sich bringen dürfte, in Krieg verwickelt wird, sollen ihm die Herzoge mit funfzehn hundert Mann beystehen, die sie sechs Wochen lang außerhalb ihren Gränzen, weiter aber die Schweden unterhalten sollen. In den Häfen des Herzogsthums sollen Zölle angelegt werden,

 deren

deren Einkünfte der König und der Kurfürst theilen sollen. Berufungen außerhalb des Herzogthum sollen nicht mehr gelten; sondern es soll ein höchstes Gericht zur letzten Entscheidung von dem Kurfürsten angelegt werden. Beym Aussterben des Kurfürstlichen Hauses sollten die Stände des Herzogsthums sich eidlich zur Unterwürfigkeit gegen Schweden verbinden, das hingegen ihre Freyheiten schützen würde. Endlich wurde durch diesen Vergleich ausgemacht, daß das Bißthum Ermeland in ein weltliches Land verwandelt, und von dem Könige dem Kurfürsten zur Unterhaltung ihres Vertrauens gegen einander, als ein männliches Lehn, überlassen werden sollte.

Obgleich der Kurfürst zu diesem Vertrage offenbar genöthigt worden war; erregte derselbe doch viel Mißvergnügen gegen ihn. Die Holländer beschwerten sich besonders darüber, daß dadurch ihr Bündniß mit dem Kurfürstrn gleichsam auf eine verächtliche Art ungültig gemacht worden sey; sie befürchteten auch, ihre Handlung in der Ostsee möchte nunmehro vielen Abbruch leiden; und kaum konnten sie von ihm beruhigt werden. Cromwell hingegen billigte diese Verbindung ungemein, und rieth dem Kurfürsten, nicht auf einen solchen Mittelwege stehen zu bleiben; sondern sich völlig mit den Schweden zu vereinigen, weil er, wenn diese überwunden würden, die Pohlen, Cosaken, Tatarn, die Russen oder Moscowiter, wie man sie damals nannte, und den Kayser, selbst zu heftigen Feinden haben würde. Ein anders dem Kurfürsten von Frankreich angetragenes Vertheidigungsbündniß schloß er mit dieser Krone, kurz nach dem Schwedischen, auf sechs Jahre: vornehmlich, um bey seiner Abwesenheit aus Deutschland, seine Westphälischen Staaten in Sicherheit zu setzen. Es zeigte sich aber bald daß sich beyde Fürsten nicht viel von

einander zu versprechen hätten, indem der König dem Kurfürsten eine Geldsumme, und dieser ihm einige verlangte Kriegsvölker abschlug.

Er suchte unterdessen den mit Schweden getroffenen Vergleich noch bestimmter und für seine Verbindung mit Holland brauchbarer zu machen. Allein die Schweden wünschten, an Statt neue Erklärungen über denselben zu geben, vielmehr, daß der Kurfürst sein Heer mit dem ihrigen vereinigen möchte. Hierüber waren die Meinungen seiner Räthe sehr getheilt; und wenn man die Gründe und Gegengründe liest, welche sie dabey vorbrachten, so sieht man, welche Stärke im Ueberlegen, wie viele Festigkeit im Entschließen einem Fürsten nöthig sey, um nicht durch die Verschiedenheit der Rathschläge in Ungewißheit versetzt, oder durch scheinbare Vorstellungen hingerissen zu werden. Er hielt endlich die Gemeinschaft der Waffen mit Schweden vor das zuträglichste, um das Gleichgewicht zwischen ihnen und den Pohlen zu erhalten; zumal, da Johann Casimir endlich ein ansehnliches Heer von Pohlen und Tatarn zusammen gebracht hatte, und die Pohlen ihm zu drohen anfiengen. Es wurde also im Junius des Jahrs 1656. zu Marienburg ein Bündniß zwischen dem König von Schweden und dem Kurfürsten geschlossen. Der letztere versprach zwar nur viertausend, und der erstere sechs tausend Mann Hülfsvölker, wenn einer von ihnen beyden in ihren deutschen oder pohlnischen Ländern angegriffen werden sollte; aber nach besondern Artikeln wollten sie sich, wo es nöthig wäre, mit ihrem ganzen Heere beystehen: insgemein verglichen sie sich auch über die Theilung von Pohlen unter einander, (davon Friedrich Wilhelm die Weywodschaften Posen, Kalisch, bis auf einige Oerter, Lenciziez und Siradien, nebst dem Lande Wielum bekommen sollte,)

sollte,) und über andere Umstände ihrer Verbindung. Der Kurfürst wußte darauf auch den Zar von Moscau, der gleichfalls mit Pohlen Krieg geführt hatte, und jetzt auf Schweden eifersüchtig war, zu bewegen, daß er seine Vermittelung zwischen demselbem und dem Könige von Schweden annahm, und versprach, weder die Länder des Kurfürsten anzugreifen, noch seinen Feinden beyzustehen.

Kaum war das Bündniß mit dem Könige von Schweden zu Stande gekommen, so stieß der Kurfürst mit seinen Kriegsvölkern zu dem Heere desselben: darauf zogen sie beyde gegen die Pohlen. Diese hatten den Schweden Warschau wieder entrissen, und sich bey dieser Hauptstadt vierzig tausend Mann stark gelagert; da hingegen das verbundene Heer nicht viel über sechszehn tausend Mann, aber geübte und unter einer trefflichen Anführung stehende Soldaten, betrug. Als beyde Heere einander im Gesichte standen, suchten die Französischen Gesandten noch einen Vergleich zu befördern; allein Johann Casimir, der, wie alle schwachsinnige Fürsten, bloß durch die Ueberlegenheit der Anzahl stark zu seyn glaubte, gab ihnen zur Antwort, er habe die Schweden den Tataren zum Frühstücke zugedacht; der Kurfürst aber sollte an einem Orte verwahrt werden, wohin weder Sonne noch Mond scheinen könnte. Es kam also zur Schlacht bey Warschau, die vom 18. bis zum 20. Julius des Jahrs 1656. dauerte, und sich mit der Niederlage des Pohlnischen Heeres endigte, das gleich darauf auch Warschau verließ. Der Kurfürst hatte, nebst seinen Kriegsvölkern, an diesem Siege einen nicht geringern Antheil als die Schweden.

Allein in Verfolgung der Feinde konnte er dem Könige von Schweden nicht beystehen, um sie nicht zu weit von seinen Ländern zu entfernen, die schon

durch

durch die Einfälle der Pohlen zu leiden anfiengen; er gieng also mit dem größten Theil seines Heeres nach Preußen zurück. Die Gesinnungen vieler Fürsten verlangten jetzt von ihm die äuserste Vorsichtigkeit. Der Kayser und die meisten Reichsstände bezeigten sich den Pohlen günstiger als ihm, der Zar bekriegte die Schweden, und forderte von dem Kurfürsten, daß er Preußen von ihm zur Lehn nehmen sollte. Eine Holländische Flotte lag bey Danzig, und Dänemark war ebenfalls geneigt, sich gegen Schweden zu erklären. Johann Casimir suchte sogar den Prinzen von Condee zu einem Angriff mit Spanischen Kriegsvölkern auf das Herzogthum Cleve zu bewegen. Unter diesen Umständen mußte Friedrich Wilhelm befürchten, daß ihn die Schweden, von so vielen Feinden unterdrückt, zuletzt auch in den Untergang mit fortziehen möchten. Da er unterdessen merkte, wie nöthig sie seiner bedurften, brachte er es dahin, daß ihn Carl Gustav durch einen Vergleich, der noch in diesem Jahre zu Labiau oder Libiau in Curland geschlossen wurde, vor einen ganz unabhängigen Herrn von Preußen und Ermeland erkannte. Es wurde noch hinzu gesetzt, daß diese Länder, wenn der männliche Stamm des Kurfürsten aussterben würde, an Schweden fallen, und die Stände derselben auf diesen Fall im voraus den Eid leisten sollten; daß die wechselsweise Hülfe während des jetzigen Krieges, nach dem Marienburger Bündnisse, geleistet, künftig aber bey einen Angriffe auf viertausend Mann gesetzt werden sollte. Dazu kamen noch einige geheime Artikel. Nach denselben sollten sich beyde Fürsten bemühen, daß bey dem künftigen Frieden wenigstens das Königliche Preußen, Pomerellien und der dazu gehörende Theil von Cassuben, Samaiten, Semgallen, Curland und Liefland an Schweden abgetreten würden; der

Kurfürst

Kurfürst hingegen wollte es sich, um den Frieden nicht aufzuhalten, gefallen lassen, die Woywodschaften, welche ihm im Marienburger Vertrage ausgemacht worden, zurück zu geben, wenn Polen durchaus darauf bestehen sollte. Noch begab sich auch der König von Schweden aller Ansprüche auf die Licenten oder Zölle in den Preußischen Häfen, und der Kurfürst versprach ihm dafür im kurzen eine Summe Geldes zu zahlen.

Ohngeachtet dieser neuen Verbindung mit Schweden, war der Kurfürst doch immer darauf bedacht, den Frieden wieder herzustellen. Er glaubte nicht, daß sich die Krone völlig nach ihren Absichten in Pohlen behaupten könne: und seinen Vortheilen war dieses auch nicht gemäß. Daher ließ er dem Könige Johann Casimir Vorschläge zum Frieden thun, die zwar nicht ganz verworfen wurden, auf welche aber die Erklärung folgte, Pohlen werde lieber hundert Jahre, und bis zu seinem Untergange, Krieg führen, als daß es etwas von Preußen an Schweden abträte, indem es sich dadurch in eine immerwährende Sclaverey versetzen würde. Mittlerweile hatten zwar die Kriegsvölker des Kurfürsten manche glückliche Gefechte mit den Pohlen: allein Pommern, die Mark und sein Antheil von Preußen, wurden auch sehr von ihnen verwüstet. Er sah von diesem Kriege noch keine Früchte: vielmihr war nach einen so wichtigen Siege Großpohlen verlohren gegangen; und man konnte voraus sehen, daß es nicht entscheidend seyn werde, wenn gleich die Pohlen mehr als einmal geschlagen werden sollten; da hingegen die Schweden durch eine einzige Niederlage ganz zu Grunde würden gerichtet werden. In dieser Betrachtung empfohl er auch dem Könige von Schweden den Frieden mit so nachdrücklichen Vorstellungen, daß

man

man sehr zweifeln kann, ob dieser Fürst selbst eine so richtige Einsicht in seinen damaligen Zustand gehabt habe, als **Friedrich Wilhelm**. Die Neue Hülfe des Fürsten von Siebenbürgen, **Georg Rakoczi**, kam ihm wenigstens beträchtlicher vor, als sie würklich war, und er sahe die Gefahr, die ihm von andern Fürsten bevorstand, nicht; vielleicht möchte man kurz sagen, weil er sie, zum Kriege entschlossen, und mit der Furcht unbekannt, nicht sehen wollte.

Unter diesen Fürsten war der König von Dänemark einer von den, die sich der vorhandenen Gelegenheit, Schweden zu bekriegen, wegen der alten Eifersucht beyder Reiche, mancherley Beschwerden derselben gegen einander, auch insonderheit wegen Schweden zunehmender Macht auf der Ostsee, vermuthlich am ersten bedienen durfte. Der Kurfürst wandte die lebhaftesten Bemühungen an, ihn davon abzuziehen: er bot durch seinen Gesandten, den er zweymal nach Dänemark schickte, seine Vermittelung zwischen beyden Fürsten an; er stellte alles vor, was Dänemark und die Angelegenheiten der Protestanten durch einen solchen Krieg leiden könnten, der noch so leicht zu verhüten wäre. Allein dieser brach dennoch im Jahr 1657 aus. Zu eben dieser Zeit verband sich der König von Ungarn und Böhmen, **Leopold**, ein Sohn des Kaysers **Ferdinand des Dritten**, der eben gestorben war, und dem er bald in der Kayserlichen Würde folgte, genauer mit den Pohlen, und versprach, ihnen sechszehn tausend Mann zu Hülfe zu schicken. Er kam auch mit ihnen überein, daß man in dieses Bündniß Dänemark, Holland, den Zar, die Tataren, einige Kurfürsten und andere Reichsstände, und besonders der Kurfürsten von Brandenburg, mit der Bedingung aufzunehmen suchen wollte, daß er das Pohlen entrißene zurück geben, sich wieder

in

in die alte Verbindlichkeit gegen dieses Reich einlassen, im übrigen aber Schadloß gehalten werden sollte. Friedrich Wilhelm fand außerdem, daß die Holländer immer kaltsinniger gegen ihn wurden, weil sie ihn so sehr auf Schwedischer Seite sahen: und er mußte zufrieden seyn, so viel auszurichten, daß sie ihm nur nicht schadeten. In Engeland begehrte er vergebens einige Hülfe an Gelde; und aus Frankreich konnte er noch weniger Beystand erwarten. Desto eifriger drang er in den König von Schweden, annehmliche Bedingungen des Friedens vorzuschlagen. Dieser aber suchte ihn zu bereden, sich den Oesterreichischen Kriegsvölkern, die ihn Pohlen einrückten, entgegen zu setzen, und machte sich fertig, Pohlen auf eine Zeitlang zu verlassen, um sich den Dänen zu wiedersetzen.

Von dieser Zeit an trennte sich der Kurfürst nach und nach von den Schweden, und zog zuerst seine Kriegsvölker, zu Beschützung von Preußen, zurück. Carl Gustav gab es zwar der Verzögerung und den ungewissen Maaßregeln desselben Schuld, daß sich sein Zustand so sehr verändert habe; allein der Kurfürst beklagte sich noch mehr darüber, daß er jetzt mitten unter seinen Feinden hülflos gelassen würde. Endlich willigte der König darein, daß sich der Kurfürst, doch ohne seinen Nachtheil, mit den Pohlen vergleichen möchte. Darüber wurde auch die Unterhandlung bald angefangen, und der Kurfürst ließ deswegen auch durch seine Mutter an die Königinn von Pohlen, die alles über ihren Gemahl vermochte, nicht ohne gute Würkung schreiben. Anfänglich suchte er Parthenlos zwischen beyden Theilen zu bleiben; allein man wollte ihm dieses schlechterdings nicht zugestehen: und da er sah, daß der Krieg zwischen den Schweden und Dänen sich verlängern würde, entschloß

entschloß er sich, hierinne nachzugeben; zumal weil er auf diese Art allein es erhalten konnte, daß Pohlen ihn vor einen unabhängigen Herrn von Preußen erkannte. Diese Forderung verursachte in der That die meisten Schwürigkeiten; der Kurfürst aber bestand unveränderlich darauf. Er hatte sich diese Unabhängigkeit, da er von Pohlen verlassen war, erworben; er zeigte auch, wie nöthig es sey, daß die Republik dieses bestätige. So lange sie, sagte er, ein Recht auf Preußen übrig behielte, würde er in alle Händel und Kriege derselben verwickelt werden, so wie es aus eben dieser Ursache auch bey diesem Kriege geschehen sey. Diese Beschwerlichkeiten würden künftig noch mehr zu befürchten seyn, da **Johann Casimir** keine rechtmäßige Erben hätte, und daher schon jetzt auswärtige Fürsten nach der Pohlnischen Krone trachteten. Er gab nächst dem zu erkennen, daß er auch, nach geschlossenen Frieden, wenn ihm der unabhängige Besitz nicht zugestanden würde, immer befürchten müsse, Pohlen möchte ihn, unter irgend einem Vorwande, angreifen. Er erreichte zuletzt seine Absicht, welche auch andere Fürsten unterstützten; ob er gleich weder das Bißthum Ermeland beybehalten, noch einen Paß an der Weichsel, erlangen konnte. Um den Vergleich von den Schweden geheim zu halten, wurde nur ein verstellter Waffenstillstand bekannt gemacht; der wahre Vertrag aber wurde zu Welau, im Herzogthum Preußen, im September des Jahres 1657. geschlossen.

Durch denselben gab der Kurfürst seine Eroberungen in Pohlen zurück; dagegen wurde ihm die höchste und unabhängige Gewalt über das Herzogthum Preußen, ohne alle Lehnsverpflichtung, nach dem Umfange, in welchem er es vor diesem Kriege besessen hatte, eingeräumt. Wenn alle männliche

Nachkommen desselben ausgestorben wären, so sollte dem König und der Republik Pohlen ihr Recht an dieses Herzogthum vorbehalten seyn, und dasselbe nicht von Pohlen getrennt werden; doch sollte in diesem Fall der König vorzüglich auf die Kurfürstlichen Anverwandten aus den Häusern Culmbach und Anspach sehen, und ihnen dieses Lehn unter eben solchen Bedingungen verleihen, als es der Kurfürst gehabt hätte. Es wurde weiter ein ewiges Bündniß zwischen Pohlen und den Kurfürsten von Brandenburg, festgesetzt, ihr beyderseitiges Betragen gegen die Feinde eines von ihnen, der Religionszustand, und anderes, was zu der innern Verfassung des Herzogthums Preußen gehörte, bestimmt. Der König von Ungarn unter dessen Vermittelung dieser Vertrag aufgerichtet wurde, ingleichen Dänemark und Holland, sollten ersucht werden, die Gewehr für die Erfüllung desselben zu leisten: und bey jeder Wahl eines Königs von Pohlen, bey jeder neuen Regierung eines Herzogs von Preußen, sollte derselbe mit einem Eide erneuert werden.

Zugleich aber schloß der Kurfürst noch ein besonderes Bündniß mit Pohlen wider Schweden; Kraft dessen er versprach, sechs tausend Mann Hülfsvölker, mit allen Kriegsbedürfnissen versehen, zu stellen, die von dem Könige von Pohlen unterhalten werden sollten: so wie er bereits in dem Hauptvertrage sich anheischig gemacht hatte, bey jedem andern Kriege in welchen Pohlen würde gezogen werden, demselben mit zwey tausend Mann beyzustehen. Bey der Genehmigung des Vertrags, welche zu Bromberg geschah, ertheilte Pohlen dem Kurfürsten noch die Herrschaften Bütow und Lauenburg als ein männliches Lehn, an Statt einer Vergütung und Belohnung, die es ihm schuldig zu seyn glaubte. Aus gleichen Ursachen versprach



sprach es ihm auch die Stadt Elbingen, so bald sie den Schweden würde abgenommen seyn, zu einem beständigen Eigenthum zu übergeben; doch sollte er die Festungswerke der Stadt schleifen lassen, und sie wenn ihm der König viermal hundert tausend Reichsthaler zahlen würde, wieder an Pohlen abtreten. Es wurde auch noch der Artickel von den Hülfsvölkern dergestalt verändert, daß Pohlen dem Kurfürsten mit acht tausend Mann und der Kurfürst dieser Krone mit viertausend Mann beystehen sollte, wenn eines von ihnen in Krieg verwickelt würde; zur Sicherheit aber hundert und zwanzig tausend Thaler, die dem Kurfürsten für die Kosten des gegenwärtigen Kriegs ausgemacht wurden, verpfändet man ihm die Castellaney Draheim so lange, bis dieses Geld bezahlt seyn würde.

Friedrich Wilhelm zeigte selbst dem Könige von Schweden die Ursachen an, die ihn zu diesem Vergleiche genöthigt hätten, und erbot sich zum Friedensmittler; darauf aber folgten nur Vorwürffe von beyden Seiten, indem jeder, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, die Schuld auf den andern warf. Destomehr fand der Kurfürst vor dienlich, sich durch Bündnisse mit Schwedens andern Feinden zu verstärken. Dasjenige welches er mit dem Könige von Dänemark schloß, verband beyde, den Krieg so lange gemeinschaftlich wider die Schweden zu führen, bis sie von dieser Krone alle Genugthuung erlangt hätten: der Kurfürst versprach insonderheit, dieses in Pommern zu thun; und auch nach diesem Kriege wollten beyde einander wider die Schweden beystehen, wenn sie von denselben angegriffen werden sollten. Er würde, nebst den Pohlen, dem Könige sogleich nach Hollstein zu Hülfe gezogen seyn, wenn nicht die Unentschlossenheit des Königs Leopold, dessen Kriegs-

völker ebenfalls dazu stoßen sollen, ihn aufgehalten hätte. Auch mit diesem traf er zwar im Anfange des Jahres 1658. ein Vertheidigungsbündniß, nach welchem ihm **Leopold**, wenn ihn die Schweden angriffen, mit 6. tausend Mann, und dieser dem Könige in gleichem Falle mit dreytausend fünfhundert Mann beystehen sollte. Aber unterdessen war Dänemark von **Carl Gustaven** aufs äusserste gebracht worden, der mit seinem Heere über den gefrornen Belo gezogen war, und so schleunige Eroberungen bis vor Kopenhagen machte, daß der König **Friedrich der Dritte** einen harten Frieden mit ihm eingehen mußte.

Damals beschäftigte dem Kurfürsten auch vorzüglich die neue Kayserwahl, über welche die Berathschlagungen noch im Jahr 1657. angegangen waren, und welche sowohl durch die Uneinigkeit der Kurfürsten, als durch die Anzahl derer, welche sich um die Kayserliche Würde bewarben, grosse Schwierigkeiten hatte. Er befohl den Gesandten, die er zu derselben nach Franckfurt am Mayn schickte, in Ansehung des zu wählenden Kaysers hauptsächlich dieses zu empfehlen, daß er mit den auswärtigen Fürsten in Freundschaft stehe, damit nicht das Reich durch seine besondere Händel in Krieg eingeflochten werde. In die Wahlcapitulation desselben wollte er dieses hinein gerückt wissen, daß weder ihn noch dem Reichshofrathe das Recht zustehen sollte, die Gesetze des Reichs zu erklären; sondern über zweifelhafte Stellen derselben sollten die Reichsstände eine Erläuterung geben. Er verlangte auch, daß der neue Kayser den protestantischen Ständen an seinem Hof für sich und ihre Gesandten eine öffentliche Religionsübung zugestehen möchte. Nachdem ihn seine Räthe die Gründe für und wider das Haus Oesterreich bey dieser Wahl vorgehalten

gehalten hatten, urtheilte er, daß dasselbe bey dem gegenwärtigen Zustande von Deutschland, eben wegen seiner Macht, jedem andern vorzuziehen sey und trug sehr viel dazu bey, daß der König Leopold im Jahr 1658. gewählt wurde. Hingegen war seine Stimme auch entscheident, als man vorschlug, daß Leopold sich durch die Wahlcapitulation verbinden sollte, er wolle sich in den Krieg zwischen Frankreich und Spanien weder als Kayser, noch als Erzherzog von Oestreich, mengen: auch dieses hielt der Kurfürst, zum Besten des Reichs, vor nothwendig, so sehr es immer dem neuen Kayser mißfiel.

Da die Gelegenheit, Dänemark beyzustehen, versäumt worden war, wollte der Kurfürst nichts mehr von einem Angriff in Deutschland auf die Schweden wissen; obgleich seine übrigen Bundsgenossen nunmehro auf denselben drangen: er empfohl ihnen vielmehr den Frieden. Bey dem Könige von Pohlen beschwerte er sich auch sehr nachdrücklich, daß sein Beichtvater, ein Jesuit, sich unterstanden hatte, ihn auf der Kanzel zu ermahnen, er möchte den mit dem Kurfürsten eingegangenen Vergleich nicht halten; es sey auch, hatte er hinzugesetzt, leicht, ihn von dem Eide loßzubinden, mit welchem er denselben bestätigt habe. Um alles Mißtrauen von beyden Seiten zu heben, kam die Königin von Pohlen 1658. nach Berlin, und man gab einander neue Versicherungen. Der König ernannte daher auch Abgeordnete, welche den Preußischen Ständen alle Verpflichtungen gegen Pohlen erlassen, und sie an den Kurfürsten verweisen sollten. Allein diese Stände äußerten so viele Bedenklichkeiten dabey, daß Friedrich Wilhelm diese Sache auf ruhigere Zeiten verlegte.

Er schickte unterdessen auch an den König von Schweden Gesande, um ihn zum Frieden mit Poh-

len zu bewegen. Allein dieser Fürst war überaus gegen ihn erbittert: und da die Gesandten nicht gewisse vorläuffige Erklärungen thun wollten, erhielten sie kein Gehör. Zugleich bekamen die Schweden durch das Rheinische Bündniß, das von vielen Deutschen Fürsten, mit Frankreichs Beytritt, zu ihrer Vertheidigung geschlossen wurde, eine neue Unterstützung. Dadurch aufgemuntert fiel Carl Gustav, ohngeachtet des eben geschlossenen Friedens, die Dänen von neuem in Seeland an. Sogleich beschloß der Kurfürst mit seinen Bundsgenossen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Und da ihn der Kayser ersuchte, nebst ihm auch darauf bedacht zu seyn, daß das Rheinische Bündniß getrennt werde: so antwortete ihm der Kurfürst, er werde dieses zwar bey den Protestantischen Fürsten, die an demselben Antheil hätten, versuchen; er befürchte aber, daß er wenig bey ihnen ausrichten dürfte, ehe der Kayser den Evangelischen in seinen Ländern besser begegnete. Die Verfolgung so getreuer Unterthanen sey dem Hause Oestreich nachtheilig: und wenn sich der Kayser gegen sie bey einer Sache, die ohnedem von keinen menschlichen Befehlen abhängen könne, glimpflicher bezeigen wollte, so werde er mehr gewinnen, den Feinden seines Hauses einen größern Schaden zufügen, als durch viele Siege; er werde sich dadurch allein mehr Freunde und Bundsgenossen erwerben, als durch jede Art von Wohlthaten und schmeichelhafte Reden.

Der Kurfürst zog also im September des Jahres 1658. mit seinem Heere und drey tausend Kayserlichen Reutern gegen die Schweden in dem Herzogthum Hollstein. Sie verließen dasselbe, und ersetzte ihnen in das Schleswigische nach. Der Herzog von Hollstein-Gottorp wurde zur Partheylosigkeit genöthigt, und aus der Insel Alssen an der Küste von Schleswig

wurden

wurden die Schweden wieder vertrieben. Nachdem diese in Friedrichsodde eingeschlossen waren, und der Kurfürst seine Kriegsvölcker auf den Winter in Jütland vertheilt hatte, gieng er im Anfang des Jahrs 1659. ein engeres Bündniß mit Dänemark wider die Schweden ein. Er suchte auch die Holländer in diese Verbindung zu ziehen; sie gaben ihm aber vielmehr zu großen Beschwerden Anlaß, indem sie mit England und Frankreich das Haager Bündniß trafen, durch welches sie sich vereinigten, zwischen Schweden und Dänemark Frieden zu stiften; wobey sie wenig auf den Kurfürsten, und noch weniger auf seine Bundsgenossen sahen. Es ruhte, vermöge dieses Bündnisses, die Holländische Flotte, welche Dänemark zu Hülffe gekommen war, eine Zeitlang; so daß die Schweden die kleinen Dänischen Inseln desto leichter erobern konnten: und der Kurfürst fand darinnen viele Hindernisse seiner Absichten. Er zwang endlich wohl die Schweden, Friedrichsodde zu räumen; allein da diese zu mächtig auf der See waren, nahm sein Angriff auf die Insel Fühnen einen unglücklichen Ausgang. Desto mehr Mühe gab er sich, den König von Dänemark von einem abgesonderten Vergleiche mit Schweden, den ihm die Haagner Bundesgenossen anriethen, abzuhalten: und die Standhaftigkeit dieses Fürsten war auch weit davon entfernet.

Dieser Krieg aber, den der Churfürst in so entlegenen Gegenden führte, mißfiel dem Kayser: er wünschte ihn nach Pommern versetzt zu sehen; vermuthlich, um die Schweden bey dieser Gelegenheit aus einem Theil von Deutschland, aus welchem sie den Krieg immer erneuern konnten, zu vertreiben. Eben dieses verlangte der König von Dänemark: man hatte auch Vorwand und Ursachen genug solches zu thun. Allein der Kurfürst, welcher mit Recht

befürchtete, daß dadurch der Krieg in seine Länder gezogen werden dürfte, machte noch andere Einwendungen darwider: denn die an Dänemark versprochene Hülfe schien keinen gewissermaaßen neuen Krieg in Deutschland in sich zu schließen, und selbst das Haagner Bündniß, dessen Folgen noch ungewiß waren, widerrieth denselben. Auf der andern Seite wurden ebenfals wichtige Gründe vorgebracht. Daher suchte der Kurfürst Zeit zu gewinnen, damit vielleicht unterdessen ein bequemers Mittel zu gleichem Endzwecke gefunden werden könnte: und da der Kayser von neuen darauf drang, schlug er solche Bedingungen vor, welche neue Unterhandlungen nöthig machten; besonders einen beträchtlichen Beystand des Kaysers an Gelde, Lebensmitteln, und an einem Heer zur Bedeckung der Kurfürstlichen Länder. Doch der Kayser ließ ihm keine Zeit zu Berathschlagungen: sein Feldherr de Souches rückte im August des Jahrs 1659. ohne Einwilligung des Kurfürsten, durch die Mark in das Schwedische Pommern ein, eroberte einige Städte, belagerte aber Stettin vergebens. So wurde der Kurfürst zu dieser Unternehmung fortgerissen, zu welcher er anfänglich zwey tausend Mann schickte, bald aber selbst mit dem größten Theil des Heeres aus Jütland kam. Er brach durch den Paß bey Tribses in das Schwedische Pommern ein, schlug einen Kriegshaufen bey Stralsund, eroberte Demmin, und es fehlte wenig, daß sein Anschlag, Greifswald zu ersteigen gelungen wäre. Gleichwohl beunruhigte ihn der Verdacht, den man auf ihn werfen konnte, als wenn er diesen Theil von Pommern für sich zu erobern suchte: und den Kayser der ihn auf die gedachten Bedingungen keine bestimmte Antwort gab, sah er auch ungerne sich in Pommern mit seinem Kriegsvölkern festsetzen.

In Preußen waren die Feindseligkeiten mit den Schweden im Jahr 1658. gleichfalls stärker angegangen, und im folgenden so glücklich fortgesetzet worden, daß die Schweden den größten Theil von Churland verlohren. Sie wurden zu gleicher Zeit von den Kriegsvölkern des Kurfürsten, die sich mit den Dänen und Holländern vereiniget hatten, in einer entscheidenden Schlacht auf der Insul Fühnen überwunden. Diese und andere Begebenheiten, die Vermittelung von Frankreich, die Neigung der Pohlen, und die Bemühungen des Kurfürsten, brachten es endlich dahin, daß gegen das Ende des Jahres 1659. in den Kloster Oliva bey Danzig Friedensunterhandlungen angefangen wurden. Der Kurfürst suchte vergebens auch dem Könige von Dänemark einen Platz in dem bevorstehenden Friedensschluß zu verschaffen: dieser wurde genöthiget, sich mit Schweden besonders zu vergleichen. Auch zum Besten der Dißidenten in Pohlen konnte er dabey wenig ausrichten; ob er sich gleich erklärte, daß er alles, was ihnen Gutes oder Böses wiederführe, so ansehen wollte, als wenn es ihm selbst erzeigt würde. Er wünschte eben so vergeblich, zu einiger Schadloßhaltung, einen Theil von Vorpommern, insonderheit Stettin zu erhalten. Carl Gustavens Tod erleichterte noch den Frieden, der bald darauf im Jahr 1660. geschlossen wurde. Durch diesen Olivischen Frieden wurden die Verträge, welche der Churfürst während des Kriegs mit Schweden eingegangen hatte, gänzlich aufgehoben, er versprach, seine Eroberungen in Pommern, Hollstein und Schleswig, zurück zu geben: und die Pohlen bestätigten den Welauischen und Brombergischen Vertrag, die ihm die Unabhängigkeit des Herzogthums Preußen, und verschiedene eingeräumte Besitzungen versicherten.

Kraft des leztern dieser Verträge sollte nun der Kurfürst in den Besitz von Elbingen gesezt werden. Allein nachdem die Stadt von den Schweden an die Pohlen abgetreten worden war, suchten diese allerhand Ausflüchte, um seine Forderung zu vernichten. Da sie nicht im Sande waren, ihm das Geld zu zahlen, durch welches sein Pfandrecht auf die Stadt gehoben worden wäre, warfen sie ihm vor, daß er in der Königlichen Stadt Danzig, den Rechten der Krone zu wider, eine eigene Post errichtet habe: sie verlangten, daß er, vor der Uebergabe der Stadt, Brannsberg räumen, ingleichen, daß er einen beträchtlichen Theil von der Summe, für welche sie verpfändet war, fallen lassen sollte. Elbingen selbst widersetzte sich dieser Abtretung, und brachte eine Anzahl Bedingungen vor, welche der Kurfürst vorher bewilligen möchte. Ueberhaupt aber suchte der Pohlnische Bevollmächtigte bey dieser Sache, mehrere Monathe hindurch, so merklich, durch Kunstgriffe die Stadt für Pohlen zu erhalten, und sein Betragen wurde von dem Hofe so sehr genehmigt, daß der Kurfürst genöthigt wurde, die Behauptung seines Rechtes andern Zeiten vorzubehalten, und nicht die Freundschaft mit der Krone so geschwind zu unterbrechen.

Die ruhigen Jahre, welche hierauf für seine Länder folgten, wandte Friedrich Wilhelm hauptsächlich zur Aufnahme derselben, nach einem so harten Krieg, an. Er unterstüzte die durch denselben zu Grunde gerichteten Familien: die niedergerissenen Mauern der Städte wurden wieder aufgebauet, und neue Dörfer angelegt; womit auch die Aufmunterung des Ackerbaues verbunden war. Unter den Denkmälern seiner Fürsoge von dieser Art, ist der Graben oder Canal, den er, zur Beförderung der Handlung, vom Jahr 1662. bis 1668. aus der Spree in die

Oder ziehen ließ, der drey Meilen in der Länge beträgt, und, außer dem Nahmen des Mühlroser oder neuen Graben, vorzüglich Friedrich Wilhelms Graben heißt, eines der vornehmsten.

Er suchte aber auch das gute Vernehmen mit auswärtigen Fürsten zu unterhalten, und schickte deswegen Gesande nach Frankreich, Spanien, England und Dänemark, deren Aufträge mehr als bloße Höflichkeitsbezeigungen enthielten. Pohlen allein gab ihm noch immer Ursache zum Mißvergnügen. Er hob zwar seine Post zu Danzig auf; es wurde aber ausgemacht, daß an den Gränzen seines Landes die Pohlnischen Postbedienten alles an die Seinigen abliefern sollten: da jene also gleichwohl sein Land betraten, ließ er sie in Verwahrung bringen. Dieses diente zu einen neuen Vorwande, ihm Elbingen zu versagen: man häufte noch andere gezwungene Beschwerden über ihn und der Hof bezeigte sich sehr feindseelig. Die Königin schien dieses Betragen gegen ihn vornemlich in der Absicht zu unterstützen, um ihn zu nöthigen, ihren Maaßregeln, wegen der Ernennung eines Thronfolgers beyzutreten; sie konnte aber die Pohlen nicht überreden, so lange der König lebte, daran zu denken. Bey dieser Gelegenheit erfuhr der Kurfürst, daß die meisten Pohlnischen Stände vor noch nicht langer Zeit ihn zu ihrem Könige zu haben gewünscht hatten, wenn er nur die Messe besuchen wollte. Sein Gesandter antwortete darauf, der Kurfürst werde niemals, wegen einiger Vortheile, seine Religion verändern, da er sonst wohl dadurch Hofnung zur Kayserkrone erlangt haben würde; und er sehe auch die Pohlnische Krone nicht vor sehr wünschenswerth an.

Da der König von Frankreich sich um diese Zeit des Fürstensthums Orange oder Oranien unter mancherley Vorwande bemächtiget hatte, nahm sich der

Kurfürst

Kurfürst seines Anverwandten, des Prinzen von Oranien, dem der König dieses sein Gebiete erst bey seiner Volljährigkeit zurück geben wollte, in Franckreich und England an. In dieses leztere Reich schickte er im Jahr 1661. Gesandten, die ein Vertheidigungsbündniß mit dem Könige auf zehn Jahre schlossen, das besonders auch auf die Länder des Kurfürsten aus der Jülichschen Erbschaft gerichtet war, und im übrigen die Schiffarth und Handlung ihrer Staaten mit einander betraf. Der Kurfürst erhielt auch in diesem Jahre von dem Kayser die Belehnung über seine Reichsländer; und Schweden, welches die gesammte Hand dabey verlangte, wurde nur bey der besondern Belehnung mit Pommern und Camin, zum Angreifen des Mantels gelassen. Frankreich suchte ihn zu bewegen, daß er einem französischen Prinzen zur Thronfolge in Pohlen helfen möchte; er nahm aber desto weniger Antheil an allen diesen Bemühungen, je nachtheiliger sie der Freyheit von Pohlen waren.

Noch hatte Friedrich Wilhelm, den unabhängigen Besitz von Preußen nicht behaupten können. Die Verweigerungen von Elbingen und die Ränke der Königinn stärkten die Preußischen Stände in ihrer Abneigung, ihn vor ihrem unumschränkten Herrn zu erkennen. Sie befürchteten den Verlust aller ihrer Rechte und Freyheiten, und beklagten sich über die unter seiner Regierung getragenen Lasten, die doch nur eine Folge des Krieges waren, und von ihm nach und nach gehoben wurden. Auf dem Landtage, insonderheit im Jahr 1661. behaupteten sie, daß sie noch nicht feyerlich genug von dem Eide gegen Pohlen wären losgesprochen worden; und daß das Recht, sich bey einer Verlezung ihrer Freyheiten nach Warschau zu wenden, immer stehen bleiben müsse. Die kleinen Städte unterwarfen sich zwar; allein viele vom Adel

thaten

thaten dreiste Vorstellungen dagegen. Sie sagten, man habe ihren Zustand, ohne ihre Einwilligung, nicht verändern können, weil Preußen nicht als eine Eroberung, sondern durch eine freywillige Uebergabe an Pohlen gekommen sey; die Verbindung des Herzogthums mit Pohlen sey demselben stets sehr nützlich gewesen, und wenn sie aufhören sollte, würde Preußen in die gefährliche alte Verfassung unter den Deutschen Ordensrittern zurückfallen. Die Stände würden auch dem Kurfürsten, wenn Händel zwischen ihm und Pohlen entstünden,, keine Hülfe leisten können, weil sie auch diesem Reiche schwören müßten; und er werde durch seine Trennung von Pohlen nur schwächer werden, sich größerer Gefahr und Beschwerlichkeiten aussetzen. Königsberg that sich vor andern durch seine Widersetzung hervor: man machte daselbst zwischen einer unabhängigen und einer ganz eigenmächtigen, willkührlichen Regierung, die jedem Lande, zumal einem solchen, das große Recht besitzt, fürchterlich ist, keinen Unterscheid. Die Schuld von dieser schlimmen Vorstellung lag zum Theil an einigen Staatsbedienden des Kurfürsten, die, wenn Klagen über gewisse Bedrückungen des Landes geführet wurden, diese allemal mit der unabhängigen Herrschaft entschuldigten. Dazu kamen noch die Streitigkeiten, zu welchen damals ein Theologe zu Königsberg, **Christian Dreier** Gelegenheit gab, der von den übrigen beschuldigt wurde, daß er, unter dem Scheine einer Vereinigung der Protestanten, die dort so verhaßten Lehrsätze Calvins einzuführen suchte. Der Kurfürst verbot diese Händel, die den Widerwillen nicht nur gegen die Reformirten, sondern gegen ihn selbst vermehrten, nicht ferner auf die Canzel zu bringen, auf welche theologische Zwistigkeiten ohnedem nicht gehören; im übrigen betrug er sich sehr glimpflich gegen die Preußen

damit

damit sich die Pohlen dieser innerlichen Zerrüttung nicht zu seinem Schaden bedienen möchten. Es entstanden jedoch von Zeit zu Zeit neue Schwierigkeiten: man wollte unter andern nicht zugeben, daß der Kurfürst den Reformirten, deren nur sehr wenige in Preußen waren, Aemter ertheilen sollte, weil dieses nur ein Mittel seyn würde, die Eingebohrnen nach und nach von denselben auszuschließen. Endlich schlug der Widerstand der Königsberger beynahe in einer Empörung aus, zu welcher sie von einer ihrer obrigkeitlichen Personen, Hieronymus Rhode, gereizt wurden. Daher kam Friedrich Wilhelm im Jahr 1662. selbst dahin, und ließ Rhoden gefangen nehmen; doch verurtheilte er ihn nur zu einer immerwährenden Gefangenschaft. Die Preußen erkannten bald darauf seine höchste Oberherrschaft: der Pohlnische Hof ernannte Gevollmächtigte, um sie von ihrem Eide loßzubinden, und dagegen von ihnen den Eid auf den Fall, wenn die männlichen Nachkommen des Kurfürsten ausgestorben wären, anzunehmen; mit diesen Handlungen wurde die Huldigung verbunden, die das Land dem Kurfürsten im Jahr 1663. leistete. Er bestätigte zugleich demselben seine Rechte und Freyheiten, doch dem Welauischen und dem Bromvergischen Vertrag unbeschadet, und versprach, daß die Reformirten darinne nur drey Kirchen, auch nur eine kleine bestimmte Anzahl von ansehnlichen Bedienungen haben sollten. Die vortheilhafte Lage von Preußen, seine blühende Handlung, seine Flüsse und Häfen, die Menge seiner fleißigen und tapfern Einwohner, seine Fruchtbarkeit, und andere Vorzüge, machten es zu der beträchtlichsten aller Besitzungen des Kurfürsten, die ihm auch durch sein neu erlangtes Recht noch wichtiger wurde: er gab daher diesem Lande den zweyten Rang in seinem Titel, gleich nach der Kurwürde.

Um

Um sich immer mehr zu verstärken und in Sicherheit zu setzen, schloß er im Jahr 1664. ein Bündniß mit Frankreich, das die alte Freundschaft mit dieser Krone erneuerte, und abermals die Gewährleistung des Olivischen Friedens von derselben hervorbrachte. Er trat auch in diesem Jahre zu dem Rheinischen Bündnisse, so weit es zur Erhaltung der Ruhe in Deutschland errichtet worden war. Noch früher hatte er sich bemüht, die Einigkeit mit Schweden ganz wieder herzustellen. Allein das Bündniß, welches er dieser Krone antrug, fand in den Beschwerden und Forderungen desselben viele Hindernisse. Sie warf unter andern den Kurfürsten vor, daß er gegen die Evangelischen in seinen Ländern übelgesinnt sey, wie man besonders aus seinem Verbote sehen könne, daß niemand unter ihnen auf der hohen Schule zu Wittenberg studiren sollte, wenn er nicht alle Hoffnung zu einem Amte in seinem Gebiete verlieren wollte. Der Kurfürst antwortete, daß dieses Verbot die Religion nicht angienge; daß es aber nothwendig gewesen sey, weil die Theologen zu Wittenberg seinen Unterthanen den bittersten Haß wider die Reformirten eingeprägt hätten, woraus Unruhen entstünden, die er zu verhüten schuldig sey. Schweden suchte auch dem Kurfürsten das Recht, eine Flotte auf der Ostsee zu halten, streitig zu machen. Das Bündniß kam also erst im Jahr 1666. zu Stande. Schweden und der Kurfürst versprachen einander in den nächsten zehn Jahren Beystand gegen alle Angriffe; aber weil der letztere mit dem Zar ebenfals in einem Bündnisse stand, wollte er, wenn dieser die Schweden bekriegen sollte, ihnen an Statt der Kriegsvölker, funfzig tausend Reichsthaler bezahlen.

Es war noch die grosse und lange Streitigkeit über die Länder der Jülichschen Erbschaft übrig, die

zwar

zwar auf eine Zeitlang zwischen dem Kurfürsten und dem Pfalzgrafen von Neuburg ausgemacht worden, war; aber eben deswegen, weil sie im Grunde unentschieden blieb, oft in Mißhelligkeiten unter ihnen ausbrach. Eine solche entstand im Jahr 1663. da der Pfalzgraf die Protestanten aus Düßeldorf vertrieb; um dieses zu ahnden, wurden die Capuciner aus Cleve gejagt. Darauf aber ließen beyde Fürsten an einem immerwährenden Vergleiche arbeiten. der im Jahr 1666. geendigt wurde. Sie kamen nunmehro mit einander überein, doch ohne andern Fürsten die rechtliche Behauptung ihrer Ansprüche auf die Jülich-Clevischen Länder dadurch abzusprechen, daß **Friedrich Wilhelm** und seine Nachkommen in völligen und beständigen Besitze des Herzogthums Cleve, und der Graffschaften Mark und Ravensberg, mit allen dazu gehörenden Rechten; der Pfalzgraf aber nebst seinen Nachkommen in gleichem Besitz von den Herzogthümern Jülich und Bergen, ingleichen von den Herrschaften Winnenthal und Breskesant bleiben sollte. Ihre beyderseitigen Rechte auf die Herrschaft Ravenstein überließen sie dem Ausspruche eines von ihnen zu wählenden Schiedsrichters. Obgleich die Länder künftig getheilt bleiben, und alle gegenseitige Anforderungen unter ihnen gehoben seyn sollten; so sollten dieselben doch nicht aus der alten Verbindung unter einander gerissen, weiter nicht getheilt, oder etwas von denselben veräussert, sondern sie gemeinschaftlich von ihren Fürsten geschützt werden. Jeder von diesen sollte den Titel und das Wappen aller dieser Länder führen, und die Stände in denselben **Liebe Getreue** nennen. Außerdem wurde noch vieles über die innere Verfassung dieser Länder, über den Zustand der Religion in denselben, über das gemeinschaftlich Directorium, daß beyde Fürsten wegen derselben in Westphälischen

phälischen Kreise neben dem Bischof von Münster führen sollten, und über andere Dinge ausgemacht. Wegen Ravenstein vereinigte sich der Kurfürst und der Pfalzgraf durch einen Vertrag im Jahr 1671. dergestalt, daß jener diesem sein Recht auf diese Herrschaft für funzig tausend Thaler verkaufte; doch die Nachfolge in derselben sich auf den Fall vorbehielt, wenn der männliche Stamm des Pfalzgrafen verlöschen sollte. Hingegen wurde zu gleicher Zeit die Grafschaft Mörs, welche an das Herzogthum Cleve gefallen war, dem Kurfürsten abgetreten. Diesen zu Cleve geschlossenen Vergleich bestätigte der Kayser erst im Jahr 1678. doch den Rechten anderer unbeschadet: und weder der Kurfürst noch seine Nachkommen, haben wegen dieser länder die Belehnung des Kaysers und Sitz und Stimme auf den Reichs-Tag erhalten können.

Der Kayser ersuchte unterdessen den Kurfürsten um Hülfsvölker wider die Türken: er schickte daher im Jahr 1663. zweytausend Mann nach Ungern unter Anführung des Herzogs August von Holstein welche daselbst glückliche Dienste leisteten. Aber auf das Verlangen des Kaysers und der meisten Reichsfürsten, daß er selbst die Anführung des Kayserlichen Heeres wider die Türken übernehmen möchte, antwortete er, daß ihm dieses weder die Regierung seiner Staaten, noch die geringe Unterstützung erlaubte, welche man diesem Krieg in Deutschland ertheilen wollte. Er legte darauf im Jahr 1665. die Streitigkeiten bey, welche zwischen den Brüdern des verstorbenen Herzogs von Zelle, **Christian Ludwig** über sein hinterlassenes land entstanden waren: man hatte ihn auch dabey ausdrücklich um seine Vermittelung gebeten. In eben demselben Jahre half er die Händel zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz und

einigen Fürsten am Rhein, über das Wildfangs-Recht des erstern, das heißt, über sein altes Recht, alle Fremden, die sich in seinem und in dem benachbarten Gebiete niederließen, zu Leibeigenen zu machen, dergestalt stillen, daß dieses Recht einigermaaßen eingeschränckt wurde. Da die Schweden im Jahr 1666. die Reichsstadt Bremen sich unterwerffen wollten, nahm sich der Kurfürst nicht nur ihrer Rechte an, sondern verhinderte es zugleich, daß die wider die Schweden schon zusammen gezogene Kriegsvölker zu welchem, nach dem Kayserlichen Auftrage, auch die seinigen hätten stoßen sollen, keine Feindseeligkeiten begiengen, und daß auch hier ein Vergleich alles zu Ende brachte. Die Stadt Magdeburg hingegen weigerte sich, dem Kurfürsten, dem sie, nebst dem ganzen Erzstifte, nach dem Tode des Herzogs August von Sachsen bestimmt war, die Huldigung zu leisten; sie berief sich auf ihre Freyheiten, und führte sich fast wie eine Reichsstadt auf. Allein er nöthigte sie nicht allein im Jahr 1666. durch Drohungen, ihm zu huldigen; sondern auch eine Besatzung von ihm einzunehmen. Er hatte dieses mit dem Herzoge August als Administrator des Stifts; verabredet; hinderte aber diesen, sich nach seinem Vorsatze, von sechshundert Reutern begleitet, daselbst huldigen zu lassen. In Pohlen waren unterdessen die Bemühungen der Königinn noch beym Leben ihres Gemahls, den Nachfolger desselben wählen zu lassen, zu einem innerlichen Kriege ausgeschlagen. Sie brachte es im Jahr 1664. dahin, daß der Krongroßmarschall Lubomirski, der sich ihr darinne am heftigsten widersetzt hatte, genöthiget wurde, nach Schlesien zu flüchten. Dieser bat den Kurfürsten um Hülfe: er erlangte zwar keine Kriegsvölker, weil dadurch die Ruhe von Pohlen und Preußen zu voreilig gestört worden wäre; aber

eine

eine desto nachdrücklichere Fürsprache, die jedoch vergebens war. Als darauf die Anhänger des Lubomirski die Königliche Parthey mehrmals geschlagen hatten, beförderte der Kurfürst den Vergleich zwischen beyden Theilen, empfohl auch dem Pfalzgrafen von Neuburg zur Königlichen Würde von Pohlen.

In eben diesen friedfertigen, aber immer zugleich auf seinen Ruhm und gerechten Nutzen ziehlenden Gesinnungen, betrachtete Friedrich Wilhelm auch die Mißhelligkeit, welche sich damals zwischen England und Holland zeigte. Seine Freundschaft mit Holland, dessen Vortheile gleichwohl mit den seinigen so sehr verbunden waren, hatte bisher immer abgenommen, weil er, wegen seiner Verwandschaft mit dem Hause Oranien, das beste desselben beförderte; dem aber die damals herrschende Parthey des Johann de Witt sich eifrig entgegen setzte. Diese wußte auch eine alte Schuld des Kurfürsten an Holland die sich von seinem Großvater Johann Siegmund herschrieb, und durch rükständige Zinsen sehr hoch aufgeschwollen war, lebhaft zu betreiben, allen Ansehen nach in der Absicht, damit die holländischen Besatzungen noch immer in seinen Clevischen Städten unter diesem Vorwande bleiben könnten, und die Schuld zuletzt, indem sie den Werthe des Herzogthums gleich käme, Gelegenheit geben möchte, dieses zu behalten. Der Kurfürst wollte also jetzt versuchen, ob er jene Besatzungen bey der gedachten Veranlassung loß werden könnte. Er schickte im Jahr 1664. einen Gesandten nach England, der in Holland die Vermittelung des Kurfürsten zur Einigkeit mit diesem Reiche anbot, in England einen gleichen Antrag that, zugleich aber die Beschwerden des Kurfürsten wider Holland mittheilte, und den König ersuchte, sich nicht eher mit dieser Republik zu vergleichen, bis sie dieselben

den abgestellt hätte. Allein, da er an dem Kriege der zwischen diesen Staaten gleich darauf entstand, keinen Antheil nehmen wollte, verlohr sich diese Hofnung. Der unruhige Bischof von Münster, **Bernhard von Galen**, machte diesen Krieg auch für Deutschland gefährlich, indem er die Holländer im Jahr 1665. angriff: und der Kurfürst gab sich vergebliche Mühe, dieses zu hintertreiben. In diesen Umständen begehrte er von den Holländern die Zurückgabe seiner Clevischen Städte. Sie verlangten dargegen daß er ein Bündniß mit ihnen schließen möchte, und waren nicht abgeneigt, eine oder die andere dieser Städte zu räumen; man sahe aber wohl, daß weder sie noch die Franzosen den Churfürsten in dieser Gegend mächtig werden lassen wollten. Er schloß würklich im Jahr 1666. ein Vertheidigungsbündniß mit ihnen; doch behielt er sich den Weg zu einem gütlichen Vergleiche mit dem Bischof von Münster offen, der auch gleich darauf durch ihn hauptsächlich zu Stande kam. Den König von England verdroß diese Vermittelung, die seinem Kriege mit Holland nachtheilig, für Deutschlands Ruhe aber desto wichtiger war: unterdessen erlangte es doch **Friedrich Wilhelm**, daß er in den Frieden zu Breda im Jahr 1667. eingeschlossen wurde. Er hatte auch im Jahr 1666. mit einigen Deutschen Fürsten und mit Dänemark Bündnisse zu seiner Sicherheit getroffen, und war in gleicher Absicht dem vierfachen Bündniß im Haag, an welchem Dänemark, Holland, und die Herzoge von Lüneburg Antheil hatten, beygetreten.

Als hierauf in den Jahren 1667. und 1668. **Ludwig der Vierzehnte** unter dem Vorwande eines sehr streitigen Rechtes, Flandern und die Grafschaft Burgund angriff, verlangte Spanien Hülfe dagegen auch von dem Kurfürsten. Dieser sah wohl

ein,

ein, wie viel Deutschland daran gelegen sey, sich Frankreichs Eroberungssucht zu widersetzen; allein er glaubte nicht, daß die Verfassung von Deutschland und Spanien eine solche Theilnehmung von seiner Seite fast allein vertrüge. Er gab den Spaniern gute Rathschläge und bedingte Versprechungen schonte zugleich Frankreich, und genehmigte das Bündniß nicht, daß sein Gesandter, wider seine Befehle mit Spanien eingegangen hatte. Er schloß sogar im Jahr 1667. einen Vertrag mit dem Könige von Frankreich, dem er versprach, ausser Vorschlägen zum Frieden, bey diesem Kriege nichts zu thun: und dieser machte sich anheischig, nebst ihm den Pfalzgrafen von Neuburg, zur Pohlnischen Krone zu befördern. Darüber hatte der Kurfürst mit dem leztern bereits einen Vertrag aufgerichtet: er empfohl ihn auch an dem Kayserlichen Hofe und in Schweden zu einer Unterstützung, und nochmals in Pohlen selbst.

Hier schienen durch den Tod des Lubomirsky, und der Königin im Jahr 1667. die bisherigen Unruhen ihrem Ende nahe zu seyn. Doch das Bestreben nach der Thronfolge unterhielt dieselben immerfort. Frankreich suchte solche dem Prinzen Conde zu verschaffen. Diesen Bewerbungen setzte der Kurfürst andere Bemühungen entgegen; allein dem König Johann Casimir war dieses so unangenehm, daß er dem Kurfürstlichen Gesandten das Gehör versagte. Der Kurfürst drohte diese Beleidigung durch die Waffen zu rächen, und man ließ ihn wieder Gerechtigkeit wiederfahren. Frankreich fieng auch nunmehro an, sich für den Pfalzgrafen von Neuburg zu erklären. Allein Johann Casimir legte seine unglückliche Regierung im Jahr 1668. nieder, und gestand dem Gesandten des Kurfürsten seine Verwunderung, daß ein regierender Fürst, wie der Pfalzgraf,

sich nach einer solchen Krone, als die Pohlnische wäre sehnen könne, von der er auch zu einer andern Zeit sagte, es müsse sie nur derjenige annehmen, der sonst nicht zu leben hätte. Noch vorher erlangte der Kurfürst endlich den längst versprochenen Besitz der Castellaney Draheim, nicht ohne Schwierigkeiten, welche ihm die Pohlen erregten.

Bey der Wahl eines neuen Königs von Pohlen, welche nun erfolgte, blieb **Friedrich Wilhelm**, seinem Versprechen gegen den Pfalzgrafen von Neuburg sehr getreu. Frankreich gab sich anfänglich das Ansehen, als wenn es demselben ebenfalls beystehen wollte, und der Vertrag mit dem Kurfürsten ließ dieses erwarten; allein es wandte bald alle Mühe für den Prinzen **von Conde**, so wie der Kayserliche Hof für den Herzog von **Lothringen**, an. Viele rechtschaffene Männer wünschten den Kurfürsten zum Könige: und der Primas des Reichs sagte, man werde ihn dazu wählen, wenn er zur Römischen Kirche treten wollte. Doch dieser ließ hierauf die Erklärung thun, auf diese Bedingung habe er nicht einmal die Kayserkrone annehmen wollen; er habe der Gnade Gottes so viele Länder zu danken, daß er mehrere nicht begehre, und er werde niemals in die Veränderung seiner Religion willigen; ja die Pohlen selbst, setzte er hinzu, würden niemals eine günstige Meinung von ihm hegen, wenn man ihn beschuldigen könnte, daß er Gott ungetreu geworden sey, und Vortheile dem Gewissen vorgezogen habe. Außer der kräftigen Empfehlung des Pfalzgrafen, ließ er auch bey dieser Wahl-Vorstellungen, zum Besten der Dißidenten, in Pohlen thun. Es wurde zwar, wider die Erwartung aller Partheyen, ein Polnischer Edelmann, **Michael Wiesnowizky**, im Jahr 1669. zum Könige gewählt; allein der Kurfürst war damit wohl zufrieden,

den, weil er von demselben weniger als von einem andern zu besorgen hatte.

Unterdessen hatten England Holland und Schweden im Jahr 1668. Frankreichs schleunigen Eroberungen durch das dreyfache Bündniß ein Ziel gesetzt. Zu demselben wurde auch Friedrich Wilhelm eingeladen; er glaubte aber nicht, daß dasselbe ausserdem noch grosse und lange Dienste leisten werde. Frankreich hingegen, das von dieser Zeit an die Holländer welche den ersten Grund zu diesem Bündnisse gelegt hatten, zu demüthigen beschloß, zumal da es von denselben stets die größten Hindernisse bey seinem Absichten auf die Spanischen Niederlande befürchten mußte, suchte nach und nach die Deutschen Fürsten auf seine Seite zu ziehen, um den Krieg wider Holland desto freyer und stärker führen zu können. Schon im Jahr 1669. kam ein Französischer Gesander in dieser Absicht zu dem Kurfürsten, auf welchen gleich der Fürst von Fürstenberg, wiewohl nur im Nahmen des Kurfürsten von Cölln folgte. Der letztere schlug auf eine verdeckte und zweydeutige Art ein Bündniß vor, von welchem man aber deutlich genug merken konnte, daß es auf den Untergang der Holländer gerichtet sey, deren Länder verschiedene Fürsten mit dem Kurfürsten theilen sollten. Darauf antwortete dieser auf eine Art, die eine weit rühmlichere Staatsklugheit verrieth. Er gestand, daß ihm viel daran gelegen sey, wenn die Holländer etwas bescheidner und gegen ihre Nachbarn verträglicher gemacht würden, indem er nicht weniger Klagen über sie zu führen hätte; es sey ihm auch die Schwäche ihres Staats bekannt, und man werde sie daher leichter unterdrücken können. Aber seine Bündnisse mit ihnen verpflichteten ihn, der Republik zu Hülfe zu kommen, und ohne Zweifel würde daraus ein allgemeiner Krieg ent-

stehen. Er werde die Holländer ernstlich ermahnen, Frankreichs Beschwerden abzustellen, und ihnen erklären, daß er ihnen keine Hülfe schicken werde, wenn sie Gelegenheit zum Kriege gäben; aber er wünschte auch die Ursachen der Uneinigkeit zwischen ihnen und Frankreich genauer zu erfahren. Würcklich schickte er im Jahr 1670. einen Gesanden nach Frankreich, der dem König vom Kriege abrathen, ihm Statt desselben eine billige und gewisse Genugthuung empfehlen sollte. Allein der Kurfürst wurde daselbst nur noch offenbarer eingeladen, an dem Bündnisse wider Holland Antheil zu nehmen. Er ließ also die noch nachdrücklichere Erklärung thun, daß er diesem Bündnisse nicht beytreten könne, wenn er nicht seinen Zustand und seine Länder einer offenbaren Gefahr aussetzen, sein Gewissen beflecken, und öffentliche Verträge, die er feyerlich mit seinem Worte bestätigt habe, verletzen wollte.

Zugleich warnete **Friedrich Wilhelm** die Holländer, für ihre Sicherheit zu sorgen, und die Forderungen des Königs von Frankreich lieber einzugehen, als den Krieg zu erwarten. Sie nahmen diese Ermahnung einigermaaßen frostig an, weil sie sich noch gar nicht überreden konnten, daß Frankreich sie unter einem so nichtigen und allgemeinem Vorwande, als es gebrauchte, bekriegen würde. Der Kurfürst aber blieb standhaft bey seinem Entschlusse, ohngeachtet im Jahr 1671. abermals ein Französischer Gesandter nach Berlin kam, um ihn davon abzubringen. Er sagte immer, er wisse nicht, was der König vor zulängliche Ursachen habe, diesen Krieg anzufangen: zweifelte sogar, auch wenn derselbe gerecht seyn sollte, ob er den wahren Vortheilen des Königs gemäß sey, und that alles was einen Vergleich befördern konnte. Er schloß daher auch in dem gedachten Jahre zu Bielefeld einen Vertrag

trag mit den Pfalzgrafen von Neuburg, und dem Bischof von Münster durch welchen sie sich gegen jeden Angriff Hülfe versprachen. Dabey schlug er vor, daß sie ihre Kriegsvölker vollzählig machen, alsdenn von den Holländern Genugthuung gegen Frankreich verlangen, und wenn der Krieg gar nicht vermieden werden könnte, doch verhüthen möchten, daß Holland nicht von Westphalen aus angegriffen werde. Der Kurfürst von Cölln trat zwar zu dieser Verbindung ebenfalls bey; aber er sowohl als der Bischof machten sich so verdächtig, daß Friedrich Willhelm den Vertrag nicht genehmigte: sie waren auch längst mit Frankreich über alle Absichten desselben einig geworden. Diese Krone hörte nicht auf, in den Kurfürsten zu dringen, daß er eben dieses thun möchte, da er bey dieser Gelegenheit seine Clevischen Städte befreyen könnte: wenigstens verlangte sie von ihm eine Parthenlosigkeit während des Kriegs; aber auch diese bewilligte er nicht, indem er von diesem Kriege sehr viel für sein angränzendes Gebiet befürchtete.

Man hatte gemuthmaßt, daß der Kurfürst so vielen Versuchen des Französischen Hofs, sich mit ihm gegen Holland zu verbinden, entweder deswegen widerstanden habe, weil er den Verlust von Cleve besorgte, wenn erst die Republik zu Grunde gerichtet wäre; oder weil er auf die Herzoge von Hanover eifersichtig war, die Frankreichs Parthey ergriffen, hatten. Aber keine von diesen beyden Ursachen scheinet die wahre gewesen zu seyn. Mit Frankreich vereinigt, hatte er vielmehr Hofnung, die Holländischen Besatzungen aus dem Clevischen zu nöthigen, und einen Theil von dem Gebiete der Republik für sich zu behalten. Die Eifersucht konnte noch weniger bey ihm ausrichten: denn so viele andere Deutsche Fürsten hatten sich ebenfals für Frankreich erklärt, und die

übrigen nebst dem Kayser waren zum wenigsten gesonnen, sich in dem bevorstehenden Kriege auf keine Seite zu schlagen. Friedrich Wilhelm allein hatte Einsicht und Muth genug, zu Deutschlands und der Protestanten Besten gegen ein so mächtiges Bündniß für Holland zu sorgen; er war zu großmüthig, als daß er sich für die Begegnung der Republik bey dieser Gelegenheit zu rächen gesucht hätte: und seine treue Beobachtung der geschlossenen Verträge, sein Abscheu vor leichtsinnigen Kriegen, überwanden, alle angebotene Vortheile.

Er fand sich und Holland, das er zu schützen suchte, so völlig von allen verlassen, daß Schweden und England, die mit diesem Staate das dreyfache Bündniß errichtet hatten, jetzt, nach Frankreich die gefährlichsten Feinde desselben waren. Schweden, wo er seine Gesinnungen beliebt zu machen trachtete, schloß mit Frankreich im Jahr 1672, gewissermaaßen ein Bündniß wider ihn, indem es versprach, mit einem beträchtlichen Heere zu verhindern, daß Holland aus dem Deutschen Reiche keine Hülfe bekäme, und diejenigen, welche sie leisten wollten, anzugreifen. Der König von England war im Begriff, die Holländer zur See zu bekriegen. Dreymal schickte der Kurfürst einen Gesanden nach Dänemark, um den Holländern eine Hülfe auszuwürken, ohne daß ihm solches gelungen wäre. Die Holländer selbst ersuchten ihn erst im Anfange des Jahres 1672 um seinen Beystand, und machten auch bey den billigsten Bedingungen desselben Bedenklichkeiten, bis das Bündniß mit ihm in April dieses Jahres zu Stande kam.

Durch dieses Bündniß, das Holland von seinem Untergange gerettet hat, versprach Friedrich Wilhelm unverzüglich ein Heer von zwanzig tausend Mann aufzubringen, von dem die Holländer nur die Hälfte

bezahlen sollten, und daß er in zwey Monathen zur Vertheidigung ihres Landes anführen wollte. Damit nicht zu frieden, bemühte sich der Kurfürst, auch den Kayser zu einem solchen Bündnisse zu bewegen: ihn, der weniger als ein anderer Fürst, bey diesem Anfalle auf Holland gleichgültig hätte bleiben sollen; den aber Staatsbediente, Geistliche und sein eigener Religionseifer, diesen Sitz von vermeynten Ketzern so abgeneigt gemacht hatten, daß er wider alle seine Vortheile im Jahr 1671. ein Bündniß mit Frankreich eingegangen war, welches die Versicherung enthielt, daß er sich in den Krieg mit Holland nicht mischen werde. Jetzt that der Kurfürst hierbey in Deutschland dasjenige, was man von dem Kayser hätte erwarten können. Dieser hatte nichts gegen seine Gründe einzuwenden; sein Beyspiel beschämte ihn, und der Kurfürst gab ihm sogar zu verstehen, daß er sich mit Frankreich über einen Theil der Vereinigten und Spanischen Niederlande vergleichen werde, wenn der Kayser bey diesem Kriege einen bloßen Zuschauer abgeben wollte. Ohne also das Bündniß mit Frankreich umzustoßen, suchte der Kayser einen Mittelweg zu gehen, und kam mit dem Kurfürsten durch einen besondern Vertrag überein, daß ein jeder von ihnen, zu Erhaltung der Friedensschlüsse, seit dem Westphälischen zwölftausend Mann ins Feld stellen sollte. Allein wie überhaupt auf solchen Mittelwegen nichts Entscheidendes vollbracht wird, und diejenigen, welche sie bey einen Kriege wählen, sich meistentheils selbst schaden: so fehlte es noch besonders diesen schwachen, halb erzwungenen Maaßregeln an einer ernstlichen Neigung zu helfen; obgleich der Kayser in einem Bündnisse mit den Holländern ihnen noch ansehnlichere Hülfsvölker versprach.

Der Kurfürst hingegen traf alle Anstalten, den versprochenen Beystand nach der Größe der Gefahr geschwind zu leisten. Schon war Holland in der Mitte des Jahres 1672. von Frankreich, England, Cölln und Münster angegriffen worden, hatte drey Provinzen verlohren, und schien auch nicht weit von dem Verluste aller übrigen entfernt zu seyn. Diese Republik ermannte sich zwar einigermaaßen zu einem herzhaften Widerstande, und gab ihren Angelegenheiten dadurch eine günstige Gestalt, daß sie dem Prinzen von Oranien die Ehrenstellen, welche seine Vorfahren bekleidet hatten, ertheilte. Doch diese Veränderung rieth dem Kurfürsten nur einige Vorsichtigkeit an, weil die Holländer vielleicht plötzlich einen Vergleich mit Frankreich schließen konnten. Da unterdessen die Franzosen auch im Clevischen viele Feindseeligkeiten begangen, rückte er im August dieses Jahres mit seinen Kriegsvölkern ins Feld, und vereinigte sich mit den Kayserlichen bey Halberstadt, unter der Anführung des Montecuculi. Er sahe sich genöthigt, den Vorschlag dieses Feldherrn anzunehmen, daß man, an Statt gerade durch Westphalen den Holländern zu Hülfe zu kommen, vielmehr über den Rhein und die Maaß gehen möchte, um die Franzosen von ihren Vorrathshäusern abzuschneiden: ein Vorschlag, der den Absichten des Kaysers, den Franzosen keine Schlacht zu liefern, gemäß war. Man zog also gegen jene Flüsse, verschwendete dadurch viele Zeit, und konnte endlich doch von dem Kurfürsten am Rhein, den Uebergang über denselben nicht erhalten. Da man sogar einen Ort dazu gefunden hatte, gab Montecuculi abermals den Rath, daß man, wegen der Uebermacht des Französischen Heeres, das in der Nähe stand, sich nach Westphalen wenden sollte. Dieses geschah wiedrum, und darüber endigte sich dieses Jahr, nachdem

dem man den Holländern wenigstens die beträchtliche Erleichterung verschaft hatte, daß ein groses Französisches Heer sich von ihnen gegen das verbundene hatte kehren müssen. Auch brachte es Friedrich Wilhelm noch in diesem Jahre dahin, daß der Kayser mit dem König von Dänemark, dem Herzogen von Zelle und Wolffenbüttel, und der Landgräfin von Hessencassel, zu Braunschweig ein Bündniß, um ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung willen schlossen; das aber von keiner Würkung war: so wie er sich auch bey den Spaniern und Schweizern vergebens bemühete sie in ähnliche Verbindung zu ziehen. Der König von England, von dem er gleichfalls Hülfe gegen den Französischen Einfall in das Clevische begehrte, antwortete ihm in heftigen Ausdrücken, denen er mit einem ernsthaften Anstande begegnete. Ohngeachtet aber der Kurfürst alles für die Holländer in Bewegung zu setzen suchte; beklagten sie sich doch darüber, daß er sein Bündniß nicht völlig erfüllt habe.

Gleich mit dem Anfange des Jahres 1673. fieng er an, mit seinen Kriegsvölkern nach Westphalen zu ziehen; die Kayserlichen verbanden sich mit ihm, und Bournoville ihr neuer Feldherr, bekam Befehl, ein Treffen mit den Franzosen nicht länger zu vermeiden. Der Kurfürst veranstaltete auch bereits alles zu demselben, als ihn einige seiner Räthe eifrig baten, sich nicht dem ungewissen Ausgange einer Schlacht zu überlassen, die, wenn sie gewonnen würde, ihm wenig Nutzen brächte; deren Verlust hingegen seinen Zustand überaus verschlimmerte. Er glaubte ihnen, und verschob die Schlacht, um noch an den folgenden Tage darüber zu berathschlagen; aber mittlerweile nahm der französische Feldherr Türenne eine solche Stellung, daß man ihn nicht nöthigen konnte, sich in eine Schlacht einzulassen. Die Fehler grosser

Männer

Männer werden bald und auf andern Seiten ersetzt; dieser hatte jedoch die Folge, daß sich das verbundene Heer in die Winterläger begeben, und daß Türenne verstärkt auf dasselbe losdrang, Westphalen verlassen mußte. Dazu hatte aber auch dieses viel beygetragen, daß die Franzosen von den Holländern zu wenig beschäftigt wurden, und daher ihre größere Macht in Deutschland gebrauchen konnten. Außerdem zahlten diese dem Kurfürsten nicht einmal die bewilligten Hülfsgelder mehr. Fast sein ganzes Gebiete in Westphalen war verheert worden, und in die Hände der Franzosen und des Bischofs von Münster gerathen; er sah auch nicht die geringste Hoffnung zu einem glücklichen Fortgange, weil ihm alles im Deutschen Reich und außer demselben zuwider blieb.

Daher entschloß er sich, durch einen Vergleich mit Frankreich wenigstens für sein Wohl zu sorgen, empfohl aber auch eben diesen den Holländern, indem er ihnen vorstellte, daß ihre Aufführung hauptsächlich denselben nothwendig mache. Dieser Vergleich kam im Junius des Jahres 1663. zu Vossem, einem Flecken bey Löwen, zu Stande. Die Vornehmsten Bedingungen desselben waren diese, daß der Kurfürst den Feinden des Königs weiter gar keine Hülfe leisten, und ihre Kriegsvölcker in seinen Staaten nicht dulden sollte; dagegen versprach der König, ihm seine entrissene Länder, bis auf einige Plätze am Rhein, zurück zu geben, welche er aber nach dem Frieden ebenfalls erhalten sollte. Dem Kurfürsten sollte es zwar frey stehen, das Deutsche Reich zu vertheidigen, wenn es angegriffen würde; doch sollte es vor keinen Angriff desselben angesehen werden, wenn der König genöthiget wäre, irgend einen Reichsfürsten zu bekriegen, der ihn angreiffen, oder seinen Feinden, wider den Westphälischen Frieden beystehen wollte. Beyde

Fürsten

Fürsten verabredeten noch insgeheim, daß der König die Rechte und Ansprüche des Kurfürsten besonders an die Holländer, unterstützen, ihm achtmal hundert tausend Livres zahlen, und diejenigen Fürsten, welche, wegen der Durchzüge oder andere Forderungen an den Kurfürsten machten, bewegen wollte davon abzustehen.

Unter andern Vortheilen, welche **Friedrich Wilhelm** aus diesem Vergleiche zog, war auch die Einnahme der Clevischen Städte, in denen die Holländer seit langer Zeit Besatzung gehalten hatten; und die ihm nunmehro die Franzosen übergaben. Diese hatten kurz vorher Gelegenheit gehabt, seine edle Denkungsart hochzuschätzen. Denn da ihm ein gewisser Vicomte **von Villeneuve** den Antrag that, daß er den Marschall **Türenne** heimlich ermorden oder vergiften wollte, warnete er den Französischen Feldherrn vor diesem Menschen: **Türenne** dankte ihm dafür, und nannte diesen Dienst eine ausserordentliche Großmuth.

Während daß der Kurfürst seine größte Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten der Holländer gewandt hatte, war er auch wegen seiner eigenen in Streitigkeiten eingeflochten worden. Der Graf von **Tettenbach**, Besitzer der Grafschaft Regenstein oder Reinstein, eines Lehns vom Bißthum Halberstadt, wurde auf Befehl des Kaysers, als des Hochverraths schuldig enthauptet. Daher zog der Kurfürst im Jahr 1670 diese Grafschaft ein. Der Herzog von Braunschweig, machte auf dieselbe Kraft eines heimlichen Vertrags, den er mit den Grafen geschlossen hatte, Anspruch, suchte Besitz davon zu ergreifen, und übte einige Feindseeligkeiten darinnen aus. Darüber beklagte sich der Kurfürst bey dem Kayser, der einen gütlichen Vergleich anbefol, an welchem auch der Kurfürst von

Sachsen,

Sachsen, allein vergebens, arbeitete. Man brachte daher diese Streitigkeit vor das Reichskammergericht, von welchen sie zwar nicht entschieden worden ist; doch blieben der Kurfürst und seine Nachkommen in dem Besitze dieser Grafschaft.

Längere Händel bekam er ebenfalls, im Jahr 1670. mit den Pohlen. Er verlangte von ihrem neuen Könige Michael die Erneuerung der mit ihnen geschlossenen Verträge. Allein sie erregten zum Theil dagegen viele Schwierigkeiten: entweder weil ihnen die Unabhängigkeit des Kurfürsten verhaßt war; oder weil sie aus Mißvergnügen über den König, der fast gar keine Gaben zur Regierung besaß, des Kurfürsten wider ihn zu reitzen suchten. Darauf fiel eine Begebenheit vor, die einen Vorwand abgab, sein Begehren abzuschlagen. Ein Unterthan des Churfürsten, Christian Ludwig von Kalkstein, der sich wegen vieler Vergehungen, eine Strafe zugezogen hatte, welche für dieselben noch zu gelinde war, gieng wider sein Verbot nach Warschau: und da er ihn vergebens ausgeliefert wissen wollte, wurde derselbe immer schmähsichtiger und tollkühner, um alles wider den Kurfürsten aufzuwiegeln. Dieser beschloß endlich, weil der Hof diesen Verbrecher wider ihn beschützte, denselben heimlich nach Preußen wegführen zu lassen. Sein Gesandter zu Warschau richtete dieses im November des Jahres 1670. aus; aber es entstand daraus in Pohlen die höchste Erbitterung wider ihn. Der König verlangte, daß alle diejenigen, welche an dieser Wegführung Antheil gehabt hätten, aufs schärfste bestraft werden sollten: und der Kurfürst, welcher vorgab, daß dieses ohne sein Vorwissen geschehen sey, belegt sie auch verstellter Weise mit Strafen. Aber auf das Verlangen des Königs, daß er künftig keinen beständigen Gesandten zu Warschau

halten

halten möchte, gab er zur Antwort, andere Fürsten hielten die Anwesenheit solcher Gesanden für sich vor rühmlich und nützlich, und er werde auch nicht, wegen jedes einzelen Geschäftes, den Aufwand einer besondern Gesandschaft machen. Man hielt die Bestätigung der Verträge mit dem Kurfürsten, noch unter anderm Scheine auf, bis sie im Jahr 1672. erfolgte. Er leistete darauf dem Reiche Hülfe wider die Türken; allein die Pohlen ließen seine Kriegsvölker beynahe vor Hunger umkommen, und der König wollte sich ihrer bedienen, um die gegen ihn feindselig gesinnte Parthey in Pohlen zu unterdrücken.

Nachdem sich Friedrich Wilhelm aus dem Holländischen Kriege gezogen hatte, arbeitete er auch an dem allgemeinen Frieden, indem er die dazu, unter Vermittelung der Schweden, zu Cölln angesetzte Versammlung im Jahr 1673. beschickte. Ihr Vorschlag gefiel ihm jedoch nicht, daß die Reichsfürsten mit Schweden eine dritte Parthey aufrichten möchten, welche den Kayser und die Holländer, die jetzt auch Spanien auf ihrer Seite hatten, zum Frieden nöthigen sollte: er sah darinne nur eine Vergrösserung des Kriegs auf eigene Kosten, und ein Mittel den Schweden ein ausnehmendes Ansehn in Deutschland zu geben. Da sie ihm aber nach der Trennung der Friedensversammlung, bey den Aussichten eines noch weiter sich ausbreitenden Kriegs, ein Vertheidigungsbündniß anboten, schloß er dasselbe mit ihnen noch in dem gedachten Jahre; doch entfernt von der Absicht, welche sie hatten, ihn dadurch von der Parthey des Kaysers abzuziehen. Vielmehr verband er sich im Jahr 1674 mit dem Kayser, den Spaniern und Holländern genauer zur Vertheidigung des Deutschen Reichs, in welchem die Franzosen damals die ärgsten Verwüstungen anrichteten. Er versprach zu dieser

Absicht sechszehn tausend Mann zu stellen, wofür ihm Spanien und die Holländer gewisse Hülfsgelder zahlen sollten. Zu einem solchem Bündnisse war er selbst durch den Frieden von Vossem berechtiget: denn das Deutsche Reich war von Frankreich angegriffen worden, und hatte dieser Krone den Krieg angekündigt: der Kurfürst konnte sich daher der gemeinen Sache nicht länger entschlagen.

Er führte darauf im August des Jahrs 1674. fast zwanzig tausend Mann seiner Kriegsvölker an den Rhein, um sich mit dem Heere des Kaysers und des Reichs daselbst zu vereinigen. Allein es war das Unglück dieses Feldzugs, nicht allein, daß die Feldherren des Heeres unter einander über ihre Unternehmungen uneins waren; sondern noch mehr, daß der kayserliche Feldherr Bournonville die wichtigsten Gelegenheiten, etwas Großes auszuführen, überall vernachläßigte, und sogar die Reichsfürsten, die sich derselben bedienten, verließ: er schien dabey den Befehlen seines Hofs zu folgen, der wenig wagen wollte; kam aber zugleich in den stärksten Verdacht der Treulosigkeit. Der Kurfürst langte bey diesem Heere im Elsaß an; es war nunmehro um die Hälfte stärker, als das Französische unter dem Türenne: daher drang er nebst den andern Feldherren darauf, dieses letztere anzugreifen, wozu man eine vortreffliche Gelegenheit in den Händen hatte. Bournonville allein machte dawider so viele Einwendungen, daß sich die Franzosen, während der Berathschlagungen, nach Lothringen zurück ziehen konnten. Es blieb also dem Kurfürsten nichts übrig, als seine Kriegsvölker die Winterläger nehmen zu lassen.

Indem er selbst sich zu Colmar aufhielt, war das übrige Heer durch ganz Elsaß vertheilt. Türenne, der ansehnliche Verstärkungen erhalten hatte, brach gegen

gegen das Ende dieses Jahrs plötzlich auf diese zerstreueten Kriegsvölker loß. Der Kurfürst war eben im Begriff einen Einfall in Burgund vorzunehmen; jetzt aber zog er eilig seine Soldaten zusammen, und gab den Bournonville von dem Anzuge der Feinde, die mitten unter seine Quatiere eindrangen, Nachricht. Dieser flüchtete sich in einer ziemlichen Verwirrung und mit starkem Verluste gegen Colmar zu. Hier mußte der Kurfürst wieder zugeben, daß dieser Feldherr dem verbundenen Heere eine Stellung gab, in welcher es weder selbst angreifen noch angegriffen werden konnte. Ein Theil desselben kam endlich zu einem nachtheiligen Gefechte mit den Franzosen, und die weit geschicktern Wendungen derselben, durch welche das geschwächte Heer von Straßburg abgeschnitten, und auch sonst in Verlegenheit gesetzt werden konnte, nöthigte dasselbe über den Rhein zurück zu gehen. Bournonville that dieses noch geschwinder, als er mit dem Kurfürsten verabredet hatte: und dieser würde daher ohne seine Wachsamkeit noch zwo seiner Schwadronen verlohren haben, welche die Kayserlichen im Stiche ließen. Ein so beschimpfender Rückzug war nicht bloß, wie es die Franzosen rühmen, der größern Klugheit und Entschlossenheit des Türenne, sondern eben so sehr denen zuzuschreib n, die dem Kurfürsten einen Bournonville an die Se te, und offenbar genug entgegen gesetzt hatten. Fast m mer wurden die Deutschen um diese Zeit, unter einer herrschenden Uneinigkeit, von Ausländern angeführt, in welche sie wenig Vertrauen setzen konnten, und Fürsten, die zu ihren Feldherrn gebohren waren — der größeste unter diesen war Friedrich Wilhelm — wurden bey ihren Unternehmungen auf allen Seiten eingeschränkt. Er merkte es jetzt deutlich, daß der Kayserliche Hof durch den unglücklichen Religions-

eifer zum Mißtrauen gegen ihn gebracht worden war, und beschwörte sich sehr nachdrücklich bey demselben über die Unterhandlungen, die er mit dem Bischof von Münster, zur Aufrichtung eines neuen Heeres in Westphalen pflog. Dieser Prälat sollte den Protestantischen Bundsgenossen des Kaysers das Gegengewicht halten: allein der Kurfürst erklärte sich, eine solche Abhängigkeit, in welche seine Westphälischen Länder durch dieses Heer gerathen würden, durchaus nicht zu dulden.

Aber mittlerweile, da er dem deutschen Reiche so viele Dienste leistete, als man ihn mitten in demselben zu leisten vergönnte, brachte Frankreich, um ihm dieses ganz unmöglich zu machen, einen Feind in seinem Rücken wider ihn auf. Dieses waren die Schweden, welche ihr Bündniß mit Frankreich darzu vorbereitet, und ansehnliche Hülfsgelder von dieser Krone völlig zum Willen derselben gelenket hatten. Dem Kurfürsten machten sie den Vorwurf, daß er dem mit ihnen geschlossenen Bündnisse zuwider gehandelt habe: ein Vorwand, der, so unerweislich er auch war, doch bey ihren öffentlichen Erklärungen gebraucht werden konnte. Wrangel also, ihr Feldherr fiel am Ende des Jahres 1674. mit einem beträchtlichen Heere in die Mark Brandenburg ein. Er versicherte dabey dem Fürsten von Anhalt, welcher Statthalter derselbe war, daß er bloß deswegen Befehl bekommen habe, in dieses Land einzurücken, weil aller Vorrath für seine Soldaten in Pommern aufgezehret sey, und weil man dadurch den Kurfürsten von der Parthey der Bundsgenossen abzuziehen hoffte; sobald derselbe diese mit seinen Kriegsvölkern verlassen würde, werde er auch die Mark räumen; im übrigen aber wollte sein König dieses vor kein Zeichen des gebrochenen Friedens angesehen wissen, was nur zur Erweiterung

weiterung der Quartiere vorgenommen werde: zumal da der Kurfürst öfters auf gleiche Art mit den Deutschen Reichsständen verfahren werde.

Diese Rechtfertigung, die nicht einmal scheinbar war, beantwortete der Kurfürst nicht: und da man ihm die Nachricht von dem Einfall der Schweden nach Elsaß, wo er mit seinem Heere stand, heimlich brachte, erzählte er dieselbe öffentlich mit einem heiteren Gesichte, und sezte hinzu daß ihm dieses die Eroberung von ganz Pommern vorher sage. Dem Fürsten von Anhalt aber antwortete er: er bedaure zwar „das Schicksaal seiner lieben Unterthanen ungemein; „allein es sey zu hoffen, daß ihnen eben hierdurch auf „das Künftige eine gewisse Ruhe und Sicherheit werde „erworben werden, und daß ein solches Verfahren „das unter den Reichsständen unerhört sey, niemals „wieder zu befürchten seyn werde. Die Schweden „irrten sich, wenn sie glaubten, durch diesen Einfall „ihre Absichten gegen ihn zu erreichen. Wenn sie sein „Land erschöpft hätten, würde ihm nur das Leben „übrig seyn: allein auch dieses wollte er lieber der „Gefahr aussetzen, als seine Parthey verändern, und „sich nicht rächen; er werde eben bey dieser Gelegenheit zeigen, daß er nicht so veränderlich sey, als sie „ausstreueten; er vertraue auf die Gerechtigkeit seiner „Sache: und da ihn Gott aus so vielen Gefahren „befreyet habe, so habe er jezt eine gleiche Hoffnung.„ Er befohl zwar auch nachher diesem Fürsten, daß er sich bemühen möchte, die im ganzen Lande zerstreuten Schweden zurück zu treiben; allein da er durch keine auswärtige Hülfe unterstüzt wurde, mußte ihnen die Mark noch auf einige Zeit überlassen werden.

Da unterdessen im Jahr 1673. der König Michael von Pohlen der allgemeinen Verachtung, in welcher er bey seinen Unterthanen stand, durch den

Tod entzogen worden war, nahm **Friedrich Wilhelm** an der neuen Wahl wiederum einigen Antheil, ob er sich gleich für keinen Bewerber um die Krone ausdrücklich erklärte. Er wünschte nur, daß sie ein solcher Prinz erhalten möchte, der sich mit der Königlichen Witwe vermählen könnte: und auch deswegen waren ihm unter den Prinzen, die dabey in Betrachtung kamen, der Herzog von Lothringen und der Erb-Prinz von Pfalz-Neuburg die angenehmsten. Ihm selbst oder seinem Kurprinzen, **Carl Aemil**, hatten viele Pohlnische Große das Reich zugedacht, wenn sie ihre Religion verändern wollten; aber diese Bedingung wurde von ihm zum drittenmal abgewiesen. Die Pohlen wählten endlich im Jahr 1674. den fähigsten aus ihrem Mittel zur Regierung, den **Johann Sobieski**. Der Kurfürst, dessen Freund der neue König immer gewesen war, ließ darauf sein Recht, bey der Wahl seine Stimme zu geben, von neuem ins Andenken bringen, schickte auch der Republik einige Hülfsvölker wider die Türken, die er im Anfange des Jahrs 1675. zu seiner eigenen Vertheidigung zurück zog.

Die Bedrückungen, welche seine Unterthanen in der Mark von den Schweden damals ausstehen mußten, stiegen immer höher, und selbst im dreyßigjährigen Kriege war dieses Land nicht durch so viele Ausschweifungen der Grausamkeit und des Muthwillens verwüstet worden: sieben tausend Einwohner flüchteten daher in kurzer Zeit daraus nach Pohlen. Gleichwohl wollte der Kurfürst nicht sogleich Feindseeligkeiten gegen sie ausgeübt wissen, damit sie ihm nicht irgend einen unersetzlichen Schaden zufügen möchten. Er suchte auch vorher, sich wider die Schweden zu verstärken, und brachte es dahin, daß ihnen die Holländer den Krieg ankündigten, auch die Dänen die-

sen Entschluß faßten. Der Kayser hingegen verschob es von einer Zeit zur andern, ihm wider diesen Einfall beyzustehen. Von den Reichsfürsten hatte er noch weniger zu erwarten, und er mußte zufrieden seyn, den Herzog von Hannover, der mit den Schweden verbunden war, Partheylos zu sehen. In der Mark schlug sich eine Anzahl bewaffneter Bauern zusammen die sich selbst zu vertheidigen entschlossen waren, und in ihren Fahnen, neben den Nahmenszuge und dem Wappen des Kurfürsten die Worte führten: **Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.** Alles sah auf **Friedrich Wilhelmen**, und keiner von seinen Bundsgenossen wollte die Schweden eher angreifen, bis er den Anfang dazu gemacht hätte.

Er brach also im Sommer des Jahrs 1675. aus Franken, wo er seine Kriegsvölker seit dem Winter erfrischt und vermehrt hatte, mit denselben in so geschwinden Zügen nach Magdeburg auf, daß die Schweden nichts von seiner Ankunft daselbst erfuhren. Um sie ihnen noch länger zu verbergen, ließ er die Thore dieser Stadt zween Tage lang verschlossen halten, und eilte darauf mit einem Theil seines Heeres fort, um sich ihnen zu nähern. Er stand schon bey Rathenau, wo sie eine Besatzung hatten, ohne daß sie es wußten. **Dörffling**, sein bester Feldherr, gab sich in der Morgendämmeruug mit einem Haufen Soldaten vor Schweden aus, die von den Brandenburgern verfolgt würden, und verlangte eingelassen zu werden; er erhielt es, und hieb die Wache nieder. Andere Schaaren, welche der Kurfürst während der Nacht über die Havel hatte setzen lassen, griffen die Stadt von andern Seiten an, und drangen hinein; die Schwedischen Kriegsbedienten aber, welche am vorigen Tage von einem Edelmanne in der Stadt,

nach der Abrede die er mit dem Kurfürsten genommen hatte, herrlich waren bewirthet worden, wachten kaum auf, als sie, gleich ihren Soldaten, entweder gefangen wurden, oder das Leben verlohren.

Durch diese glückliche Unternehmung trennte der Kurfürst den Feldmarschall Wrangel, der mit einem Theil des Heeres sich zu Havelberg befand, von dem andern Theile, welcher in der Gegend von Brandenburg stand. Er befohl, daß sein Fußvolk, das eben nahe ganz zu Magdeburg gelassen hatte, zu ihm stoßen sollte. Aber da er Nachrichten bekam, daß die Schweden von Brandenburg aufgebrochen wären, um sich mit denen bey Havelberg zu vereinigen, beschloß er, nicht einmal sein Fußvolk zu erwarten; sondern setzte ihnen so schnell nach, daß er sie erreichte, ehe sie zu Fehrbellin anlangen konnten, wo die Vereinigung erfolgen sollte: er ließ alle Brücken in ihrer Nähe abwerfen, und nöthigte sie durch die Hitze, mit welcher er sie verfolgte, sich eine Stunde von Fehrbellin in Schlachtordnung zu stellen. Er ließ noch in einem Kriegsrathe untersuchen, ob es rathsam sey, das beträchtliche und vortheilhafte gelagerte Heer der Schweden bloß mit fünftausend sechshundert Reitern, die durch geschwinde Züge vieler Tage abgemattet waren, anzugreifen. Da die meisten seiner Feldherren dieses widerriethen, zeigte er dagegen, daß der Feind in die Enge getrieben sey, nicht von seinen berühmten und erfahrnen Feldherrn angeführet werde, und daher nicht aus den Händen gelassen werden dürfe. Er ließ also die kleinen Canonen, die er mitgenommen hatte, auf einen Sandhügel führen, und fieng das Treffen am 18. Junius an. Der Landgraf von Hessen-Homburg, den er nur abgeschickt hatte, um die Stellung der Feinde zu besichtigen, ließ sich, wider seinen Befehl, in ein Gefechte ein; er kam ihm zu Hülfe, und dieses

wurde allgemein. Indem er sich selbst der äusserſten Lebensgefahr aussetzte, erlangte er einen der vollkommensten Siege; und nur der Mangel an Fußvolk hinderte ihn, das Schwedische Heer aufzureiben. Es verlohr unterdessen in allen über viertausend Mann, und zog sich eilig in das Meklenburgische. Zu dem Landgrafen von Homburg, der bey nahe alles verdorben hätte, sagte er nach der Schlacht, er habe, nach der Strenge der Kriegsgesetze, den Tod verdient; „aber, sezte er hinzu, Gott behüte mich, daß ich meine „Lorbern mit dem Blute eines Prinzen beflecken „sollte, der eines der vornehmsten Werckzeuge meines „Sieges gewesen ist.„

Dieser Sieg bey Fehrbellin, der in Ansehung aller Umstände seines gleichen in der Geschichte nicht hat, befreyete nicht nur die Mark. auf einmal von zahlreichen Feinden, die unter die besten Soldaten von Europa gerechnet wurden; sondern verschafte auch den Kurfürsten die Hülfe seiner Bundsgenossen, wider die Schweden. Auf dem Deutschen Reichstage wurden sie vor Feinde des Reichs erklärt; doch gab der Kayserliche Hof zu erkennen, daß er dem Kurfürsten ungern eine Schadloshaltung an Ländern, wegen ihres Angriffs, zugestehen würde. Der König von Dänemark fieng an, sie zur See zu bekriegen, und schloß ein geheimes Bündniß mit ihm, Kraft dessen beyde den König wider die Schweden so lange fortsetzen sollten, bis sie alle Genugthuung, welche sie fordern konnten, erhalten würden. Der Kurfürst insonderheit sollte ganz Vorpommern; Dänemark aber Wismar und die Insel Rügen bekommen. Der Herzog von Hanover versprach ihnen, dem Kayser und dem Bischof von Münster, bey ihren gemeinschaftlichen Absichten gegen Schweden, keine Hinderniß in den Weg zu legen. Auch die Herzoge von

Lüneburg traten zu dieser Verbindung: einige Kriegsvölker des Kurfürsten machten mit den Münsterischen Eroberungen in den Herzogthümern Bremen und Verden; er hatte aber viele Mühe, die Uneinigkeit zu heben, welche bereits zwischen den Bundsgenossen über die Theilung des Schwedischen Gebiets entstanden war.

Auf der andern Seite konnte er erst im Oktober dieses Jahres in das Schwedische Pommern einbrechen, weil er lange auf die Dänischen Kriegsvölker warten mußte, zu welchen auch einige Kayserliche kamen. Er bemächtigte sich darauf der Uebergänge über die Peene, eroberte die Insel Wollin und die Stadt Wolgast, und half den Dänen, Wismar einnehmen. In Pohlen widersetzte er sich den Bemühungen der Schweden und Franzosen zu seinem Nachtheil; zumal bey einem Könige, der wegen seiner Freundschaft mit Frenkreich gegen den Kurfürsten sehr kaltsinnig geworden war. Er schickte selbst an den Zar einen Gesandten, der sich aber vergebens bemühte, ihn wider die Schweden aufzubringen.

Eben diese Aufmerksamkeit, seine Feinde überall zu schwächen, bewog ihn um diese Zeit, den Aegidius Strauch, Rector und Prediger zu Danzig, einen der ungestümsten Eiferer, die es damals gab, wiewohl zugleich auch einen sehr gelehrten Kenner der Geschichte und Zeitrechnung, auf einige Jahre zur Ruhe zu nöthigen. Strauch war nicht allein überaus schmähsüchtig gegen andere Religionsverwandte; sondern stiftete auch in der weltlichen Verfassung zu Danzig solche Unruhen, deren sich die Schweden, denen er ganz ergeben war, zum Schaden des Kurfürsten, bedienen konnten. Dieser brachte es dahin, daß er zu einer Predigerstelle nach Hamburg berufen wurde, ließ das Schiff, auf welchem er ab-

fuhr,

fuhr, wegnehmen, und ihn nach Cüstrin bringen, wo er bis zum Frieden verbleiben sollte. Strauch behielt seine Heftigkeit noch in der Gefangenschaft: er nannte den Kurfürsten in einer Bittschrift an denselben einen Tyrannen, der dem Pharao ähnlich sehe. Er wurde auch nicht eher als im Jahr 1678. loßgelassen, als die Abgeordneten von Danzig dem Kurfürsten vorstellten, daß dieser Mann allein die Mißhelligkeit zwischen dem Rathe und den Bürgern ihrer Stadt beylegen könne; er mußte aber zugleich schwören, daß er nichts zum Nachtheil des Kurfürsten und seiner Bundsgenossen vornehmen, noch wegen seiner Gefangenschaft sich rächen wollte. Diese Begebenheit trug einiges dazu bey, daß man dem Kurfürsten von Seiten der Pohlen immer mehr Vorwürfe und Schwierigkeiten machte, da es auf die neue Bestätigung seiner Verträge mit dem Staate ankam; zumal, da der König vergebens um Strauchs Befreyung angehalten hatte.

Nunmehr sollten im Jahr 1676. die Friedensunterhandlungen zu Nimwegen ihren Anfang nehmen: daher kam die Schadloßhaltung des Kurfürsten von neuem an dem Kayserlichen Hofe in Bewegung. Allein man gönnte ihn bald gar keine, bald verlangte man einen Theil von Pommern für den Kayser; oder daß ihm Crossen abgetreten würde, wenn der Kurfürst ganz Pommern bekommen sollte. Er wich diesen und andern Anträgen aus, und blieb wenigstens darinne mit dem Kayser einig, daß die Schweden aus Deutschland vertrieben werden müßten. Dagegen ließ der Kayser eine Vermählung von Friedrich Wilhelms Kurprinzen mit der Wittwe des letzten Königs von Pohlen, einer Oesterreichischen Prinzeßinn, vorschlagen. Der Kurfürst hatte für denselben schon in dem Heßischen Hause gesorgt; aber, um

doch

doch die Gesinnungen des Kaysers bis auf ihren Grund zu erfahren, bot er demselben eine Erbverbrüderung ihrer Häuser an, zu der sie die gegenwärtigen Zeiten, selbst einladen könnten, indem die Schweden durch ihren Einfall sich des Folgerechts in Pommern und in der Neuen Mark verlustig gemacht hätten. Darauf antwortete der Kayser, dieser Vorschlag würde nicht wohl Statt finden, weil in den Kayserlichen Erbländern zum Theil auch die weiblichen Nachkommen zum Besitz gelangen könnten, und daher auch dem Kurfürstlichen Hause ein ähnliches Recht ausgemacht werden müßte: ausserdem dürfte auch der Kayser nichs zum Nachtheil der bereits vorhandenen Erbverträge mit Spanien beschließen. Man glaubte indessen, daß der Kayser zu einem solchen Vertrage geneigter gewesen seyn würde, wenn er schon damals männliche Erben gehabt hätte; dahingegen jetzt der überwiegende Vortheil auf der Seite des Churfürsten war. Eben der Bischof, der die gedachte Vermählung empfohl, hatte auch einen Entwurf zur Vereinigung der Protestanten mit den Römischcatholischen fertig; allein Friedrich Wilhelm wollte mit ihm in keine Unterhandlung darüber treten: er hielt davor, daß man durch dergleichen Leute nur hintergangen würde, und daß die Protestanten mit dem Römischen Bischof gar keine Friedensbemühungen anstellen könnten, weil seine Vortheile den ihrigen gerade entgegen gesetzt wären. Der Gesande des Kurfürsten zu Wien erklärte sich auch, daß die Protestanten, wenn sie an dieser Vereinigung arbeiten sollten, erst mehr Vertrauen auf die Redlichkeit der Römischcatholischen gewinnen müßten, als sie aus der damaligen grausamen Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in Ungarn zu schöpfen im Stande wären; der Kurfürst habe dem Kayser davon vergebens abgemahnet, und

doch

doch wären die besten Kayserlichen Bundesgenossen Protestanten. Alles dieses hinderte den Kurfürsten nicht, als der Kayser sich damals zum zweytenmale vermählen wollte, ihm die Tochter seines Freundes, des Pfalzgrafen von Neuburg, zu empfehlen: und er hatte bald das Vergnügen, sie als Kayserin zu sehen.

Seine Bundsgenossen waren immer noch mit ihm und untereinander uneins. Die Herzoge von Lüneburg und der Bischof von Münster verabredeten endlich die Besetzung des Bremischen und Verdenschen mit einander, ohne ihn und den Könige von Dänemark darüber zu befragen. Gleichwohl, da der Krieg fortgesetzt werden mußte, schloß er einen Vertrag mit ihnen, vermöge dessen sie ihm vier tausend Mann zur Hülfe nach Pommern schicken sollten; allein der Bischof erfüllte diesen Vertrag so schlecht, als es ihm möglich war. Destomehr verband sich Friedrich Wilhelm mit dem Könige von Dänemark, weil beyden ihre Freundschaft eine wichtige Stütze abgab. In dem neuen Bündnisse, das er mit denselben am Ende des Jahres 1776. ergieng, wurde nicht allein ausgemacht, daß sie beyde den Krieg wider Schweden aufs nachdrücklichste fortführen, und sich bemühen wollten, für einander eine hinlängliche Genugthuung zu erhalten; sondern der Kurfürst versprach auch noch insgeheim, dem Könige zum wenigsten den fünften Theil des Bremischen und Verdenschen zu verschaffen, und der König dagegen, daß, wenn der Kurfürst nicht durch Pommern völlig schadlos gehalten würde, der Abgang aus Bremen und Verden ersetzt werden sollte ingleichen, daß er demselben, wo es möglich wäre; wider Pohlen beystehen wollte, wenn er von diesem Staate während des Krieges angegriffen würde.

Zu

Zu dieser stärkern Verbindung waren beyde Fürsten durch den glücklichen Ausgang des Feldzuges von diesem Jahre ermundert worden. Friedrich Wilhelm hatte gleich beym Anfange desselben Wolgast entsetzen lassen, daß die Schweden viele Wochen lang belagerten. Ihre Flotte war von der Holländischen und Dänischen geschlagen worden, und die Kaper des Kurfürsten brachten auch Schwedische Schiffe auf. Er selbst brach in das Schwedische Pommern ein, eroberte Anclam und Demmin, nebst andern Oertern, und schlug den Königsmark zurück, der sich ihm entgegen setzte. Er schloß auch Stettin ein, und würde es noch in diesem Jahre belagert haben, wenn nicht die späte Ankunft der Lüneburgischen und Münsterischen Hülfsvölker, und der Anfang des Winters solches gehindert hätten. Die Schweden suchten ihn vergebens von den übrigen Bundsgenossen abwendig zu machen; ob er gleich, wie im vorigen Jahre, sich darüber beschweren mußte, daß die Reichsstände seinen Kriegsvölkern die Winterläger, deren sie benöthigt waren, nicht ohne Billigung des Kayserlichen Hofs, versagten.

Er hatte auch am Ende dieses Jahrs seine Gesandten, Somnitz und Blaspiel, nach Nimwegen geschickt. Sie bekamen unter andern Befehl, weil der Kurfürst, in Ansehung Schwedens, als der vornehmste Kriegführende Fürst zu betrachten sey, nicht zuzugeben, daß bey der Berathschlagung über die Schwedischen Angelegenheiten, die Kayserlichen Gesandten den Vortrag hätten, oder daß die Streitigkeiten des Kurfürsten mit den Schweden vor ein gemeines Reichsgeschäfte angesehen würden, in welchem die Mehrheit der Stimmen entscheiden könnte. Sie sollten für den Kurfürsten ganz Pommern; oder, wenn man dieses nicht bewilligen wollte, einen Theil vom

vom Bremischen begehren; ingleichen eine Vergütung des Schadens, den die Franzosen im Clevischen angerichtet hätten. Allein die Friedensunterhandlungen nahmen einen so langsamen Fortgang, daß der Kurfürst vielmehr auf den Krieg bedacht seyn mußte, um sie einigermaaßen anzufeuern. Er hoffte ganz Pommern zu erobern: alsdenn wollte er nebst den übrigen Bundsgenossen seine völlige Macht wider Frankreich wenden, damit dieser Krone der Weg zu einem Einfall in Deutschland verschlossen würde. Er hatte jedoch an Spanien und Holland dreyzehnmal hundert tausend Reichsthaler Hülfsgelder zu fordern; der Kayserliche Hof, der nun von den Schweden nichts mehr für seine Länder befürchtete, war weniger geneigt, dem Kurfürsten beyzustehen, und die Stände des Niedersächsischen Kreises faßten im Jahr 1677. ebenfalls einen ihm nachtheiligen Schluß. Hingegen kam ihm der neue Sieg, den die Dänen in diesem Jahre über die Schweden zur See erfochten, und ihre Eroberung der Insel Rügen zu Statten.

Im Junius also des Jahrs 1677. fieng **Friedrich Wilhelm** an, Stettin, die stärkste Festung in dem Schwedischen Pommern, zu belagern. Einige tausend Lüneburger kamen ihm zu Hülfe; die Kayserlichen Kriegsvölker aber, die dazu bestimmt waren, wurden hauptsächlich zu Stillung der Ungrischen Unruhen angewandt. Bey dieser Belagerung waren Angriff und Vertheidigung ohngefähr gleich stark. Der Kurfürst gebrauchte gegen 160 Stücke und 40 Feuermörser, funfzehn tausend Centner Pulver, zweymal hundert tausend Stückkugeln, und vielen andern Kriegsvorrath; eine Anzahl Schiffe, um die Zufuhr zu Wasser in die Stadt abzuhalten, und dreyßig Regimenter. Ein großer Theil der Stadt

wurde

wurde durch das Geschütz des Kurfürsten in die Asche gelegt, und die Schweden übergaben die Stadt erst im December dieses Jahres. Sein Heer war zu Gefechten im freyen Felde geschickter als zu Belagerungen: daher verlohr es auch in dieser gegen zehn tausend Mann. Neue Schwierigkeiten wurden ihm darauf von dem Kayserlichen Hofe, in Absicht auf die Winterquartiere gemacht, und die Eifersucht desselben gegen den Kurfürsten, wegen seiner siegreichen Feldzüge, war merklich, daß einer von den Kayserlichen Räthen sagte: **es gefalle dem Kayser gar nicht, daß ein neuer König der Wenden an der Ostsee anstünde.**

Der König in Pohlen bezeigte noch mehr Abneigung gegen den Kurfürsten: er begünstigte die Absichten der Franzosen und Schweden wider ihn, besonders wider das Herzogthum Preußen; wollte seinen Residenten nicht länger an seinem Hofe leiden und schickte einen Gesanden an ihn, über dessen Trotz und Ungestüm sich der Kurfürst beklagen mußte. An dem Hofe eben dieses Königs sprach der Schwedische Gesande von ihm noch heftiger und schmähsüchtiger. Der Kurfürst vergaß sich einen Augenblick, indem er in der Hitze des Unwillens über das Betragen desselben sagte, er verdiente geprügelt zu werden. Allein der Gesande vergaß sich auf die unverzeihlichste Art, indem er in einem öffentlichen Gehöre bey dem Könige, Drohungen wider die Person des Kurfürsten ausstieß. Dieser beschwerte sich bey den Königen von Schweden und Pohlen darüber, konnte aber keine Genugthuung und Ahndung dafür erhalten.

Zu Nimmwegen hatten seine und andere Gesandten in diesem Jahre zwar nach unzähligen Streitigkeiten über den Rang und über gewisse vorläufige Punkte, den würcklichen Anfang der Friedes - Bemühungen gemacht;



gemacht; aber ohne einen merklichern Erfolg. Seine Gesandten trugen ihre Forderung nur in allgemeinen Ausdrücken vor; die Dänischen hingegen verlangten, daß dem Kurfürsten ganz Pommern abgetreten würde, Rügen und Wismar ausgenommen, welches sie sich vorbehielten. Darüber beschwerten sich die Kayserlichen, weil Pommern, wenn es als ein verlohrnes Lehn betrachtet werde, nicht ohne Bewilligung des Kaysers vergeben werden könne; begehrte man es aber aus dem Rechte des Kriegs, so gehörte auch dem Kayser ein Antheil davon, weil er ebenfalls zur Eroberung dieses Landes etwas beygetragen habe: es hätte also wenigstens nicht so uneingeschränkt verlangt werden sollen. Als sich der Kurfürst über diesen sehr unvermutheten Widerspruch bey dem Kayser beklagte, erhielt er allerhand Entschuldigungen; im Grunde aber hielt sich dieser Hof vor beleidigt, daß der Kurfürst, ohne sein Zuthun, mit den Feinden Unterhandlungen pflegen, und den Kayser nur als einen Bundsgenossen betrachten wollte. Gegen Schweden drang der Kurfürst sehr auf sein Recht, Pommern zurück fordern zu können, das er, aus Liebe zum Frieden, abgetreten hätte, das man aber ohne Ursach zu einem Zeughause des Kriegs wider ihn gemacht hätte. Er gab sich auch viele Mühe, die Holländer zu verhindern, daß sie keinen abgesonderten Frieden mit Frankreich schließen möchten.

Allein im Jahr 1678. sah der Kurfürst immer mehr, daß alle seine Erwartungen hintergangen würden. So glücklich er die Schweden bekriegt hatte, so viel hatte der Kayser, Spanien und Holland gegen die Franzosen verlohren, und ihr Zustand verschlimmerte sich noch in diesem Jahre. Holland schloß also seinen besondern Frieden mit Frankreich, verließ seine Bundsgenossen, und darunter auch den verdiente-

sten um die Erhaltung der Vereinigten Niederlande, den Kurfürsten, Spanien, das noch mehr entkräftet war, folgte ihm hierinne bald nach. Auf diese Art blieb der Kayser und das Deutsche Reich, besonders aber die Nordischen Bundsgenossen, wie man sie nannte, der König von Dänemark, Friedrich Wilhelm, Lüneburg und Münster, diese blieben zwar noch vereinigt; aber auch in einer Art von Verlegenheit, und nicht ganz einig unter einander. In diesen Umständen erklärte sich der Kurfürst zwar willig zum Frieden; aber die Bedingung, welche Frankreich und Schweden verlangten, daß diesem letztern Reiche alles Eroberte zurück gegeben werden sollte, war für ihn insonderheit unerträglich und unbillig. Er beschloß also, den Krieg so lange fortzusetzen, bis man ihn mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließe: in dieser Absicht traf er im August dieses Jahres ein neues Bündniß mit Dänemark und Münster. Die Dänen waren aus der Insel Rügen vertrieben worden, und der Kurfürst hatte auch einige Kriegsvölker auf derselben eingebüßt. Doch sein Glück erhielt sich, so weit es von seinen eigenen Anstalten abhieng, immer. Er eroberte nicht nur, von den Lüneburgern und von der Dänischen Flotte unterstützt, die gedachte Insel wieder; sondern bemächtigte sich noch in diesem Jahre der Städte Stralsund und Greifswald: dadurch erreichte er wenigstens auf eine Zeitlang seinen Endzweck, die Schweden gänzlich aus Deutschland zu vertreiben.

Alle diese Siege aber halfen dem Kurfürsten so wenig, daß er vielmehr den Krieg in einer entfernten Gegend und mit mehrerer Beschwerlichkeit fortsetzen mußte: er bekam immer neue Gelegenheit, Ruhm, aber nicht bleibende Vortheile zu erwerben. Eben da er das Schwedische Pommern völlig bezwang, fielen

die Schweden mit sechszehn tausend Mann, unter der Anführung des Heinrich Horn, aus Liefland in das Herzogthum Preußen ein. Pohlen handelte damals den Verbindungen nicht gemäß, in denen es mit dem Kurfürsten stand. Der König gab stillschweigend seine Einwilligung dazu, daß die Schweden durch das Pohlnische Gebiete ziehen durften; die Pohlen waren darüber uneinig, ob man sich ihnen widersetzen sollte, und der König war sogar von den Franzosen gewonnen, um den Kurfürsten bey Gelegenheit auch öffentlich zu schaden. Friedrich Wilhelm entschloß sich sogleich, den Schweden entgegen zu gehen; ob er gleich täglich erwarten mußte, daß der Kayser eben sowohl als Holland und Spanien für sich allein den Frieden mit Frankreich schließen dürfte. Allein er wandte sich stets mit einem so gelassenen Muthe auf diejenigen Seiten, wo seine Gegenwart am nöthigsten war, daß er noch im Anfange des Jahrs 1678. mit den Holländern, da sie bereits im Begriff waren, ihn zu verlassen, ein Bündniß, zu Beylegung einiger alten Streitigkeiten, mit ihnen schloß, und es auch alsdenn genehmigte, da sie ihm bereits undankbar genug den Rücken gewandt hatten. Durch dasselbe verglichen sie sich über die Hülfe, welche sie einander bey einem Angriffe nach diesem Kriege leisten wollten, und hoben alle Forderungen gegen einander auf: zugleich überließ der Kurfürst den Holländern, um ihre beyderseitigen Gränzstreitigkeiten zwischen Cleve und Geldern wenigstens eine Beylegung zu nähern, die Schenkenschanz nebst dem Boden, worauf sie erbauet war, zur völligen Oberherrschaft. Sie wurden auch, nachdem er mit ihm völlig über die Gränzen einig geworden war, im Jahr 1681 in den Besitz derselben gesetzt.

Friedrich Wilhelm wußte die Geschwindigkeit, die bey großen Unternehmungen unentbehrlich ist, zu schätzen und auch zu gebrauchen: sie war bey dem Einfall der Schweden in Preußen desto nothwendiger, da sie aus diesem Lande nicht so leicht hätten vertrieben werden können, wenn man ihnen Zeit gelassen hätte, sich darinne fest zu setzen. Er schickte also noch während der Belagerung von Stralsund seinen Feldherrn Görtzke mit drey tausend Mann nach Preußen, wo er sich verstärken und vor allem Königsberg decken sollte. Er selbst folgte gleich mit dem Anfange des Jahrs 1679 nach. Vor ihm her zogen neun tausend seiner besten Kriegsvölker, die, ob sie gleich im vorigen Jahre einen langen und harten Feldzug ausgestanden hatten, doch jetzt im schärfsten Winter zu einem neuen, über hundert deutsche Meilen weit, geführt wurden. Die Schweden waren unterdessen tief in Preußen eingedrungen, hatten aber anfänglich, durch Mangel an Lebensmittel, sodann durch Krankheiten schon viel verlohren. Kaum betrat der Kurfürst sein Gebiet, so zogen sie sich eilfertig zurück. Er ließ ihnen bey diesem Rückzuge, durch einen großen Haufen Reiterey, so vielen Abbruch thun, daß sie bald nur acht tausend gesunde Soldaten stark waren; zumal da auch die Pohlen bey ihrem Heere sie verlassen hatten. Um sie schneller einzuholen, setzte sich der Kurfürst, den seine Gemahlinn begleitete, mit seinem Fußvolke und Geschütze auf Schlitten, gieng auf diese Art über das gefrorne Frische Haff, und nach einigen Tagen auch über das Curische Haff; zwey Seen, darunter der letztere funfzehn Meilen lang, und an manchen Orten sechs Meilen breit ist, beyde aber von dem Meere nur durch ein schmales Land und Gebürge getrennt werden. Diese kühne That war zwar eine Nachahmung von

Carl

Carl Gustavs Uebergang über den gefrornen Belt; aber sie ist demselben in keiner Betrachtung nachzusetzen. Beständige unglückliche Gefechte mit den Feldherren des Kurfürsten nöthigten die Schweden noch mehr, aus Preußen zu eilen. Sie wurden durch Samogitien, Litthauen und Curland bis nahe an die Gränze von Liefland verfolgt, in welches Land nicht drey tausend ihrer Soldaten zurück kamen. So war Preußen innerhalb vierzehn Tagen, mitten unter der schärfsten Kälte, die nur den Feinden zum Verderben gereichte, von diesen befreyet, und ihr Heer, ohne eine entscheidende Schlacht, zu Grunde gerichtet worden; eine Unternehmung, die gewissermaaßen noch bewundernswürdiger war, als der Sieg bey Fehrbellin.

Aber auch von diesen großen Vortheilen, die **Friedrich Wilhelm** mit einer solchen Austrengung seiner Gaben und Kräfte gewonnen hatte, konnte er die Früchte nicht genießen. Zu eben der Zeit, da er sich in Preußen den Weg zur Fortsetzung des Kriegs in Deutschland bahnte, um durch dieses einzige übrige Mittel, einen rühmlichen und billigen Frieden zu erlangen, schloß der Kayser in seinem und des Deutschen Reichs Nahmen einen Frieden mit Frankreich und Schweden, der weder rühmlich, noch in Ansehung seiner Bundsgenossen billig war. Er brauchte zwar denselben, und Frankreich, das dieses einsah, bediente sich auch anderer nachtheiliger Umstände und Fehler des Kayserlichen Hofs zur Beschleunigung des Friedens; aber nur, wenn sich der Kayser von dem Könige von Dänemark und von dem Kurfürsten (der ihm und dem Deutschen Reiche zu Hülfe sich in einen so kostbaren und gefährlichen Krieg hatte verwickeln lassen) nicht getrennt hätte, würde dieser Friede zur Ehre von ihnen allen ausgeschlagen seyn. Er wurde

am 5ten Februar des Jahrs 1679. zu Nimwegen unterzeichnet, und enthielt, in Ansehung der Nordischen Bundsgenossen nur folgende Artickel: Da es für die öffentliche Ruhe wichtig sey, daß der Krieg, den die Könige von Frankreich und Schweden noch mit Dänemark, Kurbrandenburg, Münster und Lüneburg, führten, so bald als möglich, geendiget werde, so wollte der Kayser bey den gedachten Fürsten, und der König von Frankreich bey dem Könige von Schweden es dahin zu bringen suchen, daß sie zur Wiederherstellung des Friedens sogleich in einen Waffenstillstand willigen möchten. Sollten aber ihre Bemühungen fruchtlos seyn, so wollte der Kayser und die in diesen Frieden begriffene Fürsten den Feinden Frankreichs und Schwedens auf keine Art beystehen, auch nicht zugeben, daß diese außerhalb ihren Ländern einige Läger aufschlügen, Frankreich sollte sogar einige Städte in Deutschland so lange besetzt halten, bis der Friede mit diesen Fürsten geschlossen sey. — Diese feyerliche Absonderung des Kaysers von dem Kurfürsten, machte unter andern, daß die Franzosen sich gleich darauf erklärten, daß sie, wenn der König von Dänemark und der Kurfürst nicht vor dem Ende des März Schweden die verlangte Genugthuung nach dem Westphälischen und Kopenhagner Frieden leisteten, die Freyheit behalten wollten, neue Bedingungen zu begehren. Allein der Kurfürst pflegte so gebieterischen Forderungen nicht nachzugeben; er drang vielmehr in seine bisherige Bundsgenossen, den Kayser, Holland und Spanien, ihm eine Genugthuung zu verschaffen. Nach ihrem Bündnisse mit ihm waren sie schuldig, es zu thun; aber sie dachten wenig mehr an dasselbe. Lüneburg und Münster verließen ihn ebenfalls, um sich mit Frankreich und Schweden besonders zu vergleichen.

Ohn-

Ohngeachtet aller dieser mißlichen Umstände, blieb **Friedrich Wilhelm**, nebst Dänemark entschlossen die Bedingungen die man ihm, gleichsam als wenn er überwunden oder Ursache an diesem Kriege wäre, vorschreiben wollte, zu verwerfen. Doch da im März des Jahres 1679. dreyßig tausend Franzosen in das Herzogthum Cleve einfielen, sah er sich, um den Untergang der Einwohner zu verhüten, genöthigt, einen monatlichen Stillstand mit Frankreich zu schließen. Während desselben wurde am Frieden gearbeitet; allein der Streit in Pommern hinderte denselben stets; obgleich der Kurfürst dafür einen Theil von Cleve anbot. Der Stillstand ward darauf verlängert, nachdem Wesel und Lippstadt den Franzosen eingeräumt worden waren, um zu zeigen, wie aufrichtig der Kurfürst den Frieden verlange. Doch dieses edlere Betragen half ihm nichts: gleich nach dem Ende des Stillstandes rückten die Franzosen gegen Minden an: seine Kriegsvölker wurden von ihnen und von den Lüneburgern dergestalt eingeschlossen, daß sie ohne Rettung waren, und alle seine Westphälischen Staaten waren der Verwüstung Preiß gegeben. Umsonst stellte er den König von Frankreich in einem schönen Schreiben vor, daß darinne nur ein wahrer Ruhm zu suchen sey, diejenige Parthey zu beschützen, welche die Gerechtigkeit für sich habe, und daß es den König am ersten gereuen werde, ihn zu Grunde gerichtet zu haben, der ihm so aufrichtig ergeben sey. Er machte auch den Holländern, um deren willen er im Grunde dieses alles litt, lebhafte Vorwürfe deswegen, behielt sich und seinen Nachkommen die Schadloßhaltung von ihnen vor, und gieng einst schon damit um, ihnen dieselbe mit einem Kriegsheere abzuzwingen. Wenn es schmerzhaft ist, Unrecht zu erdulden, wie weit kränkender mußte es für den Kur-

fürsten seyn, dasselbe durch die Schuld von denen zu ertragen, welche ihm die großmüthigste Erhaltung ihres Staats zu danken hatten.

Nach vielen meistentheils vergeblichen Versuchen, welche Meinders, der Gesande des Kurfürsten, zu Nimmwegen, im Haag, und besonders zu Paris anwandte, um gemilderte Bedingungen zu erhalten, schloß er endlich am 29. Junius des Jahres 1679 mit Frankreich den Frieden zu Saint Germain en Laye. **Friedrich Wilhelm** willigte durch denselben darein, seine Eroberungen in Pommern an Schweden zurück zu geben; zugleich aber wurde ausgemacht, daß in Pommern eine neue Gränze gezogen werden, und das alles, was Schweden nach dem Westphälischen Frieden und dem Stettinischen Vergleiche, jenseits der Oder besessen, künftig dem Kurhause Brandenburg zugehören sollte, nur Damm und Golnow ausgenommen, welches letztere doch, nebst seinem Gebiete, dem Kurfürsten so lange als ein Unterpfand überlassen werden sollte, bis ihm Schweden funfzig tausend Thaler bezahlt hätte. Der König von Schweden entsagte durch diesen Frieden seinem Rechte auf die Zölle in Hinterpommern, und der König von Frankreich versprach dem Kurfürsten, ihm zu einiger Vergütung des Schadens und der Unkosten, welche ihm dieser Krieg verursacht hatte, dreymalhundert tausend Kronen zu bezahlen. Außerdem machte sich der Kurfürst auch anheischig, dem Könige von Dänemark weiter keine Hülfe in diesem Kriege zu leisten: doch nahm man dir Empfehlung zum Frieden mit diesem Könige gerne an, der auch bald darauf, ganz zu Schwedens Vortheil, geschlossen wurde.

Die Uebermacht preßte den Frieden zu St. Germain den schwächern Rechte aus, und der Kurfürst

konnte

konnte darinne mit vieler Ehre unterliegen, nachdem ihn seine Standhaftigkeit bis zum äussersten Ziele begleitet hatte. Französische Schriftsteller erzählen, er habe sich bey der Unterhandlung um diesen Frieden gegen den König so sehr gedehmüthiget, daß er denselben Gnädiger Herr, (Mouseigneur) genannt und unter vielen Versicherungen seiner Dienstbegierde, eifrig gebethen habe, ihm das Eroberte zu lassen. Wenn diese Nachrichten auch gewiß seyn sollten, so würden sie nur einen Beweis abgeben, daß sich der hohe Sinn des Kurfürsten in diesem Nothfalle nach dem Ehrgeitze und der Herrschbegierde **Ludwigs des Vierzehnten** bequemt habe. Der mitten unter seinen Siegen und bey der gerechtesten Sache von allen Bundsgenossen verlassene, und von einem sehr mächtigen König unterdrückter Kurfürst hat in dieser Geschichte ein glänzenderes Ansehen, als eben dieser mächtige, fast überwundene König, der in einem ohne hinlängliche Ursachen angesponnenem Kriege so vielen Fürsten Widerstand gethan, und endlich den Frieden vorgeschrieben hat, weil seine gewaltigen Kräfte alles zu Boden warffen, was seine schlauen Kunstgriffe nicht entkräften konnten. Man erzählt, daß **Friedrich Wilhelm** nachdem er diesen Frieden unterzeichnet hatte, mit der sterbenden **Dido** beym **Virgil** ausgerufen habe: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. (**einst stehe noch ein Rächer aus meiner Asche auf.**) Und dieser Rächer ist in der That aufgestanden.

Wie wenig der Kurfürst gewohnt sey, seine Macht zur Unterdrückung der Schwächern, auch solcher, wider welche er gegründete Beschwerden hatte, anzuwenden, sah man noch im Jahr 1679. bey den Absichten des Königs von Dänemark auf die Reichsstadt Hamburg. Dieser Fürst wollte sich der Stadt, auf

die er alte Ansprüche machte, mit seinem in der Nähe stehenden Heere bemächtigen, und ersuchte den Kurfürsten um Hülfe, der auch in den lezten Kriege von dieser Stadt war beleidigt worden. Allein, da er fürchtete daß diese Unternehmung zu einem neuen Kriege Gelegenheit geben möchte, und da ihm selbst an der Erhaltung dieser Stadt in ihrem bisherigen Zustande viel gelegen war, bot er vielmehr seine Vermittelung zwischen ihr, die ihn selbst um Beystand bat, und dem Könige an. Sie wurde angenommen, und der Vergleich kam durch eine Summe Geldes, welche Hamburg zahlte, zu Stande.

Eine Gesandschaft, die der Kurfürst am Ende dieses Jahres vor dem Chan, der Tartaren erhielt, machte ihn nicht allein seinen weit ausgebreiteten Ruhm bekannt, sondern belustigte ihn zugleich. Der Gesandte, den man erst anständig kleiden mußte, ehe er vor dem Kurfürsten erscheinen konnte, führte einen Dollmetscher mit sich, der eine hölzerne Nase und keine Ohren hatte. Er sollte den Antritt der Regierung des Chan melden, und dem Kurfürsten zu seinen großen Thaten Glück wünschen. Allein er verübte bey seinem Durchzuge in der Neumark solche Gewaltthätigkeiten, daß die Bauern mit der Sturmglocke zusammen gerufen werden mußten, um sein Gefolge zu entwaffnen. So unbekannt er mit dem Europäischen Völkerrecht war; so wenig schien auch seine Bestimmung mit den Absichten der unter uns gewöhnlichen Gesandschaften gemein zu haben.

Selbst der Friede, dessen Friedrich Wilhelm jetzt genoß, war für ihn ein Bewegungsgrund, sich durch eine neue Verbindung zu verstärken. Er war zu derselben hauptsächlich durch die Untreue seiner Bundsgenossen genöthigt worden, hatte verwüstete Länder zurück bekommen, und war in beträchtliche

Schulden

Schulden verwickelt: es hatte auch nicht das Ansehen, daß er ohne ein Kriegsheer beyzubehalten, Sicherheit genug gegen Neid oder Groll haben werde. Um diese durch einen Bundsgenossen so lange zu erhalten, bis er sich vom Kriege erholt haben würde, warf er die Augen auf Frankreich, das er bey den damaligen Umständen leichter als jemals von seinem Bündnisse mit Schweden abzuziehen hoffte. Allein da er dabey dieses zum Grunde legte, daß ihm diese Krone jährliche Hülfsgelder zahlen möchte, von welchen er Kriegsvölker und eine kleine Flotte unterhalten könnte: gestand Frankreich bey aller seiner Neigung zu diesem Bündnisse, es sey durch den vorigen Krieg zu sehr erschöpft worden, als daß es im Stande wäre, solche Bedingungen zu bewilligen. Von England hingegen wurde zwar der Kurfürst im Jahr 1680 zu einem neuen Bündnisse eingeladen: allein er wollte es darum nicht eingehen, weil andere Fürsten daraus Gelegenheit zum Argwohn nehmen könnten: vermuthlich trauete er auch dem Englischen Hofe zu wenig. Der Kayser gab sich noch größere Mühe, ihn und andern Reichsfürsten in ein Bündniß wider Frankreich zu ziehen: denn er fieng jetzt an zu merken, was vor einen schädlichen Frieden er zu Nimwegen geschlossen habe. Dieses hatte der Kurfürst voraus gesagt, und wollte desto weniger sich von neuem in die Gefahr begeben, von Bundsgenossen, für welche er sich aufopfern sollte, verlassen zu werden. Er antwortete also kaltsinnig, das Deutsche Reich sey jetzt in einer gefährlichern Verfassung, als während des letzten Krieges, weil die vornehmsten Mitglieder desselben uneins und unbewaffnet wären; dadurch werde es Frankreich leicht fallen, einen Reichsstand nach dem andern zu unterdrücken, und es könnten daher auch keine nachdrückliche Maaßregeln genommen werden.

Dagegen

Dagegen verlangte er von dem Deutschen Reiche diejenige Schadloßhaltung und Genugthuung, die es ihm versprochen hatte, ehe er noch gegen die Schweden gerückt war. Diese setzte er in der Anwartschaft auf Ostfrießland, in dem Besitze der Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Dortmund, und in der Erlaubniß, einige Domherrnstellen in den Stiftern, die ihm durch den Westphälischen Frieden waren überlassen worden, einzuziehen. Allein man erregte ihm von Seiten der Reichsstände sehr viele Einwendungen; andere Fürsten, deren Recht an eine solche Vergütung gar nicht mit dem seinigen zu vergleichen war, begehrten sie ebenfalls; und überhaupt war seine immer steigende Vergrößerung manchen Ständen unangenehm. Er gab also bald die Hoffnung auf, etwas zu erlangen; doch nicht ohne vorher seine Rechte auf dem Reichstage wider alle Einwürfe vertheidigt zu haben.

Nicht so viele Geduld glaubte er Spanien schuldig zu seyn, um sich von dieser Krone Genugthuung zu verschaffen. Er hatte noch eine Million und achtmal hundert tausend Thaler Hülfsgelder von derselben zu fordern; sie war von dem Bündnisse mit ihm abgetreten, um ihre verlohne Städte wieder zu bekommen; dadurch war der Kurfürst gezwungen worden, das eroberte Pommern zurück zu geben: und da er keinen Anschein vor sich sah, daß sie ihm jene Geldsumme bezahlen werde, beschloß er, sich eigenmächtig zu seinem Rechte zu verhelfen. Nachdem ihm also Frankreich versprochen hatte, Cleve auf allen Fall wider die Spanier zu beschützen, gab er im Jahr 1680. acht mittelmäßigen Kriegsschiffen, die er an die Küste von Guinea, (welche auch die Goldküste heißt,) schickte, um daselbst eine Handlung für seine Unterthanen aufzurichten, Befehl, die Spanischen

Schiffe

Schiffe, die ihnen begegnen würden, wegzunehmen. Sie bemächtigten sich auch bald eines reichbeladnen Schiffes dieser Nation an der Küste von Ostende, und führten es nach Königsberg, wo die Ladung desselben verkauft wurde. Die Spanier machten eine Schrift voll harter, zum Theil offenbar falscher Vorwürfe bekannt, in welcher sie zeigen wollten, daß der Kurfürst in dem letzten Kriege eigennützig, und jetzt gegen sie ungerecht gehandelt habe; sie suchten auch England und Holland zu bereden, daß er damit umgehe, die Handlung zur See zu stören. Aber diese Vorstellungen machten einen geringen Eindruck; die Schiffe des Kurfürsten seegelten nach America, wo sie ebenfalls zwey Spanische Schiffe eroberten; darauf kamen sie im Jahr 1681 nach Europa zurück, und kreuzten gegen die Spanische Silberflotte. Man rüstete gegen sie zwölf Schiffe aus, von welchen sie bey dem Vorgebürge St. Vincent angegriffen wurden, aber nach einem Gefechte von zwo Stunden sich ohne beträchtlichen Verlust zurück zogen, und am Ende des Jahrs wieder in Pillau einliefen. Dieser kleine Krieg nahm stillschweigend ein Ende: Spanien lag auch damals so ohnmächtig darnieder, daß es eine solche Begegnung ertragen mußte. Friedrich Wilhelm hingegen vermehrte nicht nur durch diese dreiste Unternehmung sein Ansehen in Europa; sondern behauptete auch das Recht, das im Schweden noch immer streitig machte, eine Flotte unter der Anführung eines Admirals in der Ostsee zu halten. — Noch wichtiger war der Besitz des Erzstiftes Magdeburg, zu welchem er endlich im Jahr 1680. nach dem Tode des Herzogs August von Sachsen, gelangte. Durch einen besondern Vergleich erließ er im folgenden Jahre dem Fürstlichen Hause Anhalt die Lehnsverbindlichkeit, in welcher sie bisher gegen

dieses Erzstift, das nunmehro ein Herzogthum hieß, wegen einiger Besitzungen gestanden hatten.

Die unglücklichen Folgen des Nimweger Friedens, welche der Kurfürst vorher verkündigt hatte, brachen jetzt völlig aus. Frankreich hatte die Deutschen Reichsstände, durch abgesonderte Unterhandlungen und Friedensschlüsse so mißtrauisch und uneinig unter einander gemacht, auch durch andere Mittel so sehr entkräftet, daß es beynahe sicher war, bey allen seinen herrschsüchtigen Unternehmungen in Deutschland nur einen sehr geringen Widerstand zu finden. Insonderheit spotte **Ludwig der Vierzehnte** Deutschlands gleich nach geschlossenen Frieden, im Jahr 1680, durch die Errichtung der **Reunions-kammern**, oder Wiedervereinigungs-Gerichte, welche alles Gebiete, was zu den vom Deutschen Reiche an Frankreich abgetretenen Ländern ehemals noch gehört haben sollte, ihrem Könige zusprachen, der dasselbe sogleich den Deutschen Fürsten entriß. Die Reichsstände, welche nicht im Stande waren, diese Beschimpfung alsbald zu rächen, beklagten sich darüber in einem Schreiben an den König; das aber der Kurfürst nicht unterzeichnen ließ, weil er an dem Nimweger Frieden, auf welchen man sich darinne berief, keinen Antheil nahm. Man beschloß zwar darauf, den Französischen Gewaltthätigkeiten Kriegsvölker entgegen zu stellen; allein der Kurfürst widerrieth es, weil man wider das große Französische Kriegsheer nur Kreissoldaten gebrauchen wollte, und Frankreich daraus den Vorwand zu einem neuen Kriege ziehen könnte, dem das Deutsche Reich durch seine eigene Schuld nicht gewachsen war. Diesen zu vermeiden, war jetzt die vornehmste Absicht des Kurfürsten; er schloß auch mit Kursachsen und mit dem

Hause

Hause Lüneburg ein Bündniß im Jahr 1681, besonders zur Erhaltung des Westphälischen Friedens.

Der Kayser trug ihm und den übrigen ausschreibenden Fürsten des Westphälischen Kreises in eben diesem Jahre auf, die Händel, welche sich in Ostfrießland zwischen der Regierung und den Landesständen erhoben hatten, beyzulegen, damit sich dieses Land nicht dem Schutze der Holländer ergeben möchte. Er und die übrigen Fürsten nahmen zwar dieses an; allein die Wittwe des Füsten von Ostfrießland und die Holländer, welche schon öfters Schiedsrichter bey solchen Angelegenheiten des Landes abgegeben hatten, waren damit nicht zufrieden. Der Vormund des minderjährigen Fürsten, der Herzog Ernst August von Braunschweig, war es auch nicht, und suchte Kriegsvölker nach Ostfrießland zu schicken. Friedrich Wilhelm verglich sich also im Jahr 1682. mit den dasigen Ständen, daß er die Unterhandlungen mit der Regierung fortsetzen, aber auch sie gegen Unterdrückung beschützen wollte, wenn dieselben nicht glücklich ausschlügen. Er verabredete mit ihnen, das Schloß und den Hafen Gretsiel mit einigem Fußvolke zu besetzen, das sie unterhalten wollten, und das nach Beylegung dieser Streitigkeit wieder heraus gezogen werden sollte. Dieses geschah auch bald darauf, nachdem dreyhundert Mann seines Fußvolks mit Bewilligung des Königs von Dänemark zu Glückstadt waren eingeschifft worden. Die Holländer bezeigten darüber einige Unruhe: der Kayser selbst verlangte, daß diese Kriegsvölker wieder abziehen sollten; allein auf seine Vorstellungen blieben sie daselbst immer, zumal da diese Händel gar nicht geendigt werden konnten.

Dieser Gelegenheit bediente sich der Kurfürst, eine Handlungsgesellschaft zu Embden anzulegen, welche

an der Küste von Guinea ihren Handel zu treiben anfieng. Zur Unterstützung derselben schickte er zwey Kriegsschiffe unter dem **Otto Friedrich von der Gröben** an diese Afrikanische Küste, welcher auch auf einem von den Afrikanern erkauften Strich Landes, bey dem Vorgebürge Tros Puntas, das Castell oder Schloß **Groß-Friedrichsburg** auf dem Berge Mansort anlegte, das am ersten Tage des Jahrs 1683. eingeweiht wurde. Zugleich versprachen die Einwohner, dasselbe zu beschützen, und sich nur mit Brandenburgern in Handlung einzulassen: einer von ihnen kam auch, zur Bestätigung dieses Vergleichs, nach Berlin. In den beyden folgenden Jahren unterwarfen sich dem Kurfürsten noch mehrere Afrikaner in der herumliegenden Gegend: es wurde die **Dorotheen-Schanze** bey Accada angelegt; und diese Handlung hatte einige Zeit glücklichen Fortgang. Gleich im Anfange widersetzte sich zwar derselben die Holländische Westindische Handlungsgesellschaft; sie und die Franzosen bemächtigten sich einiger Brandenburgischer Schiffe. Allein man ersetzte dem Kurfürsten bald den Werth derselben, da er sein Recht der Schiffahrt und des Seehandels nachdrücklich vertheidigte: die Holländer verglichen sich besonders mit ihm, daß sie einander gegen alle Stöhrung des Handels beystehen wollten.

Indem **Friedrich Wilhelm** auf dieser Seite großen Aussichten, zum Besten seiner Unterthanen, nachgieng, sorgte er auch für die Vergrößerung und Befestigung seines Hauses in Pohlen. Er vermählte im Anfange des Jahrs 1681. seinen Prinzen, den Markgrafen **Ludwig**, mit der Prinzessinn **Radzivil**. Ihr Vater, **Bogislaus** Fürst von **Radzivil**, war Statthalter des Herzogthums Preußen gewesen; und diese Vermählung brachte nicht nur sehr ansehnliche

liche Güter an das Kurfürstliche Haus, unter andern die Herrschaft Serrey in der Woywodschaft Trock in Großlitthauen; sondern verschafte auch demselben eine Stütze in Pohlen an einer der mächtigsten Familien. Der König von Pohlen hatte diese Prinzessinn für seinen Prinzen bestimmt: desto mehr Einwendungen machte er nebst vielen Pohlnischen Großen gegen diese Vermählung. Man führte besonders ein Litthauisches Gesetz an, Kraft dessen der Prinzessinn nicht erlaubt gewesen wäre, ohne Einwilligung ihrer Anverwandten, eine solche Verbindung zu treffen; man machte auch dem Kurfürsten das Recht eines Eingebohrnen in Pohlen streitig, das er und seine Vorfahren als Herzoge von Preußen genugsam behauptet hatten. Doch dieser Streit wurde nach vortheilhaften Anerbietungen an den König, im Jahr 1683. beygelegt.

Unglücklicher und länger war derjenige, an welchem der Kurfürst damals als ein Mitglied des Deutschen Reichs Antheil nahm. Er mißbilligte die Französischen **Wiedervereinigungen** sehr; aber gewarnt durch den letzten Krieg, glaubte er nicht, daß Deutschland einen neuen mit dieser Krone anfangen dürfe, ehe es seine Kräfte besser gesammlet und gestärkt hätte. Die vornehmsten Deutschen Fürsten, an welche er im Jahre 1682. Gesandten schickte, um ihre Meinung hierüber zu erfahren, traten meistentheils der seinigen bey: und schon im Anfange desselben schloß er zu Berlin ein Bündniß mit Frankreich, durch welches er versprach, den Frieden zwischen dem Deutschen Reiche und dieser Krone zu erhalten, auch die gegenwärtigen Händel zu einem gütlichen Vergleiche zu lenken; Frankreich hingegen sollte keine **Wiedervereinigungen** mehr vornehmen, und so lange noch Hoffnung zum Frieden übrig wäre, die

Waffen nicht ergreifen. Die Fortdauer des Friedens schien ihm, so sehr auch Frankreich denselben gestört hatte, für Deutschland wünschenswerther zu seyn, als ein Krieg, der alle Vermuthung eines übeln Ausgangs wider sich hatte. Sein Gesandter auf dem Reichstage sprach sehr freymüthig über die schlechten Maaßregeln, die Deutschland in dem letzten Kriege und sonderlich bey Schließung des Friedens getroffen habe, wodurch es sich selbst außer Stand gesetzt hätte, Frankreichs Angriffe abzuwehren. Der Kurfürst beschwerte sich daher auch über das Bündniß, welches der Kayser im Jahr 1682. zu Laxenburg mit einigen Reichsständen eingegangen hatte, weil dasselbe zu einem fruchtlosen Reichskriege führen würde. Man darf wohl nicht leugnen, daß der Verdruß des Kurfürsten über die ehemalige Untreue seiner Bundsgenossen, und die Besorgniß einer ähnlichen Uneinigkeit, wie im letzten Kriege, sehr viel zu seinen friedfertigen Gesinnungen beygetragen haben: sonst hätte er damals der gerechten Rache Deutschlands wider Frankreich ein noch größeres Gewicht als in jenem Kriege geben können. Dazu muß man auch dieses setzen, daß seine und andere Deutsche Länder einer langen Erholung bedurften, und daß Deutschland in keinem Vertheidigungsstande wider ein so mächtiges Heer war, als Frankreich sogleich in dasselbe einrücken lassen konnte.

Um die Ruhe desto gewisser zu erhalten, schloß er vom Jahr 1682. an, auch mit Dänemark, Cölln und Münster Bündnisse, zu ihrer Vertheidigung unter einander. Er begehrte zwar von Frankreich vergebens Hülfsgelder, um seine Kriegsvölker zu dieser mißlichen Zeit zu verstärken: denn diese Krone wollte ihn keinesweges zu mächtig werden lassen. Allein er suchte gleichwohl immer den Frieden zu befördern,

der

der damals desto nothwendiger in Deutschland wurde, da die Türken, von Frankreich, wie man glaubte, angestiftet, die Kayserlichen Länder im Jahr 1682. anfielen. Er bewilligte nicht allein dem Könige von Pohlen eine Anzahl Kriegsvölker, als derselbe sich zur Hülfe des Kaysers rüstete; sondern bot auch dem Kayser selbst acht tausend Mann gegen die Türken an, die er selbst unterhalten wollte. Durch einen besondern Vertrag mit dem Kayser versprach der Kurfürst, ihm noch zwölf tausend Mann zu schicken, welche sich bereits fertig machten, durch Schlesien zu ziehen. Allein Frankreich beraubte den Kayser dieses Beystandes, indem es bey ihm den Argwohn zu erwecken wußte, der Kurfürst möchte sich mit seinem Heere der Schlesischen Fürstenthümern bemächtigen, auf die er Ansprüche hatte. Der Kayser schlug daher Bedingungen vor, die der Kurfürst nicht annehmen konnte, und seine Kriegsvölker blieben zurück. Diejenigen unterdessen, welche er dem Könige von Pohlen zugeschickt hatte, thaten bey dem Heere desselben, nach dem Entsatze von Wien im Jahr 1683. einige Dienste wider die Türken in Ungarn.

Da um diese Zeit auch der König von Dänemark, und das Haus Lüneburg, das mit Schweden verbunden war, in Streitigkeiten mit einander gerathen waren, welche Frankreich zu einem offenbaren Kriege anzufachen suchte: verhinderte **Friedrich Wilhelm** den Ausbruch desselben glücklich; ohngeachtet ihn Frankreich durch herrliche Versprechungen bereden wollte, an diesem Kriege nebst Dänemark Antheil zu nehmen. Er schloß vielmehr im Jahr 1684. mit Dänemark und Cölln ein neues Bündniß, um dem immer mehr zu befürchtenden Kriege in Deutschland Einhalt zu thun: in dieser Absicht wollten sie, sobald es nöthig wäre, in Westphalen und

Niedersachsen ein gemeinschaftliches Heer von mehr als vierzig tausend Mann zusammen ziehen. Auch die Holländer brachte er dahin, von dem Vorsatze eines Kriegs mit Frankreich abzustehen. Und endlich kam in eben diesem Jahre, hauptsächlich durch seine Bemühungen, der zwanzigjährige Stillstand zwischen Deutschland und Frankreich zu Stande, der zwar Deutschlands Verlust nicht ersetzte, aber ihm doch Zeit zur Ruhe gab, um denselben dereinst in einer glücklichern Verfassung ersetzen zu können. Die Hülfe, welche der Kurfürst noch im Jahr 1684. dem Könige von Pohlen wider die Türken leistete, und die Annehmung des Titels eines **Grafen von Hohenzollern**, zu der er sich auch in diesem Jahre entschloß, weil er aus diesem Hause herstammte, sind ebenfalls Begebenheiten, die nicht ganz vergessen werden dürfen.

Nach so vielen Verdiensten, die sich **Friedrich Wilhelm** um das gemeine Beste von Europa erworben hatte, trachtete er auch die Rechte seines Hauses in Sicherheit zu setzen. Er ließ daher durch seinen Gesandten, **Otto von Schwerin**, den er im Jahr 1685. an den Kayserlichen Hof schickte, nicht nur um die Belehnung über das Herzogthum Magdeburg, und um den Kayserlichen Lehnbrief über alle Länder, welche er gegen Pommern erhalten hatte, ansuchen; sondern er verlangte auch, daß seine Ansprüche auf Jägerndorf, Beuthen, Liegnitz, Brieg und Wohlau endlich befriedigt werden, und daß man ihm wegen der vier Aemter, die durch den Prager Frieden von dem Erzstifte Magdeburg abgerissen worden, eine Genugthuung verschaffen möchte. Er begehrte zugleich für alle seine Länder dasjenige Recht, welches er bereits in der Kurmark besaß, daß man sich von seinen Urtheilen auf keine Reichsgerichte berufen dürfte

Nachsi-

Nächstdem ließ er auch für die Protestanten in den Kayserlichen Erbländern, die von Zeit zu Zeit verfolgt wurden, eine lebhafte Fürbitte einlegen. Allein von allem diesen erhielt er weiter nichts, als was man ihn gar nicht abschlagen konnte, die gesuchte Belehnung.

Jacob der Zweyte betrat damals den Englischen Thron. Diesem Catholischen Fürsten ließ der Kurfürst die Erhaltung der reformirten Religion nach den Gesetzen seines Reichs sogleich empfehlen, und bekam von ihm wenigstens allgemeine Versicherung. Aber das gegründete Mißtrauen gegen denselben machte den Kurfürsten desto geneigter, sich von neuem mit Holland zu vereinigen, und auch die erkaltete Freundschaft mit dem Prinzen von Oranien, seinem Anverwandten, zu beleben. In dem Bündnisse, welches er im Jahr 1685. mit den Holländern schloß, wurde ausgemacht, daß sie ihm für alle seine Anforderungen vier mal hundert und vierzig tausend Reichsthaler zahlen, daß das Bündniß vom Jahr 1678. bis 1700. verlängert werden, und beyde Theile sich bemühen wollten, alle neue Unruhen abzuwehren. Frankreich, das dieses Bündniß zu verhindern gesucht hätte, bezeigte sich über dasselbe mißvergnügt, gleich als wenn es seiner Verbindung mit dem Kurfürsten nachtheilig wäre. Im Grunde aber wollte es ihn in einer gewissen Abhängigkeit erhalten, so daß er nur diejenigen zu Bundsgenossen wählen sollte, welche Frankreich gefielen. Der Französische Gesandte zu Berlin verlangte sogar von dem Kurfürsten, daß er sich schriftlich erklären möchte, er habe mit Bestürzung vernommen, daß gewisse Leute die Freundschaft zwischen ihm und Frankreich durch eine üble Auslegung seiner Handlungen zu stören suchten; da er aber die Ehre der Gewogenheit und Freundschaft des

Königs beyzubehalten wünschte, so bezeige er hiemit, daß er alles dasjenige getreu erfüllen werde, wozu ihn sein Bündniß mit Frankreich verpflichte, und daß er sich künftig ohne Einwilligung des Königs, mit niemanden in eine Verbindung einlassen wolle, welche die Kraft seines Bündnisses mit Frankreich schwächen könnte. Ein so erniedrigendes Zumuthen verwarf der Kurfürst, und Frankreich begnügte sich zuletzt an seinem Versprechen, das Bündniß mit dieser Krone zu beobachten, welches er auch mit Beschwerden über jene Forderung begleitete.

Allein Frankreich gab selbst immer zu neuen Mißhelligkeiten mit dem Kurfürsten Gelegenheit. Als Carl, der letzte Kurfürst von der Pfalz aus der Linie von Simmern, im Jahr 1685. gestorben war, und der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Wilhelm, von seinen Ländern Besitz genommen hatte: machte Carls Schwester, die an den Herzog von Orleans vermählt war, sehr weit ausgedähnte Anforderungen an die Verlassenschaft desselben, und wurde darinne von Frankreich unterstützt. Friedrich Wilhelm, bey dem der letzte Wille des Verstorbenen niedergelegt worden war, nahm sich auch des neuen Kurfürsten durch die bündigsten Vorstellungen an dem Französischen Hofe an. Insonderheit mißbilligte er den Vorschlag dieses Hofes sehr, daß diese Streitigkeit der Entscheidung des Pabstes überlassen werden sollte: denn sogar zu der Zeit, sagte er, da das Päbstliche Ansehen unverletzt gestanden habe, hätten sich die Reichsstände darüber beschwert, daß solche Händel an den Pabst verwiesen würden; jetzt aber kämen bey dieser Sache auch die Protestanten in Betrachtung. Dagegen wurde der Kurfürst von Frankreich beschuldigt, daß er sich dabey nicht als einen Bundsgenossen

betrage: gleichsam als wenn das Bündniß mit Frankreich alle Verbindlichkeiten aufgehoben hätte.

Zu diesem allen kam die unmenschliche Verfolgung der Reformirten in Frankreich, welche den guten Vernehmen zwischen dieser Krone und dem Kurfürsten ein Ende machte. Das Unglück seiner Glaubensgenossen rührte ihn ungemein: er empfand auch darüber noch ein besonders Mißvergnügen, daß Frankreich sich erklärt hatte, es wolle die Ruhe des eben geschlossenen Stillstandes zur Unterdrückung der Reformirten Religion anwenden; Denn durch ihn war eben dieser Stillstand, nicht ohne Feindschaft, Verdacht und Vorwürfe der Höfe, die einen Krieg vor nützlicher hielten, zur Reife gebracht worden. Er bot also durch eine Verordnung, die er im October des Jahres 1685. bekannt machte, allen Reformirten Franzosen die um der Religionsfreyheit willen, ihr Vaterland mit Gefahr ihres Lebens verlassen musten, eine Zuflucht in seinen Staaten an: versprach ihnen viele Freyheiten und Rechte, deren sie daselbst geniessen sollten, und gab ihnen zum Theil Vorzüge vor seinen gebohrnen Unterthanen, deren sie zur Erleichterung ihres Zustandes benöthiget waren. Gegen zwanzig tausend dieser Flüchtlinge bedienten sich seines Anerbietens: sie haben ihm und seinen Nachfolgern diese Wohlthätigkeit reichlich belohnet. Außerdem daß er in seine durch die Kriege entvölkerte Staaten eine Menge dankbarer und getreuer Einwohner versetzte, von denen er auch im Kriege vieles erwarten konnte, brachten ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit die schönsten Früchte hervor. Sie baueten viele Gegenden in seinen Ländern weit besser an, und vermehrten die Fruchtbarkeiten derselben. Durch sie kamen Künste, Fabricken und Handgewerbe von aller Art zuerst darinne in Aufnahme. Man verfertigte

 seitdem

seitdem dasjenige in seinem Gebiete, was bisher nur aus Frankreich oder England und Holland mit vielen Kosten geholt worden war. Selbst das Wachsthum des Witzes und der Gelehrsamkeit hatte diesen neuen Abkömmlingen manches zu danken, und die Sitten erhielten durch sie eine merkliche Milderung, Anmuth und Geselligkeit; Eigenschaften des Umgangs der Franzosen, die jedoch nicht in gleichem Grade der deutschen Gemüthsart anständig sind. Um diese arbeitsamen und nützlichen Unterthanen noch mehr aufzumuntern, setzte ihnen Friedrich Wilhelm ein Jahrgeld von vierzigtausend Thalern aus, dessen ihre Nachkommen noch genießen.

Durch die Bedrückungen der Reformirten in Frankreich wurde der Kurfürst auch persönlich beleidigt, da Ludwig der Vierzehnte auch in dem Fürstenthum Orange, das dem Prinzen gleiches Nahmens zugehörte, und an welches er, wegen seiner ersten Vermählung, ebenfalls ein Recht hatte, die Religionsübung der Reformirten aufhob. Der König antwortete kaltsinnig auf die Klagen, die er darüber führte, und beschwerte sich dagegen, daß ihm der Kurfürst eine Verfolgung vorgeworfen habe: — sie übertraf würklich an Härte viele Verfolgungen in der Geschichte des Christenthums — daß er die Unterthanen des Königs von der schuldigen Treue abzuziehen, und aus dem Lande zu ziehen suchte; überhaupt aber sich den Vortheilen Frankreichs abgeneigt erweise. Der Kurfürst rechtfertigte sein Betragen überaus wohl und standhaft; allein der Widerwillen blieb zwischen beyden Höfen, und wurde gleich darauf vermehrt, als der König dem Gesandten des Kurfürsten nicht gestatten wollte, in Französischer Sprache predigen zu lassen, damit die Reformirten Franzosen nicht zuhören könnten. Zur Vergeltung verbot der

Kurfürst

Kurfürst, daß auch keine Römischcatholische von Berlin bey dem Gottesdienste des Französischen Gesandten daselbst gegenwärtig seyn sollten.

Frankreich hatte unter seine Beschwerden gegen den Kurfürsten sogar Drohungen gemischt; allein er verachtete diese mehr als alles andere; und da er besorgte **Ludwig** möchte sich mit Schweden gegen ihn verbinden, that er diesem Reiche den ersten Antrag zu einem Bündnisse. Er neigte sich zugleich nach und nach auf die Seite des Kaysers, nachdem er so wenig Zufriedenheit in der Freundschaft mit Frankreich gefunden hatte, das Frieden und Waffenstillstand immer übertrat. Dem Kayser fehlte nur eine genaue und wohl unterhaltene Verbindung mit den Kurfürsten, um in seinen wichtigsten Unternehmungen glücklich zu seyn. Sie schlossen daher im Jahr 1685. ein Bündniß mit einander, durch welches sich der Kurfürst zu einer ansehnlichen Menge Hülfsvölker in dem fortdauernden türkischen Kriege anheischig machte. Darauf folgte ein noch engeres, geheimes Bündniß zwischen ihnen, im Jahr 1686. zu ihrer beyderseitigen Vertheidigung, wobey dem Kurfürsten beständige Hülfsgelder versprochen wurden. Zur Tilgung aber seiner Ansprüche auf die Schleßischen Fürstenthümer, überließ ihm der Kayser den Schwibusischen Kreis in Schlesien, und die **Lichtensteinische** Geldforderung auf Ostfrießland. Doch zu gleicher Zeit wußte der Kayserliche Gesandte, der diesen Vertrag vollendete, den Kurprinzen **Friedrich** zu bewegen, daß er insgeheim in einer von ihm unterzeichneten Schrift sich verbindlich machte, nach seines Vaters Tode, den gedachten Kreis gegen zwo Herrschaften oder hundert tausend Thaler zurück zu geben. Einige Uneinigkeit, in welcher er damals

mit seinem Vater stand, und Mißvergnügen über die bisherige Freundschaft desselben mit Frankreich, verleiteten ihn zu diesen gefährlichen Schritte.

Desto redlicher erfüllte Friedrich Wilhelm seine eben eingegangene Verbindlichkeit. Die Kriegsvölker, welche er dem Kayser im Jahr 1686. gegen die Türken zu Hülfe schickte, erwarben sich einen vorzüglichen Ruhm bey der Eroberung von Ofen. In eben diesem Jahre kam auch das Vertheidigungsbündniß mit Schweden zu Stande, durch welches unter andern in den geheimen Artikeln verabredet wurde, daß beyde Theile bey den damaligen Verfolgungen der Protestanten, die Rechte derselben nach dem Westphälischen Frieden beschützen sollten. Allein dem Augsburger Bündnisse wollte er nicht beytreten, um noch nicht gänzlich als ein Feind von Frankreich angesehen zu werden. Zu Hamburg hatten sich im Jahr 1685 Unruhen erhoben, deren sich der König von Dänemark zu bedienen suchte, um sich dieser Stadt zu bemächtigen; der Kurfürst aber nahm sich ihrer Freyheit noch einmal so kräftig an, daß er im Jahr 1686. einen Vergleich vermittelte, und auch einen weitläuftigen Krieg dadurch verhütet.

Als Frankreich im Jahr 1687. den Vorschlag that, das deutsche Reich möchte den mit ihm geschlossenen Stillstand in einen beständigen Frieden verwandeln, widerrieth Friedrich Wilhelm dieses, weil die Bedingungen des Friedens zu nachtheilig für Deutschland waren. Sein Gesandter zu Regenspurg Gottfried von Jena schien bey den Berathschlagungen über diese Sache zu Französisch gesinnt zu seyn: daher rief er ihn von dieser Stelle ab; Frankreich war darüber mißvergnügt, und seitdem fieng es an, sich ziemlich offenbar gegen den Kurfürsten zu

erklä=

erklären. Er verglich sich damals mit dem Herzoge Johann Adolph von Sachßen Weisenfelß über die ehemals zu dem Magdeburgischen gehörenden vier Aemter dergestalt, daß er den Ansprüchen auf Querfurt, Jüterbock und Dame entsagte, dagegen aber die Stadt und das Amt Burg abgetreten bekam und dem Herzoge vier und dreyßig tausend Thaler zahlte, dem er auch gewisse Vortheile versprach. Dem Kayser empfohl er nochmals gemäßigte Gesinnungen gegen die Protestanten seiner Erbländer, ersuchte ihn, denselben in Ungern nicht dasjenige zu rauben, was ihnen selbst die Türken bey ihrem Einfalle gelassen hätten, und stellte vor, wie sehr es die Protestantischen Fürsten schmerzen müßte, daß seine Siege über die Türken, welche sie mit dem größten Eifer befördert hätten, zur Verfolgung ihrer Glaubensgenossen angewandt würden. Er billigte zwar die Wahl des Frankreich ergebenen Wilhelm Egon Grafen von Fürstenberg im Jahr 1688. zum Coadjutor oder Nachfolger des Kurfürsten von Cölln nicht, die auch nachher Veranlassung zum Krieg gab; aber übrigens rieth er dem Kay ser und dem deutschen Reiche, einen Krieg mit Frankreich, ohngeachtet vieler Beschwerden gegen diese Krone, zu vermeiden, damit die Türken desto glücklicher bekriegt werden könnten. Immer ein Friedensstifter bey allen seinen grossen Gaben zum Kriege gab er sich in den Jahren 1687. und 1688. viele Mühe, die alten eingewurzelten Streitigkeiten zwischen dem Könige von Dänemark und dem Herzoge von Hollstein Gottorp beyzulegen. Paul von Fuchs gieng deswegen in seinen Nahmen nach Altona; allein die Unterhandlung zerschlug sich an Dänemarks Weigerung, dem Herzoge, Schleswig zurück zu geben dafür es ihm die Grafschaften Oldenburg und Dolmenhorst

menhorst anbot. Zu dieser Zeit vertrauete auch der Prinz von Oranien dem Kurfürsten die Unternehmung, welche er gegen England auszuführen im Begriff war; und dieser billigte sie vollkommen, als das einzige Mittel, das zur Rettung der Religion und Freyheit von England übrig war.

Allein **Friedrich Wilhelm** erlebte die große Staatsveränderung nicht, welche dieser Prinz zu Stande brachte: er starb zu Potsdamm am 29 April des Jahres 1688. Sein Ende war wie sein Leben, ehrwürdig, lehrreich, und von einer immer gleichen Größe des Geistes unterstützt. Die Gichtschmerzen mehrerer Jahre, die er ausgestanden hatte, schlugen zuletzt in eine Wassersucht aus; er merkte seinen herannahenden Tod, und berief daher 2. Tage zuvor demselben seinen Geheimen Rath zusammen. In dieser Versammlung redete er erst seinen Kurprinzen an, meldete ihm, daß er derselben zum letztenmale beywohne, und ertheilte ihm viele mündliche und schriftliche Ermahnungen, auf seine künftige Regierung. Seinen Räthen dankte er für die treuen Dienste und hofte wie er sagte, daß sie dieselben auch seinem Sohne leisten würden. Er bedauerte zugleich, daß er seinen Unterthanen, wegen der unruhigen Zeiten, die aufliegende Last nicht nach seinem Wunsche habe erleichtern können. Da alle Gegenwärtige unter rührenden Antworten und Merkmalen ihres Schmerzes, in Thränen zerflossen, und die Abnahme seiner Kräfte ihn schon fortzureden hinderte, ließ er gleichwohl noch einige Geschäfte zur Berathschlagung vortragen, über welche er seinen Entschluß so ruhig sagte, als wenn seine Gesundheit ohne allen Anstoß wäre. In seinem Gemach wiederholte er die Ermahnungen an seinen

Kur=

Kurprinzen, seegnete und beschenkte ihn. Er ertheilte auch seinen Kammerbedienten und endlich seiner Gemahlinn selbst Geschenke, welche letztere er mit den standhaften Gesinnungen eines Christen tröstete. Darauf ließ er seine Hofprediger kommen, mit denen er sich Hoffnungsvoll auf die Ewigkeit gerichtet, und erfahren in den Empfindungen der wahren Gottseeligkeit, unterredete. Er seegnete seine Kinder und seine Gemahlinn mehr als einmal; besonders aber warnte er seine Schwiegertochter, die Wittwe des Markgrafen **Ludwigs**, überaus eifrig, niemals zur Römischcatholischen Religion zu treten, wenn sie des göttlichen Seegens versichert bleiben wollte. Er bezeigte außerdem, wie sehr ihm die Verfolgungen betrübten, welche die Protestanten hin und wieder zu dulden hätten, und wie viel ihm an der Verträglichkeit derselben unter einander gelegen sey: er empfohl auch noch dem Kurprinzen die Französischen Flüchtlinge nachdrücklich. Unter so rührenden Gesprächen und Gebetern brachte er seine beyden übrigen Tage zu. Er hatte eben die freudige Erwartung, in welcher er aus der Welt gieng, mit den Worten **Hiobs**: **Ich weiß, daß mein Erlöser lebt**, ausgedrückt, als er, nach einer sanften Neigung des Hauptes, die Augen schloß. Wenige Fürsten sind mit solchen Kennzeichen einer aufgeklärten und feurigen Frömmigkeit, so sehr über den Verdacht erhaben, daß Aberglauben, Furcht vor dem Tode, oder Betäubung mitten in demselben, ihre letzten Reden und Handlungen eingenommen haben möchten, gestorben.

Friedrich Wilhelm hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Zwar von sechs Kindern aus seiner ersten Ehe mit **Louisen Henrietten**, Prinzeßinn

zeßinn von Oranien, überlebte ihn nur der Kurprinz **Friedrich**, der nach ihm regiert, und dasjenige, was nicht seinem Vater gefehlt hat, wohl aber der Welt an dem Glanze seines Hauses noch zu fehlen schien, die königliche Würde, demselben verschaft hat. Nach dem Tode der Kurfürstinn vermählte sich **Friedrich Wilhelm** im Jahr 1668 mit **Dorrotheen**, einer Tochter des Herzogs **Philipp** von Hollstein-Sonderburg-Glücksburg, die bereits Wittwe eines Herzogs von Braunschweig war, und sich zur Reformirten Kirche gewandt hatte. Sie gewann durch ihre Ergebenheit, Sorgfalt und Treue gegen ihn, eine größere Gewalt über seine Neigungen, als es dem Kurprinzen nützlich war, indem sie ihren Gemahl wider denselben, und zum Vortheil ihres ältesten Prinzen **Philipp Wilhelm** einnahm. Außer diesem hatten ihr noch drey Prinzen und eben so viel Prinzeßinnen das Leben zu danken; aber nur die Nachkommen des ältesten dieser Prinzen haben sich bis auf unsere Zeiten in dem Hause der Markgrafen von Schwed fortgepflanzt.

Das Leben **Friedrich Wilhelms**, das man bisher gesehen hat, ist zugleich sein Lob und seine sittliche Schilderung. Allein man würde ihn nicht ganz kennen, wenn dasjenige, was in seiner Geschichte keinen bequemen Platz gefunden hat, hier nicht besonders nachgeholt würde. Geschichtschreiber, die ihn gekannt haben, versichern, daß sein Gesicht eben so viel Majestät als Güte vereinigt habe: er flößte daher Liebe und Verehrung ein, und war auch gewohnt, sich oft zu den Seinigen sehr vertraulich herabzulassen. Sein Körper hatte alle Stärke, die zu den Beschwerlichkeiten des Kriegs erfordert wird, und unter den Speisen wählte er nur einfache und gemeine. Er liebte

den

den Wein nicht; ob er gleich viel davon vertragen konnte, und wenn es die deutschen Sitten seiner Zeit erforderten, auch denselben reichlich genoß.

Mit einer ungemeinen Leutseeligkeit pflegte er sich mit Personen jedes Standes, besonders auch mit Fremden, immer nach eines jeden Fähigkeit, zu unterreden. Dadurch erwarb er sich eine ausgebreitete Kenntniß vieler Dinge; aber diese zeigte sich nirgends stärker als in der vollkommenen Einsicht in die innere Beschaffenheit aller seiner Länder. Bey einer solchen Begierde sich zu unterrichten, gab er keinem Stande den Vorzug, schätzte Verdienste und nützliche Eigenschaften überall hoch. Er untersuchte alles selbst, was vor ihn gebracht wurde, ward durch die Menge der Angelegenheiten nie verdrießlich, beschleunigte die Endigung derselben, und ließ sich von den täglichen Anhören der vorgelesenen Briefe weder durch Ergötzlichkeiten noch durch Krankheiten abziehen. Er war gerecht und streng, ohne grausam zu seyn; freygebig und prächtig nach dem Maaße seiner Einkünfte; vor allem aber einer der großmüthigsten und klügsten Fürsten seiner Zeit. Seine Liebe zur Religion, die er kannte, zeigte die lauterste Andacht, einen Abscheu vor Verfolgungen anderer Glaubensgenossen, und eine gleiche Zuneigung gegen alle seine Unterthanen, obgleich der größere Theil derselben über die Religion nicht ganz einstimmig mit ihm dachte.

Er war mehr als Held, sobald man diesen nur im Kriege sucht: man muß ihn auch den Vater und Wiederhersteller seines Landes nennen. Unter den größten Feldherren des vorigen Jahrhunderts gebührt ihm zwar eine vorzügliche Stelle; aber nicht unter

den

den Kriegern und Eroberern, nach deren Nahmen und Ruhm er nicht strebte. Er ergriff die Waffen nur zu seiner und seiner Bundsgenossen Vertheidigung; war tapfer, reich an Hülfsmitteln, die er aus sich selbst zog, und desto bewundernswürdiger im Kriege, mit je mehrern Schwierigkeiten er darinne zu kämpfen hatte. Zuerst unter den Kurfürsten von Brandenburg unterhielt er ein beständiges wohlgeübtes Kriegsheer, gab dem Drittheil seiner Bataillonen Piken, und ließ seine Schwadronen öfters Canonen mit sich führen.

Sein lebhafter und fähiger Geist, mit einem vortrefflichen Gedächtnisse versehen, hatte in seiner Jugend nicht alle Nahrung, die er verlangte, erhalten. Gleichwohl hatte er meistentheils durch eigenen Antrieb die lateinische Sprache bis zum Verstehen erlernet; die französische und holländische redete er häufig: er machte sich auch mit der neuern Geschichte, mit der bürgerlichen und Kriegsbaukunst, mit ausgesuchten Büchern, Münzen, Gemählden und Bildhauerarbeiten so bekannt, daß er über dieses alles urtheilen konnte. Daher kommen so viele Proben einer großen Liebe zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Künsten. Er legte die hohe Schule zu Duisburg an, und vermehrte die Einkünfte der Frankfurter und Königsbergischen. Schon war er auch darauf bedacht, in dem neuerlangten Herzogthum Magdeburg zu Halle eine Universität zu gründen; allein der Tod übereilte ihn über diesen Vorsatze. Die königliche Bibliothek zu Berlin, ietzt eine der ansehnlichsten von Europa, ist von ihm gestiftet worden. Sogar bis zur Chinesischen Sprache erstreckte sich seine Wißbegierde. Da der Probst Müller zu Cölln an

der

der Spree sich rühmte, einen Schlüssel zur leichtern Erlernung der Chinesischen Sprachwissenschaft entdeckt zu haben, ließen der Kurfürst und seine Gemahlinn denselben öfters zu sich kommen, hörten seinem Vortrag zu, beschenkten und ermunterten ihn, sich dieser Arbeit ganz zu ergeben. Müller verlangte zur Verfertigung seines Schlüssels eine ansehnliche Summe Geldes: der Kayser versprach sie ihm bereits; allein Friedrich Wilhelm wollte nicht, daß dieses Werk durch eine andere als seine Freygebigkeit befördert würde. Selbst in dem Lager vor Stettin gab er deswegen Befehle an Müllern, und bis nach Ostindien an Cleyern, der für ihn Chinesische Bücher daselbst kaufte. Er rief auch den Couplet, da er aus China zurück kam, an seinen Hof, um seinen Leibarzt Menzel im Chinesischen zu unterrichten, wofür er ihm ein sehr beträchtliches Geschenk machte.

Wie Friedrich Wilhelm überhaupt große und edle Entwürfe liebte; so nahm er auch solche willig an, die zum Besten der Wissenschaften gereichen konnten. Ein Schwedischer Gelehrter Benedikt Skytte, that ihm im Jahr 1666. den Vorschlag, eine Universität für alle Völker, Religionspartheyen, Wissenschaften und Künste, anzulegen. Der Kurfürst ließ den Entwurf desselben untersuchen: und versprach, so wenig auch damals seine Einkünfte nach einer so kostbaren Unternehmung gewachsen waren, in einem besondern Stiftungsbrief vom Jahr 1667. eine solche allgemeine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste aufzurichten. Skytte hatte freylich diejenigen Gaben und Einsichten nicht, welche dazu gehörten, nur den Grundriß eines solchen Gebäudes zu verfertigen, geschweige denn, wie er ver-

langte, den Aufseher desselben abzugeben. Aber auch Schwierigkeiten aller Art hinderten es, daß nicht weiter daran gedacht wurde; ob man gleich eine solche Anstalt nicht, als einen schönen Traum, verwerfen darf. Glücklicher gelang dem Kurfürsten die rühmliche Sorgfalt, welche er für die würdige Beschreibung der Brandenburgischen Geschichte trug. Er wandte viele tausend Thaler darauf, und ernannte nach und nach mehrere Gelehrten zu seinen Geschichtschreibern. Was einige derselben zu Stande gebracht haben, ist zwar noch nicht gedruckt worden; allein wenigstens ist ihm von den trefflichsten unter denselben, von Pufendorfen, ein bleibendes Denkmal errichtet worden.

Er legte auch, zur Aufnahme der schönen Künste, den bleibenden Grund in seinen Ländern. Verschiedene auswärtige Baumeister wurden von ihm nach Berlin berufen, wo sie den guten Geschmack in der Baukunst gründeten, und sehenswürdige Denkmale desselben hinterließen. Er richtete eine Sammlung von Gemählden berühmter Meister an, die er zum Theil in Holland gekauft hatte. Mahler, Bildhauer und andere Künstler thaten sich unter seiner Regierung, und von ihm unterstützt, häufig hervor. Zum Gebrauche der Gelehrten brachte er nach und nach ein treffliches Cabinet der Alterthümer und Münzen zu Stande; sonderlich nachdem ihm der Kurfürst Carl von der Pfalz seinen Vorrath dieser Art vermacht hatte. Lorenz Beger, der ihm denselben überbrachte, trat in seine Dienste, und wurde Aufseher über dieses Cabinet, das er öffentlich beschrieben hat. Auch der schätzbarste deutsche Dichter dieser Zeit, der Freyherr von Caniz, lebte an

Friedrich

Friedrich Wilhelms Hofe, der sich seiner als eines geschickten Staatsmannes bediente.

Man hat ihm, außer dem jähen Zorn, zu welchem er von Natur geneigt war, und sich bald nach einigen harten Worten zu verlieren pflegte, keinen scheinbaren Vorwurf gemacht, als diesen, daß er seine Bündnisse zu oft und leicht verändert habe, und zu unbeständig von einer Parthey zur andern übergegangen sey. Allein die unruhigen Zeiten, in denen er regierte, die Lage seiner zerstreueten Länder, seine erst nach und nach anwachsende Macht, und andere Umstände, können dieses Verhalten ziemlich entschuldigen. Es war sein Schicksal, immer ein Opfer des Kriegs zu werden; Pommern, Pohlen und Holland machten ihn dazu, und nöthigten ihn desto mehr, seine Sicherheit immer in neuen Bündnissen zu suchen. Auch sieht man nicht, daß ihm diese Bündnisse Eigennutzen, Habsucht, oder Leichtsinn eingegeben hätten: sie waren alle auf die Erhaltung seines Hauses, seiner Länder und Bundsgenossen gerichtet. Man hat zwar angemerkt, daß dieser Grundsatz, von seinen Bündnissen so oft abzugehen, als es der Vortheil der Unterthanen erfordert, jede Treulosigkeit der Bundsgenossen bedecken könne; aber es ist genug, daß ihn Friedrich Wilhelm nie dazu gebraucht hat.

Der größte unter seinen Königlichen Nachkommen hat eine Vergleichung zwischen ihm und Ludwig dem Vierzehnten angestellt, die wahr und unterrichtend ist; aber nicht abgekürzt werden darf. Die Hauptzüge aus derselben fallen unterdessen leicht in die Augen, wenn man auf die Geschichte beyder Fürsten blickt. Fürchterliche Macht, unermeßliche Reichthümer,

thümer; eine blendende Pracht, Siege und Eroberungen ohne Zahl, ein von Wissenschaften und Künsten glänzendes Land, in das jeder nützlichen und schönen Anstalt den Weg geöfnet worden ist; alles dieses scheint Ludwigen den Vorzug zu ertheilen. Aber wenn man sieht, daß Friedrich Wilhelm, ohne alle Vorbereitung und Hülfe, sein unglückliches Land blühend, sein schwaches Haus groß gemacht hat; daß er mit kleinen Heeren, die er selbst anführte, die herrlichsten Thaten verrichtet, Ludwig aber nur durch die zahlreichsten Heere und besten Feldherren seine Unternehmungen ausgeführet hat; daß der erstere keinen ungerechten Krieg, der letztere fast keinen gerechten, vorgenommen hat; daß Ludwig viele tausend seiner Unterthanen genöthigt hat, ihre Gewissensfreyheit in einem fremden Lande zu suchen, und daß sie Friedrich Wilhelm aufgenommen und beschützt hat; so kann man kaum mehr zweifeln, wer unter beyden der größere sey.

Friedrich Wilhelm ist einer von den wenigen Fürsten, welche den Nahmen der Großen, den ihnen die Geschichte beygelegt hat, in seinem ganzen Umfange verdienen; welche ihn schon vor ihren Zeitgenossen führen konnten. Seine Geschichte macht den Jahrbüchern der Deutschen Ehre, wenn sie ihn gleich so wenig, als andere ihrer größten Fürsten, genugsam kennen sollten.

* * *

Fast alles, was ich von Friedrich Wilhelms Leben gesagt habe, bin ich des Freyherrn von Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris Brandenburgici, Commentarior. Libris XIV. (Berlin

(Berlin 1695. Fol.) schuldig. Er ist sehr tief in die Handlungen desselben eingedrungen, schreibt mit vortrefflicher Einsicht, Zuverläßigkeit und Beurtheilung, nicht selten auch mit einer rühmlichen Freymüthigkeit; vielleicht aber läßt er den Feinden des Kurfürsten nicht überall Gerechtigkeit wiederfahren. Er hat mich verleitet von den Staatsunterhandlungen des Kurfürsten weitläuftiger zu reden, als ich gesonnen war; aber sie sind auch, wie ich glaube, in seiner Geschichte besonders wichtig, um mit ihm bekannt zu werden. Bey der zweyten Ausgabe dieser Lebensbeschreibung, habe ich die neue Berliner Ausgabe des Pufendorfischen Werks vom Jahr 1733 gebraucht. Sie geht von der ersten in keiner Stelle, oder irgend einem Ausdrucke ab; ob man gleich sonst geglaubt hatte, es wären verschiedene Stellen aus dieser Geschichte, auf Befehl des Brandenburgischen Hofs, ausgemerzt worden. Freylich schrieb Pufendorf mit einer ungewöhnlichen Aufrichtigkeit für manche noch neue Begebenheiten. Dieses wurde anstößig; und gereicht ihm doch zum Ruhm. Wenn er ausführlicher von der innern Landesregierung des Kurfürsten Nachricht gegeben, und eine schöne lateinische Schreibart in seiner Gewalt gehabt hätte: so würde man ihm nicht leicht einen erheblichen Vorwurf machen können. Immer mag man jedem Fürsten ein solches Ehrengedächtniß wünschen, von dem man sagen kann: „Das Werk ist groß; aber dieser Fürst „hat auch viele und große Dinge, und hat sie fast alle „durch sich selbst gethan.„ Wie leicht hätte der vermeintliche witzige Einfall eines französischen Bibliothekars: „Pufendorfs Werk sey so stark als die „Körper der Deutschen„, von den Deutschen, die ihn anhörten, im vollen und empfindlichen Maaße zurückgegeben werden können.

In den Mémoires pour servir à l' Histoire de Brandebourg, de main de maitre, wird Friedrich Wilhelm von einem Schriftsteller geschildert und beurtheilt, der unter allen das höchste Recht dazu gehabt hat.

Der Fleiß, den Herr D. Pauli im fünften Bande seiner Allgemeinen Preußischen Staatsgeschichte bey der Geschichte dieses Kurfürsten angewandt hat, ist mir sehr brauchbar gewesen.

Die Anekdoten von den Nachstellungen nach dem Leben des Kurfürsten unter der Regierung seines Vaters, hat Herr D. Oelrichs in der Nachricht von dem Leben und den Schriften des D. Gustav Casimir Gahrliep von der Mühlen, (Greifswald 1769. 4) zuerst bekannt gemacht.

Zwey andern Schriften eben dieses gelehrten Mannes bin ich Zusätze schuldig, welche ich dieser Ausgabe beygefügt habe. Sie führten die Aufschrift: Commentationes de consilio Frider. Wilh. M. condendi novam Universitatem omnium gentium scientiarum et artium, et de Historiographis Brandenburgicis, (Berlin 1751. 8.) und Supplementum ad Comment. de Historieogr. Brandenburg. (ebendas. 1752. 8.)

Die Nachricht von Friedrich Wilhelms Liebe zur Chinesischen Litteratur, ist aus der Zuschrift von Theophr. Sigfr. Bayeri Lib. singulari de Eclipsi Sinica. (Königsberg 1718. 4.) genommen.

Manche einzelne Umstände habe ich noch aus andern Schriftstellern gezogen, die nicht genannt zu werden brauchen.

Ende des dritten Theils.







D. Berger sculpsit Berolini 1771

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Vierter Theil.



Zweyte verbesserte Auflage.

Berlin,
verlegts August Mylius
1786.





Vorrede.

Dieses Werk scheint der Vorreden, besonders der langen, immer leichter entbehren zu können, je weiter es fortgeht. Meine Absicht bey demselben, und die Methode, welche ich vor die beste halte; beydes ist von mir hinlänglich vorgetragen worden. Daß ich die Leser nicht bloß deswegen im Vorhofe aufzuhalten suche, damit ich mich gegen jeden Tadel rechtfertigen könne, dieses habe ich nicht nur ehemals versichert; ich glaube auch mein Versprechen nicht übertreten zu haben. Wenn ich mich wider Vorwürfe vertheidigt habe: so habe ich nur solche gewählt, die theils vorzüglich wichtig waren, theils insonderheit zu allgemeinen, nicht unnützen Untersuchungen Gelegenheit geben konnten. Um dieser Willen sind eigentlich jene beantwortet; aber eine ängstliche, ins Kleine sich verlierende Schutzschrift für jeden Theil des Werks zu schreiben, wäre

gewiß für mich eben so ermüdend und ekelhaft, als für den Leser. Man hat mir vorausgesagt, daß die gegenwärtige Vorrede sehr lang gerathen dürfte. Noch weiß ich nicht, ob dieses eintreffen werde; gewiß aber ist es, daß sie nicht darum geschrieben wird, damit ich durchaus Recht behalten möge.

Zuerst muß ich einiges von dem Inhalte dieses Theils sagen. Da ich noch immer entschlossen bin, große Deutsche mehr als die Helden anderer Völker in dieser Biographie aufzustellen: so hatte ich hier dem Leben des Herzogs **Bernhard von Sachsen-Weimar** den ersten Platz, und sein Bild in den Ein[illegible]ng dieses Theils bestimmt. Allein, was schon öfters ein unüberwindliches Hinderniß gewisser meiner Entwürfe geworden war, der Mangel an Hülfsmitteln, dieser trat auch hier in den Weg. Ich habe alle Mühe vergebens angewandt, um unter andern **Ernst Salomo Cyprians** Adversaria historica, quibus *Bernhardi Magni* vita illustratur, zu erhalten: und dieser Vorsatz mußte also aufgegeben werden. Unterdessen habe ich doch nicht alle Hoffnung verloren, daß ich das Leben jenes großen Feldherrn im folgenden Theile werde beschreiben können.

Ihm sollte der Papst **Adrian der Sechste** an der Seite stehen: jezt hat er sogar seine Stelle eingenommen; und vielleicht gesteht man ihm

auch

auch einige Ansprüche auf den Nahmen und Charakter eines Deutschen zu. Ich habe ihn aus einer Art von Neigung oder Achtung gewählt: einen in der Geschichte fast eben so unglücklichen Mann als in seiner Regierung; und der doch gewissermaaßen ein besseres Schicksal verdient zu haben scheint. Nach solchen und ähnlichen Bestimmungsgründen werde ich auch künftig die berühmten Männer aussuchen, welche in diesem Werke erscheinen sollen: und darunter diejenigen vor allen andern, von denen meine Leser wünschen sie hier anzutreffen.

Aus dieser leztern Veranlassung ist die Lebensbeschreibung **Constantins des Großen** erwachsen, die ich sonst allem Ansehen nach niemals geschrieben haben würde. Warum niemals? werden vermuthlich einige fragen. Nicht, weil es ein Fürst aus ältern Zeiten ist; oder, weil schon unzähliche seine Geschichte bearbeitet haben: diese Ursachen könnten eher Ermunterungen abgeben, dieselbe von neuem, und für dieses Jahrhundert brauchbar zu erzählen. Aber wer nach so vielen beynahe ausschweifenden Streitigkeiten über **Constantins** Verdienste und Charakter, bis auf die neuesten Jahre, sich ohne eine besondere Gelegenheit zum Biographen desselben aufwirft, der giebt sich in der That das Ansehen, als wenn er, weitsehender als alle seine Vorgänger, die auf zween einander entgegenstehenden Wegen begriffen, sich einander nie zu nähern

hern wußten, die Mittelstraße allein glücklich erreicht, und entscheidend bewiesen habe, wo jene beyden Wege zusammenstoßen können. Ich brauche nicht erst darzuthun, daß ich vor diesen scharfsichtigen Kenner nicht angesehen werden will; auch, wenn ich es vor leicht hielte, zur Festigkeit im Urtheil über diesen Fürsten zu gelangen, würde ich es öffentlich kaum behaupten.

Ein gelehrter und rechtschaffener Mann in entfernten Gegenden, den ich vorher niemals gekannt hatte, verlangte nebst einigen seiner Freunde vor fast anderthalb Jahren von mir, daß ich Constantins Leben beschreiben möchte. Da ich voraussetzen konnte, daß ein Leser dieses Werks berechtiget sey, von dem Verfasser eine solche Willfährigkeit zu begehren: so nahm ich bloß deswegen keinen Anstand, sie würklich zu leisten; zumal da sie sich mit meinem Hauptendzwecke wohl vereinigen ließ. Diese Lebensbeschreibung, dachte ich, zu deren Abfassung ich sonst keinen Trieb empfunden hatte, wird nicht als eine Streitschrift wider alle, die sich für oder wider den Constantin erklärt haben, bekannt gemacht; auch nicht als ein vollkommenes Muster seiner Abschilderung: sie soll nur die Erwartung einiger Leser befriedigen; gefällt sie auch diesen nicht, so bin ich wenigstens von ihnen dazu aufgefordert worden. Warum ich gleich darauf die Lebensbeschreibung Julians, die ich anfänglich gar nicht in den Umriß dieses Bandes gebracht hatte, hin-

hinzugesetzt habe, wird man im Anfange derselben sehen. Es sollen also keine eigentlichen Parallel-Leben seyn; obgleich alles, was zur Vergleichung dieser beyden Fürsten mit einander nöthig ist, sich darinne finden muß.

Vielleicht erneuert man gegen diese Lebensbeschreibungen, oder wenigstens gegen eine derselben, den ehemaligen Vorwurf, daß sich darinne eine herrschende Begierde zeige, meine Helden fast überall zu entschuldigen, auch wo sie andern sehr tadelhaft vorkommen, und ihren Charakter auf eine gezwungene Art zu verschönern. Diese Beschuldigung kann eben sowohl einen grossen Fehler als eine Eigenschaft treffen, die dem Geschichtschreiber überaus anständig und rühmlich ist. Wenn er, um sich oder seinen Lesern das Vergnügen zu machen, einen durchaus vollkommenen Mann abzubilden, Tugenden sucht, wo keine vorhanden sind; was nur eine Würkung des Naturells oder gewisser günstiger Umstände war, zur Anstrengung eines großen Geistes oder Frucht eines vortrefflichen Herzens macht; freygebig in Zueignung edler Bewegungsgründe ist; und auch alsdenn alles glänzend vorstellen will, wenn ihn zuweilen ein Flecken oder gar eine schwarze That erinnern sollte, daß es ein Mensch sey, dessen Leben er nachzeichnet: wer zweifelt daran, daß er seines Nahmens unwürdig sey, weil er die Geschichte verfälscht hat? Aber es giebt auch eine gewisse Nachsicht, eine

billige sanfte Beurtheilung, eine Neigung, den Mann von ausnehmenden Gaben und würklichen Verdiensten um die Menschen, nicht sogleich vor einen Thoren oder Bösewicht zu halten, weil er einige Ausschweifungen begangen hat; die Fehler eines andern, die großentheils von den Vorurtheilen seiner Zeit, von seiner unglücklichen Stellung herkamen, zwar nicht zu vertheidigen, aber doch mit einiger Gelindigkeit zu behandeln; und wo sich wahrscheinliche Muthmaaßungen, besonders historische Spuren angeben lassen, eine gütige Auslegung dem feindseeligen Argwohn immer vorzuziehen. Ich habe jenen Fehler zu vermeiden, diese Neigung innerhalb der Gränzen zu halten gesucht, welche sie von Partheilichkeit, Lobsucht oder Entwürfen idealischer Schönheiten absondern. Ob ich darinne glücklich gewesen bin, kann bloß die Geschichte, das heißt der ganze glaubwürdige Zusammenhang von den Gesinnungen und Handlungen derer, welche ich beschrieben habe, und das geprüfte Urtheil von Zeugen aller Art, die es fordern können, abgehört, und nach ihren Aussagen unter einander verglichen zu werden, entscheiden. Die Geschichtskunde und die Geschichtsbeschreibung gewinnen ohne Zweifel unter uns täglich neue Stärke. Und dennoch hat man vielleicht niemals mehr Ursache gehabt, denen, welche sich um die leztere verdient machen wollen, zuzurufen: Geschichte! Geschichte! Nicht bloße Declamation und Raisonnement! Kein Spinnengewebe von Witz,

schalk-

schalkhaften Vermuthungen, schimmernder Beredsamkeit, vermeinter eindringender Scharfsichtigkeit in die Tiefen des menschlichen Herzens, alles ohne historischen Grund in der Luft aufgehängt! Durch solche und andere verwandte Künste, die wir von unsern Nachbarn geborgt haben, kann zwar der schwächste Faden zu einem ganzen neuen Gebäude ausgedähnt werden, das diejenigen bewundern werden, die nicht wissen, wie es mit dessen Aufführung zugegangen ist; aber es steht auch außerhalb der Gränzen der Geschichte, und erhält sich nur eine sehr kurze Zeit.

Man hat ein Recht, da ich einmal auf diesem Wege bin, nunmehr diejenigen Erläuterungen über einzele getadelte Stellen der erstern Theile zu erwarten, die ich in den beyden lezten Vorreden versprochen habe. Aber ich bin, ohne Eitelkeit zu sagen, sehr wohl mit mir selbst zufrieden, daß ich sie bisher zurück gehalten habe. Eine geheime Abneigung ließ sie eben so wenig als die angewachsene Länge der Vorreden zum Vorschein kommen; jezt aber ist es beschlossen, daß sie niemals das Licht sehen sollen. Wenn sie gleich zu manchen Erörterungen über gewisse Begebenheiten, Urtheile und Schriften hätten führen können; so war es doch unvermeidlich, daß sie langweilig ausfallen, und die gar zu armseelige Gestalt einer kleinen Zänkerey annehmen mußten. Dazu kam die neue Ausgabe des ersten Theils, bey welcher ich völlig überzeugt wurde,

die beste Antwort auf einen Tadel, der entweder zu unerheblich oder zu leicht ist, als daß man ihn fühlen sollte, sey gar keine; auf einen solchen aber, der die Hand des Kenners und des billigen Richters verräth, der treffend und wichtig ist, sey es eine stille Ueberlegung, und die schleunigste Verbesserung, die der Verfasser leisten kann. Männer von Einsicht antworten leicht bey der erstern Art des Tadels im Nahmen des Verfassers: und bey der andern nehmen sie oft Parthey gegen ihn, wenn er gleich alles anwendet, um untadelhaft zu scheinen. Um der übrigen Willen aber, bey denen immer die lezte Vorrede oder die lezte Recension, oder auch der Schriftsteller, welcher sich bey ihnen das meiste Ansehen erworben hat, Recht behält, um solcher Willen jede Vorrede in eine Streitschrift zu verwandeln, belohnt doch wohl die Mühe nicht. Und wie viele gemeine, überflüßige, sogar unangenehme Dinge müßten darinne gesagt werden, wenn man jedem Tadel nach Würden und Standesgebühr begegnen wollte! Es sey mir erlaubt dieses noch etwas deutlicher zu erklären, weil ich niemals wieder auf diese Materie zurück zu kommen gedenke, und künftig nur schweigen, oder zugleich schweigen und bessern werde.

Wenn ich einen Mann von gutem Geschmacke und einiger Belesenheit, der aber durch nichts beweiset, daß er in der Geschichte sehr geübt sey, bloß um die Schreibart und die Reflexionen eines histo-

historischen Werks herumflattern, niemals aber bis auf den Grund der schärfsten Wahrheit und Genauigkeit dringen sehe: so verwundere ich mich zwar darüber, daß er einen Kunstrichter bey demselben abgeben will; allein er mag so viele Forderungen wegen desselben an mich machen, als es ihm gefällt, ich erfülle von denselben nicht mehr als ich vor gut befinde, weil Ausdruck, Betrachtungen, alles was er darinne zu übersehen glaubt, sich schlechterdings nach dem historischen Grunde richten muß; der Grad von Beredsamkeit aber und Schönheit an dem Werke, von den Kräften und Absichten des Schriftstellers abhängt.

Wenn mich eben derselbe meine eigenen Grundsätze lehrt, und nicht einsieht, warum sie an gewissen Stellen des Werks nicht haben angewandt werden können; wenn er dasjenige in demselben vergebens sucht, was ich nur nicht witzig und hervorstechend genug für ihn gesagt habe; wenn er verlangt, daß ich von gewissen Personen oder Begebenheiten ausführlicher hätte reden sollen, und nicht weiß, warum es unmöglich gewesen sey, dieses zu thun, gar nicht zeigen kann, woher andere zuverläßige Nachrichten gezogen werden sollen; wenn er mir wohl gar Muster der Nachahmung vorweiset, die nach den strengern Regeln der Geschichtskunst zur Warnung aufgestellt werden müssen: was soll ich auf alles dieses antworten? Oeffentlich in der That nichts;

aber

aber insgeheim wird es mir vergönnt seyn, darüber zu lachen.

So hat man sich gewundert, daß ich einen großen Mann oder Personen von vermischten Eigenschaften bisweilen entschuldigt habe, wo ihnen andere einen unleugbaren Fehler beylegten: und man hat daraus geschlossen, daß ich die Wahrheit zu wenig achtete, um nur Männer, welche ich in meinen Schutz genommen hätte, nicht verächtlich werden zu lassen. Aber, hat man hinzugesetzt, indem ich eben dieselben, an denen ich ein Bild der Vollkommenheit hätte entwerfen wollen, an andern Stellen wieder getadelt hätte, sey daraus ein offenbarer Widerspruch entstanden. Ein anderer würde vielmehr daraus geschlossen haben, daß der Verfasser, indem er eben denselben Mann bald getadelt, bald vertheidigt habe, weit davon entfernt gewesen sey, ihn als unverbesserlich vorzustellen. Er würde in den glaubwürdigsten gleichzeitigen Schriftstellern, in den Umständen der Zeiten selbst, den Grund meiner Entschuldigungen gefunden haben. Das habe ich vorausgesetzt, daß man die Quellen der Geschichte gelesen haben müßte, ehe man über dieselbe urtheilte: freylich hätte ich es nicht immer voraussetzen sollen, sehe ich.

An statt mehr solcher Beyspiele anzuführen, da ich die Vorwürfe kaum im Vorbeygehen zu beantworten nöthig habe, gestehe ich vielmehr,

daß ein Fehler, den ich schon ehemals, und an mehr als Einem Orte, gestanden habe, die Weitläufigkeit im Erzählen, die zuweilen bis ins Weitschweifige ausgeartet seyn mag, noch nicht völlig in diesem Werke hat vermieden werden können. Gleichwohl schien es mir, so oft ich demselben auszuweichen suchte, daß ich in einen andern verfallen würde, der vielen Lesern noch weit unerträglicher seyn könnte: in einen abgebrochenen, oft dunkeln, und auf eine gezwungene Art fruchtbaren Ausdruck, der die Begebenheiten mehr zu verstehen giebt, als entwickelt, und sie bloß dem Nachdenken derer flüchtig vorhält, welche sie bereits nach allen Umständen kennen. Ich bin mir bewußt, keine Periode hingesetzt zu haben, die zu der Absicht, in welcher ich schreibe, nicht wenigstens etwas, nach meinem Urtheil, beytragen könnte. Ohne alle Begierde, mit der ausführlichsten Vollständigkeit zu erzählen, und sogar abgeneigt gegen dieselbe, häufften sich doch nicht selten reichlichere Nachrichten, weil es das Ansehen hatte, als könnten ihrer die Leser nicht entbehren, um den Mann, welchen sie betrafen, sicher zu beurtheilen. Eben darum breiteten sich auch gewisse Untersuchungen über zweifelhafte Erzählungen weiter aus, als ich anfänglich wünschte. Und dennoch war ich nicht Herr genug darüber, um beyde merklich abkürzen oder gar weglassen zu können. Denn ich befürchtete immer, es möchten alsdenn viele der wichtigsten und nützlichsten Erläuterungen eines merkwürdigen Lebens

bens fehlen, oder zu mangelhaft werden, als daß man sich ihrer zuversichtlich bedienen könnte. Giebt es also, wird man hier einwenden, kein Mittel, eine Lebensbeschreibung vollkommen lehrreich zu machen, ohne daß sie zugleich weitschweifig und gedähnt würde? — So habe ich mich in der That oft selbst gefragt, und nach einer unzählichemal mitten unter dem Ausarbeiten wiederholten Ueberlegung, habe ich keine bessere Antwort gefunden als diese: Gewisse Erzählungen oder Untersuchungen werden, weil es ihnen am Anziehenden oder Abwechselnden fehlt, immer zu weitläuftig vorgetragen scheinen, wenn sie gleich nur eben den Umfang einnehmen, der ihnen gebührt; und gewissen Lesern, die nichts als ihren Geschmack zu befriedigen suchen, wird alles langweilig vorkommen, was sie nicht in einem Lauf vom Außerordentlichen und Unerwarteten, durch reizende kleine und vorübereilende Bilder, zur Bewunderung der Begebenheiten, oder doch der sinnreichen Art, mit welcher sie vorgestellt worden sind, fortreißt. Ob diese Antwort hinreichend sey, ist vielleicht nicht schwer zu entscheiden.

Diese Berathschlagung mit meinen Lesern ist, wie man leicht sieht, keine Vertheidigung des erstgedachten Fehlers; sie kann nur zeigen, daß ich alle Mühe angewandt habe, ihn zu verhüten, und daß er es nicht überall sey, wo man ihn beym ersten Anblicke zu finden glaubt. Es kann seyn,

daß



I.

Leben des Kaisers Constantin des Großen.

Es giebt Fürsten und andere berühmte Männer, deren Geschichte fast ein Heiligthum zu seyn scheinet, das man eben so wenig als die Religion selbst, welche sie ausgebreitet, beschüzt oder wiederhergestellt haben, mit einiger Dreistigkeit angreifen darf. Diejenigen, welche diese Religion ehren und lieben, setzen meistentheils ihrer Bewunderung und Dankbarkeit gegen dieselben keine Gränzen; oder sehen es doch ungerne, wenn sie getadelt werden, entschuldigen alles, was ihnen vorgeworfen werden kann, und suchen den hohen Begriff, den sie sich von ihnen gemacht haben, desto eifriger zu retten, je weniger sie glauben können, daß Gott zum Dienste der Religion Menschen gewählt haben sollte,

die viele und große Fehler begangen haben. Andere hingegen wagen es zuweilen, auch bey so verdienten Männern eine schwächere und wohl gar eine schwarze Seite zu zeigen. Sie finden an einigen derselben nur ordentliche Menschen, die ohne ausnehmende Gaben und hohe Einsichten, sich bloß glücklicher Umstände, unter welchen sie lebten, bedient haben, um gewisse gute Absichten, die ihnen selbst vortheilhaft waren, auszuführen: und sie glauben, daß die Vergehungen derselben desto freymüthiger aufgedeckt werden müssen, weil sie durch den Schein der Religion, unter welchem sie glänzen, gar zu leicht das Ansehen der Tugenden gewinnen können. Wenn sie bey diesem Widerspruche gegen herrschende Urtheile nichts anders suchen, als die Wahrheit frey zu sagen, wie sie dieselbe entdeckt haben: so werden sie dieselbe mit Beweisen unterstützt, sanft und lehrreich vortragen. Ist ihnen aber auch daran gelegen, der Welt es sehen zu lassen, daß sie zuerst eine neue Vorstellungsart gefunden, und einen gewöhnlichen, beynahe geheiligten Irrthum zu verbessern im Stande sind; ist ihre Ueberlegung nicht kalt, ihre Wissenschaft nicht reif genug, um Flecken von Bosheit, und einen vermischten Charakter von einem völlig schlimmen zu unterscheiden; oder gönnen sie vielleicht der Religion und Kirche den großgeachteten Mann nicht, der beyden Ehre und Nutzen gebracht hat: so werden sie, an Statt ihn etwas zu erniedrigen, ihn häßlich und verächtlich abschildern, und, um nichts mit dem großen Hauffen gemein zu haben, ihn gar als den Abschaum des menschlichen Geschlechts beschreiben. Daß Tadler von dieser Art der Feindschaft wider die Religion beschuldigt werden, ob sie gleich mehr durch Eitelkeit und schwärmenden Ungestüm sündigen, ist eben nicht wunderbar. Aber daß auch jene rechtschaffene Männer, die nur Feinde der Partheylichkeit und

knechtischen Verehrung in der Geschichte sind, diesen Vorwurf wenigstens in der Stille leiden müssen; diese Ungerechtigkeit würde sehr empfindlich seyn, wenn man nicht den hitzigen Bewunderern, wie die meisten Menschen sind, einige Nachsicht schuldig wäre. Beyde dieser entgegengesetzten Fehler sind in der Geschichte Constantins des Großen, mehr als in irgend einer andern, begangen worden. Die Leser aber sind gewarnet, sich von keinem derselben verführen zu lassen, wenn er auch in diese Lebensbeschreibung gedrungen wäre.

Constantinus kam zu einer Zeit auf die Welt, da das Römische Reich, nach einer Dauer von mehr als tausend Jahren, und schon seit dreyhundert Jahren gewohnt, einem einzigen Oberhaupte zu gehorchen, zwar noch einen weiten Umfang des Gebiets in allen drey Welttheilen, große Macht und ein furchtbares Ansehen besaß; aber auch bereits vieles von seiner innern Festigkeit und Stärke verloren hatte. Bürgerliche Kriege hatten es zuerst ungemein geschwächt; darauf war es durch unwürdige Fürsten zerrüttet und verächtlich geworden; die Wahl und Regierung der Kaiser hieng oft von dem Willkühr und von den ausschweifenden Begierden der Soldaten ab; längst war auch die patriotische Liebe des Vaterlandes mit dem Geiste der alten Römer größtentheils untergegangen; und wenn verschiedene weise und tapfere Kaiser den alten Glanz des Reichs wieder herstellten, so wurden ihre Arbeiten geschwind wieder vernichtet. Die unaufhörlichen Empörungen, die Anfälle und Verwüstungen, welche die sogenannten barbarischen, eigentlich großentheils deutschen Völker vornahmen, und die Ermordung der ruhmwürdigsten Kaiser; dieses waren Merkmale genug von dem tiefen Verfall des Staats. Ihn

regierte damals Aurelianus, einer der verdientesten und siegreichsten Kaiser, als Constantinus, der mit seinem vollständigen Nahmen Flavius Valerius Constantinus hieß, am 24 Februar des Jahrs 274, nach der christlichen Zeitrechnung, zu Naißus, einer Stadt in Dardanien, welche Landschaft zu Ober-Mösien gehörte, (jezt Nissa in Servien,) gebohren wurde.

Sein Vater Constantius Chlorus war ein Nachkomme des Kaisers Claudius des Zweyten. Er hatte sich ganz dem Kriege ergeben, und fochte eben um diese Zeit glücklich in der Schweiz, welche damals Helvetien hieß. Carus, einer der folgenden Kaiser, ernannte ihn um das Jahr 282 zum Statthalter von Dalmatien: und da er sich immer mehr als ein geübter Feldherr hervorthat, erklärte ihn Diocletianus, der nicht glaubte, daß ein einziger Fürst der Regierung des Reichs mehr gewachsen sey, und der schon den Maximianus zum Reichsgenossen angenommen hatte; oder vielmehr dieser leztere wählte ihn mit dessen Bewilligung, im Jahr 292 zum Cäsar, oder Reichsgehülfen und bestimmten Nachfolger; so wie der erstere dem Galerius eben diese Würde beylegte. Constantius sah sich zugleich genöthigt, um mit diesen Fürsten in eine genauere Verbindung zu treten, sich von seiner Gemahlin Helena, Constantins Mutter, zu scheiden, und Maximians Tochter Theodora zu heyrathen. Helena war von sehr niedriger Herkunft, und scheint nicht einmal seine rechtmäßige Gemahlin gewesen zu seyn. Selbst christliche Schriftsteller gestehen dieses deutlich: und wenn es gleich andere geleugnet haben; so war es doch wenigstens eine sehr alte, weit ausgebreitete und wahrscheinliche Nachricht. Genug, daß Constantius als Cäsar, Gallien, Spanien, Britan-

nien

nien und Mauritanien, (das heißt, einen Theil vom nördlichen Africa,) zu regieren bekam. Er erwarb sich durch seine Tugenden eine ungemeine Liebe der Völker, und einen weit größern Ruhm, als die übrigen drey Fürsten. Dabey hatte er so viele Kenntniß vom Christenthum, und eine so merkliche Neigung zu demselben, daß ihm beynahe nichts mehr fehlte, als das öffentliche Bekenntniß desselben. Da endlich Diocletianus und Maximianus im Jahr 305 die Regierung niederlegten, wurden Constantius und Galerius an ihrer Stelle Kaiser: sie theilten sich darauf dergestalt in das Reich, daß der erstere Italien, Sicilien, Spanien, Gallien, Britannien, Deutschland, und das meiste von Africa, der letztere aber den übrigen größern Theil erhielt. Allein Constantius trat ihm bald freywillig Italien und Africa ab, um sein kleineres Gebiet desto besser übersehen zu können.

Während dieser Zeit hatte sein Sohn Constantinus große Hoffnungen erweckt. Er war zu Naissus erzogen worden: Diocletianus behielt ihn an seinem Hofe und in seinem Gefolge, mit Zeichen einer besondern Achtung, gleichsam als einen Geisel für das Verhalten seines Vaters; er machte ihn auch frühzeitig zu einem der vornehmsten Kriegsobersten. Constantinus verband mit einer schönen Leibesgestalt und vorzüglichen Stärke, viele Geschicklichkeit im Kriegswesen, tugendhafte Sitten, und eine ungemeine Leutseligkeit. Die Soldaten liebten ihn, und andere wünschten, daß er einst an der Regierung Antheil nehmen möchte. In verschiedenen Feldzügen gegen die Perser, ingleichen in Aegypten, und an der Donau, legte er ausnehmende Proben der Unerschrockenheit ab, unter andern in einem Zweykampfe mit einem Kriegsbefehlshaber der Barbaren: denn andere, als solche Zwey-

kämpfe im Kriege, kannten die Römer nicht. Daneben hatte er auch einen glücklichen Anfang gemacht, sich mit der Gelehrsamkeit bekannt zu machen. Aber eben die Eigenschaften, welche ihn bey den Römern beliebt machten, hinderten ihn eine Zeitlang an einem höhern Glücke. Galerius, der nach der Abdankung der beyden vorhergehenden Kaiser der mächtigste blieb, ernannte zween Cäsaren, den Severus, welchem er Italien und Africa übergab, und den Maximinus, dem einige morgenländische Provinzen unterworfen wurden; da hingegen Galerius das übrige von seinem Antheil selbst regierte. So ließ er nicht nur den Constantinus außer Acht, auf den jedermann bey dieser Gelegenheit die Augen gerichtet hatte, und wählte sich Gehülfen ohne alle Fähigkeit, von denen er desto weniger etwas zu befürchten hatte; er suchte ihn auch auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen, indem er ihn bald im Kriege großen Gefahren aussetzte, bald unter dem Vorwande der Ergötzlichkeit und Uebung seiner Kräfte, mit wilden Thieren zu kämpfen nöthigte. Endlich konnte Galerius der Begierde Constantins bey seinem Vater zu leben, womit allem Ansehen nach auch die Sehnsucht nach einem Antheil an der Regierung, oder nach dem völligen Besitze derselben, verbunden war, nicht länger widerstehen. Er ertheilte ihm also die schriftliche Erlaubniß, sich der Pferde, die überall zum Dienste des Staats bereit standen, auf seiner Reise zu bedienen; setzte aber hinzu, er möchte dieselbe erst des andern Morgens antreten, wenn er vorher noch seine Befehle würde abgeholt haben. Seine Absicht war, ihn entweder auf irgend eine Art zurück zu halten, oder durch den Severus aufhalten zu lassen, durch dessen Gebiete Constantinus gehen mußte; er blieb daher auch des andern Tages bis gegen Mittag im Bette. Allein Constantinus reiste eben

des-

deswegen noch an dem Abende, da es ihm bewilliget worden war, eilfertig von Nicomedien ab, und tödtete oder lähmte auf seinem Wege alle Pferde des Staats, die er nicht brauchte, damit man ihm desto weniger nachsetzen könnte. Seine List gelang ihm: denn Galerius erkannte den Tag darauf, als er seine Abreise spät erfuhr, daß es vergeblich sey, ihn verfolgen zu lassen.

Dieser Schritt Constantins war auch entscheidend für sein Glück und übriges Leben. Wäre er wenige Monate länger in der Gewalt des Galerius geblieben, so war ihm vermuthlich der Zugang zum Throne auf lange Zeit verschloßen: denn sein Vater starb bald nach seiner Ankunft im Jahr 306 zu Eboracum, dem jetzigen York. Bey seinem Tode empfol er diesen Sohn seinem Heere in Britannien zu seinem Nachfolger. Er hinterließ zwar noch mehrere Söhne, die von seiner zweyten, oder, wie andere behaupten, von seiner einzigen rechtmäßigen Gemahlinn kamen; allein von einer zu zarten Jugend, als daß sie einen Anspruch an die Regierung hätten machen können. Sobald sich also Constantinus sehen ließ, ward er von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen, und mit dem Purpur bekleidet. Es fehlte noch daran, daß ihn auch die übrigen Regenten des Reichs in dieser Würde erkannten, und Galerius insonderheit seine Einwilligung dazu gab: daher schickte er ihnen, wie es gewöhnlich war, sein mit Lorbeern bekränztes Bildniß. Galerius konnte sich bey diesem Anblicke kaum mäßigen, daß er nicht das Bild und denjenigen, welcher es brachte, ins Feuer werfen ließ; so wenig gönnte er dem Constantinus diesen erhabnen Rang. Doch da er einen Krieg nicht würde haben vermeiden können, wenn er ihm denselben gänzlich streitig gemacht hätte, schickte

er ihm den Purpur, zum Zeichen, daß er es sey, der ihn erhöhe; erklärte ihn aber nur zum Cäsar, und an seiner Statt den Severus zum Augustus oder Kaiser. Die Absichten des Galerius in Ansehung seiner Nachfolger in der Regierung, wurden zu gleicher Zeit noch von einer andern Seite zerstört. Denn Maxentius, der Sohn des ehemaligen Kaisers Maximianus, bediente sich des Mißvergnügens der Einwohner von Rom, um sich daselbst zum Kaiser ausrufen zu lassen, und beredete auch seinen Vater, diese Würde von neuem anzunehmen. Galerius schickte zwar den Severus mit einem Heere nach Italien; allein dieses gieng zum Maximianus über, und Severus verlor das Leben.

Unterdessen gab Constantinus, der nun über Britannien, Gallien und Spanien (wozu auch Lusitanien, oder das heutige Portugall gerechnet ward,) herrschte, gleich nach dem Antritte seiner Regierung, den Christen in seinem Gebiete die Freyheit der Religion wieder, welche seit einigen Jahren durch die Verfolgung des Diocletianus, und vornehmlich des Galerius, unterdrückt worden war; wenn man anders diese Nachricht dem einzigen Schriftsteller, der sie meldet, Lactantius, glauben darf. Denn Eusebius sagt ausdrücklich, Constantius Chlorus habe nicht zugegeben, daß die Christen seiner Länder verfolgt würden. Gewisser ist es, daß Constantinus gleich anfänglich die ihm unterworfenen Länder besucht, und mit einigen deutschen Völkern Krieg geführt hat. Die Franken, welche am Niederrhein saßen, hatten ihren Vergleich mit den Römern gebrochen, und waren in Gallien eingefallen; diese schlug er nicht nur, sondern ließ auch ihre beyden Könige, die er gefangen hatte, bey den öffentlichen Schauspielen, die er anstellte,

mit den wilden Thieren kämpfen. Man hat diese Grausamkeit vergebens dadurch zu entschuldigen gesucht, daß die Römer stets in ähnlichen Fällen eben so verfahren hätten, und daß diese Strenge bey einem so treulosen Volke nöthig gewesen sey. Das erstere ist offenbar falsch, und auch das zweyte bedarf noch eines Beweises. Zu eben dieser unmenschlichen Todesart verurtheilte Constantinus die mit den Franken verbundene Alemannische Könige, die er in seine Gewalt bekommen hatte, auch eine Menge Kriegsgefangene aus dem Lande der Bructerer, die zwischen dem Rhein und der Weser wohnten, und die nebst einigen andern angränzenden deutschen Völkern von ihm waren überfallen und überwunden worden. Um die häufigen Streifereyen der Deutschen nach Gallien abzuwehren, besetzte er die kleinen Festungen am Rheine mit genugsamen Soldaten, unterhielt auch auf diesem Fluße eine wohlbemannte Flotte. In eben dieser Absicht war er gesonnen, eine Brücke über den Rhein bey Colonia Agrippina (jetzt Cölln) zu schlagen; ob aber dieses Werk würklich zu Stande gekommen sey, und ob er zur Vertheidigung desselben die Cölln am andern Ufer gegen über liegende Festung Duits gebauet oder wiederhergestellt habe, dieses kann nicht ausgemacht werden. Er stiftete übrigens zum Andenken seines Siegs Spiele, welche die Fränkischen genannt wurden.

Unterdessen beschloß Maximianus, der sich vor der Rache des Galerius fürchtete, sich genauer mit dem Constantin zu verbinden, um von ihm unterstützt zu werden. Er kam zu ihm nach Gallien, und brachte ihn dahin, daß er seine Tochter Fausta zur Gemahlin nahm. Constantin hatte bereits in seiner frühen Jugend, gegen das Jahr 300. und man ver-

sichert, es sey aus Liebe zur Keuschheit geschehen, die Minervina geheyrathet, mit welcher er den Crispus zeugte: diese war jetzt vermuthlich gestorben. Zugleich ertheilte ihm Maximian im Jahr 307 den kaiserlichen Titel, den Constantin seitdem zu führen anfieng; an Statt daß er sich bisher nur an dem Namen eines Cäsar begnügt hatte. Galerius war damals wider den Maxentius zu Rom mit einem Heere gezogen; hatte sich aber bald genöthigt gesehen, Italien schimpflich wieder zu verlassen. Der schlaue Maximianus, der alle diese Fürsten, einen durch den andern, zu unterdrücken gedachte, suchte den Constantinus zu überreden, daß er den Galerius auf seinem Rückzuge verfolgen möchte; allein er fand bey diesem kein Gehör. Er wollte seinen eigenen Sohn, den Maxentius, stürzen, weil er in größerm Ansehen als er stand; doch die Soldaten empörten sich wegen dieses Versuchs gegen ihn. Und da er hierauf nach Gallien zum Constantin flüchtete, fand er abermals die Mühe vergebens, die er anwandte, ihn zum Kriege wider seinen Sohn zu reizen. Vielmehr mußte er zugeben, daß Galerius seinen Freund Licinius damals zum Kaiser ernannte. So war das Römische Reich zwischen sechs Fürsten getheilt, darunter Constantinus noch immer vom Galerius nicht als Kaiser erkannt wurde, bis dieser durch den Maximinus, seinen Anverwandten, der sich im Jahr 308 zum Kaiser aufwarf, gewissermaaßen dazu genöthigt ward. Es kam in eben diesem Jahre noch der siebente Fürst hinzu, Alexander, Statthalter in Africa, den die Soldaten zu Carthago mit dem Purpur krönten.

In dieser Verwirrung regierte Constantinus am sichersten und ruhigsten unter allen. Maximianus, der nirgends mehr geschätzt oder gefürchtet wurde, flüchtete

sich im Jahr 308 zu ihm nach Gallien, immer noch in der Absicht, ihm einen Fallstrick zu legen. Er begab sich daher der kaiserlichen Würde zum zweytenmale. Constantin ließ ihn in seinem Palaste mit so vieler Pracht und Ehrfurcht bedienen, daß er nichts von seiner Macht verloren zu haben schien. Zu gleicher Zeit zog dieser abermals wider die Franken am Rhein zu Felde, von denen zwar ein Theil in Friedensunterhandlungen mit ihm begriffen war; die übrigen aber von neuem in den Waffen standen. Hier gab ihm Maximianus den Rath, nur wenige Kriegsvölker wider die Franken zu führen. Dadurch hoffte er ihn einer grossen Gefahr auszusetzen; selbst aber im Stande zu seyn, den zurückgebliebenen beträchtlichern Theil des Heeres auf seine Seite zu ziehen. Constantinus folgte seinem Schwiegervater, als einem erfahrnen Alten. Kaum aber war er in das feindliche Land eingerückt, als Maximianus zum drittenmale den Namen eines Kaisers annahm, sich der Schätze Constantins bemächtigte, den Soldaten desselben reiche Geschenke davon machte, und die nachtheiligsten Gerüchte von ihm ausstreuete. Auf die Nachricht, welche Constantinus davon erhielt, eilte er mit seinen Kriegsvölkern nach Gallien zurück, überfiel den Maximianus, da seine Unternehmung noch nicht zur Reife gekommen war, und die verführten Soldaten kehrten wieder unter seinen Gehorsam. Sein Feind schloß sich in Maßilia (jezt Marseille) ein: gleich umringte Constantin diese Stadt, und er würde sie beym ersten Angriff erstiegen haben, wenn die Sturmleitern nicht zu kurz gewesen wären. Dem Maximianus, der sich auf der Mauer zeigte, machte er wegen seines Verfahrens lebhafte Vorwürfe, welche dieser mit Schmähreden beantwortete. Plözlich aber öffnete man auf einer andern Seite eines von den Thoren der Stadt;

Constantins Kriegsvölker drangen hinein; Maximianus wurde gefangen genommen; er mußte den Purpur zum drittenmale ablegen; blieb aber dennoch ferner, wie es das Ansehen hat, in dem Palaste seines Eydams.

Dieser hatte unterdessen seine Absicht erreicht, die Franken zur Ruhe zu nöthigen. Er wandte nun seine Aufmerksamkeit wieder auf den innern Zustand von Gallien. Er stellte die Mauern von Treviri (dem jetzigen Trier) wieder her, und richtete daselbst verschiedene öffentliche Gebäude auf, denen es nicht an Pracht fehlte. Auch in andern Gegenden dieses Landes bezeigte er sich gleich sorgfältig und freygebig. Allein Maximianus unterbrach diese Bemühungen durch einen neuen Versuch wider sein Leben im Jahr 310. Er nöthigte seiner Tochter Fausta das Versprechen ab, ihren Gemahl an ihn zu verrathen, indem sie das Schlafgemach desselben offen stehen, und sehr nachläßig bewachen lassen wollte: er setzte hinzu, sie sollte einen würdigern Gemahl aus seinen Händen erhalten. Fausta meldete dieses alles sogleich ihrem Gemahl: und dieser traf dagegen solche Anstalten, die zwar zu seiner Sicherheit und zur Ueberführung des Verbrechers dienlich waren; aber auch den Tod eines Unschuldigen nach sich ziehen mußten. Es ward ein schlechter Verschnittener dazu bestimmt, an Statt Constantins ermordet zu werden; gleichsam als wenn bey einer so gewiß vorhergesehenen Nachstellung eines einzigen Menschen, das Leben eines andern, auf welchen sie gar nicht gerichtet war, nicht hätte erhalten werden können. Maximianus, der sich auf die Verabredung mit seiner Tochter verließ, stand mitten in der Nacht auf, und fand alles seiner Erwartung gemäß. Er sagte zu der kleinen Wache, die in der Ent-

fernung

fernung stand, er wollte seinem Schwiegersohne einen Traum erzählen, den er eben gehabt hätte, drang in das Schlafgemach hinein, tödtete den darinne liegenden Verschnittenen, und kam freudig heraus, indem er sich rühmte, den Constantinus umgebracht zu haben. Aber in dem Augenblicke erschien dieser mit einer Anzahl Bewaffneter von der andern Seite. Der Körper des Ermordeten wurde herausgebracht; Maximian verstummte bey diesem Anblicke, und mußte die bittersten Vorwürfe des Kaisers anhören. Darauf ward ihm, als eine Art von Gnadenbezeigung, die Wahl der Todesart gelassen; er nahm sich also durch einen Strick das Leben. Die christlichen Schriftsteller sagen, daß Constantinus nicht anders mit einem Manne habe verfahren können, vor dessen Ränken und mörderischen Absichten er niemals sicher gewesen seyn würde; der auch ein solches Schicksal durch seine Verfolgung gegen die Christen verdient hätte. Allein es giebt neben der Gerechtigkeit eine andere Tugend, die sich mit derselben wohl vereinigen läßt, und in gewissen Fällen kaum ohne Schande von ihr getrennt werden darf: die Großmuth. Constantinus würde zugleich für seine Sicherheit gesorgt, einen Treulosen bestraft und im Zaum gehalten, und vielen Ruhm erlangt haben, wenn er dem alten Manne, dessen Tochter er zur Ehe, gegen den er auch noch andere Verbindlichkeiten hatte, der durch keinen Anhang fürchterlich war, und der in einer engen Verwahrung ihm nicht weiter hätte schaden können, wenn er demselben das Leben geschenkt hätte. Die Rachbegierde Constantins gieng noch weiter: er ließ einige Zeit darauf alle Bildsäulen und Bilder des Maximianus niederreißen. Da derselbe zugleich mit dem Diocletianus regiert hatte: so betraf diese Beschimpfung auch die Bilder des letztern, wenn sie mit jenen vereinigt waren. Dieser in mancher Betrach-

trachtung ehrwürdige Greis lebte noch in der Stille auf seinem Landgute, als er diese kränkende Nachricht empfieng, und sie trug vermuthlich sehr viel dazu bey, seinen Tod zu beschleunigen. Constantinus hätte sich wenigstens erinnern sollen, daß Diocletianus seinem Vater und ihm zuerst den Weg zum Kaiserthum gebahnt habe.

Er hatte um diese Zeit, gegen das Jahr 311, abermals einen Krieg mit einigen deutschen Völkern zu führen, die gemeinschaftlich wider die Römer fochten. Um die Verfassung dieses verbundenen Heeres auszukundschaften, begab er sich verkleidet und von zwo Personen begleitet in ihr Lager. Hier fand er, daß sie nicht Muth genug hatten, sich in ein Treffen mit ihm einzulassen, und im Begriff waren, sich von einander zu trennen. Allein dieser Entschluß würde den Krieg sehr verlängert haben: er versicherte ihnen also, der Kaiser wäre nicht in der Nähe, griff sie bald darauf an, und erlangte einen völligen Sieg. Hierauf gieng er nach Britannien über, und setzte auch dieses Land gegen die Barbaren in Sicherheit. Galerius wurde unterdessen von einer der schmerzhaftesten und langwierigsten Krankheiten angegriffen. Da er seinen Todt unvermeidlich sah, gab er im Jahr 311 nebst den beyden andern Kaisern, dem Constantinus und Licinius, eine Verordnung, durch welche die bisherige Verfolgung der Christen, die hauptsächlich von ihm herrührte, gänzlich aufgehoben wurde. In dieser Verordnung sagten sie, daß sie zwar die Christen durch Strafen hätten nöthigen wollen, ihre väterliche Religion wieder anzunehmen, und daß viele deswegen auch wären hingerichtet worden; da sie aber sähen, daß eine Menge derselben bey ihrem Unsinne verblieben, und weder den Götzen opferten, noch den christ-

lichen

lichen Gottesdienst verrichteten: so hätten sie nach ihrer Leutseligkeit und Bereitwilligkeit allen Menschen zu verzeihen, auch hierinne Nachsicht gebrauchen wollen. Sie erlaubten also den Christen die Häuser, in welchen sie sich zu versammeln pflegten, wieder aufzubauen; damit sie nicht nöthig hätten, wider ihre Einsicht zu handeln. Wegen dieser Gnadenbezeigung aber, (setzen die Kaiser hinzu,) sollten die Christen ihren Gott um die Wohlfahrt der Kaiser, des Staats und um ihre eigene bitten. Galerius starb gleich nachdem diese Verordnung war bekannt gemacht worden, und Licinius theilte sich mit dem Maximinus in seine Besitzungen. Constantin machte sich damals in Gallien immer beliebter. Er erließ der Stadt Augustodunum (jezt Autün) die Abgaben, welche sie seit fünf Jahren an ihn schuldig war, freywillig, und gestand ihr noch andere Erleichterungen zu: dadurch rettete er diese Stadt, deren Elend ihn ungemein gerührt hatte, von ihrem Untergange.

Bey dieser Sorgfalt für die Ruhe und Aufnahme der Länder seines Gebiets, sah Constantinus bereits auf den Krieg, der ihm mit dem Maxentius bevorstand. Dieser Sohn des Maximianus, der noch immer Italien und auch Africa wieder beherrschte, stellte sich, als wenn er den Tod seines Vaters rächen wollte; im Grunde aber war er auf Constantins Größe eifersüchtig. Er rüstete sich also zum Kriege wider denselben, und verstärkte sich durch das Bündniß, welches ihm Maximinus antrug, der, weil Constantinus seine Schwester mit dem Licinius verlobt hatte, argwohnte, sie möchten sich beyde wider ihn verbinden. Maxentius war zwar zu Rom wegen der abscheulichsten Ausschweifungen seiner Grausamkeit, Habsucht und Wollust äußerst verhaßt; allein

lein er hatte ein Heer von hundert und siebzig tausend Mann Fußvolk, und achtzehn tausend Reitern zu seinen Diensten: andere setzen es, indem sie vielleicht die Besatzungen abrechnen, auf hundert tausend Soldaten herab. Auf der andern Seite hatte **Constantinus**, wenn wir dem **Eusebius** glauben, schon lange gewünscht, die Hauptstadt des Reichs von der Unterdrückung dieses Wüterichs befreyen zu können; er hatte aber diese Ehre immer den ältern Kaisern überlassen. Doch da er sah, daß diese es vergeblich versucht hatten, versicherte er, daß er nicht länger leben könne, wenn er diese vortreffliche Stadt noch ferner in solchen Händen sehen sollte. So tugendhafte Bewegungsgründe sind nicht leicht die einzigen oder vornehmsten, die einen Fürsten zu einem großen Kriege fortreißen; allein sie geben ihm vor der Welt ein rühmliches Ansehen, und werden daher öfters gebraucht. Eben dieses that vermuthlich auch **Constantinus**, um die Begierde, Herr von **Rom** zu seyn, damit zu verdecken. Die Feindseeligkeiten des **Maxentius**, und, wenn es wahr ist, auch die Abgeordneten von dem Senat und Volke zu **Rom**, die ihn um Hülfe baten, gaben ihm eine weit glaubwürdigere Veranlaßung an die Hand. Sein Heer war höchstens acht und neunzig tausend Mann stark; nach andern aber weit geringer. Unterdessen waren es meistentheils sehr geübte Soldaten: und als Feldherren betrachtet, konnte man den **Maxentius** noch weit weniger mit dem **Constantinus** vergleichen, als wenn man an ihm die Gaben eines geschickten Fürsten suchte. Er war anfänglich gesonnen, Gallien anzugreifen; allein da er seine Kriegsvölker nicht über die Alpen ziehen ließ, setzte **Constantinus** die seinigen mit desto mehr Freyheit im Jahr 311 gegen Italien in Bewegung.

Damals,

Damals, sagt Eusebius, sah Constantinus ein, daß er wegen der zauberischen Künste, auf welche sich Maxentius verließ, einer göttlichen unüberwindlichen Hülfe noch über den Beystand seines Heeres benöthigt sey. Er überlegte also bey sich selbst, was er sich vor einen Gott zum Beschützer wählen sollte. Bey dieser Untersuchung fiel ihm ein, daß unter so vielen, welche vor ihm regiert hatten, diejenigen, welche ihr Vertrauen auf die Götter gesetzt, und sie mit Opfern und Geschenken verehrt hätten, zuerst durch schmeichelhafte Weißagungen und günstige Orakelaussprüche hintergangen worden, und endlich auf eine unglückliche Art gestorben wären; so daß sie keiner unter den Göttern von ihrem göttlich bestimmten Ende habe retten können; da hingegen sein Vater allein, weil er dem einzigen höchsten Gott in seinem ganzen Leben gedient hätte, von ihm errettet, beschüzt, und mit allem Guten beschenkt worden sey. Da er außerdem bemerkte, daß diejenigen, welche sich auf viele Götter verlassen hätten, auch in vieles Unglück verfallen wären; der Gott seines Vaters aber demselben sehr viele und kräftige Beweise seiner Macht gegeben habe, und daß überdieß diejenigen, welche vormals wider den Maxentius als Verehrer vieler Götter gezogen wären, einen schändlichen Ausgang gewonnen hätten; nachdem er alles dieses bedacht hatte, so urtheilte er, daß es Thorheit sey, sich in eine eitle Beschäftigung mit Göttern einzulassen, die nicht vorhanden sind, und nach so vielen Beweisen sich immer noch betrügen zu lassen. Er hielt vielmehr davor, daß er den Gott seines Vaters allein verehren müsse. Diesen rief er also an, und bat ihn, er möchte sich ihm zu erkennen geben, und ihm bey der gegenwärtigen Angelegenheit seinen Beystand leisten.

Man kann sich kaum enthalten, diese Erzählung unter diejenigen zu rechnen, welche oft bey dem Uebertritte eines angesehenen Mannes zu einer andern Religionsparthey ausgebreitet worden sind, um seinen Entschluß weiser und rühmlicher vorzustellen: so viel verdächtige Umstände schließt sie in sich ein, und so sehr scheinet sie zu einem Eingange für die gleich folgende Geschichte, um derselben zum voraus mehr Wahrscheinlichkeit zu ertheilen, gemacht zu seyn. **Constantinus** spricht darinne von seinen Vorgängern, den heydnischen Kaisern, als wenn sie alle lasterhaft gewesen wären, und ein unglückliches Ende genommen hätten; und gleichwohl gab es darunter einige vortreffliche Fürsten, und viele, deren Tod sehr ruhig war. Er beschreibt seinen Vater völlig als einen Christen; aber wenn er dieses würklich in einem so strengen Verstande gewesen ist, davon doch die Geschichte keinen Beweis giebt: so muß man sich desto mehr wundern, daß der Sohn bis in sein acht und dreyßigstes Jahr ein Heyde geblieben ist. Zwar die erste Kenntniß der christlichen Religion, und einige Gewogenheit gegen ihre Bekenner, scheinet ihm in der That von seinem Vater eingeflößt worden zu seyn; aber noch hatte sie sich nur in einer solchen Beschützung der Christen gezeigt, als sie von mehrern heydnischen Kaisern genossen hatten. Es ist auch befremdlich, daß **Constantinus** den Gott der Christen bittet, sich ihm zu erkennen zu geben: ihm, der diese Kenntniß von seinem christlichen Vater längst hatte erlangen können; der sie auch noch aus den so bekannten heiligen Büchern der Christen schöpfen konnte. Es hat beynahe das Ansehen, daß diese Bitte eine Vorbereitung der Leser auf das Wunder abgeben müsse, welches gleich darauf erfolget seyn soll. Nennt man diese Anmerkungen und Vermuthungen etwas hart und beynahe feindseelig: so

so wird man doch nicht sagen können, daß sie gezwungen und unnatürlich bey dieser Erzählung angebracht sind. Leser, welche selbst bey Gelegenheiten zum Mißtrauen, über dieselben lieber wegsehen, als dabey stehen bleiben wollen, diese werden auch hier keine Bedenklichkeiten finden, warum sie nicht alles glauben sollten. Es ist in der That, um es aufrichtig zu gestehen, nicht ganz unmöglich, den eben angeführten durch gewisse Wendungen auszuweichen.

Das Gebet des Kaisers an den Gott der Christen, wurde, nach dem **Eusebius**, sehr bald erhöret. Als er mit seinem Heere fortzog, vermuthlich noch in Gallien, sah er einst Nachmittags, da sich die Sonne bereits gegen Abend wandte, das Siegszeichen des Kreuzes über der Sonne aus Lichtstrahlen gebildet, mit der Ueberschrift: **Hierdurch überwinde! Constantinus**, und alle seine Soldaten, welche diese Erscheinung ebenfalls gesehen hatten, erstaunten sehr über dieselbe. Er dachte lange über die Bedeutung derselben nach, bis ihn die Nacht überfiel. Darauf erschien ihm **Christus** im Schlafe mit eben demselben Zeichen, welches ihm am Himmel gezeigt worden war, und befohl ihm, eine ähnliche Fahne verfertigen zu lassen, deren er sich in seinen Schlachten als eines Beystandes wider die Feinde bedienen sollte. Kaum war der Tag angebrochen, so erzählte es diesen Geheimniß seinen Freunden, ließ die Künstler, welche in Gold und Edelgesteinen arbeiteten, vor sich kommen, und beschrieb ihnen genau, wie sie die Fahne machen sollten. Es war ein mit Goldblech bedeckter langer Spieß, der eine Queerstange in der Gestalt eines Kreuzes hatte. An der Spitze desselben wurde eine aus Gold und Edelgesteinen gearbeitete Krone befestigt, in deren Mitte sich die beyden ineinander ge-

schlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Nahmens Christus befanden: Buchstaben, die der Kaiser auch nachmals auf seinem Helm trug. An der Queerstange hieng eine aus Purpurfarbigter Seide gewebte, mit Edelgesteinen besetzte, und mit Gold durchwürkte Fahne herab. Unter derselben aber, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes, sah man die goldenen Bilder des Kaisers und seiner Söhne. Diese Fahne, die unter dem feyerlichen Nahmen **Labarum** berühmt ist, zwar schon lange vorher, aber in einer andern Gestalt, gebräuchlich war, ließ **Constantinus** seitdem immer bey seinen Heeren als eine Schutzwehr gegen alle Feinde vortragen, und mehrere nach diesem Muster verfertigen. Aber er vergaß auch den Gott nicht, an den er sich gewandt, und der sich ihm gezeigt hatte. Entschlossen, keinen andern als diesen zu verehren, fragte er die Ausleger der Lehre desselben, was dieses vor ein Gott sey, und was jene Erscheinung bedeute. Sie antworteten ihm, es wäre Gott, der einzige Sohn des Einen und allein wahren Gottes; das Zeichen aber, welches er gesehen hätte, sey ein Sinnbild der Unsterblichkeit, und ein Denkzeichen des Siegs, den dieser Gott, da er sich ehemals auf der Welt befand, über den Tod erhalten hätte. Sie lehrten ihn auch die Ursachen, warum derselbe in die Welt gekommen sey, und erklärten ihm die Art seiner Menschwerdung sehr genau. **Constantinus** hörte ihre Reden lehrbegierig an, und bewunderte die göttliche Erscheinung, die ihm zu Theil geworden war. Da er beydes mit einander verglich, wurde er in seinem Gemüthe gestärkt: er zweifelte nun nicht mehr, daß ihm Gott selbst diese Wissenschaft ertheile. Darauf fieng er selbst an die göttlichen Schriften zu lesen, und indem er die christlichen Lehrer in seine Gesellschaft aufnahm, hielt er den Gott, welchen er gesehen hatte, vor höchst ver-

verehrungswürdig. Im Vertrauen auf denselben gieng er nun auf den Tyrannen loß, um die Wuth desselben zu dämpfen.

So wird die Bekehrung Constantins zum Christenthum beschrieben: die einzige von ihrer Art in der ganzen christlichen Geschichte; eben so wunderbar als unerwartet. Die Erzählung scheint über alle Zweifel hinausgesetzt zu seyn, weil Eusebius, (obgleich nicht in seiner Kirchengeschichte, wo er eine sehr bequeme Gelegenheit dazu hatte; sondern in dem Leben Constantins,) dieselbe aus dem Munde des Kaisers selbst aufzeichnete, der ihm sogar die Wahrheit des am Himmel gesehenen Kreuzes mit einem Eide bekräftiget hat. Dieser Geschichtschreiber, könnte man denken, durfte es nicht einmal wagen, falsche Nachrichten darunter zu setzen, weil sehr viele Zeugen zu seiner Zeit noch lebten, die im Stande waren, ihn der Unwahrheit zu überführen. Die Begebenheit selbst hat so große Folgen nach sich gezogen, daß man es wohl der göttlichen Weisheit würdig halten möchte, den Beherrscher des mächtigsten Reichs dieser Zeiten, durch ein außerordentliches Mittel, zur Annehmung der christlichen Religion zu leiten. Die Denkmäler der oftgedachten Erscheinung auf Fahnen und Münzen; die seitdem unveränderliche, immer wachsende und ausnehmende Gewogenheit Constantins gegen die Christen und ihre Religion, zu welcher er sich endlich öffentlich bekannte; auch selbst die Uebereinstimmung der christlichen Schriftsteller seit den Zeiten des Kaisers bis auf die letzten hundert Jahre, in dem Hauptinhalte dieser Erzählung; alles dieses scheint ihre Gewißheit noch mehr zu bestätigen.

Gleichwohl sind wenige Geschichten so unglaublich als eben diese. Schon der Umstand, daß sie auf einem Wunder beruhet, und auf einem solchen, als in der ersten Ausbreitung des Christenthums nirgends vorkommt, erregt ein billiges Bedenken. Die Zeit, da Wunder zum Dienste der christlichen Religion geschahen, war längst vorbey; und wenn man auch unter einem der Nachfolger Constantins eine Art derselben in den fürchterlichen Hindernissen zu finden geneigt seyn möchte, welche die Juden bey der versuchten Wiederaufbauung ihres Tempels zu Jerusalem angetroffen haben: so war die Gelegenheit dazu von der äußersten Wichtigkeit für die Ehre des Christenthums. Damit aber kann die Bekehrung eines Fürsten nicht verglichen werden, der, wenn er würklich Wahrheitsliebe besaß, sich der gewöhnlichen und vor seinen Augen liegenden Mittel bedienen konnte, dieselbe in Ansehung des Christenthums auszuüben. Durch diese, deren Gebrauch jedermann dargeboten ward, offenbarte sich Gott täglich den Heyden; allein Constantinus bat, daß er sich ihm besonders zu erkennen geben sollte: und er erhielt auch ein außerordentliches Zeichen. Man fühlt das Unwahrscheinliche in dieser Nachricht, da weit vortrefflichere heydnische Kaiser als Constantinus, die nicht weniger als er begierig waren, Gott zu kennen, auf keinem so übernatürlichen Wege zu ihm geführt worden sind, und dieser einer solchen Anleitung kaum zu bedürfen schien, da er von seinem Vater die christliche Religion sehr wohl konnte kennen gelernt haben. Was noch mehr ist, Constantinus fand das gedachte Wunder nicht einmal deutlich genug zu der Absicht, die Gott dadurch erreichen wollte: ein sehr unerwarteter Zusaz bey dieser Geschichte. Gott, dessen Unterricht immer so hinlänglich ist, läßt ihn das Zeichen des Kreuzes sehen, das

den

den Christen und ihrer Religion so eigenthümlich und so berühmt war; er erklärt es sogar durch eine beygefügte Ueberschrift: und weder der Kaiser, noch so viele andere, die es bemerkten, verstanden die Bedeutung desselben. Noch muß ihm der Erlöser der Welt im Traum erscheinen, wenn er einigen Gebrauch von dem großen Wunder des Tages machen soll. Man vermuthet im voraus, daß Christus ihm die Lehren seiner Religion offenbaren, und Vorschriften eines heiligen Lebens ertheilen werde. Nichts von diesem geschieht: er lehrt ihn bloß eine Fahne mit seinem Nahmenszuge zum Schutze gegen seine Feinde verfertigen zu lassen. Alles dieses bringt den Leser beynahe auf die Gedanken, daß es dem Urheber dieser Nachrichten mehr um den abergläubischen Gebrauch des Kreuzes, als um die Religion selbst zu thun gewesen sey. Und noch immer wußte Constantinus nach diesen beyden Erscheinungen nicht, was vor einen Gott er verehren sollte, bis ihm die christlichen Lehrer solches erklärt hatten. Er mußte also doch zu dem gewöhnlichen Mittel menschlicher Unterweisung seine Zuflucht nehmen, und das göttliche Wunder war gewissermaaßen ohne Nutzen.

Doch diese ersten Einfälle, die bey einer so sonderbaren Erzählung aufsteigen können, und zum Theil in der That von scharfsinnigen Männern vorgebracht worden sind, schwächen erst alsdann ihre Glaubwürdigkeit auf eine merkliche Art, wenn man auch auf die Zeugen derselben mißtrauisch wird. Und man muß dieses werden, sobald man sieht, daß sie über die vornehmsten Umstände derselben nicht mit einander einig sind. An Statt der doppelten Erscheinung bey Tage und im Schlafe, die Eusebius und nach ihm andere beschreiben, setzt sie Lactantius, der gleichwohl

an dem Hofe Constantins gelebt hat, bloß in einen nächtlichen Traum; oder er erzählt vielmehr nur, der Kaiser sey während daß er schlief, erinnert worden, die Schilde seiner Soldaten mit dem Kreuze zu bezeichnen, und alsdann erst dem Maxentius ein Treffen zu liefern; welches auch geschehen sey. Sozomenus, der ohngefähr hundert Jahre später schrieb, erzählt, Constantinus habe im Traume das Kreuz am Himmel gesehen, und da er darüber erstaunt sey, hätten die dabey stehenden Engel zu ihm gesagt: O Constantin! hierdurch sollst du überwinden. Philostorgius schrieb zu gleicher Zeit, die Bekehrung des Kaisers sey durch seinen Sieg über den Maxentius bewürkt worden, und eben damals habe man in den Morgenländern ein sehr glänzendes Kreuz am Himmel erblickt; die Sterne hätten es gleich einem Regenbogen umgeben, und die Worte mit lateinischen Buchstaben gebildet: Hierdurch überwinde! Aus allen diesen Abweichungen der Geschichtschreiber von einander, kann man sicher schließen, daß die Erzählungsart des Eusebius nicht durchgehends vor wahr gehalten worden sey; oder wenigstens, daß Nachrichten, die ihr entgegen standen, mit derselben, so gut es möglich war, vereinigt worden sind.

Freylich löset sich das Ansehen aller dieser Zeugen zuletzt in die Frage von der Zuverläßigkeit der Versicherungen des einzigen Kaisers auf. Man darf hier wider ihn nicht dasjenige gebrauchen, was Zosimus berichtet, daß Constantinus öfters seinen Eid gebrochen habe: er wird also, könnte man hinzusetzen, auch eben so leicht falsch geschworen haben. Dieser heydnische Schriftsteller ist nicht unpartheyisch genug gegen den Kaiser, um seiner Beschuldigung allein zu trauen. Aber ist wohl selbst der Eid eines Fürsten, dem man

den

den Ruhm der Aufrichtigkeit und Treue zugesteht, hinlänglich, eine von den unwahrscheinlichsten Umständen begleitete Erzählung außer Streit zu setzen? Auch gegen den rechtschaffensten Mann, der ein Kreuz und Buchstaben am Himmel gesehen haben will, wird man erinnern, entweder seine Einbildungskraft habe ihn hintergangen; oder er habe nur davon geträumet: zumal, wenn dieses letztere unter seinen Zeitgenossen ein Schriftsteller ausdrücklich meldet. Antwortet man darauf, daß Constantinus nicht allein, sondern sein ganzes Heer mit ihm das Kreuz am Himmel gesehen habe, und daß sich schwerlich so viele tausend Menschen auf gleiche Art haben irren können: so entsteht eben, wenn man dieses zugiebt, eine neue Art von Widerspruche. Haben Constantins Soldaten einerley mit ihm gesehen: so war nichts überflüßiger als sein Eidschwur, die Erscheinung zu bestätigen. Denn was acht und neunzig tausend Menschen von mehr als Einem Volke, Alter, Religion, Einsicht und Neigung, vor eine gewisse Begebenheit halten, die sich vor ihren Augen zugetragen habe, das gewinnt durch den Eid eines Kaisers nicht die geringste Stärke; und wenn er denselben dabey vor nöthig befindet, so fängt man vielmehr an zu muthmaaßen, es möchten nicht alle, auf welche er sich beruft, eben eine solche Meinung als er von derselben haben. Der Gedanke, daß sehr viele dem Eusebius eine Unwahrheit Schuld gegeben haben würden, wenn er die oftgedachte Begebenheit, auch selbst nach der Erzählung des Kaisers anders berichtet hätte, als sie würklich vorgefallen ist; dieser Gedanke fällt nach einer mäßigen Ueberlegung von selbst weg. Man weiß wohl, wie wenig eine Geschichte, die ein Fürst vor wahr angesehen wissen will, die mit der herrschenden Religion verbunden ist, und die sogar ein Wunder zur Ehre derselben, enthält,

angegriffen werden darf. Man kann aber noch mehr sagen: sie hat in der That Widerspruch erlitten, wie man bereits gesehen hat, und dieses von einem Schriftsteller, der sie eben so gut als Eusebius wissen konnte. Beyde hatten einen Hang zum Wunderbaren, und schrieben als Lobredner ihres Fürsten: Laktantius drückt sich sogar sehr heftig gegen alle Reichsgenossen und Feinde des Kaisers aus; gleichwohl begnügt er sich, jene Erscheinung in einen bloßen Traum zu verwandeln.

Allein sie mag ein nächtliches Gesicht des Kaisers, oder eine Erscheinung am hellen Himmel vor einem Theile seiner Unterthanen gewesen seyn: so ist man mit Rechte begierig zu erfahren, was ein so außerordentliches Mittel vor eine außerordentliche Veränderung hervorgebracht habe. Constantinus, antworten die Schriftsteller, wurde dadurch sogleich geneigt, die christliche Religion anzunehmen. Man sieht unterdessen doch nicht, daß er dieses bald darauf gethan habe, und erst mehrere Jahre darnach findet man einige gegründete Ursache, ihn einen würklichen Christen zu nennen. Eben derselbe, fährt man fort, trug kurz nach dieser Erscheinung den vollkommenen Sieg über seinen Feind davon, der ihm durch dieselbe versprochen worden war. Allerdings besiegte ihn Constantinus gänzlich; aber, wenn wir nichts von seiner Erscheinung wüßten, so würden wir diesen Sieg bloß aus der Ueberlegenheit erklären, die ein geübter und tapferer Feldherr über einen trägen, wollüstigen und unerfahrnen Fürsten hat; so natürlich scheint jener Sieg erfolgt zu seyn. Fragt man nach andern großen Würkungen, die einer so wunderbaren Begebenheit würdig gewesen wären, die man augenscheinlich aus derselben hätte herleiten können: so sieht man überall

kei-

keine. Der Kaiser, für den Gott selbst einen sichtbaren Führer zur christlichen Religion abgegeben haben soll, der beynahe ein Christ werden mußte, um das feindliche Heer zu besiegen, wurde darum kein Beyspiel einer erhabenen, der Vollkommenheit gleichen Tugend; er legte, ohngeachtet eines solchen Lehrers, seine herrschenden Laster und Fehler, besonders den von seinen frühen Jahren an merklichen Hang zur Grausamkeit, nicht ab. Wenn Gott seinen Verstand durch ein Wunder erleuchtete, wie kam es, daß nicht auch zugleich sein Herz durchaus gebessert ward, durch welches Gott noch würdiger verehrt werden konnte? Eine andere beträchtliche Nebenfolge, die man von diesem Wunder hätte erwarten können, wäre die Bekehrung vieler heydnischer Soldaten von dem kaiserlichen Heere gewesen, die es angesehen hatten, und die Bedeutung desselben sehr bald, unter andern auch durch die Fahne, die vor ihnen hergetragen wurde, erfahren mußten. Doch davon sagt die Geschichte nichts, und bey ihrem Stillschweigen ist es überflüßig, mehrere Fragen aufzuwerfen. Man findet eher davon Spuren, daß die Erzählung von dieser gepriesenen Erscheinung, die abergläubische Neigung Wunder zu sehen, gestärkt habe. Nachdem die Christen angefangen hatten zu glauben, daß sich der Himmel durch ein Kreuz und durch griechische Worte einmal für den Constantinus erklärt habe, zweifelten sie bald nicht, daß dieses auch mehrmals geschehen sey. Man versichert, daß der Kaiser nach der Ueberwindung des Licinius, und zum drittenmale in dem Kriege mit den Scythen, eben dieses am Himmel gesehen habe. Lange nach seinem Tode, sollte sich seinem Sohne Constantius in einem seiner Feldzüge ebenfals ein Kreuz am Himmel zur Vorbedeutung des Siegs gezeigt haben. Endlich kam es so weit, daß auch andere Christen ähnliche Gesich-

ter

ter hatten; unter andern wurde Probianus, ein Arzt, dem es unglaublich vorkam, daß vom Kreuze das Heil des ganzen menschlichen Geschlechts herstammen sollte, durch die Erscheinung desselben, welche Gott veranstaltete, davon überzeuget.

Von was vor einer Seite man also auch diese berühmte Erzählung betrachtet: so bleibt sie entweder ungewiß oder verdächtig. Allein selbst nach dieser schärfern Untersuchung scheint man noch nicht berechtiget zu seyn, sie ganz und gar vor eine Erdichtung zu erklären. Immerhin mag man dem Kaiser zutrauen, daß er, wie zur Befestigung seiner Herrschaft, also auch zur Empfehlung derjenigen Religion, welche ihm gefiel, falsch und betrügerisch möchte gehandelt haben: eine Voraussetzung, zu der man gleichwohl noch keinen Grund sieht. — aber manche haben sie angenommen, und nichts dadurch gewonnen. Wenn Constantinus die oftgenannte Erscheinung völlig ersonnen hat: so konnte er sich unmöglich darauf berufen, daß auch sein ganzes Heer dieselbe gesehen habe; ein solcher Betrug wäre viel zu grob gewesen, und hätte keine Würkung gethan; und schwerlich würden, wenn er denselben versucht hätte, die heydnischen Schriftsteller, welche seine Geschichte beschreiben, davon geschwiegen haben. Es ist daher glaublich, daß er und seine Soldaten würklich etwas ihnen ungewöhnliches am Himmel erblickt haben.

Diese Vermuthung wird dadurch desto wahrscheinlicher, weil diejenigen, welche hier nichts als eine schlaue Erdichtung erfinden, die Absichten sehr gezwungen angeben, zu welchen sie gebraucht worden seyn sollte. Einige unter ihnen meinen, es sey eine Kriegslist gewesen, durch welche der Kaiser seinen Soldaten

Muth

Muth zu machen gesucht habe, indem er behauptete, er habe das Zeichen eines göttlichen Beystandes wider ihre Feinde am Himmel gesehen. Sie erinnern sich aber nicht, daß Constantins Heer gröstentheils aus Heyden, nemlich aus den barbarischen Völkern, wie sie die Römer nannten, bestanden habe, die ihm in Germanien, Gallien und Britannien unterworfen waren; und selbst seine Römischen Soldaten kann man nicht vor lauter Christen ausgeben. Bey diesen Heyden mußte die Ankündigung eines erschienenen Kreuzes, von dem sie nicht einmal etwas bemerkten, einen schlechten Eindruck machen. Hätte ihr Feldherr eine Krone, das Sinnbild des Siegs bey allen Völkern, oder irgend einen von den heydnischen Schutzgöttern gesehen: so würde dieses weit kräftiger zu ihrer Aufmunterung gedient haben. So gab einige Zeit darauf Licinius, als er dem Maximinus ein Treffen liefern wollte, vor, ein Engel Gottes sey ihm im Traume erschienen, und habe ihn ein Gebet gelehrt, welches er mit seinem Heere zu dem höchsten Gotte sprechen sollte, so würde er den Sieg erhalten. Er that es, und war Ueberwinder. Hier zweifelt wohl niemand, daß ein Betrug vorgegangen sey; allein Licinius wollte nur allein den Engel gesehen haben, und seine Erdichtung war gerade so beschaffen, wie sie einem aus Christen und Heyden zusammengesetzten Heere gefallen konnte. Vgl. V. 57

Andere sehen dagegen die Nachricht, welche Constantinus von der ihm wiederfahrnen Erscheinung ausgebreitet hat, vor einen Kunstgriff an, der christlichen Religion einen Vorzug zu verschaffen, sie im Römischen Reiche ehrwürdig und beliebt zu machen. Die sogenannten frommen oder heiligen Betrügereyen, die dieses Nahmens so unwürdig sind, waren damals unter

ter den Christen schon lange üblich, und wurden vor einen erlaubten Dienst angesehen, den man der Wahrheit und Tugend erzeigte: darunter könnte also auch die gegenwärtige Erzählung gehören. Allein Constantinus war noch kein Christ, als er sie bekannt machte; er stand vielmehr in der Ungewißheit, welche Religion er ergreiffen sollte: und erst lange nachher trat er zum Christenthum. Nicht die Ausbreitung desselben, sondern die glückliche Führung seines Kriegs, der die Religion nichts angieng, war damals sein Hauptgeschäffte. Wenigstens kann man nach allen Spuren der Geschichte nicht anders urtheilen, und geheime Absichten zu beweisen, ist mehr nöthig als eine Muthmaaßung.

Es giebt noch eine Entwickelung dieser verworrenen Geschichte: und man hat sie gleichfalls gebraucht. Die ganze Erscheinung Constantins, sagt man, war nur ein Traum: er bildete sich im Schlafe ein, Christum mit seinem Nahmenszuge in der Hand, der eine Art von Kreuze vorstellte, zu sehen: dieses hielt er vor ein göttliches Gesicht, und vor eine Anzeige, daß ihm die Annehmung der christlichen Religion den Sieg erwerben würde; die übrigen Umstände aber setzte er willkührlich hinzu, um sich bey den Bischöfen ein desto grösseres Ansehen zu geben. Durch diese Erklärung wird freylich das meiste leicht und natürlich; die abgeschmackten Umstände fallen weg, und sie stützt sich ausserdem auf das Zeugniß des Lactantius, der auch eines bloßen Traumes gedenkt. Gleichwohl ist es hart, die eidliche Versicherung des Kaisers eine Verstellung, und den Antheil seines Kriegsheeres an dieser Erscheinung eine Lüge zu nennen: und dieses, weil man ihm eine Absicht zuschreibt, die er wenigstens um die Zeit dieser Begebenheit schwerlich gehabt hat. Es ist auch nicht

nicht unmöglich, die Erzählungen des **Eusebius** und **Laktantius** mit einander zu vereinigen. Jener nahm seinen Bericht aus dem Munde des Kaisers mit allem Wunderbaren, das sich dieser dabey eingebildet hatte. Dieser aber wählte von der gewöhnlichen Erzählung nur denjenigen Theil, der am ersten geglaubt werden konnte, und doch zu eben dem Endzwecke führte, als die vorgegebene Erscheinung des Tages.

Nichts bleibt also übrig, als zu glauben, daß **Constantinus** und seine Soldaten in der That etwas Außerordentliches am Himmel gesehen haben; das aber, an Statt aus der Naturlehre erklärt zu werden, als ein Wunder gedeutet worden ist. Zu allen Zeiten haben seltene Lufterscheinungen bey dem großen Hauffen Erstaunen und Bestürzung verursacht, und gar zu leicht sind sie von demselben in Wunderzeichen verwandelt worden. Wenn man hier ebenfals eine solche ungewöhnliche Veränderung am Himmel annimmt: so geschieht es nur, nachdem man vergebens gesucht hat, die gemeine Erzählung zu retten. Einsichtsvolle Männer der neuern Zeiten haben angemerkt, daß ein lichter Kreis um die Sonne, den man einen Hof um die Sonne zu nennen pflegt, dergleichen auch zuweilen den Mond umgiebt, sich zu dieser Begebenheit nicht übel schicken würde. Dieses himmlische Bild hat zuweilen einige Aehnlichkeit mit einem Kreuze: und für die Einbildungskraft braucht sie nicht einmal sehr groß zu seyn, um ihr ein würkliches Kreuz darzustellen, sobald sie mit dieser Erscheinung ganz unbekannt ist. Ein solcher Hof um die Sonne konnte noch natürlicher als eine Krone, und mithin als ein Vorbild des Siegs, angesehen werden. Selbst die Worte des **Eusebius**, die man zu übersetzen pflegt: mit folgender um das Kreuz herumgehenden Schrift: Hierdurch über-

überwinde! leiden auch gar wohl diese Uebersetzung: mit einem herumgehenden Gemählde, welches so viel sagte, als: Hierdurch überwinde! Und unter diesem Gemählde könnte eine Krone verstanden werden, die auch Constantinus auf seine Fahne setzen ließ. Man wußte damals die Ursachen von den seltnern Abwechselungen der Natur zu wenig, als daß man diese wie in unsern Zeiten hätte erklären können. Auch bey dem Einzuge des Kaisers Augustus in Rom, hatte sich einige hundert Jahr vorher, ein Hof um die Sonne gezeigt, und war vor eine Wundervolle Vorbedeutung gehalten worden. Mitten in einem Kriege, der sich einer entscheidenden Schlacht näherte, konnte eine solche Erscheinung keinen geringern Eindruck auf den Constantinus machen. Es ist wahr, daß auch diese Erklärung ihre Schwierigkeiten hat; aber vielleicht sind sie nicht so groß und fast unüberwindlich, als bey den übrigen. Daß man ihr noch durch einige Vermuthungen zu Hülfe kommen muß, würde ihr allein, unter solchen Umständen dieser ganzen Geschichte, nicht nachtheilig seyn: denn sie sind nicht unwahrscheinlich. Vorausgesetzt, welches keines Beweises bedarf, daß sich in dem Gefolge Constantins verschiedene Christen befunden haben: so ist es sehr glaublich, daß sie entweder den Kaiser darauf gebracht haben, in dieser Gestalt der Sonne das Kreuz und ein Sinnbild des bevorstehenden Siegs zu entdecken; oder, daß sie ihn, wenn er selbst darauf gerieth, in dieser Meinung mit allem Eifer bestärkt haben werden. Vom Kaiser gieng diese Vorstellung desto leichter auf sein Kriegsheer über, da es würklich etwas Außerordentliches am Himmel erblickte, und nur einer Anleitung nöthig hatte, wovor es dasselbe halten sollte. Daß endlich Constantinus in einem Traume der darauf folgenden Nacht, bereits eingenommen und leb-

haft gerührt von diesem vermeinten Wunderzeichen, eben dasselbe, noch einmal, und zu der besondern Absicht gebildet, die er sich bereits vorgesezt haben mochte, gesehen hat; dieser Umstand ist noch leichter als andere zu begreifen.

Ueberhaupt würde die Erörterung dieser Frage, ob Constantinus ein Kreuz über der Sonne gesehen habe, eben so unbeträchtlich seyn, als die Prüfung anderer ungewissen Wunder, mit denen die christliche Geschichte angefüllt ist, wenn dieses nicht durch das Urtheil der Christen seit vielen hundert Jahren ein wichtiges Ansehen bekommen hätte. Man hat die Ehre des Christenthums damit verbunden, zu glauben, daß der erste Kaiser, welcher sich zu demselben bekannt, und sich um die Ausbreitung desselben unbeschreiblich verdient gemacht hat, einen übernatürlichen göttlichen Wink bekommen habe, um dieses zu thun. Und ein Fürst, dem die Christen so vielen Dank schuldig sind, scheinet auch viel von seinem Ruhme zu verlieren, wenn er diese Erscheinung, wo nicht ersonnen, doch wenigstens falsch ausgelegt, und durch seine Einbildung vergrößert hat. Allein viele ehrwürdige und vortreffliche Männer vor seinen Zeiten, die der christlichen Religion durch ihre Lehren und Sitten wohl größere Dienste als Constantinus durch Macht und Gesetze geleistet haben, sind zur Erkenntniß derselben auf dem ordentlichen, für jedermann offenen Wege des Nachforschens, gelangt. Man sieht daher nicht, warum für ihn eine völlig neue Bahn hätte gebrochen werden sollen, und es gereichte dem Christenthum mehr zur Ehre, durch die Stärke seiner Wahrheit Anhänger zu erhalten, als durch eine Erscheinung für die Sinnen. Hat aber Constantinus bey jener Erscheinung geirrt: so hindert dieses noch

nicht, daß sein Uebergang zum Christenthum aufrichtig gewesen seyn könnte. Schwache Einsichten und eine hitzige Einbildungskraft können gar wohl mit redlichen Absichten bestehen. Die Bekehrung dieses Kaisers wird vielleicht zu streng nach der Wahrheit dieser Geschichte abgemessen, die ihre vornehmste oder doch nächste Veranlaßung, aber nicht ihr einziger Bewegungsgrund gewesen ist. Da unterdessen die ersten Spuren derselben eben zu dieser Zeit sichtbar geworden sind: so scheint auch hier der bequemste Ort in seinem Leben zu seyn, um ihrem Ursprunge und ihrer wahren Beschaffenheit nachzuspüren.

Constantinus glaubte kaum, daß der Stifter der christlichen Religion ihn durch das Sinnbild seines Todes zu sich und zu einem gewissen Siege zu führen suchte, als er diese Religion allen andern vorzuziehen anfieng, sich in derselben unterrichten ließ, und ihr immer deutlichere Merkmale seiner Zuneigung gab. Zwar die Zeit, da er sie öffentlich und feyerlich angenommen hat, kann nicht genau bestimmt werden: und wenn man sie von dem Tage seiner Tauffe an rechnen will, so gehört sie erst in die letzten Tage seines Lebens. Aber diesen einzigen Umstand ausgenommen, ist nie ein Uebertritt zum Christenthum unleugbarer gewesen, als der seinige. Alle übrige äußerliche Merkmale derselben sind so häuffig und anhaltend durch sein ganzes folgendes Leben verbreitet, und dieses ist so offenbar der eifrigsten Beförderung und Empfehlung der christlichen Religion durch alle Mittel, die in seiner Gewalt standen, gewidmet, daß man ihn nicht allein, wenn er dieselbe nicht vor die einzige wahre gehalten hätte, den arglistigsten und schändlichsten Heuchler unter allen Fürsten nennen müßte; sondern auch nicht einmal einen hinlänglichen Grund von einer so langen und be-

schwer-

schwerlichen Verstellung, die er täglich ohne Gefahr ablegen konnte, anzugeben im Stande wäre. An seinem sichtbaren Bekenntnisse des Christenthums fehlte nichts; wenn er gleich den Nahmen eines Christen nicht völlig auf die gewöhnliche Art angenommen hat.

Dennoch haben es neuere Schriftsteller geleugnet, daß Constantinus ein Christ gewesen sey. Sie berufen sich zuerst darauf, daß er sich erst kurz vor seinem Tode habe taufen lassen. Allein die Ursachen sind ihnen nicht unbekannt, warum auch viele andere Christen jener Zeiten ihre Tauffe so lange verschoben haben, und nur Catechumenen, oder Lehrlinge im Christenthum, den größten Theil ihres Lebens hindurch, geblieben sind. Es waren freylich Vorurtheile; gleichwohl zweifelte man an ihrer redlichen Ergebenheit gegen das Christenthum nicht. Constantinus handelte nach gleicher Denkungsart, und hatte noch einen eigenen Grund, die Tauffe bis in seine letzten Tage aufzuschieben; wie man in dieser Gegend seines Lebens sehen wird. Aber, fährt man fort, er war ehrgeizig, grausam, üppig, auch da er bereits ein Christ hieß; man kann sogar behaupten, daß er es damals in einem höhern Grade gewesen sey, als da man ihm diesen Nahmen noch nicht beylegte: würden aber wohl solche Laster bey ihm herrschend geblieben seyn, wenn er sich ganz dem Christenthum ergeben hätte? Dieser Einwurf wird zwar sehr übertrieben: es hat oft, wenn er vorgetragen wird, das Ansehen, als wenn das ganze spätere Leben Constantins eine unaufhörliche Reihe von Ausschweifungen der Unmenschlichkeit und Wollust gewesen wäre; unterdessen hat doch diese Beschuldigung einigen Grund. Sie beweiset unterdessen nichts mehr, als daß das Herz des Kaisers nicht gebessert worden sey, da er das Christenthum annahm, und daß also seine

Bekehrung schwerlich eine außerordentliche Würkung Gottes gewesen seyn könne; keinesweges aber folgt daraus, daß auch sein Verstand die Wahrheit der christlichen Religion nicht eingesehen habe. Unzähliche Beyspiele von Christen, welche ihre Religion ehren, und für die einzige Gott anständige halten; gleichwohl aber die Vorschriften derselben nicht beobachten, bestätigen dieses Urtheil: und wer den Kaiser eben so eifrig vertheidigen will, als er gehäßig angeklagt wird, der wird manche rühmliche und fromme Handlungen desselben seinen Fehlern entgegen stellen, um darzuthun, daß diese doch von jenen überwogen werden. Eben so wenig fließt aus der langen Nachsicht, welche Constantinus gegen die Heyden und ihre Religion bezeigt hat, der Verdacht, daß er dem Christenthum nicht aufrichtig zugethan gewesen seyn möchte. Die Klugheit rieth ihm dieses Betragen an: und wenn auch seine Gefälligkeit hierinne zu weit gegangen seyn sollte, welches sich nicht darthun läßt; so raubt sie ihm noch nicht das Recht an den Nahmen eines Christen.

Er war würklich ein Christ, sagen andere; aber er hatte diese Religion nur aus Gründen der Staatsklugheit angenommen. Da er allein über das Römische Reich herrschen, und so viele Mitbewerber aus dem Wege räumen wollte: so trat er zu der mächtigen Parthey der Christen, und wurde von derselben so nachdrücklich unterstützt, daß alle seine Wünsche in Erfüllung giengen. Er kannte die Treue und Rechtschaffenheit der Christen, die für ihren Glaubensgenossen und Beschützer das Leben willig aufopferten. Durch eine gleiche verstellte Neigung gegen die Christen, suchten auch Maximinus, Maxentius und Licinius sich dieselben günstig zu machen; allein Constantinus war schlauer als sie alle. Er verbarg seine wahren Gesinnun-

sinnungen; da sie hingegen durch jedes Laster dieselben nur gar zu bald offenbarten. Alle seine Schritte bestärkten die Christen in der Meinung, daß er zu ihrer Gemeine gehöre. Er setzte sich endlich in ihrer Gunst durch manche politische Kunstgriffe fest, zu welchen besonders diese gehörten, daß er ihrer Geistlichkeit viele Einkünfte und Rechte verschaffte, ihr auf das ehrerbietigste begegnete, und durch die Gewogenheit derselben auch die Neigung des Volks an sich zog; diesem aber eine erwünschte Ruhe, Freyheit und Sicherheit der Besitzungen ertheilte. Man vergißt auch hier wiederum nicht, die Ausbrüche der Laster **Constantins** als Beweise anzuführen, daß sein Christenthum nur politisch (so nennt man es,) gewesen sey, weil er sonst seiner neuen Religion mehr Ehre gemacht haben würde.

Wenn man alles dieses hört, ohne die Geschichte und ihre Zeugen zu befragen: so hat es einen desto größern Schein der Wahrheit, je mehr man diesen Kaiser als einen Fürsten kennt, der vieles aus Gründen der Staatskunst, zur Befriedigung seiner Herrschsucht gethan hat. Aber man hat alle Ursache, hier und bey einer Menge anderer Erzählungen, gegen die allzu weise und durchdringende Scharfsichtigkeit so mancher neuern Schriftsteller mißtrauisch zu seyn, welche oft großen und berühmten Männern Bewegungsgründe und Absichten einer tief versteckt liegenden Staatsklugheit beymessen, von denen doch weder in dem Zusammenhange ihrer Handlungen, noch bey den Geschichtschreibern, welche sie am schärfsten beurtheilt haben, eine Spur anzutreffen ist. Zu einer Uebung im Nachdenken, zur witzigen Vorbereitung auf die Geschichtskunde, dienen solche Vermuthungen wohl; aber allein angewandt, helfen sie die Geschichte unvermerkt

verfälschen. Dieses ist auch der Fall, (ich kann entscheidend reden,) bey den geheimen Gründen der Bekehrung Constantins, die man entdeckt haben will. Freylich kann man von den christlichen Schriftstellern seiner Zeit nicht erwarten, daß sie es sagen sollten, wenn sie es auch wußten und glaubten, daß ihn der Ehrgeiz allein zu ihrer Parthey geführt habe. Aber es sind noch heydnische Schriftsteller aus seinen und den gleich folgenden Zeiten übrig, die seiner keinesweges geschont haben: Zosimus, ein ernster Geschichtschreiber, und Julianus, ein feiner Spötter. Sie geben eine sehr schimpfliche Ursache seines Uebertritts zu den Christen an, die bald genannt werden soll; allein daß er bloß aus herrschsüchtigen Absichten ein Christ geworden seyn sollte, davon sagen sie nichts: und Zosimus würde es am wenigsten verschwiegen haben, wenn er es vor wahrscheinlich gehalten hätte.

Constantins Geschichte selbst von diesen Jahren begünstigt die eben gedachte Muthmaaßung noch weit weniger. Ihm soll die Annehmung des Christenthums dazu gedient haben, seine Mitkaiser desto gewisser zu überwinden; und man sieht doch nichts, was sie dazu beygetragen haben könnte. Das Heer, mit welchem er diese Absicht erreichen wollte, war größtentheils aus Heyden zusammengesetzt; gleichwohl erklärt er sich für die Christen. Man sollte glauben, wenn hier ein Merkmal seiner Staatsklugheit gezeigt wird, er habe sich gleich nach dem ersten Gedanken den **Maxentius** zu bekriegen, öffentlich zu der christlichen Religion bekannt, die Christen hätten sich darauf von allen Seiten zu ihm geschlagen, und ein fürchterliches Heer ausgemacht, durch dessen Hülfe Constantinus Sieger geworden wäre. Ganz willkührlich macht man ferner die Christen zu einer so mächtigen Parthey im

Staa-

Staate, daß sie diesen Fürsten zum einzigen Beherrscher desselben hätten machen können. Sie waren gewiß nicht nur an der Anzahl der schwächere Theil der Einwohner; sondern es waren auch die höchsten Würden und Bedienungen, Reichthum und Ansehen meistentheils in den Händen der Heyden. Die eifrigste Beschützung also der heydnischen Religion, deren Anhänger so sehr das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten, würde ein weit kräftigeres Mittel gewesen seyn, durch welches sich Constantinus über seine Mitbewerber hätte empor schwingen können. Immerhin mag man auch behaupten, daß er den Krieg wider den Maxentius mit ehrgeizigen Absichten angefangen habe; er wurde doch zu demselben genöthigt; hatte die Gerechtigkeit und die Wünsche des bessern Theils der Römer auf seiner Seite, und außerdem so viele andere Vorzüge vor seinem Feinde, die ihm den Sieg versprachen, daß man desto weniger begreifen kann, warum er sich um die Unterstützung der Christen beworben haben sollte. Es fehlt sogar, wie bereits angemerkt worden ist, viel daran, daß Constantinus gleich zu der Zeit, da er des Beystandes der Christen am meisten benöthigt gewesen seyn soll, ihre Religion würklich angenommen, oder sie nur öffentlich über die heydnische erhoben hätte. Man kann sicher aus diesem allem den Schluß ziehen, daß Constantinus bey diesem Kriege von der Annehmung des Christenthums keine Vortheile erwartet habe, und daß die Verstellung in Ansehung desselben am wenigsten ein Kunstgriff seiner Staatskunst gewesen seyn könne. Das Beispiel der übrigen Kaiser, womit man das seinige vergleicht, ist hier sehr übel angebracht. Sie gaben sich auf eine kurze Zeit das Ansehen der Gerechtigkeit und Gewogenheit gegen die Christen, die sie nicht verfolgt wissen wollten, um den Ruhm der Güte zu erlangen, und

sich auch bey ihnen beliebt zu machen. Allein vor Christen wollten sie niemals gehalten seyn; man sah sie auch nicht davor an, und ihre fälschlich angenommene Gesinnungen verloren sich bald wieder. Constantinus hingegen fiel so wenig in den Verdacht, als wenn seine Neigung gegen die christliche Religion erdichtet wäre, daß er vielmehr von Jahren zu Jahren als ein eifrigerer Freund desselben betrachtet wurde. War dieses nur eine Frucht seiner Staatsklugheit: so ist es schwer zu glauben, daß man seine Verstellung nie entdeckt habe, und daß er selbst ihrer endlich nicht müde geworden sey. Die Anstalten, welche er getroffen hat, um die Gunst der christlichen Geistlichkeit und der Christen überhaupt zu erhalten, lassen sich immer natürlicher aus einer wahren Liebe gegen sie, als aus den Staatsabsichten eines Fürsten erklären, dessen Regierung so fest gegründet war, daß sie solcher Mittel gar nicht bedurfte. Und aus den Lastern, die er nach seiner Bekehrung verübt hat, folgt ebenfals nicht, daß diese nur zum Schein, um seine Unternehmungen zu befördern, angestellt worden sey. Alles dieses wird jedoch nicht in der Absicht angeführt, um es ganz unglaublich zu machen, daß Constantinus neben der Einsicht, die ihm das Christenthum annehmungswürdig vorstellte, durch keine Betrachtungen der Staatsklugheit in dieser Gesinnung gestärkt worden sey; wenn man nur dieselben nicht vor die einzigen Triebfedern seines Entschlusses erklärt. Er könnte gar wohl durch die Umstände gerührt worden seyn, daß die christliche Religion dem Staate treue und ruhige Bürger verschafft habe; daß ihre Anzahl sehr groß sey, und daß die Neigung zu ihrem Glauben sich immer weiter ausbreite; daß er sie begünstigen könne, ohne die Heyden zu verfolgen, und daß auf diese Art alle seine Unterthanen mit ihm zufrieden seyn würden.

Doch

Doch die Heyden jener Zeiten gaben einen ganz andern Bewegungsgrund an, durch welchen Constantinus genöthigt worden sey, ein Christ zu werden. Sie sagten nach dem Berichte des Sozomenus, der gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts zu Constantinopel lebte, der Kaiser hätte aus Reue über die Hinrichtung seines Sohnes und anderer aus seiner Familie, den Philosophen Sopater, den vornehmsten Platonischen Lehrer dieser Zeit, um Rath gefragt, wie er sich wegen dieser Verbrechen reinigen und mit den Göttern aussöhnen lassen sollte; dieser aber hätte geantwortet, für so grobe Verbrechen gebe es gar keine Reinigung. Da der Kaiser hierdurch, fuhren sie fort, sehr beunruhigt worden sey, wäre er mit christlichen Bischöffen bekannt worden, die ihm versprochen hätten, ihn durch die Buße und die Tauffe von allen Missethaten völlig zu reinigen; und diese Erklärung, die so sehr nach seinem Wunsche gewesen wäre, hätte ihn ganz zum Freunde der christlichen Religion gemacht. Der Kaiser Julianus, der nicht lange nach dem Constantinus regierte, folgte eben diesem Gerüchte in der Spottschrift auf seine Vorgänger in der Regierung. Er läßt in dem Sitze der Weichlichkeit und Ueppigkeit, welche er dem Constantinus zu seinen Schutzgöttinnen giebt, im Nahmen derselben, und vielleicht gar durch den Stifter des Christenthums, folgendes ankündigen: „Jeder Hurer, jeder Mörder, jeder verwünschte und abscheuliche Verbrecher, komme getrost „hierher! Denn sobald er mit diesem Wasser wird ab„gewaschen seyn, werde ich ihn sogleich ganz rein ma„chen. Und sollte er sich abermals solcher Schand„thaten schuldig machen: so will ich ihn aufs neue „reinigen, wenn er sich nur an die Brust und an den „Kopf schlägt." Endlich stimmt auch Zosimus, welcher zu gleicher Zeit mit dem Sozomenus lebte,

mit demselben in seinem Berichte größtentheils überein. Nur setzt er zu den Verbrechen **Constantins** noch seinen häuffigen Meineyd; läßt ihn die Priester fragen, wie er sich aussöhnen lassen sollte, und versichert, derjenige, welcher dem Kaiser die Meinung beygebracht habe, daß durch die christliche Religion alle Sünden vernichtet würden, sey ein Aegyptier gewesen, der aus Spanien nach Rom gekommen, mit dem Frauenzimmer im kaiserlichen Palaste bekannt geworden sey, und sich mit dem Kaiser selbst unterredet habe.

Ob es gleich Heyden sind, welche diese Nachricht geben; so kann sie doch darum nicht schlechterdings vor eine Lüge erklärt werden. Lange war es schon unter den Heyden bekannt, daß die Christen ihre Tauffe als ein Mittel, die Vergebung aller Sünden von Gott zu erlangen, betrachteten; **Constantinus** konnte dieses leicht erfahren, und dadurch in seiner Neigung gegen das Christenthum vorzüglich bestärkt werden: die übrigen Umstände würden in diesem Falle von den Heyden hinzugedichtet worden seyn. Man hat sogar gemuthmaaßt, daß der Aegyptier, dessen **Zosimus** gedenkt, der Aegyptier **Hosius** aus Cordua gewesen seyn möchte, der bey dem Kaiser sehr beliebt worden ist. Allein diese Erzählung kann überhaupt nicht wohl vertheidigt werden. Es war ein früher Vorwurf der Heyden gegen die Christen, den man schon beym **Celsus** im zweyten Jahrhunderte findet, daß sie alle Sünder, Thoren und Verbrecher in ihre Gemeinen mit dem Versprechen einzuladen pflegten, es sollte ihnen alles vergeben werden; da sie hingegen, sagten die Heyden von sich, nur reine und unbefleckte Personen zu ihren Opfern zuließen. Eine entweder aus Unwissenheit oder aus Bosheit entstandene Mißdeutung der Vergebung

der

der Sünden, welche das Christenthum anbot, der Bestimmung der Tauffe, auch mancher Stellen der Evangelischen Geschichte. Diese Beschuldigung wurde offenbar auf die Religionsveränderung Constantins angewandt. Aber unglücklicher Weise heftete man zween falsche Umstände an dieselbe. Der erste war dieser, daß die Hinrichtung seines Sohns und seiner Gemahlinn, die er anbefohlen hatte, die Veranlassung zu diesem Schritte gewesen sey. Gleichwohl ließ er beyde erst viele Jahre nach seinem Kriege mit dem Maxentius, zu einer Zeit ums Leben bringen, da schon lange niemand daran zweifelte, daß er das Christenthum angenommen habe. Will man sagen, (oder man hat es vielmehr würklich gesagt,) daß Constantinus bis auf diese Zeit die heydnischen Begriffe von der Religion noch nicht gänzlich abgelegt habe, und also wohl eine solche Nachricht von dem Christenthum für ihn entscheidend habe werden können: so räumt man mehr ein, als nach der Geschichte verlangt werden kann, indem Constantinus, ohngeachtet aller Unvollkommenheit seines Religionsbekenntnisses, doch mit Rechte längstens als ein Christ angesehen wurde, der nicht erst so spät lernen durfte, daß durch den Glauben an Christum Vergebung der Sünden erhalten würde. Aber auch das ist unrichtig, daß es in der heydnischen Religion keine Ausssöhnungsmittel für solche Verbrechen, als der Kaiser begangen hatte, gegeben habe. Man hat dagegen das Beyspiel des Hercules angeführt, der für den Mord an seinen Kindern, durch die geheiligten Gebräuche der Göttinn Ceres zu Athen gereinigt worden ist. Und an sich ist es schon unwahrscheinlich, daß die Priester einer Religion, die dem Lauf der Laster einen sehr schwachen Damm entgegen setzte, einen mächtigen Fürsten sollten abgewiesen haben, der sich ihren nichtsbedeutenden Reinigungsgebräu-

bräuchen unterwerfen wollte, von dessen Rache und Gewalt sie alles zu befürchten hatten; zumal da eine andere weit vernünftigere Religion sich schon lange neben der ihrigen ausgebreitet hatte, und ihr täglich größern Abbruch that. Es sind noch andere wenig wahrscheinliche Umstände in jener Erzählung bemerkt worden; wie unter andern die Unterredung des Constantinus mit dem Sopater, der von den Gegenden so weit entfernt war, in welchen sich derselbe für die Christen zu erklären anfieng.

Man kann es daher immer die sicherste Meinung nennen, durch welche, wo nicht alle Schwierigkeiten dieser Geschichte, doch die meisten erheblichen gehoben werden, daß Constantinus um die Zeit, da er wider den Maxentius ins Feld rückte, einige genauere Kenntniß von der christlichen Religion erhalten habe, und ihr günstig geworden sey; daß er eine natürliche Begebenheit am Himmel als eine Aufmunterung zu derselben betrachtet, und solches durch ein öffentliches Denkmal vor den Augen seiner Soldaten zu erkennen gegeben habe; daß die Christen, welche zu ihm Zutritt hatten, an diesen seinen Gesinnungen vielleicht noch größern Antheil gehabt haben mögen, als er selbst; und daß er gleichwohl noch eine Zeitlang auf dem Mittelwege zwischen der heydnischen und christlichen Religion, doch näher an der letztern, gestanden habe. Ein griechischer Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, Codinus, versichert, daß Constantinus durch seinen Hofbedienten Euphrates zum Christenthum bekehrt worden sey. Diese Nachricht kommt freylich sehr spät; unterdessen könnte sie eine aufbehaltene alte Sage seyn, und würde selbst zur Bestätigung des vorhergehenden Urtheils dienen. Denn daraus, daß Euphrates ein Kammerherr oder mit irgend einer

andern Hofbedienung bekleidet gewesen ist, zu schliessen, daß er den Kaiser bloß durch Staatsgründe überredet habe, sich das Ansehen eines Christen zu geben, dieses würde ein allzuwillkührliches Verfahren mit der Geschichte heißen. Es ist überhaupt beynahe unbegreiflich, warum es so viele Neuere nicht glauben können, daß Constantinus die christliche Religion aus Ueberzeugung von ihrer Wahrheit angenommen habe. Nichts war für ihn leichter, als diese Ueberzeugung zu erlangen. Sein Vater war schon auf dem Wege zu derselben begriffen; sein Hof, sein Heer, alle Bedienungen seines Staats, und alle Stände desselben waren mit Christen angefüllt; die nähern Hülfsmittel dazu konnten ihm nicht unbekannt seyn; und alles, was er in der Folge für die Christen und ihre Religion that, schien aus dieser immer wachsenden Ueberzeugung zu entspringen. Die Zweifel, die man dagegen erregt, beweisen bald zu viel, bald zu wenig. Man ist vielleicht am meisten abgeneigt zuzugeben, daß dieser Kaiser auf eine ausserordentliche, von Gott veranstaltete Art in jener Einsicht und Neigung befestigt worden sey. Und eben dieses hat man auch am wenigsten nöthig zu glauben. Dennoch trift man selbst bey dem heydnischen Redner Nazarius, dessen Lobrede auf den Kaiser, seinen Zeitgenossen, noch vorhanden ist, eine Spur an, daß man es vor gewiß gehalten habe, Constantinus habe eine ungewöhnliche Lufterscheinung gesehen. „Es ist, sagt er, in ganz Gallien „bekannt, daß sich Kriegsvölker in der Luft gezeigt ha„ben, die ihre göttliche Sendung deutlich bezeigten. „Alles soll an ihnen bewundernswürdig gewesen seyn, „und besonders sollen ihre Waffen einen fürchterlich „feurigen Glanz von sich geworfen haben; ja sie selbst „sollen die Worte haben hören lassen: Wir ziehen zum „Constantinus; wir kommen ihm zu Hülfe." Ire

re

re ich nicht, so ist diese Erzählung aus dem Gesichte, dessen sich der Kaiser rühmte, entstanden. Den Christen war es ein Kreuz; den Heyden ein Heer, das die Götter abgeschickt hätten. So haben Leichtgläubigkeit, Unwissenheit, Aberglauben und Einbildungskraft zu allen Zeiten seltene Veränderungen des Himmels in Wunderzeichen verwandelt, und desto mehr mit Zusätzen vergrößert, je weiter sie sich fortpflanzen.

Aber es ist Zeit, den Constantinus aus Gallien, wo ihn diese lange, doch nothwendige Ausschweifung bisher gleichsam aufgehalten hat, mit seinem Heere über die Alpen ziehen zu sehen. Voll Vertrauen auf den Gott der Christen, den er eben erkannt hatte, sagt Eusebius, und unter Vortragung des Kreuzes in seiner Fahne, das ihm den Sieg verkündigt hatte; aber wider den Rath fast aller seiner Feldherren und Großen, die ihr Mißvergnügen über diesen Feldzug durch öffentliche Merkmale der Furcht verriethen, auch wider die Erinnerungen der Wahrsager, (wie ein ungenannter Lobredner des Kaisers berichtet,) rückte er im Jahr 312 in Italien ein, indem er zugleich eine Flotte gegen die Italiänischen Häfen absandte. Maxentius hatte die Festungen gegen die Alpen zu stark besetzt: daher fand Constantinus gleich an der Stadt Segusium, (jetzt Susa im Fürstenthum Piemont,) einen muthigen Widerstand. Allein er ließ Feuer an die Thore derselben, und die Sturmleitern an ihre Mauern anlegen: so wurde sie gleich am ersten Tage des Angriffs erstiegen; doch verhütete er, daß sie nicht geplündert wurde, und daß sich das Feuer nicht weiter darinne ausbreiten konnte. Dieses ist die Erzählung des Nazarius; Zosimus hingegen scheint anzuzeigen, daß der Kaiser sowohl diese Stadt als alle andere, die sich ihm widersetzten, zerstört habe. Als Constan-

stantin hierauf gegen Augusta Taurinorum, (woraus das jetzige Turin entstanden ist,) fortzog, traf er in der Ebene bey dieser Stadt ein ansehnliches Heer an, das besonders durch einen großen Hauffen Küraßirer fürchterlich war, die sowohl selbst als ihre Pferde ganz mit Eisen bedeckt waren. Hier befohl er, daß sich sein Herr öffnen, und diese vor unüberwindlich gehaltene Reuterey, die den heftigsten Angriff that, in seine Mitte aufnehmen sollte: nachdem dieses geschehen war, schloß sich das Heer wieder zusammen, und die Küraßirer, welche nicht verwundet werden konnten, empfiengen desto stärkere Schläge mit Streitkolben an ihre Köpfe, von denen sie ermüdet zu sinken anfiengen; ihre schwere Rüstung erlaubte ihnen nicht, sich durch eine geschwinde Bewegung zu retten, und sie wurden endlich alle getödtet. Diese Niederlage zog die Ueberwindung der übrigen, und die Ergebung von der erstgenannten Stadt nach sich. Alle Städte längs dem Po, und Meyland insonderheit, öffneten ihm gleichfals freywillig ihre Thöre. Er zerstreuete auch einen Hauffen Reiterey bey Brixia, (dem jetzigen Brescia im Venetianischen;) aber zu Verona versammlete sich unter der Anführung des Ruricius Pompejanus, eines der besten Feldherren des Maxentius, ein beträchtliches Heer. Es kam zu einer der hitzigsten Schlachten, die tief in die Nacht hinein fortdauerte; Pompejanus verlor das Leben, und Constantinus erhielt einen vollkommenen Sieg. Dieser hatte so sehr mit der Tapferkeit eines Soldaten gefochten, und sich einer so augenscheinlichen Lebensgefahr ausgesetzt, daß ihm seine Befehlshaber darüber nach der Schlacht Vorwürfe machten, die von ihrem Eifer für seine Sicherheit zeugten. Verona wurde bald darauf erobert, und gänzlich zu Grunde gerichtet. Auch der übrige Theil des obern Italien unterwarf sich in kurzem dem

Constantin. Die Menge der Kriegsgefangenen war so groß, daß seine Soldaten wegen der Bewachung derselben in Verlegenheit geriethen: daher ließ er aus den Degen derselben Fesseln verfertigen, mit welchen ihre Hände angeschlossen wurden.

Nun hinderte den Kaiser nichts mehr, auf Rom selbst loßzugehen. Laktantius läßt ihn einmal der Gegenparthey ein unglückliches Gefechte liefern; allein die übrigen Schriftsteller wissen von demselben nichts, und es müßte also wenigstens unerheblich gewesen seyn. Genug, er lagerte sich in der Nähe der Hauptstadt, auf einer Ebene, der Milvischen Brücke über die Tiber gegen über. Er befürchtete jetzt nichts mehr, als daß Maxentius in der Hauptstadt bleiben, und sich eine geraume Zeit darinne vertheidigen möchte: denn er hatte einen unermeßlichen Vorrath von Lebensmitteln daselbst zusammengetragen. Roms Eroberung war nichts leichtes, und der Krieg würde dadurch sehr verlängert worden seyn. In der That hatte Maxentius bisher gar keine Neigung gehabt, die Stadt zu verlassen; er wünschte sogar öffentlich, daß Constantinus so weit heran rücken möchte: entweder im Vertrauen auf seine Macht; oder weil er hoffte, daß denselben seine Soldaten, eben so wie ehemals den Severus die seinigen, verlassen würden. Dazu kam noch, daß ihm die Wahrsager, vielleicht eben weil sie diese seine Gesinnung kannten, den Untergang verkündigt hatten, wenn er sich aus Rom begäbe. Unterdessen stellte er doch sein Heer dem Constantin entgegen, und ließ oberhalb der Milvischen Brücke eine Schiffsbrücke bauen, die in eisernen Hacken und Bändern dergestalt in der Mitte zusammenhieng, daß sie, wenn diese weggerissen wurden, plötzlich einstürzte. Seine Absicht war dabey, (wie er auch den Baumeistern die dahin gehöri-

gehörigen Befehle gab,) daß die Brücke zerreißen sollte, während daß Constantin mit einem Theile seiner Soldaten darüber ziehen würde.

In dieser Verfassung bekam Constantin, wenn man dem Laktantius glauben will, in der Nacht vor dem Treffen, oder vor dem 28 Oktober des Jahrs 312, durch einen Traum den göttlichen Befehl, die Schilde seiner Soldaten mit dem Bilde des Kreuzes dergestalt zu bezeichnen, daß zugleich die Anfangsbuchstaben des Nahmens Christi (XP) herauskämen: und er that dieses gleich am andern Morgen. Daß er dieses würklich gethan habe, leidet wohl keinen Zweifel: es könnte ihm auch füglich davon geträumt haben; allein daß es der Wille Gottes gewesen sey, erfordert einen stärkern Beweis, als das Zeugniß des gedachten Schriftstellers. Die Neuigkeit der Sache war nach der berühmten Erscheinung am Himmel, und mit dem bisherigen ausnehmenden Glücke ihres Kaisers verbunden, wohl hinlänglich, den Soldaten vielen Muth einzuflößen. Darauf folgte die entscheidende Schlacht; von der man aber nicht völlig übereinstimmende Nachrichten hat. Laktantius versichert wiederum allein, daß die beyden Heere bereits mit einander gefochten hätten, als Maxentius immer noch zu Rom geblieben sey; das Volk aber, vor welchem er eben Spiele anstellte, habe ihn einen Verräther des Vaterlands genannt, und ausgerufen, Constantin sey unüberwindlich; dadurch erst, und durch die Aussage der Sibyllinischen Bücher, daß an diesem Tage der Feind der Römer umkommen sollte, sey er bewogen worden, sich zu seinem Heere zu verfügen. Doch nach dem Berichte anderer Schriftsteller, welche mehr Glauben verdienen, führte Maxentius sein Heer selbst über die von ihm errichtete Schiffbrücke; stellte es aber mit dem

Rücken so nahe an die Tiber, daß es sich, wenn es fliehen wollte, in diesen Fluß stürzen mußte. Constantin griff dieses dem seinigen an Menge weit überlegene Heer an, wie er immer zu thun pflegte, als Feldherr und als Soldat, und seine Reiterey schlug zuerst die feindliche. Die Römer und die Italiänischen Bundsgenossen, die unter dem Maxentius dienten, fochten weniger tapfer als seine übrigen Kriegsvölker, weil sie von seinen Gewaltthätigkeiten befreyet zu werden wünschten. Allein der Sieg blieb lange zweifelhaft, bis die Reiterey des Maxentius gänzlich in die Flucht getrieben war, der selbst, indem er sich zu retten suchte, von der zerbrochenen Brücke in die Tiber stürzte.

Sein Tod endigte diesen Krieg, und öffnete dem Constantin die Hauptstadt, in welcher er mit ungemeinen Freudensbezeigungen aufgenommen wurde. Der Senat und das Volk giengen ihm entgegen; die Einwohner Roms konnten sich nach allem, was sie sechs Jahre hindurch gelitten, an dem Anblicke ihres Erretters nicht sättigen; einige verlangten sogar laut, daß er außerhalb des Palastes stehen bleiben sollte. Er zog verschiedene Senatoren aus dem Gefängnisse hervor, in welches sie Maxentius geworfen hatte, und gab allen Römern das ihnen von demselben entrissene wieder. Fast allen Anhängern dieses grausamen Fürsten verzieh er, und einigen derselben ertheilte er neue Bedienungen. Vergebens forderte das Volk öffentlich, daß eine Anzahl von ihnen hingerichtet werden sollte. Doch ließ er wenige Vertraute desselben, und, wie einige glauben, auch seinen Sohn, umbringen. Die Soldaten des Maxentius wurden beybehalten; aber an den Rhein und die Donau geschickt, um die Gränzen des Reichs gegen die sogenannten barbarischen Völker zu vertheidigen. Constantin hob auch die

zahlreiche kaiserliche Leibwache auf, welche nicht nur seinem Feinde sehr ergeben gewesen war; sondern auch sehr oft die Wahl und Absetzung der Kaiser an sich gerissen hatte. Da die große Staatsveränderung, die er im Reiche gestiftet hatte, der verhaßten Art von Leuten, welche Angeber hießen, Gelegenheit gab viele anzuklagen, die unter der vorigen tyrannischen Regierung ihre Mitbürger bedrückt hatten: so verbot er bald darauf, daß die Obrigkeit ihnen kein Gehör geben sollte, und setzte Strafen fest, mit denen sie belegt werden sollten. Im übrigen hatte er eben sowohl als andere Römische Kaiser eigene Leute, welche die begangenen Verbrechen ausspähen und den Richtern hinterbringen mußten; aber unter weisen und nützlichen Einschränkungen.

Der Senat, dessen Ansehen Constantin wieder herstellte, und den er mit vielen würdigen Männern vermehrte, ertheilte ihm aus Dankbarkeit den ersten Rang unter den Kaisern, den sich Maximinus zugeeignet hatte. Er ließ auch ihm zu Ehren einige Jahre darauf einen Triumphbogen aufrichten, den man noch zu Rom sieht. Verschiedene Zierrathen desselben wurden, nach einer schädlichen Gewohnheit, von den ähnlichen Denkmälern des Marcus Aurelius und anderer Kaiser genommen, zu deren Zeit die Künste weit vollkommener blühten als damals: und es ward die Aufschrift darauf gesetzt, daß der Senat und das Volk dem Kaiser diesen Triumphbogen errichtet hätten, weil er auf Antrieb der Gottheit, und durch die Größe seines Geistes, den Staat sowohl an dem Tyrannen, als an seiner ganzen Parthey, zu Einer Zeit mit gerechten Waffen gerächt habe. Es wiederfuhren ihm noch andere Ehrenbezeigungen, wie es bey solchen Fällen gewöhnlich ist; und er seiner Seits schmückte

Rom mit vielen Bildsäulen aus, bauete öffentliche Bäder daselbst, und gab den bereits vorhandenen Gebäuden, die zum gemeinen Gebrauche und Vergnügen bestimmt waren, neue Festigkeit und Pracht. Dieses Betragen, die Leutseeligkeit, mit welcher er so viele Menschen aufnahm, die aus ganz Italien nach Rom kamen, um ihn zu sehen, und seine freygebige Sorgfalt, dem Verluste und den Beschwerden eines jeden abzuhelfen, dieses alles, sagt Nazarius, vermehrte die Liebe des Volks gegen ihn ungemein, und er konnte es daher durch seine sanfte Regierung lenken, wie es ihm gefiel.

Aber zugleich gab er auch ausnehmende Merkmale seiner Ergebenheit gegen das Christenthum. Eines der vornehmsten war dieses, daß er mitten in Rom seine Bildsäule mit dem Kreuze in der Hand aufrichten, und folgende Worte darunter setzen ließ: „Durch „dieses heilsame Zeichen, einen wahren Beweis der „Tapferkeit, habe ich eure Stadt von dem Joche ei„ner tyrannischen Herrschaft errettet und in Freyheit „gesetzt; über dieses habe ich den Römischen Senat „und das Volk durch diese Befreyung völlig wieder in „ihr altes Ansehen und in ihren ehemaligen Glanz ver„setzt." Bey diesem öffentlichen Bekenntnisse, das er ablegte, unterließ er desto mehr die feyerliche Gewohnheit der Kaiser und Feldherren, die nach einem ausnehmenden Siege ihren Einzug zu Rom hielten, um dem Jupiter im Capitol dafür Dank abzustatten. Es ist wahr, daß er gleichwohl bald darauf den Nahmen und das Kleid des höchsten Priesters der Römischen Religion (Pontifex maximus) angenommen hat. Allein diese Staatscärimonie war damals überhaupt, und noch mehr bey ihm, in Absicht auf den eigentlichen Religions-Eifer sehr unbedeutend. Man hat ver-

vergebens versucht, diese Handlung des Kaisers zu leugnen. Bald sollte **Zosimus**, der sie berichtet, kein glaubwürdiger Zeuge seyn; bald wollte man bemerkt haben, daß sich Constantin zwar diese Würde in öffentlichen Denkmälern habe beylegen lassen; daß aber aus dieser Nachsicht nicht folge, er habe sie selbst übernommen. Es kann jedoch nicht daran gezweifelt werden, daß **Constantin**, und nach ihm mehrere christliche Kaiser, sich des gedachten Ehrennahmens bedienet haben. Seit dem **Augustus** hatten die Kaiser, indem sie alle wichtige Würden des ehemaligen freyen Römischen Staats in ihrer Person vereinigten, auch das Amt eines Römischen Oberpriesters sich ausdrücklich von dem Senate ertheilen lassen: und es wurde immer als eine mit der kaiserlichen nothwendig verbundene Würde betrachtet. Sie schloß nicht allein die höchste Aufsicht über alle Religionsgebräuche und so viele Personen, welche dieselben vollziehen mußten, in sich; sondern wurde auch dadurch sehr ansehnlich, und beynahe fürchterlich, weil derjenige, welcher sie besaß, durch Hülfe und unter dem Vorwande der Religion, die wichtigsten Angelegenheiten befördern oder gänzlich hintertreiben konnte. So wenig also **Constantins** Vorgänger dieselbe einem andern überlassen durften: so natürlich wurde sie auch auf ihn, gleich beym Antritte der Regierung zu **Rom**, fortgepflanzt. Als ein Freund des Christenthums, und also einer Religion, die der herrschenden im Staate völlig entgegen gesetzt war, brauchte er diese höchste Gewalt in Religionssachen, die gewissermaaßen von dem Senate und dem Volke unabhängig war, noch weit mehr. Er und seine christlichen Nachfolger erhielten gleichsam damit ein bey den Heyden selbst ehrwürdiges Recht, Veränderungen bey der Religion vorzunehmen. **Constantins** Macht wurde dadurch vergrößert und befestigt;

zu abgöttischen Verrichtungen nöthigte ihn diese Ehrenstelle nicht: und da er so vielen andern heydnischen Aberglauben während seiner ganzen Regierung geduldet hat, so ist die Beybehaltung dieses Nahmens fast am leichtesten zu entschuldigen.

Indem er dieses that, offenbarte er dagegen seine Gewogenheit gegen die **Christen** immer deutlicher. Noch im Jahr 312 gab er gemeinschaftlich mit dem Kaiser **Licinius** eine Verordnung, durch welche ihnen eine vollkommene Religionsfreyheit zugestanden wurde. Sie ist nicht mehr vorhanden; allein man weiß, daß sie nicht ganz die gewünschte Würkung gethan hat. Denn da in derselben jene Freyheit nicht allein den sogenannten rechtgläubigen Christen, sondern auch allen mit ihnen äußerlich verwandten Sekten und Religionspartheyen ertheilt worden war: so scheinen die erstern durch diese Vermischung beschimpft worden zu seyn, oder sich wenigstens vor beschimpft gehalten zu haben; und die Verordnung, in der auch sonst noch einiges genauer zu bestimmen war, wurde nicht von allen, für welche sie gehörte, gebraucht und beobachtet. Vielleicht waren auch die Heyden mit diesem Befehl nicht zufrieden, weil er, wie man wenigstens gemuthmaaßt hat, den Christen zu günstig und rühmlich seyn mochte. Daher gaben **Constantinus** und **Licinius** im Jahr 313 zu **Meiland** ein anderes etwas veränderteś Gesetz zum Besten der Christen. Sie gestehen im Eingange desselben, daß sie glauben, es müsse kein Mensch in Ansehung der Religion, die er wählen wolle, im geringsten gezwungen werden; gedenken ihrer ersten Verordnung mit den schon angeführten Umständen, und befehlen darauf, als das gemeinnützigste und nothwendigste was sie nur anordnen könnten, daß die Christen und alle andere Untertha-

nen

nen einer völligen Freyheit genießen sollten, eine Religion zu bekennen, welche ihnen gefiele; damit, sagen sie, jede Gottheit und jedes himmlische Wesen uns und allen, die unter unserer Herrschaft stehen, gnädig seyn könne. Es soll also auch niemand gehindert werden, zum Christenthum zu treten, und dasselbe ohne alle Einschränkung auszuüben; nur die ketzerischen Sekten werden nunmehr von diesem Vorrechte ausgeschlossen. Die beyden Kaiser setzen hinzu, diese allgemeine Religionsfreyheit sey zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe dienlich; und sie hätten dieselbe auch deswegen eingeführt, damit es nicht scheinen möchte, als wenn sie irgend eine Art Gott zu verehren herabsetzen wollten. Sie befehlen ferner, daß den Christen ihre ehemaligen Versammlungshäuser zum Gottesdienste sogleich zurückgegeben werden sollen; wenn gleich jemand dieselben von der kaiserlichen Kammer oder von einem andern gekauft, oder auch geschenkt erhalten hätte, so sollten sie doch die Christen ohne alle Wiedererstattung zurück bekommen: nur sollte es denen, welche wegen dieses Verlustes eine Vergütung begehren wollten, freystehen, sich darum bey dem Statthalter jeden Landes zu melden. Unter eben diesen Bedingungen sollten den Christen auch alle andere entrissene Plätze und Gründe wieder eingeräumt werden, die einer ganzen Gemeine derselben zugehört hätten. Alles, wie sie nochmals versichern, in der vornehmsten Absicht, damit sie der Vorsorge Gottes, welche sie schon bey vielen Gelegenheiten erfahren hätten, auf immer gewiß seyn möchten. Gleich darauf folgte ein kürzerer Befehl zur Bestätigung des vorhergehenden, und um es besonders dem Obersten von der Leibwache, (der zugleich der höchste Staatsbediente war,) nochmals einzuschärfen, daß die Kaiser die gedachte Wiedererstattung nur den recht-

gläubigen Christen, oder, wie man sich schon lange ausdrückte, der catholischen, das heißt, der allgemeinen den Ketzern entgegen stehenden Kirche, bestimmt hätten.

In diesem Befehle Constantins, (denn er hat ohne Zweifel den meisten Antheil daran gehabt,) ist nicht nur der Grundsatz ungemein merkwürdig, auf welchen er denselben gebauet hat, daß kein Mensch in Absicht auf die Religion einigem Zwange unterworfen seyn müsse: ein sehr richtiger und sehr menschlicher Grundsatz, den ihn die Vernunft allein lehrte; den er aber zum Theil selbst in der Folge, und noch mehr die Christen aller spätern Jahrhunderte, von dem seinigen an, auf die Seite gelegt haben. Es dient aber auch dieser Befehl weit mehr zur gewissen Beurtheilung der damaligen Gesinnungen dieses Kaisers, als viele andere Erzählungen. Weit gefehlt, daß er darinne die christliche Religion vor die einzige wahre erklären, und aus dieser Ursache ihr eine gleich freye Ausübung mit der heydnischen schenken sollte, so ist es vielmehr nur die politische Verträglichkeit eines gegen alle seine Unterthanen gerechten und gnädigen, ihre verschiedenen Religionen aber einander gleich schätzenden Fürsten, die ihn zu diesem Entschluße gebracht hat. Er will jede Gottheit verehrt wissen, um ihren Schutz und ihre Gnadenbezeigungen nicht zu verlieren. Zwar sagt er nicht ausdrücklich, daß er dieses auch von den Göttern, die von den heydnischen Römern angebetet wurden, erwarte; aber die ganze Verbindung seiner Worte leidet kaum eine andere Erklärung. Will man gleich sagen, daß er den Licinius und seine heydnischen Unterthanen habe schonen müssen; so scheint es doch, daß man etwas größeres von einem Fürsten habe erwarten können, der Christo seinen Sieg zueignete.

nete. Daraus folgt, daß Constantin damals den Gott der Christen zwar vorzüglich geehrt; aber das Heydenthum noch nicht gänzlich verlassen habe.

Er und Licinius schickten die erste dieser Verordnungen an den Maximinus, der über die Morgenländer regierte, in der Absicht, daß er, der vor ihren Freund gehalten seyn wollte, auch in seinem Gebiete den Christen auf gleiche Art begegnen möchte. Dieser Fürst, ein grausamer Verfolger derselben, und ein geheimer Bundsgenosse des Maxentius, befand gleichwohl vor gut, sich den beyden vereinigten Kaisern gefällig zu bezeigen: er gab daher einen ähnlichen Befehl für seine christlichen Unterthanen, durch welchen sie aber nur eine sehr eingeschränkte Freyheit erlangten. Bald darauf legte er die Verstellung ab, befriegte den Licinius im Jahr 313; erlitte aber eine gänzliche Niederlage von demselben, und starb noch in eben diesem Jahre, nachdem er vorher, während seiner tödtlichen und äußerst schmerzlichen Krankheit, eine neue Verordnung ausgefertiget hatte, die den Christen eine vollkommene Religionsfreyheit ertheilte. Daß Licinius ihn besiegte, wurde dem Gebete zugeschrieben, das er und sein Heer nach der Vorschrift, die ihm ein Engel im Traum gegeben hatte, an den wahren Gott richteten: eine zu geschwinde und zu verdächtige Nachahmung von der Erscheinung, auf welche sich Constantin berief. Licinius war eben so wenig ein Christ, oder ein Freund der Christen, als Maximinus; er wurde es auch seit dieser Begebenheit nicht, und verfolgte die Familie und die Anhänger des gedachten Kaisers, auch selbst der vorhergehenden, mit unmenschlicher Wuth; allein aus Achtung gegen den siegenden Constantin, dessen Schwester er eben jetzt zur Gemahlin bekam, und um sich mit ihm wider ihren gemeinschaft-

lichen Feind zu verbinden, nahm er auf kurze Zeit den Schein an, als wenn er völlig gleichgesinnt mit ihm wäre.

Unterdessen beschäftigte sich Constantin anfänglich zu Rom mit Handlungen der Freygebigkeit und des Wohlthuns gegen Dürftige jeder Art, besonders aber gegen die Christen. Ihrern Lehrern erwies er viele Hochachtung, zog sie an seine Tafel, und hatte sie immer in seiner Gesellschaft; er unterschied sie auch schon damals von den übrigen Unterthanen durch gewisse Freyheiten, die er ihnen ertheilte. Eine Anzahl christlicher Kirchen erweiterte und vergrößerte er; andern machte er prächtige Geschenke. Die Christen der folgenden Zeiten haben ihn daher zum Stifter von einer Menge Kirchen zu Rom und anderwärts angegeben; aber alle diese besondern Umstände sind ungewiß, so wie auch dieser, daß er den Römischen Bischöfen den Lateranensischen Palast geschenkt haben sollte. Darauf vermählte er im Jahr 313 seine Schwester zu Meiland mit dem Licinius. Zu dieser Feyerlichkeit ladeten beyde Fürsten den alten in seiner Einsamkeit ruhenden Diocletian ein; da er es aber abschlug zu ihnen zu kommen, machten sie ihm so harte und drohende Vorwürfe darüber, er hätte den Maxentius und Maximinus begünstigt, daß diese unverdiente Begegnung seinen Tod beschleunigt haben soll. Constantin, den gleich darauf ein neuer Einfall, mit welchem die Franken Gallien bedrohten, in diese Gegenden rief, setzte sich ihnen so geschwind am Rhein entgegen, daß sie nicht allein zurück gehalten, sondern auch bald in einem Hinterhalte geschlagen, und ihm dadurch der Weg zur Verwüstung ihres Landes geöfnet wurde. Aus diesem führte er eine große Menge Gefangene weg, und warf sie mit seiner gewöhnlichen

Grau-

Grausamkeit beym öffentlichen Schauspiel den wilden Thieren vor.

Jetzt war das Römische Reich zwischen dem Constantinus und dem Licinius getheilt. Jener, welcher die Abendländer beherrschte, hatte nach der Eroberung Italiens, auch das Römische Africa und die Inseln des Mittelländischen Meeres ohne alle Gewalt unter seine Botmäßigkeit gebracht. Eine beträchtliche Stadt in dem gedachten Welttheil, Cirta, nahm aus Dankbarkeit gegen die Sorgfalt, mit welcher er sie wiederhergestellt und ausgeschmückt hatte, den Nahmen Constantine an, den sie noch in unsern Zeiten, da sie zu dem Staate von Algier gehört, führet. Allein Constantinus und Licinius waren, nach dem Urtheil des Aurelius Victor, von einer viel zu unähnlichen Gemüthsart, als daß sie lange mit einander hätten einig bleiben können. Denn jener, sagt der Geschichtschreiber, liebte die Pracht, und ließ seinen Feinden ihre Güter und Ehrenstellen; dieser aber war auf eine niederträchtige Art sparsam, und marterte selbst unschuldige Weltweisen zu Tode: wie er überhaupt ein erklärter Feind der Gelehrsamkeit war. Im Grunde hatten sie jedoch beyde in Ansehung des Ehrgeizes, der Herrschsucht, und des eifersüchtigen Mißtrauens, mit welchem einer die Macht des andern beobachtete, vieles mit einander gemein. Es ist schwer zu sagen, welcher von beyden hauptsächlich ihre kurze Verbindung getrennt habe. Zosimus versichert, Constantinus habe, wie er immer gewohnt gewesen sey, dasjenige, worüber sie sich mit einander verglichen hätten, nicht redlich genug erfüllt; er habe insonderheit versucht, einige dem Licinius unterworfene Länder zu seinem Gebiete zu ziehen. Mit ihm stimmt Eutropius ziemlich überein, indem er meldet, daß Constan-

stantinus, als ein Fürst, dem es an Muth und Entschlossenheit nicht fehlte, seine großen Entwürfe auszuführen, in der Absicht die Herrschaft der Welt an sich allein zu reißen, den Licinius bekriegt habe. Aber andere Schriftsteller leiten den Ursprung ihrer Feindschaft vom Licinius her, und ein Ungenannter erzählt davon folgende Umstände. Constantin wollte den Baßianus, den er mit seiner Schwester Anastasia vermählt hatte, zum Cäsar erklären, und ihm die Regierung von Italien übergeben: er ersuchte daher den Licinius um seine Einwilligung dazu. Dieser aber reizte zu eben derselben Zeit den Baßianus zu einer Verschwörung wider den Constantin, wozu er sich des Senecio, der Baßians Bruder war, bediente. Nachdem Constantin dieses entdeckt hatte, ließ er den Baßianus hinrichten; allein den Senecio forderte er vergebens vom Licinius, zu welchem sich derselbe geflüchtet hatte. Man setzt noch hinzu, daß Constantin berechtigt gewesen sey, von dem Licinius, nachdem er den Maximinus überwunden hatte, zu verlangen, daß derselbe in eine neue Theilung des Reichs willigen möchte, weil nunmehr der Antheil des Licinius weit beträchtlicher als seiner gewesen sey. Selbst ihre gemeinschaftliche Regierung habe eine völlige Gleichheit zwischen ihnen erfordert, und Constantin habe die Eroberungen seines Mitregenten dadurch gesichert, daß er das Reich auf einer andern Seite gegen die Einfälle der Barbaren vertheidigt habe. Allein da Licinius sich geweigert habe, eine neue Theilung vornehmen zu lassen, sey er mit desto größerm Rechte bekriegt worden. Dieses Urtheil der Neuern hat einen großen Schein; aber es kann nicht hinlänglich bewiesen werden, und es fehlt insonderheit an einer Nachricht, was beyde Fürsten über die Provinzen, welche sie dem Maxentius und Maximinus

minus entreißen würden, vor eine Abrede getroffen hatten. Der Bericht des Ungenannten kann glaubwürdig seyn, und hebt doch nicht allen Verdacht auf, daß auch Constantin Gelegenheit zu diesem Kriege mag gegeben haben.

Er brach im Jahr 314 zwischen ihnen aus. Constantinus rückte in das Gebiete des Licinius, in Nieder-Pannonien, ein, wo sich derselbe bey der Stadt Cibalis, (in der heutigen Landschaft Sclavonien) gelagert hatte. Hier fiel eine der hartnäckigsten Schlachten zwischen beyden Heeren vor, die vom Aufgange der Sonne bis zum Abend fortdauerte. Römer stritten gegen Römer, und Licinius gab als Feldherr betrachtet dem Constantinus wenig nach; aber endlich wurde er geschlagen, und flüchtete sich mit dem übrig gebliebenen Theile seines Heeres nach Thracien, welches jezt Romanien heißt, um daselbst frische Kriegsvölker an sich zu ziehen. Die Geschwindigkeit im Kriege war dem Constantin vorzüglich eigen: er verfolgte daher den Licinius mit vieler Hitze, bis er zu Philippopolis in Thracien angekommen war. Daselbst ließ ihm Licinius den Frieden anbieten; allein dieser hatte auf seiner Flucht, vermuthlich um sich eine neue Stütze zu verschaffen, einen gewissen Valens zum Cäsar ernannt: dieser Schritt mußte dem Constantin mißfallen, und hinderte den Vergleich. Es folgte also eine neue Schlacht zwischen Philippopolis und Adrianopolis. Obgleich aber mitten unter dem Gefechte eine Schaar von Constantins Kriegsvölkern ankam, und dem Heere des Licinius in die Seite zu fallen versuchte, blieb der Sieg doch unentschieden. Man erzählt sogar, daß der leztere durch eine geschickte Wendung dem erstern in den Rücken gekommen sey; ingleichen, daß Constantin sein Geräthe in einem

Hinterhalte verloren habe. Genug, beyde waren geschwächt, und in einem zweydeutigen Zustande; Constantin hatte zwar mehr Vortheile auf seiner Seite, zumal da er den Krieg tief im feindlichen Lande führte; allein Licinius war auch im Stande, denselben noch eine Zeitlang fortzusetzen. Alles dieses erleichterte den Frieden, der noch im Jahr 314 auf die Bedingung geschlossen wurde, daß Valens nicht mehr Cäsar seyn; Constantin aber Illyrien, Griechenland, Macedonien, und alle andere Europäische Länder jener Gegenden, bis auf die jetzt so genannte Bulgarey und Romanien, (damals Nieder-Mösien und Thracien) welche dem Licinius verblieben, bekommen sollte.

Während dieses Feldzugs, und noch vorher, wandte Constantin auf die heftigen Streitigkeiten, welche die Christen in Africa mit einander führten, eine besondere Aufmerksamkeit. Sie waren seit dem Jahr 311 über die Wahl des Cäcilianus zum Bischof von Carthago entstanden. Eine große Parthey behauptete, daß er diese Stelle mit Unrecht bekleide: nicht allein, weil er von einem Bischof Felix geweiht worden sey, der in der letzten heydnischen Verfolgung einen Traditor abgegeben, das heißt, die heiligen Schriften der Christen an die Heyden ausgeliefert habe, welche sie verbrennen ließen; sondern daß er auch selbst dieses Verbrechen begangen habe. Diese Parthey trennte sich von der Kirchengemeinschaft des Cäcilianus und seiner Anhänger; sie stiftete eine besondere Gemeine, die von einem ihrer vornehmsten Lehrer Donatus den Nahmen der Donatistischen Sekte bekam; da hingegen die Gemeine des Cäcilianus sich die Catholische oder Rechtgläubige nannte. Von den Vorwürfen gegen die Personen, kam es zu Zwistigkeiten

keiten über die Lehre selbst; und da die Donatisten es zu einem Kennzeichen der wahren Kirche machten, daß in derselben gar keine öffentliche Sünder geduldet würden: so legten sie sich diesen Vorzug vor allen andern christlichen Gemeinen in der Welt bey. Die Beschuldigungen, auf welche sich diese allgemeine Spaltung unter den Christen in Africa, so weit es von Aegypten unterschieden wurde, gründete, wurden endlich zu einer gerichtlichen Untersuchung gebracht. Constantin erklärte sich, sobald sich ihm Africa unterworfen hatte, für die Catholischen; befohl, daß ihnen alle entrissene Kirchengüter zurückgegeben werden sollten, und ließ dem Cäcilianus mehr als siebzig tausend Thaler (nach unserer Art zu rechnen) auszahlen, damit er sie nach einer Vorschrift, die der Bischof Hosius aufgesetzt hatte, unter die catholischen Lehrer in dem eigentlichen Africa, Mauritanien und Numidien austheilen möchte; er erbot sich auch noch mehr Geld zu dieser Absicht anzuweisen, wenn dieses nicht hinlänglich seyn sollte. Es ist glaublich, daß er diesen Lehrern dadurch den Schaden ersetzen wollte, den sie entweder durch die Donatisten, oder noch unter der Regierung des Maxentius erlitten hatten. Zugleich gab er dem Statthalter in Africa Befehl, diejenigen im Zaum zu halten, welche die catholische Kirche in Verwirrung setzen wollten, und Cäcilianus sollte diese Leute bey demselben angeben. Da die Donatisten sahen, daß ihre Gegenparthey völlig die Oberhand gewinne, baten sie den Kaiser, ihre Streitsache durch Richter aus Gallien untersuchen zu lassen, weil die Verfolgung nicht in dieses Land gedrungen war, und also mehr Unpartheylichkeit von den dortigen Bischöfen bey der Prüfung des vorgeworfenen Verbrechens eines Traditor erwartet werden konnte.

Er bewilligte ihnen diese Bitte. Es wurde dem Melchiades (oder, wie ihn andere nennen, Miltiades) Bischof von Rom, aufgetragen, die verlangte Untersuchung mit drey gallischen und einigen italiänischen Bischöfen, in Gegenwart von Abgeordneten beyder Partheyen, anzustellen. Dieses geschah auch zu Rom im Jahr 313 in dem lateranensischen Palaste der Kaiserinn Fausta. Die Versammlung erklärte den Cäcilianus vor unschuldig, und fand überhaupt keine Ursache, warum die Christen die Kirchengemeinschaft mit ihm nicht unterhalten sollten. Allein die Donatisten waren mit diesem Ausspruche nicht zufrieden: sie beklagten sich über die geringe Anzahl der Bischöfe, von denen er herrührte, und nannten ihn übereilt. Daher schrieb Constantin eine allgemeine Versammlung aller Bischöfe seines Reichs nach Arles (damals Arelate) aus, bey welcher sich ein jeder mit zween Aeltesten und drey Bedienten, alles auf kaiserliche Kosten, einfinden sollte. Diese Kirchenversammlung wurde im Jahr 314 gehalten: es erschienen zwar nicht alle Bischöfe bey derselben; aber doch war ihre Anzahl sehr beträchtlich. Sie sprachen ebenfals den Cäcilianus von allen Beschuldigungen frey. Auch durch dieses Urtheil nicht beruhigt, beriefen sich die Donatisten auf die Entscheidung des Kaisers selbst. Er verhörte würklich beyde Partheyen im Jahr 316 zu Meiland; allein die Klage der Donatisten wurde auch von ihm abgewiesen.

Diese Angelegenheit beschäftigte ihn weit mehr, als es der Mühe werth ist, solches nach allen Umständen zu erzählen. Bald wollte er selbst nach Africa reisen, um ein desto richtigeres Urtheil darüber fällen zu können; bald schickte er Bischöfe hin, welche den Ausspruch der zu Rom versammleten Bischöfe bestä-

tigen sollten: er ließ eben daselbst die Beschuldigung wider den Felix untersuchen, und sie wurde falsch befunden. Beyde Theile setzten allerley Mittel in Bewegung, um den Kaiser auf ihre Seite zu ziehen: er war zuweilen mit sich selbst uneins, wie er dabey verfahren sollte; und die Donatisten beschuldigten den Bischof Hosius, daß er ihn ganz für ihre Gegner eingenommen habe. Die Sache selbst war wegen der weit ausgebreiteten Trennung, die daraus entstanden war, wichtig genug, um dem Kaiser einige Unruhe zu verursachen. Allein er war ein zu neues und ungeübtes Mitglied der christlichen Gemeinen, als daß er sich nicht in Ansehung der Maaßregeln, die er dabey zu beobachten hätte, von den catholischen Bischöfen hätte leiten lassen sollen. Ob es gleich eine Kirchenstreitigkeit war; so hatte sie doch eine Anklage zum Grunde, die von weltlichen Richtern, mit Zuziehung einiger Bischöfe, füglich untersucht werden konnte. Dennoch glaubte Constantin, daß sie nur vor einem geistlichen Gerichte, und sogar vor einer allgemeinen Kirchenversammlung entschieden werden könnte. Schon fieng er an, sich seiner eigenen Rechte zu begeben, indem er in einem Schreiben an die catholischen Bischöfe sagt, es komme ihm sonderbar vor, daß man sich hierbey auf ihn berufen habe, da in solchen geistlichen Streitsachen, welche die Bischöfe nach den Vorschriften Christi beylegen sollten, keine Berufung auf weltliche Gerichte statt finden könnte. Er bat sogar in der Folge die Bischöfe um Verzeihung, daß er hierinne einen Richter abgegeben habe, nachdem sie bereits einen Ausspruch gefällt hätten. Man kann dieses einen der ersten Schritte nennen, den die Geistlichkeit unter seiner Regierung zur Erlangung einer besondern Gerichtsbarkeit im Staate, die nachmals Fürsten und Unterthanen so fürchterlich geworden ist, gethan hat.

Unterdessen übte doch Constantin bey diesen Händeln die Gewalt eines obersten Richters völlig aus; und man sieht in dieser Geschichte nicht die geringste Spur, daß dieses Ansehen dem Römischen Bischof zugehört hätte; er gehorchte wie die übrigen Bischöfe den Befehlen des Kaisers.

Um diese Zeit begünstigte Constantin überhaupt die christlichen Lehrer mit mancherley Rechten und Wohlthaten. Darunter gehört besonders seine Verordnung vom Jahr 313, durch welche er die rechtgläubigen Lehrer in Africa von der Verbindlichkeit, öffentliche Bedienungen zu bekleiden, gänzlich loßbindet, damit sie nicht durch solche Zerstreuungen von den Pflichten ihres Amts abgezogen würden: eine Freyheit, die er nachmals auf alle andere Lehrer dieser Art in seinem Reiche erstreckte. Die Aemter und Pflichten, die man in diesen Zeiten dem Staate schuldig war, bestanden theils aus Ehrenstellen, die mit vielem Aufwande verknüpft waren; theils aus den so genannten verächtlichen und niedrigen Dienstleistungen, welche allerhand Frohndienste und Handarbeiten in sich begriffen. Sie wurden auch in die persönlichen eingetheilt, zu welchen nur gewisse Personen verpflichtet waren, und in diejenigen, welche auf gewissen Grundstücken hafteten. Von allen ohne Ausnahme befreyete Constantin die christlichen Lehrer, auch die geringern Kirchenbedienten, die zu ihrem Stande gerechnet wurden; ohne darauf zu sehen, ob sie selbst Vermögen besäßen, oder von den Gütern der Kirche unterhalten würden. Er schützte sie auch bey diesem Rechte, als die Donatisten sie zu hindern suchten, desselben zu genießen. Aber diese Vergünstigung gab doch zu gegründeten Beschwerden Anlaß. Die ansehnlichsten Bürger in jeder Stadt trugen durch die Verwaltung der öffentlichen

chen

chen Aemter das ihrige zu den gemeinen Ausgaben bey: und diese Last mußte ihnen weit beschwerlicher werden, nachdem sie nunmehr einem so großen Theil ihrer Mitbürger abgenommen worden war. Viele reiche Bürger ließen sich sogar die untersten Kirchenbedienungen ertheilen, damit ihnen diese Befreyung von allen Aemtern auch zu Statten kommen möchte. Daher befohl **Constantin**, daß Reiche, die zur Annehmung der Ehrenstellen verbunden wären, nicht in den geistlichen Stand treten sollten; sondern nur Personen von geringem Vermögen, welche billig, sagte er, von den Reichthümern der Kirche ernährt würden; auch sollten keine neue Geistliche bestellt werden, wenn nicht Stellen für sie durch den Todt erledigt wären. Diese Einschränkung des geistlichen Standes auf weniger vermögende Personen, war im Grunde eine nicht viel geringere Unbequemlichkeit als diejenige, welche aus der allgemeinen Befreyung der Geistlichkeit von öffentlichen Diensten entstand. Es scheinet jedoch, daß diese Freyheit hätte Statt finden, und daß immer zugleich von vermögenden Geistlichen ein Beytrag zu den Bedürfnissen des Staats hätte geleistet werden können.

Aber auch von dem größten Theil der öffentlichen Abgaben sprach **Constantin** die Geistlichkeit frey: von der ordentlichen Steuer sowohl, als von den neuen und außerordentlichen Auflagen. Nur für die liegenden Gründe und Aecker, welche sie besaß, zahlte sie das gewöhnliche Geld wie andere Unterthanen. Auf diese erste Befreyungen bauete sie seitdem immer glücklicher; wußte selbst die geringe übrig gebliebene Last abzuwerfen, und wurde auch von dieser Seite dem Staate desto beschwerlicher, je geschwinder ihre Güter und Reichthümer zunahmen, sich endlich bis ins Unermeßliche

erweiterten. Auch dazu hat Constantin den ersten Grund gelegt. Denn gegen das Jahr 321 erlaubte er durch ein besonderes Gesetz, Vermächtnisse an die rechtgläubige Kirche zu stiften, und sie zur Erbinn einzusetzen. Nach seiner Absicht sollten diese Schenkungen der Kirche überhaupt hinterlassen, und durch öffentliche Anstalten zu ihrem Dienste und zur Ehre der Religion angewandt werden. Ein Theil derselben war für die Lehrer bestimmt; das übrige sollte zur Unterhaltung der Armen, Wittwen, und Gott geweihten Jungfrauen, auch zur Erweiterung und Ausschmückung der Kirchen, angewandt werden. Allein mit einem offenbaren Mißbrauche zog die Geistlichkeit diese Einkünfte ganz an sich, und nützte sie nach ihrem Gefallen. Der Aberglaube führte die Meinung ein, daß man sich bey Gott dadurch vorzüglich beliebt machen könne, wenn man seiner Kirche und ihren Dienern, (ja eben dadurch, wie man sich öfters ausdrückte, Gott und Christo selbst,) viele Einkünfte schenkte. Daher ward endlich derjenige Stand der reichste unter allen, der nach seiner Bestimmung allen andern ein Beyspiel der Mäßigung in Ansehung der Güter dieses Lebens abgeben sollte; und vor allen in demselben die Bischöfe, welche die Aufsicht über die Schätze der Kirche führten.

Andere Gesetze dieser Zeit, welche Constantin vom Jahr 314 an gab, bezeichneten entweder seine Ehrerbietung gegen das Christenthum; oder die gütigen Gesinnungen, welche er gegen seine Unterthanen hatte. Er verordnete, daß allen, welche durch die Ungerechtigkeit der vorigen Regierung Sclaven geworden waren, sogleich wieder von ihren Herren die Freyheit ertheilt werden sollte: er erklärte sich sogar, daß nicht einmal eine Verjährung von sechszig Jahren hinlänglich

länglich seyn sollte, jemanden gänzlich um seine Freyheit zu bringen. Zur Ehre des Kreuzes Christi verbot er, daß künftig unter den Lebensstrafen die Kreuzigung niemals mehr gebraucht werden sollte. Er hob auch das Zerschlagen der Beine auf, welches, so wie jenes, eine Strafe für die Sclaven war. Er wollte nicht, daß man diejenigen an der Stirne brandmarken sollte, welche zu dem Kampfe mit wilden Thieren, oder zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt waren, damit nicht das Gesicht geschändet würde, welches, wie er hinzu setzte, ein Bild von göttlicher Schönheit sey. Die Armuth der Eltern verursachte damals öfters, daß sie ihre zarten Kinder umbrachten. Um dieses zu verhüten, befohl Constantin, daß, wenn ein Vater sein Kind, das er nicht ernähren konnte, zu der Obrigkeit bringen würde, sogleich aus dem öffentlichen Schatze oder aus den Einkünften der kaiserlichen Kammergüter das nöthige Geld zur Erziehung des Kindes genommen werden sollte. Einige Jahre darauf suchte er auch der traurigen Nothwendigkeit vorzubeugen, in welcher sich manche Väter befanden ihre Kinder zu verkauffen, oder an Staat eines Pfandes hinzugeben. Seine Statthalter und Einnehmer erhielten Befehl, solchen Vätern bey Zeiten aus den öffentlichen Kornböden Hülfe zu leisten. Den Ackerbau munterte er so nachdrücklich auf, daß er bey Lebensstrafe verbot, weder Knechte noch Vieh, welches dabey gebraucht wurde, um Schulden wegen anzuhalten. Er bestätigte auch alle diejenigen, welche einen Theil seiner Kammergüter durch Schenkung oder auf eine andere rechtmäßige Art erhalten hatten, in dem Besitze derselben. An Statt daß die Sclaven bisher nur vor der Obrigkeit unter vielen feyerlichen Umständen frey gesprochen werden konnten, erlaubte er, daß solches auch in den Kirchen, in Gegenwart der Gemeine, geschehen könnte;

die Bischöfe, welche sie daselbst loßgaben, brauchten nur ein schriftliches Zeugniß darüber auszustellen: und überhaupt wurde der Geistlichkeit auch sonst die Ausübung dieses Rechts sehr erleichtert.

Desto schärfere Verordnungen gab er bey andern Gelegenheiten. Die Juden verfolgten diejenigen, welche von ihrer Gemeine zum Christenthum übergiengen, mit der äußersten Erbitterung. Constantin verbot ihnen dieses bey der Strafe des Feuers, und er setzte andere Strafen darauf, wenn jemand die jüdische Religion annehmen würde. Er gab nicht zu, daß Juden oder Heyden christliche Sclaven hatten. Und da die Juden wider die Befehle der vorigen Kaiser, auch ohne seine Erlaubniß, versuchten, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen, und ihre ehemalige Staatsverfassung einigermaaßen von neuem aufzurichten: ließ er allen, die daran Antheil gehabt hatten, die Ohren abschneiden, und sie darauf herumführen, um andere ihres Volks von ähnlichen Unternehmungen abzuschröcken. Constantin war überhaupt den Juden nicht günstig: er nahm ihnen auch die Befreyung, welche sie bis auf seine Zeit von den beschwerlichen Ehrenstellen der Städte genossen hatten, größtentheils. Es ist wahr, daß sie die ersten und heftigsten Feinde des Christenthums gewesen sind, und es scheint, daß sich die Christen für alles, was sie ehemals durch sie gelitten hatten, jetzt unter einem Fürsten ihres Glaubens zu rächen gesucht haben. Allein der Kaiser war doch allen seinen Unterthanen gleiche Billigkeit schuldig: eine zu merkliche Abneigung gegen eine Art derselben, setzte diese zu leicht Beleidigungen von Seiten der übrigen aus. In der That liebte er auch sonst die Gerechtigkeit ohne Unterscheid der Personen, und zuweilen bis zur Härte. So befohl er unter andern, daß

Frauen-

Frauenzimmer, wenn sie gleich wider ihren Willen entführt worden wären, doch ihres väterlichen und mütterlichen Erbtheils verlustig seyn sollten, weil er voraus setzte, daß ihr Betragen gegen ihre Räuber nicht vorsichtig genug gewesen seyn möchte.

Constantin war in diesen ruhigen Zeiten seiner Regierung bis zum Jahr 322 außerordentlich geschäftig, die Zufriedenheit, Sittsamkeit und Wohlfahrt seiner Unterthanen durch Gesetze zu befestigen. Er erleichterte ihnen das Recht ihren letzten Willen aufzusetzen, das bisher durch eine Menge von Bestimmungen der Rechtsgelehrten schwer zu brauchen geworden war. Er sorgte ungemein dafür, daß niemand so leicht in die Leibeigenschaft gerathen möchte. Den Gläubigern verbot er, sich der Güter ihrer Schuldner nicht mehr zu bemächtigen; und den Ehemännern, Beyschläferinnen zu halten. Selbst auf die Gefangenen erstreckte sich seine Aufmerksamkeit: er wollte nicht, daß sie von den Aufsehern der Gefängniße gemißhandelt, besonders in ungesunde Oerter geworfen werden sollten. Er ließ auch nicht geschehen, daß diejenigen, welche der kaiserlichen Kammer etwas schuldig waren, wie bisher, in die ordentlichen Gefängniße eingesperrt wurden. Aber zwey seiner Gesetze aus diesem Zeitraum sind vor andern merkwürdig. Durch das erstere hob er die alten Gesetze wider den ehelosen Stand auf. Die Römer hatten zur Bevölkerung ihres Staats das Heyrathen aufgemuntert; und daher das ehelose Leben mit Beschimpfung und Strafe belegt. Insonderheit hatte der Kaiser Augustus zuerst im Julischen, und nachmals noch genauer im Papischen und Poppäischen Gesetze, theils viele Ehrenbezeigungen und Vortheile für die Ehemänner, noch mehr aber für die Väter festgesetzt; theils Strafen gegen die Ehelosen, und

 selbst

selbst gegen die Ehemänner, welche keine Kinder hatten. Jene sollten gar keine Vermächtnisse ziehen, ausser von ihren nächsten Anverwandten; diese aber nur die Hälfte von dem, was ihnen vermacht worden war. Die Schärfe dieser Gesetze hatte schon Septimius Severus etwas vermindert. Constantin aber schaffte diese Strafen gänzlich ab. Sie standen freylich dem Mönchsleben, das eben zu seiner Zeit recht in Aufnahme kam, und überhaupt der Einbildung vieler Christen, durch die Enthaltsamkeit von der Ehe vollkommner zu werden, sehr im Wege. „Da er sah, „schreibt Sozomenus, daß diejenigen, welche aus „Liebe zu Gott unverehlicht und Kinderlos bleiben wollten, wegen dieses Gesetzes sich in einem nachtheiligern Zustande befanden, als andere: so hielt er es „vor thöricht zu glauben, daß das menschliche Geschlecht „durch menschliche Sorgfalt und Fleiß ausgebreitet „werden könne; indem die Natur vielmehr stets durch „eine höhere Veranstaltung verringert oder vermehrt „wird." Die Ursache klingt sehr andächtig, und mag dem Kaiser wohl von der Geistlichkeit beygebracht worden seyn; sie ist aber in dieser Anwendung seicht, und sogar schädlich. Denn sie würde alle weise Maaßregeln der Fürsten und Staatsmänner, die sie zur Beförderung der Fruchtbarkeit, Bevölkerung, und anderer Vorzüge eines Landes ergreiffen, zu unnützen und fast gottlosen Versuchen machen, weil es Gott allein zukommt, die Länder zu seegnen. Wenn Constantin bey dieser Verordnung bloß darauf gesehen hätte, daß jene alten Gesetze, die an sich löblich waren, doch die Freyheit der Unterthanen sich in Ansehung der Ehe zu entschließen, welche sie mit Recht fordern konnten, gänzlich unterdrückten; und wenn er die gedachten Strafen mehr eingeschränkt, nur auf diejenigen gerichtet hätte, die ohne rechtmäßige Ursachen, öfters bloß,

um

um sich der ausschweifenden Wollust desto ungehinderter ergeben zu können, den Ehestand vermieden: so würde man nichts daran zu tadeln finden. Allein er that dadurch vielmehr dem Aberglauben und einer träumerischen Heiligkeit Vorschub. Würklich gab er nicht allein den gedachten Christen, welche den Ehestand flohen, gleiche Rechte mit den übrigen; sondern noch, wider die Römischen Sitten, das Vorrecht, daß sie, ohne Unterscheid des Geschlechts, und wenn sie gleich noch unmündig waren, ein Testament aufsetzen konnten. Der erstgenannte Schriftsteller führt wieder den Bewegungsgrund an, der Kaiser habe geurtheilt, daß derjenige, welcher sich allein dem Dienste Gottes und einer strengern Uebung der Tugend gewiedmet hat, in allen Dingen vernünftige und kluge Maaßregeln treffe. Eine gute Meinung, die man nur in so weit billigen darf, als man mit einem frommen Herzen auch einen aufgeklärten Verstand und viele Erfahrung verbunden sieht.

Das zweyte dieser Gesetze **Constantins**, welches im Jahr 321 folgte, führte zuerst die strengere Feyer des Sonntags ein. Dieser Tag war allem Ansehen nach von den Aposteln, zum Andenken der Auferstehung **Jesu**, als eine feyerliche Zeit des äußerlichen Gottesdienstes eingeführt worden, und die Christen versammleten sich daher vorzüglich an demselben zu den Pflichten dieses Dienstes. Allein er war so wenig an die Stelle des Jüdischen Sabbaths gesetzt worden, daß die Christen vielmehr, wenn sie jene Pflichten öffentlich abgetragen hatten, gleich an eben demselben Tage zu ihren ordentlichen Arbeiten zurückkehrten. Es begiengen sogar die meisten christlichen Gemeinen bis ins vierte Jahrhundert neben dem Sonntage auch den **Sabbath**, weil die zum Christenthum bekehrten Juden,

den, welche anfänglich die größte Anzahl der Christen ausmachten, von ihrem Eifer für das Mosaische Gesetz nicht losgerissen werden konnten. Die christliche Freyheit, welche diese Religion so sehr von der jüdischen unterschied, und wenig an besondere Zeiten, Oerter und Gebräuche des Gottesdienstes gebunden seyn wollte, zeigte sich bey der Feyer des Sonntages mit desto größerm Rechte, da das ganze Leben der ersten Christen durch seine Heiligkeit ein immerwährender Gottesdienst war; zumal da sie auch täglich zum Gebete zusammen kamen. Eine Muße also von ihren täglichen Geschäften würde bey solchen Gesinnungen kaum etwas Großes haben heißen können: und sie hätten auch dabey, so lange sie unter einer heydnischen Regierung lebten, Hinderniße gefunden. Dieses änderte Constantin zu einer Zeit, da sich die Christen selbst schon sehr verändert hatten. Ihre Gottseligkeit und Andacht waren lange nicht mehr so feurig als ehemals; sie fiengen an, den Dienst Gottes zu sehr in Cärimonien zu setzen, und selbst die neu erlangte Ruhe und Sicherheit fesselten sie stärker an die Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten des Lebens. Gesetze schienen also jetzt würklich nöthig zu seyn, um an dem einzigen wöchentlichen Tage, der zur öffentlichen Verehrung des Höchsten ausdrücklich bestimmt war, die erkalteten Triebe der Christen zu entzünden.

Das Gesetz des Kaisers war in diesen Worten abgefaßt: „Alle Richter und Einwohner der Städte, „auch die Arbeiten aller Künste, sollen am ehrwürdi„gen Sonntage ruhen. Doch können sich die Landleu„te mit aller Freyheit auf den Ackerbau legen. Denn „es trägt sich oft zu, daß an keinem andern Tage Ae„cker und Weinberge so bequem bestellt werden können, „als an diesem. Es soll also dieser Vortheil, den die

„Vor-

„Vorsehung des Himmels selbst darbietet, nicht bey „Gelegenheit einer so kurzen Zeit verloren gehen.“ Einige Zeit darauf verbot Constantin durch ein anderes Gesetz noch besonders am Sonntage alle Streithändel und Untersuchungen von Verbrechen vor Gerichte; er erlaubte es jedoch, als eine wohlthätige Handlung, leibeigene Knechte an diesem Tage frey zu lassen. Diese äußerliche Ruhe von allen Geschäften am Sonntage, ist nachmals immer von den christlichen Kaisern und andern Fürsten, obgleich unter einigen Veränderungen, bestätigt worden, und hat theils mit besonderer Strenge, theils unter manchen Mißbräuchen, bis auf unsere Zeiten fortgedauert. Sie verdiente beobachtet zu werden, wenn auch keine weltliche Gesetze sie eingeführt hätten: so anständig ist es dem Christen, sich von den täglichen Arbeiten, die nur eine geringe Anzahl von Jahren einnehmen sollen, ganz zur Betrachtung seines edlern künftigen und unaufhörlichen Lebens abzuziehen; aber es ist ihm noch anständiger, sich mitten unter allen Zerstreuungen und Sorgen, doch öfters und mit Nachdruck zu dem Urheber seines Lebens, zu den Aussichten in eine andere Welt zu erheben.

Der Sonntag sollte nach Constantins Absicht noch in einem genauern Verstande, ein zum Dienste Gottes gewiedmeter Feyertag auch für einen Theil seiner heydnischen Unterthanen seyn. Seine heydnischen Soldaten mußten an demselben auf das Feld ziehen, und daselbst mit gegen den Himmel aufgehobenen Händen ein Gebet sprechen, das er vorgeschrieben hatte. In demselben riefen sie den einzigen wahren Gott als ihren König um Hülfe an, dankten ihm vor die erlangten Siege, und erwarteten von ihm aufs künftige alles Gute; sie baten ihn zugleich um die Wohlfahrt und

und Erhaltung des Kaisers und seiner Kinder. Freylich war es unvermeidlich bey dieser Anstalt, daß viele Abgötter wider ihre Einsicht beten, oder vielmehr gar nicht dasjenige denken mußten, was sie sprachen. Vielleicht aber verdient der gut gemeinte Zwang des Kaisers einige Nachsicht; besonders, da nicht alle Heyden von dem Begriffe eines höchsten Gottes gleich weit entfernt waren. Man glaubt, daß Constantin noch überdieß entweder den Sonnabend oder den Freytag, zum Andenken der großen Dinge, welche Jesus an demselben verrichtet hatte, auf eine dem Sonntage ähnliche Art zu heiligen befohlen habe. Die Stellen der Alten, auf welche sich diese Nachricht gründet, sind nicht deutlich und übereinstimmend genug; es ist aber wahrscheinlich, daß er dem Freytage diesen Vorzug ertheilt habe. Wenn man auch diese Verordnungen nicht vor Merkmale seines Eifers für die christliche Gottseeligkeit erkennen wollte; so würden sie doch, schon als politische Gesetze betrachtet, ruhmwürdig seyn.

So viel er auch damals zur Ehre und zum Besten des Christenthums that; so arbeitete er doch mit ungemeiner Vorsichtigkeit daran, die heydnische Religion zu stürzen. Noch wurde sie fast ohne Hinderniß ausgeübt; ihre Verehrer hatten nur die Macht verloren, den Christen zu schaden; und nur selten wurden die Gebräuche derselben etwas eingeschränkt. Er erlaubte also durch eine Verordnung, die Wahrsager, welche aus den Eingeweiden der geschlachteten Opferthiere künftige Begebenheiten vorher sagten, noch ferner um Rath zu fragen; allein es sollte dieses bloß in den heydnischen Tempeln geschehen; in die Häuser, selbst ihrer Freunde, sollten sie nicht kommen, und man sollte allen Umgang mit ihnen gänzlich aufheben. Den Wahrsagern,

sagern, welche dieses nicht beobachten würden, drohte er mit der Feuerstrafe, und denen, welche sie zu sich kommen ließen, mit der Einziehung ihrer Güter und Landesverweisung. Er wollte zugleich damit auch alle Opfer, die bisher in manchen Häusern gebracht worden waren, abgeschafft wissen. Aber ohngeachtet dieser Schärfe vergönnte er doch in einem andern Gesetze von neuem, sich dieser Wahrsager zu bedienen: vermuthlich nicht darum, wie Zosimus meint, weil er die Richtigkeit ihrer Verkündigungen oft erfahren hätte, und daher befürchtet habe, seine Feinde möchten sich auch nach seinen künftigen Schicksalen bey ihnen erkundigen; sondern weil er vor nöthig befand, der Heyden in dieser beliebten Art der Aberglaubens, so nennt er sie selbst, zu schonen.

Während daß Constantin alle diese Gesetze gab, reiste er in verschiedenen seiner Länder, besonders in den neueroberten herum, und sein Reich blühte durch seine Sorgfalt. Die Einigkeit mit dem Licinius wurde dadurch befestigt, daß sie gemeinschaftlich drey Cäsares ernannten, den Crispus und Constantinus, Söhne Constantins, und den Licinius oder Licinianus, einen Sohn des Licinius. Auch bey den auswärtigen Völkern stand er in großem Ansehen: die Perser, deren Staat damals nach dem Römischen der zweyte an Größe in der Welt war, bewarben sich eifrig um seine Freundschaft, obgleich sein Gebiete an das ihrige nicht gränzte. Er hatte zwar kleine Kriege mit andern Völkern zu führen; allein sie waren kurz und glücklich. Crispus schlug die deutschen Völker am Rhein, die, wie es scheint, in Gallien einzubrechen suchten. Die Sarmatier kamen von dem jetzigen Asowschen Meere (damals Palus Mäotis) her, giengen über die Donau, und verwüsteten seine Länder;

sie

sie wurden aber in die Flucht gejagt, Constantin verfolgte sie über die Donau, und nahm eine Menge derselben gefangen. Ein anderer Schriftsteller erzählt dieses von den Gothen, einem deutschen sehr streitbaren Volke, welches sich damals schon an die Gränzen des heutigen Ungarn, Siebenbürgen und anderer benachbarten Länder gezogen hatte.

Plötzlich nahm der Friede zwischen dem Constantinus und Licinius ein Ende. Sie scheinen eben niemals die aufrichtigsten Freunde gewesen zu seyn, und ihr äußerliches gutes Vernehmen war schon seit einiger Zeit zerstört worden. Licinius, der vielleicht durch die Abtretung so vieler Länder an den Constantin noch eifersüchtiger auf die Macht desselben geworden war, nahm anfänglich geheime Maaßregeln ihm zu schaden; sie wurden aber entdeckt, und er gab daher neue Versicherungen einer treuen Beobachtung des geschlossenen Vergleichs. Allein zu gleicher Zeit verfolgte er seine christlichen Unterthanen, seinen ehemaligen Verordnungen zuwider, mit einer Erbitterung und Härte, welche es glaublich machen, daß er diese Gesinnungen lange Zeit sehr ungerne versteckt habe. Er hatte sie überhaupt im Verdacht, daß sie mehr dem Constantin als ihm zugethan wären, ob sie gleich öffentlich für ihn beteten. Seine übrigen Unterthanen litten nicht viel weniger durch seine Grausamkeit, Habsucht und ausschweifende Unzucht. Alles dieses, sagt Eusebius, konnte Constantin nicht länger gleichgültig ansehen: er beschloß daher, dem Elende so vieler Menschen, besonders der Christen, mit Gewalt ein Ende zu machen. Was in dieser Nachricht von dem Betragen des Licinius gemeldet wird, ist nicht unwahrscheinlich; allein daß Constantinus bloß aus Mitleiden gegen die Unterthanen desselben die Waffen wider

ihn



ihn sollte ergriffen haben, kann seinem Lobredner nicht schlechterdings geglaubt werden. Kriege, die aus Liebe zur Gerechtigkeit und aus andern ganz uneigennützigen Gründen geführt worden seyn sollen, sind eine der größten Seltenheiten in der Geschichte. Allem Ansehen nach suchten Constantinus und Licinius einen Vorwand, um einander von neuem bekriegen zu können. Ein ungenannter alter Schriftsteller führt einen solchen an, der wenigstens die nächste Veranlassung zum Ausbruche der Feindseeligkeiten mag gegeben haben. Constantin, sagt er, betrat mit seinem Heere, indem er die Gothen zurücktrieb, das Gebiete des Licinius; dieser hielt sich dadurch vor beleidigt: und eine so geringe Beschwerde war nur nöthig, um das Mißvergnügen der beyden Fürsten gegen einander in einen Krieg zu verwandeln.

Das Heer des Constantin, mit welchem er im Jahr 323 in das Gebiete seines Feindes nach Thracien rückte, war hundert und zwanzig tausend Mann Fußvolk stark; seine Reiterey und seine Seesoldaten beliefen sich auf zwanzig tausend: er hatte auch in dem Piräeischen Hafen bey Athen eine Flotte von zweyhundert Kriegsschiffen, und mehr als zweytausend Lastschiffen zusammen gebracht. Licinius, der ein Heer von hundert und fünf und sechszig tausend Mann, und eine Flotte von dreyhundert und funfzig Ruderschiffen, welche den Hellespont, jetzt die Dardanellen, besetzt hielten, versammelt hatte, war bey Adrianopel gelagert, und beyde Heere wurden nur durch den Fluß Hebrus getrennt. Da Constantin nicht im Angesichte der Feinde über denselben gehen konnte, stellte er sich gleichwohl, als wenn er vor ihnen eine Brücke darüber schlagen wollte: und indem sie ihre Aufmerksamkeit ganz darauf gerichtet hatten, setzte er in einer an-

dern

dern Gegend, wo der Fluß sehr seicht war, mit einem Hauffen Kriegsvölker über denselben, und griff damit das feindliche Heer so unvermuthet an, daß es in Unordnung gerieth, und schon halb geschlagen war, als Constantin das seinige völlig über den Fluß zog, welches die Niederlage desselben vollendete. Licinius verlor nicht nur vier und dreyßig tausend Soldaten in dieser Schlacht; sondern es ergab sich auch der größte Theil der Flüchtlinge an den Constantin; er selbst aber rettete sich nach Byzantium.

Schon belagerte ihn Constantin in dieser Stadt; gab aber auch seinem Sohne Crispus Befehl, mit seiner Flotte die feindliche anzugreifen. Das Seetreffen schlug für die leztere unglücklich aus, indem ihr Anführer so viele Schiffe in die Meerenge des Hellespont gestellt hatte, daß sie an einander selbst zerscheiterten, und desto leichter zerstreuet wurden; ein heftiger Sturm aber des folgenden Tages richtete diese Flotte gänzlich zu Grunde. Darauf sollten Constantins Kriegsschiffe Byzantium auch von der Seite des Meeres einschließen; die Belagerung der Stadt war auch schon weit gekommen: daher flüchtete sich Licinius, ehe ihm alle Wege zum Abzuge versperrt wurden, mit seinen besten Soldaten nach Asien hinüber, um bey Chalcedon ein neues Heer zusammen zu ziehen. Er ernannte zugleich einen seiner vornehmsten Staatsbedienten, den Martinianus, zum Cäsar, um zu dieser entscheidenden Zeit sich einen getreuen Gehülfen zu verschaffen. Würklich versammelte er auch bald ein Heer von hundert und dreyßig tausend Mann.

Ihn verfolgte Constantin mit großer Geschwindigkeit, ohne die angefangene Belagerung fortzusetzen. Zwar that ihm Licinius Vorschläge zum Frieden; allein

allein da er nur Zeit zu gewinnen suchte, brachten sie entweder die gewünschte Würkung nicht hervor; oder der Stillstand, den er geschlossen hatte, wurde bald von ihm gebrochen. Eine neue Schlacht also, zu welcher es noch im Jahr 323 bey Chrysopolis kam, welches gleichsam der Hafen von Chalcedon war, entschied die Erwartungen dieses Kriegs. Constantins Soldaten griffen ihre Feinde mit so vieler Hitze an, daß sie dieselben bald durchbrachen, und von diesem zahlreichen Heere entkamen kaum dreyßig tausend Mann. Mit einem Theile derselben zog sich Licinius nach Nicomedien; aber auch hier wurde er sogleich vom Constantin belagert. Von allen Hülfsmitteln den Krieg fortzuführen entblößt, schickte er seine Gemahlinn, Constantins Schwester, in das Lager desselben, um sich das Leben von ihm zu erbitten. Es wurde ihr dieses mit einem Eidschwure bewilligt; Licinius kam also selbst, fiel dem Sieger zu Füßen, übergab ihm den kaiserlichen Purpur, nannte ihn seinen König und Herrn, und bat ihn um Vergebung seiner Beleidigungen. Er wurde gütig aufgenommen, und bald darauf nach Thessalonich gesandt, (wo Constantin eben einen Hafen angelegt hatte,) um daselbst, wie es das Ansehen hatte, ruhig und sicher zu leben.

Man bemerkt bey diesen Feldzügen mit Verwunderung, daß Constantin unter seinen Kriegsvölkern eine Anzahl Gothen gehabt habe, welche seine Bundsgenoßen genannt werden. Dem ersten Anblicke nach war dieses ein sehr unvorsichtiger Schritt, die alten Feinde des Reichs mitten unter seine Bürger und Vertheidiger, zumal in einem bürgerlichen Kriege, wider Römer selbst, aufzunehmen, sie mit der innern Stärke und Schwäche des Reichs bekannt zu machen, sie

gleichsam bey dieser Gelegenheit in den Waffen zu üben, und zu belehren, wie sie die Römer überwinden könnten. Allein die Nachrichten von diesem Umstande sind so kurz und dunkel, daß man nicht ganz zuversichtlich dem Kaiser einen harten Vorwurf darüber machen kann. Vielleicht erforderte es die Sicherheit des Reichs, das kaum von dem Einfall der Gothen befreyet, und gleich darauf mit einem innerlichen Kriege beschwert war, sich in einige Verbindung mit ihnen einzulassen. Es ist wahr, daß die Gothen ihre Angriffe auf das Römische Reich bald wieder erneuert, und immer fortgesetzt haben, bis sie den Untergang desselben in den Abendländern vorbereitet hatten; aber dieses Unglück ist gewiß am wenigsten davon herzuleiten, daß Constantin einen Hauffen derselben in seine Kriegsdienste genommen hat.

Seine Siege über den Licinius würden noch weit bewundernswürdiger seyn, wenn man den christlichen Schriftstellern glauben könnte, welche sie einem eben so sichtbaren Beystande Gottes zuschreiben, als ehemals die Juden in ihren Kriegen wider die heydnischen Völker erhalten hatten. Das Labarum, sagen sie, oder die kaiserliche Hauptfahne mit dem Zeichen des Kreuzes, machte sein Heer, vor welchem sie getragen wurde, unüberwindlich. Sogar wenn in der Schlacht ein Theil seines Heeres von den Feinden in die Enge getrieben wurde, bekam derselbe sogleich wieder die Oberhand, nachdem der Kaiser diese Fahne dahin hatte tragen lassen. Funfzig Soldaten von seiner Leibwache, die sich durch ihre Leibesstärke und Gottseeligkeit vor andern hervorthaten, hatten daher keine andere Pflicht, als diese heilige Fahne zu bewachen, und einander im Tragen derselben abzulösen. Einer von ihnen, der sie einmal im heftigsten Getümmel des

Treffens

Treffens trug, übergab sie aus Furcht einem andern, und suchte sich zu retten; kaum aber hatte er dieses gethan, als er durch einen Pfeil getödtet wurde. Derjenige hingegen, welcher die Fahne übernommen hatte, ward, obgleich von allen Seiten Pfeile auf ihn flogen, doch von keinem einzigen getroffen: die Fahnenstange nahm alle auf sich; und niemals überhaupt, wie Constantin selbst dieses alles erzählte, fiel ein Pfeil auf den Fahnenträger. Diese göttliche Kraft des Kreuzes, setzt man hinzu, kannte Licinius: er verbot daher seinen Soldaten, denen er dieselbe bekannt machte, gegen den Ort, wo sich diese Fahne befand, zu fechten, oder nur die Augen auf dieselbe zu werfen. Constantin aber hatte außerhalb seines Lagers ein Betzelt, in welchem das Kreuz aufgerichtet stand: darinne betete er allemal, wenn er eine Schlacht zu liefern im Begriff war, mit einigen frommen Hofleuten, und den Bischöfen, die ihn auch in den Krieg begleiten mußten. Er that dieses, um durch sein Gebet den Willen Gottes zu erfahren: Gott offenbarte ihm solchen auch immer; er kam daher wie von einer göttlichen Begeisterung getrieben, aus diesem Zelte hervor, und gab darauf seinem Heere das Zeichen zur Schlacht. — Warum alles Wunderbare in diesen Nachrichten vor sehr verdächtig gehalten werden müsse, braucht wohl kaum gezeigt zu werden. Es gehört ein ganz anderer Zusammenfluß von öffentlichen, unerhitzten und unpartheyischen Zeugen dazu, um Begebenheiten von dieser Art glaubwürdig zu machen. Unzähligemal sind bloß außerordentliche Vorfälle vor Wunder angesehen worden: zumal wenn sie eine gewisse Verbindung mit der Religion hatten; und Christen von einer feurigen Einbildungskraft haben sogar tausend Dinge erblickt, gefühlt und geglaubt, die einem andern etwa nur im Traume begegnen dürften. Nachdem Constantin

einmal ein Kreuz am Himmel gesehen haben wollte, welches er in seinem übrigen Leben bis zum Aberglauben verehrte, das er besonders als ein sicheres Unterpfand der göttlichen Hülfe betrachtete: so war es nichts unerwartetes, daß seine Unterthanen sich hierinne wie er zu denken gewöhnten. An Statt natürliche Ursachen anzugeben, warum die Träger der Kreuzfahne einigemal am Leben geblieben waren, sollte sie die Fahne allein erhalten haben. Die Soldaten des Kaisers, denen sein Vertrauen auf das Kreuz bekannt war, konnten desto leichter bey seinem übrigen Glücke, schon durch die Erblickung desselben in ihrem Muthe gestärkt werden. Ihre Hoffnung breitete sich bey dem feindlichen Heere aus; jeder neue Sieg bestätigte sie, und Licinius mußte daher Anstalten treffen, um die seinigen gegen diesen schlimmen Eindruck zu verwahren. Andere Wunderzeichen, die sich um eben diese Zeit für den Constantin zugetragen haben sollen, können nach diesen und ähnlichen Gründen leicht beurtheilt werden; wie insonderheit die in der Luft vorbeyziehenden Kriegsvölker, durch welche Gott den Sieg dieses Kaisers vorher verkündigt haben soll. Dieses Beyspiel dient wenigstens dazu, um die Leichtgläubigkeit und fruchtbare Einbildung dieses Zeitalters auch bey andern Fällen begreiflich zu machen. Und dennoch ist es seltsam, daß man das Vorgeben, als wenn Constantin unmittelbare Offenbarungen von Gott bekommen hätte, ein Vorgeben, das nicht ohne die stärksten Beweise angenommen werden darf, ohne alle Beweise geglaubt hat.

Dieser Fürst, der nach göttlichen Eingebungen gehandelt haben soll, ließ gleichwohl den Licinius, dem er das Leben eidlich versichert hatte, bald darauf mit einem Stricke erwürgen. Vergebens führt man, um

diese

diese That zu entschuldigen, aus einigen Schriftstellern an, daß Constantins Soldaten den Todt des Licinius gefordert hätten, und aus andern, daß dieser gefangene Fürst ein heimliches Verständniß mit den Barbaren eingegangen habe, um mit ihrer Hülfe einen neuen Krieg anfangen zu können. Diese letztere Gefahr scheint bey einem Manne, den Constantin in seiner Gewalt hatte, nicht sehr fürchterlich gewesen zu seyn; aber schimpflich für den Kaiser könnte man den Bewegungsgrund nennen, wenn er dem blutgierigen Geschrey eines wilden Hauffens nachgegeben hätte. Sein Eidschwur, die Blutsfreundschaft, welche ihn mit dem unglücklichen ehemaligen Mitgenoßen des Reichs verband, selbst die Frömmigkeit, die er damals mit einer Art von Gepränge an sich zeigte; alles dieses hätte ihn weit von dem Gedanken entfernen sollen, dem Licinius das Leben zu nehmen. Ein neuerer Schriftsteller ergreift noch die letzte, aber seiner unwürdige Ausflucht, indem er sagt, der Todt des Licinius mag von Seiten der Menschen beurtheilt werden, wie man will; so sey er doch von Seiten Gottes gerecht gewesen, und dieser Fürst habe verdient, wie die andern Verfolger der Kirche umzukommen. So spricht der ungestüme Religionseifer, ohne zu überlegen, daß Constantin keine Vollmacht von Gott empfangen habe, den Licinius wegen seiner Bedrückung der Christen zu strafen: und überhaupt würde ein solcher Grund die grausamste und treuloseste Rache der Christen an ihren Verfolgern rechtfertigen. Auch Martinianus, den Licinius zum Cäsar ernannt hatte, ward auf Constantins Befehl umgebracht; wiewohl die Parthey, welche ihn unterstützt hatte, nun ganz zu Grunde gerichtet war, und er, der vermuthlich dem Willen seines Fürsten hatte gehorchen müssen, durch eine enge Gefangenschaft hinlänglich gestraft gewesen

wesen seyn würde. Es war noch der junge Licinius übrig, ein Prinz von acht Jahren, dessen Unschuld aber seinen Todt nur verzögerte: er ward drey Jahre darauf ebenfals hingerichtet. Diese Wuth, mit welcher Constantin eine ihm verhaßte Familie ausrottete, bewies mehr als alle seine Andachtsübungen; sie zeigte, daß die Religion, welche er äußerlich ausübte, sein Herz noch nicht durchdrungen hatte.

Unterdessen fieng er seit der Unterdrückung des Licinius an, einen neuen und vorzüglich großen Eifer für die Aufnahme des Christenthums zu bezeigen. Ein scharfsinniger Schriftsteller glaubt sogar, daß Constantin erst vom Jahr 323 an ein würklicher Christ geworden sey, und die noch bey ihm übrige Neigung zur heydnischen Religion gänzlich abgelegt habe. Das gewisseste, was man sagen kann, ist dieses, daß er zu dieser Zeit in den Stand gesetzt worden sey, seinen günstigen Gesinnungen gegen die Christen den freyesten Lauf zu lassen. Er war nun, wie er vielleicht lange gewünscht hatte, allein Herr im Römischen Reiche. Licinius hatte die heydnische Religion noch mächtig unterstützt; aber nachdem er aus dem Wege geräumt war, erlaubte es erst die Staatsklugheit, sich ganz wider diese Religion zu erklären. Denn die bisher den Christen geschenkten Vortheile waren noch keine harten Feindseeligkeiten gegen das Heydenthum, das wenigstens noch die Herrschaft im Reiche mit der christlichen Religion theilte.

Alle Spuren also und Würkungen der Verfolgung des Licinius wurden vom Constantin sogleich aufgehoben. Unter den Verordnungen, welche er deswegen durch das ganze Reich ergehen ließ, ist diejenige erhalten worden, welche er nach Palästina schick-

te.

te. Im Eingange derselben bemerkt er, daß sich schon lange ein offenbarer Unterscheid zwischen den Verehrern der christlichen Religion und zwischen ihren Feinden und Verächtern gezeigt habe; daß aber derselbe jetzt noch durch größere Begebenheiten außer allen Streit gesetzt, und zugleich die Macht Gottes bewiesen worden sey. Beyde hätten einen Ausgang genommen, der ihnen gebührte. Jene hätten bey ihrem standhaften Glauben an Gott, und bey der Hoffnung künftiger Güter, welche sie den Gefahren dieses Lebens vorgezogen hätten, zwar vieles Uebel ausgestanden, aber wegen dieser gewissen Hoffnung es gerne ertragen, und einen desto herrlichern Ruhm dadurch erlangt; diejenigen aber, welche weder Gott selbst erkannten, noch sich scheueten, seine Verehrer mit grausamen Martern hinzurichten, und nicht einsahen, wie elend sie wären, indem sie wegen einer solchen Ursache die Menschen straften, diese wären stets überwunden, und endlich zu Grunde gerichtet worden. Da aber, fährt Constantin fort, durch das Unheil, welches sie stifteten, eine allgemeine Noth der Menschen entstanden sey: so habe der einzige wahre Gott ihn zu seinem Diener gewählt, durch ihn vom Britannischen Meere an, und von den Gegenden her, wo die Sonne untergehen muß, bis in die Morgenländer, dieses Elend aufgehoben, um das menschliche Geschlecht zur Beobachtung seines ehrwürdigsten Gesetzes zurück zu führen, und dem seeligsten Glauben Wachsthum zu verschaffen. „Ich weiß zwar „wohl, sagt er, daß diejenigen, welche sich ganz der „himmlischen Hoffnung ergeben, und dieselbe fest auf „die göttlichen Wohnungen gründen, keiner menschli-„chen Gnade bedürfen, indem sie einer desto größern „Ehre genießen, je mehr sie sich von den irdischen „Fehlern und Uebeln entfernen." Allein er glaubte doch, es sey der Absicht, zu welcher sich Gott seiner

bediente, gemäß, diese Unschuldigen von allen Strafen zu befreyen. Die Christen also, welche aus ihrem Vaterlande hatten flüchten müssen, die zu den beschwerlichen öffentlichen Aemtern genöthigt worden waren, ihre Güter verloren hatten, auf die Inseln verwiesen worden waren, oder die man zu den Arbeiten in den Bergwerken verurtheilt, ihrer Freyheit und Ehre beraubt, aus ansehnlichen Kriegsdiensten gestoßen, zur Beschimpfung unter den Weibern hatte Wolle spinnen und Leinweber abgeben lassen, die man endlich zu Leibeigenen gemacht hatte; alle diese sollten wieder in ihren vorigen Zustand gesetzt werden, und eine Lebensart ergreifen, welche sie wollten. Er befohl zugleich, daß die Güter, welche die christlichen Märtyrer oder Bekenner hinterlassen hätten, ihren nächsten Anverwandten, und wenn keine solche vorhanden wären, der Kirche, zu welcher sie gehört hatten, eingeräumt werden sollten. Wer etwas von denselben in den Händen hätte, sollte es zurück geben, ohne daß man ihn wegen der bisherigen Nutzung solcher liegender Gründe in Anspruch nehmen dürfe: selbst die kaiserliche Kammer sollte die eingezogenen Güter der christlichen Kirchen wieder herausgeben. Zuletzt ermahnt Constantin in dieser Verordnung jedermann, aus demjenigen, was der allmächtige Gott seit kurzem durch ihn verrichtet hätte, denselben kennen und verehren zu lernen.

Der eifrigste Christ konnte mit den Ausdrücken, in welchen sich Constantin über seine Religion erklärte, vollkommen zufrieden seyn; und es ist beynahe unmöglich zu glauben, daß alles dieses nur Verstellung und gezwungene Lobsprüche des Christenthums gewesen seyn sollten. Dadurch ändert sich auch die Gestalt nicht, in welcher sich dieser Kaiser bereits gezeigt hat,

und

und noch ferner zeigen wird: als ein Fürst, der die Religion, welche er vor die einzige wahre hält, und ihr mit aller seiner Macht zu Hülfe kommen will, doch mit seinen herrschenden Absichten und Leidenschaften zu vereinigen weiß. Auf diesen ersten günstigen Befehl, der sogleich vollzogen wurde, folgten noch ernstlichere Anstalten, um dem Christenthum die Oberhand zu ertheilen. Constantin bestellte nunmehr meistentheils christliche Statthalter über die Länder des Reichs; oder, wenn er bisweilen einen Heyden dazu ernannte, so erlaubte er ihm nicht, den Göttern Opfer zu bringen: ein Verbot, welches sich bis auf den Obersten der Leibwache erstreckte. Er verbot daher in einem besondern Gesetze, weder Bildsäulen der Götter aufzurichten, noch Wahrsagerkünste und andere von dieser Art zu gebrauchen, endlich auch keine Opfer zu schlachten. Einigen Neuern ist es zweifelhaft vorgekommen, ob der Kaiser damals alle Opfer, oder nur die, welche in den Häusern gebracht wurden, verboten habe. Man findet würklich nach dieser Zeit Beyspiele genug von öffentlichen Opfern in den Tempeln, besonders zu **Rom**, in den Morgenländern und in Aegypten: und **Libanius**, der zu diesen Zeiten lebte, versichert ausdrücklich, daß **Constantin** den Götzendienst nicht gestört habe. Aber auf der andern Seite erzählt es **Eusebius**, der dieses so genau wissen konnte, noch zweymal, daß der Kaiser alle Arten von Opfern untersagt habe: und der ganze Zusammenhang seiner Handlungen macht es wahrscheinlich. Doch da die Abgötterey zu tief bey den Völkern eingewurzelt war, viele vornehme und reiche Personen ihr noch zugethan blieben, und daher Unruhen besorgt werden konnten, wenn hierbey zu strenge verfahren wurde: so scheint es, daß der Kaiser noch immer viele Nachsicht hierinne bewiesen habe.

Mit der erstgedachten Verordnung erschien zugleich eine andere, durch welche Constantin befohl, daß die christlichen Kirchen, welche bisher vernachlässigt worden waren, ausgebessert, erweitert, und, wo es nöthig wäre, auch neue gebauet werden sollten. Er schrieb deswegen an alle Bischöfe, und verlangte von ihnen, nach ihrem Gutbefinden dafür zu sorgen; die dazu nöthigen Kosten aber von den Statthaltern zu begehren. Was noch mehr ist, er stellte seinen neuen Unterthanen in den Morgenländern, in einem eigenhändigen Schreiben die Nichtigkeit des Götzendienstes, und die Ursachen vor, warum sie sich zum Christenthum wenden müßten. „Mein Vater, sagt „er unter andern darinne, war der einzige unter den „nächst vorhergehenden Fürsten, welcher sanft regierte, „und bey allen seinen Handlungen Gott den Vater um „Hülfe rief; die übrigen aber habe ich wegen ihrer wilden Gemüthsart als Fremde betrachtet: sie zerstörten „die wahre Lehre wegen ihrer Regierung, und stifteten, „obgleich alles im Reiche ruhig war, bürgerliche Kriege. Damals soll Apollo aus einer finstern Höhle „den Ausspruch gethan haben, daß ihn die gerechten „Leute auf der Welt hinderten, das Wahre vorher zu „sagen. — Dich, den höchsten Gott, ruft Constantin aus, nehme ich jetzt zum Zeugen. Du weißest, daß ich zu dieser Zeit in meiner ersten Jugend „den vornehmsten Kaiser seine Leibwache fragen gehört „habe, wer diese gerechten Leute auf der Welt wären, „und daß einer von den umstehenden Priestern geantwortet habe, es wären die Christen. Diese Antwort verschlang der Kaiser begierig, gleichsam als eine Speise von Honig, und zog das Schwerdt, welches zur Bestrafung der Verbrechen bestimmt ist, wider die untadelhafte Heiligkeit. — — Man sah „damals, mit welcher ausgelassenen Freyheit eine un-

„aufhör-

„aufhörliche Grausamkeit die ehrwürdigen Diener Got-
„tes täglich beschimpfen durfte. — Welche Feuer-
„strafe, welche Art von Martern und Quaalen ist nicht
„ohne Unterscheid an jedem Körper und Alter ausge-
„übt worden? — Warum gedenke ich aber dieser
„Dinge? Die Barbaren rühmen sich jetzt dessen, weil
„sie damals die Flüchtlinge unserer Länder aufgenom-
„men, und in einer sehr leutseeligen Gefangenschaft
„gehalten haben. Denn sie vergönnten ihnen nicht
„nur Rettung bey sich, sondern auch die Sicherheit
„ihrer Religion. — Doch die Urheber dieser Schand-
„thaten sind nachmals mit einem schimpflichen Ende in
„den Abgrund des Acheron zu beständigen Strafen ge-
„stoßen worden: sie rieben sich einander durch bürger-
„liche Kriege auf, und haben weder ihren Nahmen
„noch ihr Geschlecht übrig gelassen. Niemals aber
„würde ihnen dieses wiederfahren seyn, wenn nicht je-
„ne gottlose Weißagung des Apollo eine falsche Kraft
„gehabt hätte. Jetzt bitte ich Dich, höchster Gott!
„so fährt Constantin in diesem Schreiben fort, daß
„Du Deinen morgenländischen Völkern, die so lange
„Leiden ausgestanden haben, gnädig seyn, und sie
„durch mich, Deinen Diener, glücklich machen wol-
„lest. Und dieses bitte ich Dich nicht ohne guten
„Grund, o Herr über alles, heiliger Gott! Denn
„unter Deiner Anführung habe ich heilsame Dinge
„unternommen und ausgeführt. Dein Zeichen habe
„ich überall vortragen lassen, und dadurch treffliche
„Siege mit meinem Heere erfochten: und so oft es die
„Bedürfnisse des Staats erfordern, ziehe ich, indem
„ich der Fahne Deiner Macht folge, gegen die Feinde.
„Deswegen habe ich Dir meine Seele ergeben, die
„mit Liebe und Furcht durchaus gereinigt ist. Ich
„liebe Deinen Nahmen aufrichtig, und verehre Dei-
„ne Macht, die Du an vielen Beyspielen bewiesen,

„mit der Du meinen Glauben gestärkt hast. Daher „eile ich, meine eigenen Schultern unterzuziehen, da„mit ich Dein heiligstes Haus wieder herstelle, das „jene lasterhafte und Gottlose so boshaft verwüstet ha„ben. Zum allgemeinen Besten der Welt und aller „Menschen wünsche ich, daß Dein Volk im Frieden „und in Ruhe leben möge. Selbst die Anhänger der „falschen Religion mögen gemeinschaftlich mit den „Gläubigen die Annehmlichkeiten dieses ruhigen Zustan„des frölich genießen. Denn diese wiederhergestellte „Gemeinschaft dient auch dazu ungemein, die Men„schen auf den rechten Weg zu führen. Niemand stö„re den andern! ein jeder thue was ihm gefällt. Doch „müssen die Gutgesinnten versichert seyn, daß diejeni„gen allein heilig und unschuldig leben werden, welche „Du selbst dazu berufen hast, daß sie an Deinen heili„gen Gesetzen ihre Zufriedenheit finden sollen. Die „sich aber selbst denselben entziehen, mögen, weil es „einmal ihr Wille ist, die Tempel ihrer lügenhaften „Lehre immer behalten. Wir haben das herrliche „Haus Deiner Wahrheit, das Du uns mit der Na„tur gegeben hast. Eben dieses wünschen wir auch ih„nen, damit sie ebenfals sich an der allgemeinen Ue„bereinstimmung vergnügen können. Denn unsere „Religion ist nichts Neues; sondern seitdem nach un„serm Glauben die Welt gegründet worden ist, hast „Du auch diese Religion mit der schuldigen Ehrerbie„tung gegen Dich gestiftet. Das menschliche Ge„schlecht ist zwar durch mancherley Irrthümer verführt „worden; allein damit dieses Uebel nicht gar zu sehr „vergrößert werden möchte, hast Du durch Deinen „Sohn ein helles Licht aufgestellt, und jedermann an „Dich erinnert." — Zur Bestätigung von dem, was er eben geschrieben hatte, führt Constantin die bewunderuswürdige Einrichtung der ganzen Natur an:

dankt

dankt Gott für den Unterricht in der wahren Religion, und verbietet nochmals, daß niemand den andern wegen einer verschiedenen Einsicht in diesem Stücke beleidige. Er setzt hinzu, daß er alles dieses weitläuftiger erklärt habe, weil er den wahren Glauben nicht habe verbergen wollen; besonders aber, weil einige behauptet hätten, alle Cärimonien und die Ausübung des Heydenthums (welches er die Gewalt der Finsterniß nennt,) sey aufgehoben worden. Ich würde, sagt er, dieses allen Menschen gerathen haben, wenn nicht der schlimme Irrthum in manchen Gemüthern einen gar zu festen Sitz gewonnen hätte.

Nach diesem Schreiben zu urtheilen, nahm Constantins Eifer in dem Bekenntnisse und in der Empfehlung der christlichen Religion täglich zu: und so weit man die Gesinnungen eines Menschen übersehen kann, ist hier nichts, ist auch in seiner damaligen Stellung nichts zu finden, das seine Versicherungen und Nachrichten verdächtig machen könnte. Man möchte das einzige dabey erinnern, daß seine Frömmigkeit zu sehr von der irdischen Glückseeligkeit abzuhängen scheine, die er durch die Annehmung des Christenthums erlangt zu haben glaubte; von den Siegen, welche ihm die Kreuzfahne erworben haben sollte. Allein zu geschweigen, daß er auch der edlern Hoffnungen dieser Religion nicht ganz vergißt; so ist dieses wenigstens kein Beweis wider die Aufrichtigkeit, welche man ihm bey den feyerlichsten Erklärungen über dieselbe zutrauen kann.

Er wollte, wie man gesehen hat, die Heyden keinesweges durch Gewaltthätigkeiten zwingen, ihre Religion zu verlassen. Vielleicht hielt er es neben den Bewegungsgründen der allgemeinen menschlichen

Rechte auch vor unanständig, daß die Christen, welche sich über die Verfolgung der Heyden so wehmüthig beschwerten, diesen zu ähnlichen Klagen Gelegenheit geben sollten. Dieses unterdessen, und vornehmlich, was er am Ende seines Schreibens meldet, widerspricht beynahe der Erzählung des Eusebius, daß Constantin alle Opfer abgeschafft habe. Entweder also muß man glauben, daß der Kaiser diesen Befehl nicht vor eine Bedrückung angesehen habe, zumal wenn er ihn mit geringer Strenge vollziehen ließ; oder der eben genannte Schriftsteller, (bey dem die Zeitbestimmung ohnedieß nicht das deutlichste ist,) hat nur von einem Verbote der Opfer reden wollen, das in weit spätern Jahren erfolgt ist. Harte Anstalten waren übrigens nicht einmal nöthig, um das Christenthum unter Constantins Regierung sehr geschwind auszubreiten. Das reizende Beyspiel des Fürsten; der Zutritt zu den ansehnlichsten Aemtern, der den Christen vorzüglich offen stand; so viele Rechte und Freyheiten, mit welchen sie beehrt wurden; die Vergleichung beyder Religionen selbst mit einander, bey der, sobald sie durch nichts eingeschränkt ward, die heydnische so viel verlieren mußte, und andere glimpfliche Mittel, haben das Christenthum sehr bald empor gebracht. Es hatte schon längst ohne den geringsten Anschein von Gewaltthätigkeit, indem es vielmehr oft durch die höchste Macht im Reiche bestritten ward, unzähliche Menschen eingenommen, drang immer weiter, und erwartete nur noch eine vollkommene Freyheit, um durch seine eigene Stärke die Oberhand über den Götzendienst zu behaupten. Constantin ertheilte ihm dieselbe: und wenn er also gleich noch weit mehr zum Vortheil dieser Religion gethan, das Heydenthum zugleich durch Gesetze geschwächt und verächtlich gemacht hat; so kann

man doch nicht sagen, daß sie den Völkern bloß aufgedrungen worden sey.

Dieser ihr mächtiger Freund und Beschützer war gleichwohl noch nicht getauft; bloß als Lehrling im Christenthum nahm er sich desselben so nachdrücklich an. Einige hundert Jahre nach seinen Zeiten ersann ein unbekannter Freund der Römischen Kirche, (und vielleicht waren es mehrere,) eine Erzählung, nach welcher Constantin im Jahr 324 von dem Bischof zu Rom Silvester unter folgenden Umständen getauft worden seyn sollte. Der Kaiser, so schrieb dieser Betrüger, erregte eine Verfolgung wider die Christen zu Rom, der Silvester und die übrigen dortigen Lehrer durch die Flucht entgiengen. Er wurde dafür von Gott mit dem Aussatz bestraft: und da er schon im Begriff war, nach dem Rath der heydnischen Wahrsager Kinder umbringen zu lassen, deren Blut ihm zum Heilungsmittel dienen sollte, erschienen ihm die Apostel Petrus und Paulus, die er vor Götter hielt, in einem nächtlichen Traume. Sie befohlen ihm, den Silvester holen zu lassen, der ihm sagen würde, was er zu seiner Genesung thun müßte: und er gehorchte ihnen. Der Bischof meldete ihm auf seine Frage, daß dieses nicht Götter, sondern Apostel gewesen wären, zeigte ihm auch ihre Bildnisse, deren Aehnlichkeit mit der von ihm gesehenen Gestalt ihn überzeugte. Hierauf lehrte er ihn für seine Sünden Buße thun, legte ihm die Hände auf, und taufte ihn: dadurch wurde der Kaiser sogleich vom Aussatze befreyet. — Diese Nachricht, von der kein Schriftsteller aus dem Jahrhunderte Constantins oder aus dem gleichfolgenden etwas weiß, die vielmehr der zuverlässigen Geschichte desselben widerspricht, und noch andere Merkmale der Falschheit an sich hat, mag unterdessen bald

genug,

genug, unter so vielen andern Wundervollen und abergläubischen Erzählungen dieser Zeiten, aufgekommen seyn, und ist in verschiedenen untergeschobenen Schriften fortgepflanzt worden. Den Umstand, daß Constantin zu Rom getauft worden sey, haben seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts, einige lateinische Schriftsteller wider die ältern Zeugen, zur Ehre der Römischen Kirche behauptet. Das Wunderbare kam dazu, und so unglaublich es auch war, fand die Erzählung deswegen desto mehr Beyfall. Auch nachdem in den neuern Zeiten alle Gelehrte, denen an der Hoheit der Römischen Bischöfe wenig gelegen ist, dieselbe verworfen haben, suchten doch einige ihren Hauptinhalt dadurch zu retten, daß sie eine doppelte Taufe Constantins annahmen; die erste zu Rom von den Rechtgläubigen; die andere von den Arianern, am Ende seines Lebens. Eine so unwahrscheinliche Muthmaaßung, die außerdem auch auf keinem Zeugnisse des Alterthums beruht, verdient keine Untersuchung.

Aber diese ganze Erdichtung von der Taufe des Kaisers hat allem Ansehen nach nur den Grund zu einer noch wichtigern und für die Römischen Bischöfe brauchbarern abgeben sollen. Denn man hat sie folgendergestalt fortgesetzt: Nachdem Constantin seinen Aussatz durch die Bemühung des Silvester verloren hatte, war er darauf bedacht, ihm seine Dankbarkeit dafür zu bezeigen. Er schenkte also ihm und dessen Nachfolgern seinen Lateranensischen Palast zu Rom, die Stadt Rom selbst und ganz Italien, ja alle Abendländische Provinzen, ertheilte ihnen den Vorgang vor allen Bischöfen der Christen, eine goldene Krone, nebst vielen andern Rechten und Vorzügen. Es ist auch noch ein Schenckungsbrief, in welchem

Con-

Constantin dieses alles zusammen gefaßt haben soll, vorhanden; aber der Verfasser desselben war zu einem feinen Betruge so ungeschickt, hat so offenbare Unwahrheiten und Widersprüche, insonderheit aber eine so elende lateinische Schreibart hineingebracht, daß vor mehr als dreyhundert Jahren, zu einer Zeit, da die Oberherrschaft der Römischen Bischöfe über die Kirche noch beynahe gar nicht angefochten ward, gleichwohl schon diese ungereimte Urkunde vom Laurentius Valla und Aeneas Sylvius spöttisch genug abgefertigt worden ist. Daher haben sich auch die neuern Vertheidiger der Päpstlichen Ansprüche genöthigt gesehen, dieselbe aufzugeben. Allein indem sie sich der schlechten Ausflucht, die gar keinen Schein für sich hat, bedienen, sie sey von einem griechischen Schriftsteller der spätern Zeiten aufgesetzt worden, behaupten sie doch, die Schenckung des Kaisers selbst an die Römischen Bischöfe sey keinem Zweifel unterworfen. Diese vermeinte Schenkung hat aber würklich die ganze Geschichte wider sich, und in dem achten Jahrhunderte trifft man die ersten Spuren dieses kühnen und seltsamen Vorgebens an. Bis auf diese Zeit besaßen die Päpste weder Rom, noch irgend ein Land in oder ausser Italien. Sie machten den ersten Versuch, weltliche Fürsten zu werden, während der Unruhen und Empörungen, die in dem Italiänischen Gebiete der Griechischen Kaiser, deren Unterthanen sie gleich andern dortigen Großen waren, bey Gelegenheit des Streits über die Verehrung der Bilder entstanden. Noch glücklicher gelang ihnen diese Absicht durch die Freundschaft der Fränkischen Könige, Pipins und Carls des Großen, welche den ersten Grund zu den jetzigen Besitzungen der Päpste legten; aber eben so gewiß sich und ihren Nachfolgern die oberste Herrschaft über die denselben geschenkten Ländereyen vorbehielten.

Um die Freygebigkeit dieser Fürsten aufzumuntern und zu unterhalten, berief sich Adrian der erste, so weit die Nachrichten der Geschichte reichen, zuerst auf Constantins Schenkung, in einem Schreiben an Karl den Großen. So wie schon zu den Zeiten Silvesters, sagt er, die heilige Catholische und Apostolische Römische Kirche durch die Freygebigkeit des frommen Kaisers Constantins des Großen, heiligen Andenkens, erhöhet worden ist, indem er ihr in diesen Gegenden Italiens eine Gewalt zu ertheilen geruhet hat: so soll auch zu Eurer und unserer höchst glücklichen Zeit die heilige Kirche Gottes grünen, und immer mehr empor gebracht, dauerhaft verbleiben. Er beruft sich noch auf andere Schenkungen, welche die Römische Kirche (eigentlich sagt er nach der damals zu Rom üblich gewordenen Kirchensprache, der heilige Apostel Petrus,) über verschiedene Ländereyen in allen Gegenden Italiens von Kaisern und andern ansehnlichen Herren, um dafür Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, bekommen hätte; die Langobarden, setzt er hinzu, hätten sich dieser Länder bemächtigt, und er bittet, daß sie zurück gegeben werden möchten. Noch versichert er, daß die Urkunden von allen diesen Schenkungen in seinem Archive aufbehalten würden, und daß er sie dem Könige Karl überschickt habe, um die gegründeten Ansprüche des heiligen Petrus und des Papstes daraus zu erkennen. Ob sich unter diesen Urkunden die obengedachte von Constantins Schenkung völlig in derjenigen Gestalt befunden habe, in der wir sie noch lesen, kann nicht ausgemacht werden; es ist aber ziemlich wahrscheinlich. Auch ist es mehr als Muthmaaßung, daß jener Schenkungsbrief nicht lange vor dieser Zeit, vielleicht aus einer ältern fabelhaften Sage von Constantins Wohlthätigkeit gegen die Kirche, zusammengesetzt worden sey, damit die Päpste bey die-

sen

sen ersten Schritten zu einer weltlichen Landesherrschaft ein gewisses Recht an dieselbe beweisen, sie unter so günstigen Umständen, als sich damals zeigten, befestigen und vergrößern könnten. Karl der Große mag nun diese und andere vorgegebene Schenkungen geglaubt haben oder nicht; (denn sehr wahrscheinlich konnten sie ihm selbst in seinem leichtgläubigen Zeitalter nicht vorkommen:) genug seine Gewogenheit gegen die Päpste, die von seinem Vater auf ihn durch Gründe der Dankbarkeit fortgepflanzt worden war, machte ihn gleichfals freygebig. Aber er schenkte ihnen nur einen sehr geringen Theil von so vielen Ländern, die ihnen schon Constantin gegeben haben sollte; blieb ihr Oberherr, und auch seine Nachfolger in der kaiserlichen Würde blieben es noch viele Jahrhunderte, so weit sie hinlänglichen Muth und Klugheit hatten, ihre unstreitigen Rechte über Rom und den sogenannten Kirchenstaat zu behaupten.

Daß Constantin sich derselben jemals begeben, den Römischen Bischöfen nur einen Schein von weltlicher Hoheit und Regierung ertheilt haben sollte, davon schweigt seine ganze Geschichte. Aber auch die höchste und geschäftige Aufsicht über den allgemeinen Wohlstand der christlichen Kirche führte er allein, und die Anmaaßungen jener Bischöfe von dieser Art sind sehr lange nach ihm aufgebracht worden. Er fand um diese Zeit eine wichtige Gelegenheit, sie auszuüben. Gegen das Jahr 320 hatte sich zu Alexandrien in Aegypten, welches zu dem Gebiete des Licinius gehörte, eine heftige Streitigkeit zwischen dem dortigen Bischof Alexander, und einem Aeltesten dieser Gemeine, Arius, erhoben. Jener lehrte, daß in der göttlichen Dreyheit auch eine Einheit sey, und daß insonderheit der Sohn Gottes einerley Wesen mit dem Vater habe.

Arius aber leugnete dieses; er suchte zu zeigen, daß der Sohn Gottes nicht von Ewigkeit her seyn könne: und er fand hierinne so viele Anhänger, daß sie bald in Aegypten, in einigen angränzenden Gegenden, und in den Morgenländern eine beträchtliche Parthey ausmachten. Selbst viele ansehnliche Bischöfe traten zu derselben; der Zank, die Verketzerungen und die Erbitterung von beyden Theilen stiegen immer höher; auch das christliche Volk theilte sich, und stritt darüber mit einander, und diese ärgerlichen Händel gaben endlich sogar den Heyden Gelegenheit, das Christenthum in ihren Schauspielen zu verspotten. Indem dieses unter der Herrschaft des Licinius vorfiel, ward er überwunden, und genöthigt seiner Würde zu entsagen: darauf fieng Constantin an, auf die Arianischen Unruhen in seinem neuen Gebiete aufmerksam zu werden. Er kam nach Nikomedien, wo Licinius seinen Sitz gehabt hatte, und wo der vornehmste Freund und Beschützer der Arianer, Eusebius, ein anderer als der Geschichtschreiber von Constantins Leben, Bischof der christlichen Gemeine war. Dieser Lehrer genoß einer ausnehmenden Gnade der Schwester des Kaisers und Gemahlinn des Licinius, Constantia. Man hat aus diesen und andern Umständen geschlossen, daß er auch den Constantin für den Arius eingenommen habe. Eine Muthmaaßung, für welche sich wenig sagen läßt; man müßte ihr denn die Bedeutung geben, daß die Schwester des Kaisers, die vom Eusebius gewonnen war, ihrem Bruder sanfte und gemäßigte Gesinnungen über diese Streitigkeiten beygebracht habe.

Diese Ausschweifungen der Christen schienen jetzt würklich seine nachdrücklichste Sorgfalt zu verlangen. Denn die Religion, das heiligste, sicherste Band der

Ruhe



Ruhe und Einigkeit unter den Menschen, kann eben so wohl zu den gefährlichsten Bewegungen im Staate Anlaß geben, wenn sie, wie damals, von den Leidenschaften ihrer Lehrer gemißbraucht wird. Constantin schickte also im Jahr 324 den Bischof Hosius nach Alexandrien, um den daselbst entstandenen Streit zu untersuchen und zu stillen; er gab ihm aber auch ein Schreiben an den Alexander und Arius mit, wodurch diese beyden Häupter der Partheyen noch gewisser vereinigt werden sollten. Er macht darinne den Anfang mit der eidlichen Versicherung, daß er sich zwo große Absichten vorgesetzt habe: erstlich alle Völker zu einer übereinstimmenden Denkungsart in der Religion zu bringen; und nächstdem das Reich von den Bedrückungen eines Tyrannen zu befreyen. Besonders habe er gehofft, daß in der Staatsverwaltung eine glückliche Veränderung vorgehen würde, wenn er die Einigkeit zwischen allen Verehrern Gottes wieder herstellen könnte. Er sey daher im Begriff gewesen, einige der morgenländischen Bischöfe nach Africa zu senden, damit sie die Donatistischen Unruhen daselbst dämpfen möchten, als er die unangenehme Nachricht erhalten hätte, daß unter ihnen noch weit härtere Zwistigkeiten entsprungen wären. Nachdem er die Ursache derselben überlegt hätte, habe er gefunden, daß sie viel zu unerheblich sey, als daß sie so heftige Zänckereyen verdiente. Er bietet sich also hiemit unter göttlichem Beystande zum Friedensmittler zwischen ihnen beyden an: denn da er weit wichtigere Händel beylegen könnte, so verspreche er sich desto mehr, daß es ihm bey einer solchen Kleinigkeit gelingen werde.

„Ich höre, fährt er fort, daß der gegenwärtige „Streit auf folgende Art angegangen sey. Du, Alexander, hast deine Aeltesten gefragt, was sie von ei-

„ner gewissen Stelle des Gesetzes, oder vielmehr von „einem Stücke einer unnützen Frage, halten. Du „aber, Arius, hast dasjenige, was du entweder nie„mals hättest denken, oder, wenn du es dachtest, „verschweigen sollen, unbehutsam herausgesagt. — „Ein jeder von euch beyden also verzeihe es dem andern, „und nehme das an, was euch euer Mitdiener billig „rathet! Und was ist dieses? Es schickte sich gleich „anfänglich nicht, weder über solche Dinge eine Fra„ge aufzuwerfen, noch dieselbe zu beantworten. Denn „dergleichen Streitfragen, welche das Gesetz nicht als „nothwendig vorschreibt, sondern die Zancksucht einer „unnützen Trägheit hervorbringt, wenn sie gleich zur „Uebung der Kräfte des Geistes angestellt werden, müs„sen wir doch lieber innerhalb unsers Verstandes ein„schränken, und sie nicht leicht in öffentlichen Ver„sammlungen vortragen, noch unvorsichtiger Weise „vor die Ohren des Volks kommen lassen. Denn „wie viele sind wohl, welche die ganze Stärke so gros„ser und schwerer Sachen entweder genau begreifen, „oder würdig erklären können? Ja wenn man auch „glauben sollte, daß jemand dieses leicht thun könne, „wie viele wird er wohl vom Volke überreden? Oder „wer wird bey der genauen Untersuchung solcher Fra„gen, sich vor einem gefährlichen Falle genugsam „hüten können? Man muß also dabey nicht ge„schwätzig seyn: damit nicht, entweder weil wir we„gen unsers schwachen Verstandes die vorgelegte Fra„ge nicht geschickt genug zu erklären wissen; oder weil „die Zuhörer aus natürlicher Unfähigkeit das gesagte „nicht begreiffen können, durch eines von diesen bey„den das Volk zu ärgerlichen Reden, oder zu einer „Trennung, unvermeidlich verleitet werde."

Er

Er ermahnt sie darauf von neuem, wieder in Gemeinschaft mit einander zu leben, weil sie würklich einerley von dem Dienste Gottes lehrten, und nicht über eine Hauptvorschrift des Christenthums stritten. Es sey unanständig, sagt er, ja völlig unerlaubt, daß sie, die über so nichtsbedeutende Dinge zankten, ein so großes Volk Gottes regieren sollten. Die Weltweisen wären zwar auch öfters mit einander uneins; allein sie vereinigten sich doch immer zur Beförderung ihrer gemeinschaftlichen Absicht: wie vielmehr sollten sie als Diener des großen Gottes in der Religion übereinstimmen. Daß Brüder gegen Brüder wegen elender Wortstreitigkeiten zu Felde zögen, und dadurch Uneinigkeit in der Gemeine stifteten, sey etwas pöbelhaftes, und mehr einer kindischen Unwissenheit, als der Einsicht von Priestern und klugen Männern gemäß. Laßt uns, ruft er aus, uns freywillig von den teuflischen Versuchungen entfernen! Unser großer Gott und allgemeiner Heyland hat uns ein gemeinschaftliches Licht aufgesteckt. Vergönnt mir, Seinem Diener und Verehrer, daß ich unter Seiner Aufsicht dieses Werk zu Stande bringe, damit Sein Volk durch meine Anreden und Ermahnungen wieder zur Einigkeit gebracht werde. Ueber die unerhebliche Frage selbst möchten sie immer verschieden denken, doch ihre Meinungen für sich behalten; desto mehr aber in den vornehmsten Lehren einig seyn. Er dringt in sie, der Gemeine die Eintracht, ihm aber ruhige Tage und Sorgenfreye Nächte wieder zu geben; sonst würde er Thränen vergießen, und kein zufriedenes Leben führen können, wenn das Volk Gottes, seine Mitdiener, durch eine unbillige und schlimme Zwistigkeit getheilt blieben. Er versichert, daß er bloß, um die Würkungen ihrer Uneinigkeit nicht selbst zu sehen, seine Reise in die morgenländischen Provinzen aufgeschoben

 habe,

habe, und ermahnt sie desto eifriger, ihn und alle Christen durch die Endigung ihrer Händel zu erfreuen.

Ueberhaupt konnte wohl nichts Besseres und Lehrreicheres über diese und zugleich über viele andere theologische Streitigkeiten gesagt werden. Gesetzt auch, daß Constantin in diesem Schreiben, wie es bey solchen öffentlichen Erklärungen oft geschehen ist, sich einen größern Eifer als er empfand, beygelegt; oder daß er den Ausdruck desselben von irgend einem Bischof angenommen hätte: so sind die Gedanken selbst über das Verhalten, welches christliche Lehrer bey spitzfindigen Religionsfragen zu beobachten schuldig sind, vortrefflich. Sehr vieles und großes Unglück würde unter den Christen aller Zeiten verhütet worden seyn, wenn ihre Lehrer solche Fragen nicht zu nothwendigen Glaubenslehren gemacht, wegen der Uneinigkeit über dieselben nicht auch die äußerliche Ruhe und Einigkeit in der Kirche und im Staate selbst gestört hätten. Man hat zwar den Kaiser nicht ohne Grund getadelt, daß er die Streitfrage zwischen dem Alexander und Arius schlechterdings vor nichtsbedeutend ausgegeben hat: denn die Lehre von Jesu und seiner göttlichen Hoheit, welche sie betraf, ist für die Christen ungemein wichtig. Aber wenn man ihn auch nicht damit entschuldigen wollte, daß er, als ein noch ungetaufter Christ, leicht über denjenigen Theil des christlichen Glaubens ein unrichtiges Urtheil habe fällen können, der Christen dieser Art nicht sogleich in seinem ganzen Umfange erklärt wurde; wenn man nicht darauf sehen will, wie es doch ebenfals die Billigkeit verlangt, daß sein Schreiben nicht den Ausspruch eines Lehrers der Kirche; sondern die sanften und friedliebenden Gesinnungen eines Kaisers enthalte, der die Verträglichkeit unter

unter seinen Unterthanen nicht durch jeden Unterscheid in der Denkungsart ihrer Lehrer unterbrochen wissen wollte: so kann man noch mehr zu seiner Rechtfertigung sagen. Selbst die wichtigsten Lehren des Christenthums können mit unnützen Fragen überladen werden; und auch solche, welche Wahrheit in sich fassen oder hervorbringen, sind oft entbehrlich, weil sie eine Quelle von Streitigkeiten abgeben. Der Geschichtschreiber Socrates im fünften Jahrhunderte gesteht, daß Alexander, von dem die erste Veranlassung zu den Arianischen Händeln herkam, auf eine Ruhmbegierige Art, um seinen Scharfsinn zu zeigen, über die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit, wie sie die Christen nennen, gesprochen habe. Man hätte in dieser Lehre, die man vor ein Geheimniß erkannte, desto weniger von den Ausdrücken der heiligen Schrift abweichen, keine tiefe Untersuchungen darüber anstellen, noch philosophische Kunstwörter in ihren Vortrag mischen sollen. So weit also ist Constantins Tadel, mit welchem er die beyden Hauptgegner in diesem Streite belegt, nicht ungegründet. Er erklärt sich für keinen von ihnen; sie bekommen Verweise, die sie verdient haben; und seine Bemühung ihre Zwistigkeiten zu unterdrücken, ist schon wegen ihrer Gelindigkeit der Nachahmung werth.

Doch weder sein Schreiben, noch sein Abgeordneter, Hosius, erreichten diese Absicht, die Anführer der beyden Partheyen mit einander auszusöhnen. Die Unruhen vergrößerten sich vielmehr, und der Pöbel verstümmelte sogar bey dieser Gelegenheit eine Bildsäule des Kaisers zu Alexandrien im Gesichte. Die Großen seines Hofs stellten ihm vor, daß dieser Frevel bestraft werden müßte: sein Gesicht, sagten sie, wäre sehr übel zugerichtet worden. Statt aller Antwort

befühlte Constantin sein Gesicht, und versicherte ihnen, daß er keine Wunde darinne merkte. Eine der edelsten Handlungen dieses Fürsten, an die sich daher noch lange nach seinem Tode die Völker mit Vergnügen erinnerten. Aber jetzt fand er es gleichwohl nöthig, ein nachdrücklicheres Mittel wider diese weitläuftigen Händel zu gebrauchen: entweder, weil man ihm gezeigt hatte, die Streitfrage sey wichtiger als er glaubte; oder auch eben so sehr wegen der vor allem andern wieder herzustellenden Ruhe. Dieses Mittel war eine allgemeine Kirchenversammlung. Vermuthlich hatten ihm dasselbe einige Bischöfe, vielleicht Hosius, vorgeschlagen. Er hatte es auch schon bey den Donatistischen Streitigkeiten, aber ohne Nutzen, versucht. Es scheint, daß ein schärferer Befehl des Kaisers wider die Ausschweifungen, welche der wütende Streitgeist damals begieng; eine Berathschlagung einiger der gemäßigtesten Lehrer von beyden Seiten, oder, wo möglich, solcher, die dabey gar keine Parthey ergriffen hatten, und in jeder Gemeine eine feyerliche Wiederholung desjenigen Glaubens, dem die Christen bisher vom Ursprunge desselben an, zugethan gewesen waren; daß diese Anstalten fruchtbarer und gewissermaassen auch anständiger gewesen seyn würden, als eine solche Versammlung. Diese hatte freylich einen vielversprechenden Nahmen, indem sie die Einsicht, Prüfung und Entscheidung aller Bischöfe des Römischen Reichs über die Arianische Streitigkeit bekannt machen sollte. Allein unter so vielen Bischöfen konnte man doch nur von einer kleinen Anzahl ein völlig unpartheyisches, freyes und scharfsinniges Urtheil erwarten: die übrigen kamen, um diesen wenigen, oder der Mehrheit der Stimmen, auch wohl Nebenabsichten zu folgen. Dagegen verursachte eine allgemeine Kirchenversammlung dem Kaiser unermeßliche Kosten;

gab

gab den Bischöfen zum Nachtheil der andern christlichen Lehrer ein großes und im Grunde richterliches Ansehen in Glaubenssachen; erhob sie neben dem Kaiser selbst zu Gesetzgebern der Kirche: und ihr Nutzen war immer bey den Streitigkeiten, die sie beylegen sollte, ungewiß. Man könnte vielleicht auch hinzusetzen, daß durch eine unter so vielen Beschwerlichkeiten veranstaltete zahlreiche Zusammenkunft aus so manchen und entfernten Ländern, die Zwistigkeit unter den christlichen Lehrern zu fürchterlich vorgestellt worden sey, als wenn sie der Religion den Untergang drohte, und diese nur durch eine so gemeinschaftliche Hülfe gerettet werden könnte. Doch Constantin war den Bischöfen ungemein ergeben: er gefiel sich in der Hochachtung, die er ihnen öffentlich bezeigte: und da er gerne Handlungen vornahm, die mit einem Prachtvollen Aufsehen begleitet waren, so diente auch dazu eine solche Kirchenversammlung.

Er schrieb sie auf das Jahr 325 nach **Nicäa** in Bithynien aus: zu der Reise und dem Unterhalte der Bischöfe daselbst gab er allen nöthigen Aufwand her. Es kamen jedoch, vermuthlich wegen der Entlegenheit des Orts, nur die morgenländischen Bischöfe hin: aus den Abendländern waren bloß zween Aelteste im Nahmen des Römischen Bischofs, und **Hosius** gegenwärtig; daher fehlte noch viel daran, daß es eine allgemeine (oder nach dem damaligen Ausdrucke, eine oekumenische) Kirchenversammlung, im strengsten Verstande des Worts, das heißt, eine aus allen Bischöfen des Reichs zusammengesetzte, gewesen wäre. Als die Bischöfe sich auf einem Saale des kaiserlichen Palastes, dreyhundert und achtzehn an der Zahl, versammlet hatten, erschien der Kaiser mit Purpur, Gold und Edelgesteinen bekleidet, nebst einigen seiner vertrauten

trauten christlichen Hofbedienten unter ihnen, blieb einen Augenblick bey einem niedrigen goldenen Stuhl stehen, der oben an gesetzt war, und setzte sich nicht eher nieder, als bis ihm die Bischöfe gewinkt hatten, worauf sie ihm darinne nachfolgten. Nun bezeigte er ihnen sein Vergnügen über ihre Zusammenkunft, die er längst gewünscht hätte; dankte Gott dafür, als für die größte der von ihm erhaltenen Wohlthaten: er hoffte, wie er sagte, daß von dieser Zeit an die Kirche beständig glücklich seyn würde, wenn erst die innerliche Uneinigkeit in derselben, die er vor gefährlicher als alle Kriege hielte, getilgt wäre: und dieses empfol er ihnen sehr nachdrücklich.

Ein für die Bischöfe so schmeichelhafter Anfang schien ihnen noch mehr zu versprechen, als zu der Absicht ihrer Versammlung gehörte. Würklich brachten jetzt viele ihre besondern Händel vor, machten einander Vorwürfe, verantworteten sich, und es erhob sich ein heftiger und verworrener Streit, über welchen man die Angelegenheiten der Kirche und Religion ganz vergaß. Einige Bischöfe hatten dem Kaiser schon am Tage vorher Klagschriften wider einander übergeben. Diese befohl er alle zu verbrennen, indem er hinzu setzte, Christus verlange, daß man seinem Bruder vergebe, wenn man selbst Vergebung seiner Sünden erwarte. Die mündlichen Zänkereyen stillte er ebenfals durch sein Ansehen, und ermahnte die Bischöfe zur Einigkeit. Hierauf hatten die Unterredungen über die Arianische Streitigkeit ihren Fortgang. Der Kaiser wohnte denselben öfters bey, und vergaß nicht, die Bischöfe beider Partheien, (denn Arius und seine Freunde unter den Bischöfen, waren auch zugegen,) unter den hitzigen Vorwürfen, die sie einander machten, zur Mäßigung und Einigkeit zu ermahnen. Er

half

half bald der einen Parthey, bald der andern, gewann einige durch Gründe, andere durch Bitten, oder Lobsprüche, und zuletzt wurden die allermeisten Bischöfe vereinigt. Freylich geschah dieses wider den Arius; und das war ohne Zweifel vorläufig durch die größere Anzahl beschlossen worden. Seine Lehre also wurde als irrig verworfen; es ward in einem feyerlichen Glaubensbekenntnisse festgesetzt, daß der Sohn Gottes gleiches Wesens mit dem Vater sey: und es wurden noch ältere Zwistigkeiten der Christen damals entschieden. Verschiedene Bischöfe weigerten sich zwar, das Glaubensbekenntniß zu unterschreiben; die meisten aber thaten es, als der Kaiser ihnen mit der Landesverweisung drohte. Da die Kirchenversammlung den Arius und seine Anhänger ihrer Würden entsetzt, und aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen hatte: so verfolgte sie nunmehr auch Constantin. Er verwies sie nach Illyrien, verordnete, daß alle Schriften des Arius verbrannt werden sollten, damit seine Lehre und sein Andenken gänzlich unterdrückt würden; wer aber eine von seinen Schriften heimlich zurück halten würde, sollte sogleich hingerichtet werden. Er setzte noch hinzu, Arius sollte hierinne ein gleiches Schicksal mit dem Porphyrius, diesem heydnischen Weltweisen und Feinde des Christenthums, haben, dessen Nahme ebenfals beschimpft, und seine Schriften zernichtet worden wären; daher sollten auch Arius und seine Anhänger künftig Porphyrianer heißen.

Hier vermißt man sehr diejenige Mäßigung, die dem Kaiser anfänglich bey diesen Händeln Ehre gemacht hatte. Die hohe Meinung, welche er von der Kirchenversammlung zu Nicäa hatte, die sich selbst die große und heilige nannte, und die er, wie bey bürgerlichen Streitigkeiten, vor ein Gericht ansah, von



welchem keine weitere Berufung Statt fände, verführte ihn zu so gewaltsamen Anstalten, indem er nun die Arianer als überwiesene Verbrecher, nicht bloß als Irrlehrer, betrachtete. Daher sagt er in einem Schreiben an die Gemeine zu Alexandrien, nachdem er sie ermahnt hat, die Irrthümer des Arius, dieses Dieners des Teufels, wie er ihn nennt, völlig fahren zu lassen: „Was dreyhundert Bischöfe vor recht gehalten haben, das ist eben so viel als Gottes Meinung selbst: besonders da der heilige Geist, der in dem Verstande so großer Männer wohnet, den Willen Gottes durch sie offenbaret hat." Daß Constantin dieses seltsame Urtheil gefällt hat, ist an einem Manne weniger zu bewundern, der bey einer mittelmäßigen Kenntniß des Christenthums, umgeben von Bischöfen, die ihn dasselbe lehrten, leicht auf die günstige Vermuthung fallen konnte, daß, wenn dreyhundert derselben sich über einen Lehrsatz ihrer Religion vereinigten, derselbe eine göttliche Wahrheit seyn müsse. Die Bischöfe hingegen hätten ihn in dieser Denkungsart nicht bestärken sollen. Denn ob sie gleich überhaupt genommen, dadurch gewannen; so konnten doch einzele Bischöfe dabey öfters verlieren, wenn sie genöthigt wurden, ihre besondern Einsichten und Meinungen der Entscheidung von funfzig oder hundert ihrer Mitbrüder zu unterwerfen. Aber eben von diesem Anfange geht das ihnen sehr vortheilhafte Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen an, die in der Folge ihre Schlüsse immer als Aussprüche des heiligen Geistes verehrt wissen wollten, und, ob sie gleich zum Theil ihre Verdienste um den Glauben und die innere Verfassung der christlichen Kirche hatten, diese doch in eine Art von Knechtschaft versetzt, und in ihrem Verfahren oft die schlimmsten Fehler begangen haben. Constantin führte also die Schlüsse der Versammlung von

Nicäa im ganzen Römischen Reiche ein: dadurch wurde sie erst im strengern Verstande ein allgemeines Concilium. Er machte insonderheit den morgenländischen Gemeinen durch ein Schreiben bekannt, daß die versammleten Bischöfe beschlossen hätten, die bisherige Verschiedenheit unter den Christen bey der Feyer des Osterfestes sollte gänzlich aufgehoben, und in Ansehung der Zeitbestimmung desselben sollte nicht mehr auf das Jüdische Passah so genau gesehen werden, als es jene Gemeinen zu thun pflegten. Bey dieser Veranlassung spricht er von den Juden verächtlicher und gehässiger, als es scheint, daß ein Fürst von einem Theil seiner Unterthanen vor dem andern in einer öffentlichen Urkunde sprechen sollte.

Aber die Verbrennung der Schriften des Arius, welche Constantin anbefohl, war eben so wenig ein rühmlicher Eifer. Man kann aus dem, was er von dem Werke des Porphyrius sagt, schließen, daß die Christen mit demselben auf gleiche Art umgegangen sind; allein wenigstens ist dieser Befehl der erste dieser Art, den man von einem christlichen Fürsten wider die Bücher der Ketzer liest. Waren diese Schriften verführerisch abgefaßt, und durch starke Gründe befestigt: so war es weit dienlicher, sie zu widerlegen als zu vertilgen. Denn die Anhänger des Arius, die sie gelesen hatten, konnten immer Stellen daraus anführen, und vorgeben, man habe sie darum aus dem Wege geräumt, weil man sich vor ihnen gefürchtet hätte. Wenn sie aber schwach und seicht waren: so hatte man noch weniger Ursache, sie mit so vielem Geräusche wegzuschaffen. Nach dem Rechte einer freyen Untersuchung der Wahrheit, dessen Christen und Gelehrte überhaupt genießen, war es gleichfals unbillig, ihnen Schriften aus den Händen zu reißen, die sie zur

Prüfung herrschender Lehrsätze gebrauchen konnten. Dazu kommt noch dieses, daß, wenn die Schriften der Irrlehrer auf diese Art unterdrückt wurden, sie Gefahr liefen, ihre wahre Meinung von der Religion verstellt und verfälscht zu sehen; daß die Nachwelt besonders über dieselbe niemals zuverläßig genug urtheilen konnte, und daß mit dem verwerflichen Inhalte ihrer Schriften auch manche schätzbare Anmerkungen verloren gehen mußten, die darinne versteckt lagen, und, weil sie von ihnen herkamen, weniger geachtet wurden. Würklich hat auch dieses Beyspiel Constantins sehr viele Nachfolger gefunden, und alle die gedachten übeln Früchte, ja noch mehrere, in der Ketzergeschichte hervorgebracht. Seine angeführten Verordnungen wider den Arius und dessen Anhänger, vereinigen auch auf andern Seiten die Menschenliebe und Weisheit mit der Gerechtigkeit zu wenig. Er befiehlt diese Leute mit einem Schimpfnahmen zu belegen: davon konnte die Frucht schwerlich eine andere seyn, als neue Erbitterung derselben gegen die Rechtgläubigen; an Statt daß sie von diesen mit Sanftmuth zu ihrer Gemeine hätten gezogen werden sollen. Und die Todesstrafe, mit welcher er die Verbergung der Schriften des Arius bedroht, war desto mehr Grausamkeit, da es viele unter den Verehrern dieses Mannes geben konnte, die sich ein Gewissen daraus machten, seine Schriften den Flammen zu überlassen.

Ohngeachtet dieses alles leistete doch Constantin den christlichen Gemeinen durch die Kirchenversammlung von Nicäa auch einige wahre Dienste. Der Glaube der Christen von Jesu ward auf derselben glücklich genug vertheidigt, zwar an einen griechischen Ausdruck (Homousios, das heißt, gleiches Wesens,)

sens,) gebunden, dessen er nicht schlechterdings bedürftig war, und der die damaligen Streitigkeiten noch vergrößerte; den man aber doch vor den geschicktesten hielt, um die Rechtgläubigen von den Arianern zu unterscheiden. Verschiedene Zwistigkeiten, welche die Christen lange Zeit beunruhigt hatten, wurden daselbst ebenfals beygelegt. Die von einigen Bischöfen vorgeschlagene Einführung des ehelosen Standes der Geistlichkeit, wurde auf dieser Versammlung verworfen: und die Folge davon war diese, daß die christlichen Lehrer desto länger von diesem ihnen bis dahin unbekanntem Zwange befreyet blieben. Die Bischöfe empfiengen nach dem Ende dieser ihrer Arbeiten neue Gnadenbezeigungen von dem Kaiser. Er feyerte noch im Jahr 325 zu **Nicäa** den Antritt des zwanzigsten Jahres seiner Regierung. Bey dieser Gelegenheit gab er allen anwesenden Bischöfen ein Gastmahl, von welchem **Eusebius**, Bischof zu Cäsarea, der demselben ebenfals beywohnte, eine zu sonderbare Beschreibung macht, als daß sie hier vorbeygelassen werden könnte. „Indem der Kaiser, schreibt er, in Gesellschaft dieser „nun mit einander ausgesöhnten Diener Gottes speis„te, brachte er Gott gleichsam durch sie dieses würdi„ge Opfer. Kein Bischof fehlte bey diesem kaiserlichen „Gastmahle. Man kann in der That nicht Worte „genug finden, diese Sache zu beschreiben. Die Tra„banten standen mit bloßen Schwerdtern in einem „Kreise, und bewachten den Vorhof des kaiserlichen „Palastes. Aber die Männer Gottes giengen mitten „durch sie ohne alle Furcht bis in das Innerste des Pa„lastes hinein. Einige von ihnen speisten mit dem „Kaiser selbst; andere aber an besondern Tischen. „Man konnte sich daran recht ein Bild von dem Rei„che Christi vorstellen, und es schien mehr ein Traum „als eine würkliche Sache zu seyn." Das Neue in

dieser Begebenheit muß die Einbildungskraft der Bischöfe, die noch an keine solche Austritte bey Hofe gewohnt waren, sehr zerrüttet haben, weil sie zwey so sehr verschiedene Begriffe, eine herrliche Mahlzeit, und das Reich Christi, in Einen zusammen zu ziehen wußten. Wenn es ihnen aber an Worten fehlte, das Bewundernswürdige einer solcher Bewirthung auszudrücken: so begreift man desto leichter, warum sie den Kaiser wegen so vieler andern und größern Wohlthaten mit den unmäßigsten Lobsprüchen überhäuft haben. Er beschenkte sie auch nach diesem Gastmahle reichlich, und gab ihnen endlich die Erlaubniß, in ihre Länder zurück zu kehren, nachdem er sie nochmals zur Einigkeit ermahnt, und sich ihrem Gebete empfolen hatte.

In den Augen derer, welche leicht durch ein äusserliches Gepränge eingenommen werden, konnten wohl alle diese Handlungen Constantins lauter Merkmale seiner Gottseeligkeit seyn; aber als er gleich darauf im Jahr 326 seinen Sohn Crispus und seine Gemahlinn Fausta umbrachte, zeigte es sich, wie betrügerisch die Urtheile von der menschlichen Tugend, und am meisten von der Frömmigkeit solcher Personen sind, welche dieselbe auf die geschäftigste Art zur Schau tragen. Crispus war Constantins ältester Sohn von seiner ersten Gemahlinn Minervina, die einige angesehene Schriftsteller nur vor seine Beyschläferinn ausgeben. Dieser Prinz hatte eine große Hoffnung von sich erweckt, war schon durch kriegerische Thaten berühmt geworden, und führte die Würde eines Cäsar. Sein Ansehen und seine Bestimmung zur Nachfolge auf dem Throne, machten vermuthlich die Eifersucht der zweyten Gemahlinn des Kaisers, Fausta, rege, deren Söhne dereinst dem Crispus nachgesetzt

werden

werden sollten. Sie klagte ihn daher bey dem Kaiser an, daß er sie zur Blutschande gereizt habe. Andere Schriftsteller setzen noch hinzu, daß sie selbst versucht habe, ihn zu diesem Verbrechen zu verführen, und daß sie ihn einer Empörung gegen seinen Vater beschuldigt habe; alle aber kommen darinne überein, daß er unschuldig gewesen sey. Constantin stellte darüber keine genaue Untersuchung an: in der Uebereilung seines Zorns ließ er seinen Sohn mit Gifte hinrichten. Bald darauf entdeckte er, daß ihn seine Gemahlinn hintergangen habe: und die Thränen und Klagen seiner Mutter Helena über den Todt des Crispus, bewogen ihn gleichfals denselben zu rächen. Dazu kam, daß Fausta selbst des Ehebruchs überwiesen wurde: er ließ sie also in einer Badstube, die übermäßig geheizt ward, ersticken. Eine Menge von ihren Freunden ließ er gleichfals hinrichten. Man erstaunte über diese Grausamkeiten, die der Kaiser zu Rom ausübte, und einer seiner vornehmsten Staatsbedienten Ablavius ließ sogar einen Zettel an den kaiserlichen Palast mit zwey Versen folgenden Inhalts heften: „Wer sollte sich wohl nach den güldenen Zeiten des Saturnus sehnen? jetzt sind sie gar von Edelgesteinen; aber es sind Zeiten des Nero."

Vergebens haben einige Schriftsteller die Ermordung des Crispus und der Fausta geleugnet: sie beruht auf unwidersprechlichen Zeugnissen. Zwar gedenkt ihrer der vornehmste Verfasser von Constantins Leben, Eusebius, nicht; allein da er selbst gesteht, daß seine Absicht nur gewesen sey, die rühmlichsten Beweise von dem Eifer dieses Kaisers für die Religion zu sammeln: so kann man sie in seinem lobrednerischen Werke gar nicht erwarten. Seine schmeichelnde Gefälligkeit gegen den Kaiser und dessen Söhne geht so

weit, daß er, nachdem er den Crispus in seinem Werke über die allgemeine Kirchengeschichte ungemein gelobt, und mit seinem Vater verglichen hatte, da er noch lebte, in der Lebensbeschreibung Constantins, die er nach dessen Hinrichtung schrieb, sich sogar hütet, die Begebenheiten zu nennen, an welchen derselbe einen Hauptantheil gehabt hatte. Diese That ist der schwärzeste Schandfleck in Constantins Leben: nichts mildert oder entschuldigt sie nur von irgend einer Seite. Ein späterer Schriftsteller erzählt, der Kaiser habe sein unmenschliches Betragen gegen seinen Sohn in der Folge mit allen Zeichen des Schmerzens bereuet; er habe insonderheit vierzig Tage in einer Art von Büßung zugebracht, und sich nicht einmal zum Schlaf niedergelegt: eine prächtige Bildsäule seines Sohns, die er aus Gold und Silber habe verfertigen, und mit einer Aufschrift versehen lassen, in welcher derselbe vor unschuldig erklärt wurde, sey noch ein Denkmal dieser Veränderung für die Nachwelt geworden. Wenn dieses auch alles wahr seyn sollte: so würde es dem Kaiser weniger rühmlich seyn, als seine unnatürliche Grausamkeit Christen und Heyden zu einer Zeit ärgern mußte, da jene alle heilsame Würkungen ihrer Religion bey ihm zu sehen glaubten; diese aber an ihm mehr als jemals einen heftigen Feind ihres Götterdienstes erblickten.

Denn eben damals fiengen seine Bemühungen das Heydenthum auszurotten, und die äußern Merkmale seiner christlichen Andacht häuffiger an auf einander zu folgen: so dauerten sie während seiner übrigen Regierung immer fort. Viele heydnische Tempel wurden auf seinen Befehl verschlossen; andere beraubte man aller ihrer Schönheiten, besonders der Bildsäulen der Götter. Diese waren zum Theil bewundernswürdige

Werke

Werke der Kunst, wie der Pythische Apollo, die Musen vom Helikon, und der berühmte Pan, den die Griechischen Städte nach geendigtem Persischen Kriege hatten verfertigen lassen. Mit solchen Bildsäulen und andern Denkmälern, wie mit den Delphischen Dreyfüßen, schmückte er nachmals die öffentlichen Gebäude und Plätze von Constantinopel aus. Von andern wurde das Gold und Silber abgerissen und eingeschmolzen; die übrige schlechte Materie aber den Abgöttern gelassen. Viele Bildsäulen der Götter wurden zur öffentlichen Beschimpfung mit Stricken gebunden zusammengeschleppt. Da die Heyden an den ersten Beyspielen dieser Art sahen, daß ihre vermeinten Götter sich nicht retten konnten, und vielmehr durch alle diese Mißhandlungen lächerlich wurden, widersetzten sie sich desto weniger dem Fortgange dieser Anstalten; wozu noch die Furcht vor dem Kaiser kam. Bloß einige Hofbedienten des Kaisers reisten mit seinen Befehlen in die Provinzen, und vollstreckten sie, ohne von Soldaten unterstützt zu werden. Die Priester mußten die Bilder der Götter aus den geheimsten Oertern der Tempel ans Licht bringen, die darauf jeder Verspottung ausgesetzt waren. Man fand oft im Innersten derselben Todtenknochen und andere Unreinigkeiten; keine Spur der würklichen Gegenwart eines Gottes in den Tempeln stellte sich den betrogenen Heyden dar. Manche Tempel wurden gänzlich niedergerissen; bey andern wurden die Thüren ausgehoben und das Dach abgetragen, damit sie nach und nach zu Grunde gehen möchten: und dieses Schicksal hatten überhaupt mehrere, weil auf ihre Erhaltung gar nicht mehr geachtet wurde. Besonders ließ Constantin um das Jahr 330 einige wegen des Wunderbaren, das darinne vorgehen sollte, berühmte Tempel völlig zerstören: wie den Tempel des Aesculapius zu Aegae in Cili-

cien, und die Tempel der Venus zu Aphaca und Heliopolis in Phoenicien; welche letztere auch durch die schändlichsten Ausschweifungen, die darinne verübt wurden, berüchtigt waren. Es kann nicht gezweifelt werden, daß bey diesen Verwüstungen, welche in dem heydnischen Götzendienste angerichtet wurden, ohngeachtet der angeführten Sorgfalt Constantins, doch viele treffliche Denkmäler der Baukunst, Mahlerey und Bildhauerkunst vernichtet worden sind, die verdient hätten auf immer aufbewahrt zu werden. Der große Hauffen, der für die Kunst keine Augen hatte, griff bald die Zeichen des Götzendienstes mit dem hitzigsten Eifer des Religionshasses an. Die Zerstörung der Tempel selbst, welche Constantin zu befehlen anfieng, munterte dazu auf, und war vielleicht nicht das anständigste Mittel zur Unterdrückung des Heydenthums. Es hatte das Ansehen einer Verfolgung, über welche sich sonst die Christen zu beklagen Ursache gehabt hatten. Wenn man sich daran begnügt hätte, die Thorheit der heydnischen Religion, und sonderlich der Verehrung der Götzenbilder sinnlich zu zeigen: so hätten übrigens die Tempel zur Zierde der Städte, als Denkmäler des Alterthums, auch wohl zu einem gemeinnützigen Gebrauch angewandt, stehen bleiben können.

Unterdessen konnte es nicht fehlen, daß das Heydenthum so heftig bestürmt, einen ansehnlichen Verlust leiden mußte. Constantin schonte zwar stets der großen Städte des Reichs, wo diese Religion nicht so leicht getilgt werden konnte; aber in den übrigen Gegenden des Reichs nahm sie desto sichtbarer ab. Viele Heyden traten von derselben ab, weil ihnen nun selbst dasjenige verächtlich vorkam, was sie bisher vor heilig gehalten hatten. Andere, so fährt Sozomenus

nus fort, sahen die Christen vor glücklich an, weil sie der Gnade des Kaisers genossen, und ahmten also seinem Beyspiele ebenfals nach. Noch andere wurden, nachdem sie die christliche Religion genau untersucht hatten, durch gewisse Wunder oder Träume, (dieses gaben sie wenigstens vor,) oder durch Unterredungen mit den Bischöfen und Mönchen bewogen, das Christenthum anzunehmen. Viele Bekehrungen unter dem gemeinen Volke wurden durch Geld gestiftet, oder doch befördert. Der Kaiser schickte unter andern nach Heliopolis, wo er an Statt des Tempels eine christliche Kirche erbauet hatte, Geld für die Armen, und zog auch auf diese Art, sagt Eusebius, die Menschen zur heilsamen Lehre, indem er ohngefähr mit dem Apostel sagte: „Christus mag gelegentlich, oder auf die „richtige Art verkündigt werden, so freue ich mich." Ganze Städte verließen auch freywillig das Heydenthum, zerstörten ihre Tempel, und richteten christliche Kirchen auf. So wurden die Einwohner des Hafens von Gaza, der Majuma hieß, plötzlich alle Christen: Constantin ertheilte darauf diesem Orte das Stadtrecht, und nannte ihn Constantia. Aus gleicher Ursache erhielt auch eine Stadt in Phoenicien den Nahmen Constantina. Der Kaiser räumte überdieß manche mit dem heydnischen Aberglauben verbundene Anstalten aus dem Wege. Der Nilmesser, welcher bey den Ueberschwemmungen dieses Flusses gebraucht, und in dem Tempel des Serapis zu Alexandrien aufbehalten wurde, weil die Aegyptier die Fruchtbarkeit ihres Landes von dieser Gottheit erwarteten, mußte nun in einer christlichen Kirche verwahrt werden. Constantin verbot auch die grausamen Fechterspiele der Römer, die nur ihre alte Religion billigen konnte; allein weder diese noch verschiedene andere Lustbarkeiten, feyerliche Aufzüge und Gebräuche des Heydenthums

thums ließen sich durch sein Verbot völlig aufheben. Wegen aller dieser Bemühungen sagte er einst zu den Bischöfen, so wie sie Bischöfe im Innern der Kirche wären, so wäre er von Gott zum Bischof außerhalb derselben bestellt worden, um die Heyden in dieselbe zu führen.

Er hörte aber auch nie auf, für den äußerlichen Wohlstand der christlichen Kirche zu sorgen. Seine Freygebigkeit gegen dieselbe war ohne Grenzen: er schenkte ihr und ihren Lehrern liegende Gründe, Geld und eine sehr große Menge Getreyde. Von dem letztern war insonderheit ein beträchtlicher Theil zum Unterhalte der Armen, Witwen und Waysen bestimmt. Er glaubte die christlichen Lehrer nicht zu viel ehren und erheben zu können. Wer seine Streitsache vor den weltlichen Richtern nicht führen wollte, dem erlaubte er dieselbe an das Gericht der Bischöfe zu bringen: und ihr Ausspruch galt mehr als der übrigen Richter ihrer, so viel als die Entscheidung des Kaisers selbst; die Statthalter und Unterobrigkeiten waren auch angewiesen, denselben zu vollziehen. Von diesem ersten Grunde ist die unermeßliche und fürchterliche Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit in den folgenden Jahrhunderten empor gestiegen: zwar, wie sie vorgab, nur in geistlichen Angelegenheiten; aber mit einem Mißbrauche, der diese Grenzen weit überschritt. Da die Obrigkeiten der Christen noch alle heydnisch waren, hatte freylich der Apostel Paulus mit Rechte verlangt, daß sie ihre Händel unter einander selbst beylegen, nicht dieselben bey diesen Gerichten zu ihrer Beschämung untersuchen lassen sollten. Er hatte sie aber doch nicht an die Lehrer allein verwiesen; sondern jeder weise Christ sollte dazu gewählt werden, seine streitenden Brüder aus einander zu setzen. Und wenn man das Recht

Recht ausnimmt, welches den Bischöfen längst war zugestanden worden, vom Constantin aber ansehnlich erweitert wurde, auf Kirchenversammlungen ein entscheidendes Urtheil über die Religionsstreitigkeiten zu fällen: so hat es völlig das Ansehen, daß er sie keinesweges zu ordentlichen Richtern über jede Art von Zwistigkeiten gesetzt, sondern nur erlaubt habe, daß sich die Partheyen gemeinschaftlich an sie als Schiedsrichter wenden dürften. Ein gewisses Vertrauen zu den Bischöfen, eine geschwindere Abfertigung, und geringere Kosten, haben vermuthlich dieses Mittel schon vorher beliebt gemacht, ehe es noch durch ein Gesetz bestätigt wurde. Obgleich die Mönche und Nonnen zu Constantins Zeit noch nicht zum geistlichen Stande gerechnet wurden; so bezeigte er ihnen doch eine außerordentliche Ehrerbietung. Beynahe, sagt Eusebius, betete er die höchstheilige Gesellschaft der Gott auf immer geweihten Jungfrauen an, indem er gewiß versichert war, daß Gott in ihrem Herzen wohne. Wenn aber der Kaiser diese neu erfundene Heiligkeit so unmäßig bewunderte: so muß sie in der Meinung des Volks unbeschreiblich groß gewesen seyn.

Seine Mutter Helena wetteiferte gleichsam mit ihm bis zum Aberglauben in allen solchen öffentlichen Beweisen der Gottseeligkeit. Constantin hatte sie seit einiger Zeit zum Christenthum bekehrt, und er verehrte sie ungemein. Sie konnte sich des kaiserlichen Schatzes nach ihrem Gefallen bedienen: davon machte sie einen rühmlichen Gebrauch, um ganzen Städten, und unzähligen Armen Wohlthaten zu erweisen; sie befreyte auch viele Gefangene oder zu den Bergwerken verurtheilte, und ließ manche Verwiesene in ihr Vaterland zurück berufen. Wie ihr Sohn, beschenkte sie die Kirchen reichlich, und richtete neue auf.

In ihrem hohen Alter reiste sie noch aus Trieben der Andacht ins gelobte Land. Diese Gewohnheit, Wallfahrten in diejenigen Gegenden anzustellen, wo Jesus gelebt hatte, gestorben und begraben worden war, kam eben um diese Zeit unter den Christen auf. Es war eine merkliche Ausartung ihrer Frömmigkeit, da sie für dieselbe Unterhalt an sogenannten heiligen Oertern suchten, an Statt daß nach den Grundsätzen des Christenthums, der wahre Dienst Gottes an keine besondern Gegenden gebunden seyn sollte. **Helena** verrichtete also ihr Gebet zu **Bethlehem**, und in der Nähe, wo sie Spuren der Geschichte Jesu vor den Augen hatte. Dadurch wurde ihre Einbildungskraft so sehr erhitzt, daß sie das Kreuz selbst, an welches Jesus war geheftet worden, zu verehren wünschte. Man bekam, nachdem seit dreyhundert Jahren niemand daran gedacht hatte, gleichwohl Nachricht, wo es vergraben seyn müßte. Ob diese Nachricht von Menschen, oder durch göttliche Zeichen gekommen sey, darüber sind die Schriftsteller der spätern Zeiten uneinig: denn **Eusebius**, der Zeitgenosse der Kaiserinn, der ihre Reise ins gelobte Land beschreibt, weiß nichts von dieser in jeder Betrachtung unglaublichen Geschichte. Kurz das Kreuz Jesu wurde ausgegraben, und zeigte sogleich seine Kräfte durch die Heilung einer tödtlich kranken Frau. Nun bewahrte man dieses Holz heilig auf: der größere Theil blieb zu **Jerusalem**; ein Stück aber von demselben brachte die Kaiserinn ihrem Sohne, und zugleich einige von den Nägeln, mit welchen der Körper Jesu an dasselbe sollte befestigt worden seyn; mit welchen letztern **Constantin** seinen Helm und den Zaum seines Pferdes beschlagen ließ, vermuthlich um sich gegen alle Gefahr in Schlachten zu beschützen. Solche Gesinnungen und Handlungen hießen damals Andacht: die ältern Christen würden

sie

sie Tändeleyen und Spielwerke genannt haben, welche nur dazu dienen, die Menschen von der erhabnen geistigen Absicht der Religion weit abzuführen, und innerhalb ihrer eignen Erfindungen einzuschließen; wie es auch gar bald erfolgt ist. Helena bauete an dem Orte der Geburt und der Himmelfahrt Jesu zwo Kirchen, und Constantin schmückte dieselben mit den prächtigsten Geschenken aus. Sie wartete den Nonnen zu Jerusalem, welche sie zu einem Gastmahle eingeladen hatte, bey Tische auf. Man sieht, daß Mutter und Sohn auf eine ähnliche Art den Ruhm der Frömmigkeit erlangt haben: sie ist sogar nach ihrem Tode, welcher nicht lange nach dem Jahr 326 zu setzen ist, mit dem Nahmen einer Heiligen belegt worden.

Um diese Zeit schränkte Constantin den ausschweifenden Wucher durch eine Verordnung ein, indem er die Zinsen vom geliehenen Gelde auf zwölf von hundert herabsetzte. Er hob auch die Mißbräuche auf, welche die Habsucht bey der Verschreibung liegender Gründe zur Sicherheit der Schuld, eingeführt hatte: selbst alsdann, wenn die bestimmte Frist schon verflossen wäre, sollte man berechtigt seyn, bey Bezahlung der Schuld sein Pfand zurück zu fordern. Aber noch merkwürdiger ist sein Gesetz vom Jahr 325, eines von denen, die ihm am meisten Ehre machen. Er erlaubte darinne allen seinen Unterthanen, wenn sie glauben sollten, gegen irgend einen seiner Staats- und Hofbedienten, Räthe und Richter offenbar beweisen zu können, daß er bey einer gewissen Gelegenheit nicht rechtschaffen und gerecht gehandelt habe, unerschrocken und sicher zu ihm zu kommen, und sich gerade an ihn zu wenden: er wolle selbst alles anhören und untersuchen, und wenn die Mißhandlung bewiesen würde, sich selbst

an

an demjenigen rächen, der ihn bis dahin durch eine verstellte Redlichkeit betrogen habe; derjenige aber, der dieses angegeben und erwiesen hätte, sollte mit Würden und Geschenken belohnt werden. Zugleich versicherte er mit einem Eide, daß er dieses Versprechen erfüllen werde. Man müßte freylich mit der Geschichte der Fürsten wenig bekannt seyn, wenn man aus solchen feyerlichen Erklärungen allein schließen wollte, daß sie die strengste Liebe zur Gerechtigkeit sogar gegen ihre Großen und Vertrauten ausgeübt haben. Aber obgleich die vortrefflichen Gesinnungen, die in vielen ihrer Verordnungen herrschen, oft nur zu gewissen Absichten angenommen und vor der Welt ausgebreitet werden; so gereichen sie ihnen doch überhaupt zum Ruhme, wenn ihre übrige Denkungsart die Hoffnung nicht ganz niederschlägt, daß sie wohl zuweilen nach jenen Gesinnungen handeln möchten.

Man kann hier vom Constantin noch mehr als allgemeine Vermuthungen beybringen. Die meisten Schriftsteller tadeln seine zu große Nachsicht gegen Personen, auf welche er sein Vertrauen geworfen hatte, und darunter viele desselben so wenig, als der Bedienungen, die er ihnen ertheilt hatte, würdig waren. Sie mißbrauchten diese Gelindigkeit zu allerley Ausschweifungen, die sie in seinem Nahmen begiengen; besonders aber zur Befriedigung ihrer unersättlichen Geldbegierde. Constantin wußte dieses; allein an Statt sie zu bestrafen, gab er ihnen bloß scharfe Verweise, und erinnerte sie, vornemlich auch in den Reden, die er öfters in seinem Palaste hielt, daß sie dereinst Gott dafür Rechenschaft geben würden, wie sie die Verwaltung des Staats geführt hätten. Einen von seinen Vertrauten nahm er einst bey der Hand, und fragte ihn, wie weit er denn seine Gierigkeit noch

aus-

ausstrecken würde? Darauf zeichnete er ihm mit einem Wurfspieße, den er bey der Hand hatte, die Größe eines menschlichen Körpers auf der Erde vor, und setzte hinzu: „Wenn du gleich alle Reichthümer des Lebens, und sogar die ganze Welt dir erworben hättest, so wirst du doch nicht mehr als dieses abgezeichnete Stück Erde mit nehmen, wo dir anders noch dieses überlassen wird." Eusebius gesteht, daß der Kaiser durch alle diese Ermahnungen keinen seiner Großen gebessert habe: es würde auch sehr unerwartet gewesen seyn, wenn er diese Absicht erreicht hätte, da er es vergaß, daß er mehr thun könne, und mehr zu thun schuldig sey, als bloß zu ermahnen, und ihnen also nicht furchtbar wurde. Diese zu weichen Maaßregeln giengen noch weiter: kein Verbrecher wurde am Leben gestraft; die Statthalter der Provinzen hemmten den Lauf der Missethaten nicht, und die Regierung ward zuletzt von dieser Seite verächtlich. Zwar nennt man die übertriebene Gelindigkeit eines Fürsten, und sein zu gefälliges Betragen gegen die Staatsbedienten, oft nur eine gutherzige Schwachheit; sie wird aber meistentheils eine der schädlichsten und schimpflichsten. Beym Constantin zeigte sie desto mehr Mangel an Stärke des Geistes an, da eben dieser Kaiser, der, wenn ihn die Stimme der Gerechtigkeit aufforderte, eine unzeitige Nachsicht ausübte, in der Hitze der Leidenschaften oft bis zur Unmenschlichkeit grausam war. Vielleicht fühlte er diese seine Schwachheit, indem er die oben gedachte Verordnung herausgab; es scheint aber nicht, daß sie große Früchte getragen habe, wenn der Kaiser auch würklich durch dieselbe gesucht haben sollte, sich selbst zu überwinden. Einige Zeit nach derselben ließ er eine andere ähnliche ergehen, durch welche die Frechheit mancher Unterobrigkeiten und ihrer Bedienten im Zaum gehalten werden sollte. Er

drohte

drohte darinne den letztern die Todesstrafe, wenn sie in ihren Gelderpressungen fortfahren würden, und befohl, daß nicht nur der Zugang zu den Richtern, sondern auch, wenn man bey ihnen keine Genugthuung finden könnte, zu den Statthaltern und zu den Obersten der Leibwache jedermann freystehen sollte, damit er selbst, von diesen unterrichtet, im Stande sey, die Gerechtigkeit zu verwalten. So verordnete er auch zu einer andern Zeit, daß, wenn eine gerichtliche Rechtssache durch Schuld des Richters zu lange aufgehalten würde, die Parthey, welche darunter gelitten hätte, von dem Vermögen des Richters schadloß gehalten werden sollte. Man erzählt nicht, wie diese und andere Gesetze beobachtet worden sind: und doch sollte man uns in dem Leben eines Fürsten nicht bloß die weisen Gesetze melden, die er gegeben hat; sondern hauptsächlich auch, wie viel er zur strengen und beständigen Erfüllung derselben beygetragen habe: denn dadurch wird erst der Ruhm des Gesetzgebers vollkommen. Eines von den Mitteln, (dieses verdient noch hinzu gesetzt zu werden,) durch welches man das Vertrauen Constantins besonders gewann, war der Schein des Eifers für die christliche Religion, und für ihn selbst: viele haben ihn daher durch eine verstellte Gottseeligkeit hintergangen. Daß er aber auch zuweilen unwürdigen Günstlingen seine Gewogenheit wieder entzogen habe, sieht man aus einer dreisten Stelle des Geschichtschreibers Lampridius, (oder vielmehr richtiger Spartianus) in seinem Leben des Kaisers Alexander Severus. Dieser lobt den eben genannten Fürsten, daß er jene schändliche Art von Vertrauten, die Verschnittenen, die sich von den Asiatischen Höfen, auch an den kaiserlich römischen eingeschlichen, und großes Unheil in der Regierung gestiftet hatten, weder zu Rathgebern, noch zu Hofbedienten gebraucht habe.

Darauf

Darauf wendet er sich an den Constantinus, und sagt: „Ich weiß wohl, wie gefährlich es sey, hiervon an einen Kaiser zu schreiben, der sich dieser Leute bedient hat. Allein der Staat hat dadurch nichts gelitten, indem Du, sobald Du bemerktest, wie schädlich sie wären, und wie sehr sie die Fürsten hintergiengen, ihnen bloß häusliche Bedienungen übergeben hast.“

Unterdessen hatte Constantin bald nach dem Jahr 325, vielleicht um das Jahr 328, das größte seiner Werke, die Erbauung einer der schönsten Städte, die noch seinen Nahmen führt, angefangen, um dahin den Sitz seiner Regierung zu verlegen. Rom war in jeder Betrachtung ein so würdiger Aufenthalt für die Kaiser, daß man die Begierde nicht zurück halten kann, die Ursachen dieses Entschlusses zu erfahren. Wenn man dem Zosimus glauben will: so sind sie bloß in dem fast allgemeinen Hasse der Römer gegen ihn, und in den Verwünschungen zu suchen, mit welchen sie ihn wegen seiner Anstalten wider das Heydenthum, dessen Gebräuche er auch bey feyerlichen Gelegenheiten zu Rom verspottete, überhäufften: diesen übeln Gesinnungen auszuweichen, suchte er sich einen andern Wohnplatz aus. Es ist in der That sehr glaublich, daß die Römer, welche noch größtentheils der Abgötterey zugethan blieben, einen starken Widerwillen gegen den Kaiser gefaßt, und nach ihrer gewohnten Freyheit denselben öffentlich geäußert haben mögen. Er selbst verweilte seit so vielen Jahren, da er Herr von dieser Hauptstadt geworden war, sehr selten und nur auf eine kurze Zeit, in derselben. Nicht nur die eben gedachte Abneigung der Einwohner gegen ihn; sondern auch vielleicht der Verdruß, den ihm ihre hartnäckige Standhaftigkeit bey dem heydnischen Aberglauben verursachte, können etwas dazu beygetragen haben. Allein

lein daraus scheint noch nicht zu folgen, daß dieses die einzige oder die vornehmste Ursache gewesen sey, warum er sich gänzlich von Rom entfernt habe, das ihm durch so viele andere Vorzüge gefallen konnte.

Eine andere Ursache hat allem Ansehen nach bey dieser Entschließung Constantins eben so viel, wo nicht mehr gethan: die Beschützung des Reichs in den morgenländischen Gegenden. In den Abendländern hatte dasselbe Feinde genug vor sich; aber bisher keine der fürchterlichsten; sie waren auch immer glücklich zurückgeschlagen worden, und der Rhein, die Donau, die Alpen selbst, gaben mit so vielen Besatzungen und Lägern an den Grenzen, eine hinlängliche Vormauer des Reichs ab. Die morgenländischen Provinzen des Reichs hingegen waren seit langer Zeit, oft zu ihrer äußersten Verwüstung, den Anfällen der Perser ausgesetzt; dieses tapfere Volk fieng sogar an, durch seine Kriegszucht eine gewisse Ueberlegenheit über die Römer zu behaupten. Auch die Gothen und andere Völker, die man barbarisch nannte, erforderten wegen ihrer Streifereyen in diesen Gegenden die wachsamste Aufsicht. Bey dieser Gefahr war es nöthig, oder doch sehr nützlich, daß sich die Kaiser in der Nähe dieser Länder aufhielten, und Constantin hatte hierinne schon gewissermaaßen ein Beyspiel am Diocletian vor sich, der sich in dieser Absicht nach Nicomedien gewandt hatte.

Daß auch der Ehrgeiz und die Begierde, in kurzer Zeit eine Stadt seines Nahmens aufzuführen, die Rom an Größe und Pracht an die Seite gesetzt werden könnte, auf das Vorhaben des Kaisers einen starken Einfluß gehabt habe, ist eine Versicherung des Eutropius; auf die man aber von selbst fallen könn-

te.

te. Ein neuerer Schriftsteller nennt dieses zwar einen Gedanken, welcher der wahren Größe der Seele, die das Christenthum einflößt, nicht würdig sey: er ist daher auch eben nicht geneigt, diesen Bewegungsgrund zu glauben. Doch zu geschweigen, daß Constantin mit dem Bekenntnisse des Christenthums nicht auch alle erhabene Tugenden desselben vereinigt, und daß er einen sehr ausgebreiteten Ruhm gewiß mit allem Eifer gesucht hat; so sieht man auch nicht, warum ein Fürst, ohne die Hoheit der christlichen Denkungsart zu verleugnen, nicht als Fürst betrachtet, einen Theil seiner Ehre darinne setzen dürfte, ein Denkmal aufgerichtet zu haben, welches zur öffentlichen Zierde und Bequemlichkeit, selbst zur Sicherheit des Reichs etwas beytragen kann. Constantin hat vermuthlich noch andere Gründe gehabt, seinen Sitz außerhalb Rom zu wählen: vielleicht die Eifersucht gegen das noch übrige Ansehen des Römischen Senats; oder den Trieb zu einer angenehmen und großen Beschäftigung während der Ruhe, die seine Regierung genoß; allein die Geschichte gedenkt nichts von diesem allem. Eben so unerweislich dürfte die Muthmaaßung seyn, daß der Kaiser die heiße und trockene Gegend um Rom nicht habe vertragen können, und sich daher unter einen gemäßigtern Himmelsstrich gewandt habe.

Zuerst wollte er seine neue Hauptstadt an der Seeküste von Asien, zwischen Troas und dem alten Ilium erbauen: vielleicht um ein neues Rom in derjenigen Gegend aufzurichten, aus welcher ehemals, nach der gemeinen Sage, die Stifter des Römischen Volks nach Italien gekommen waren. Er hatte aber kaum die Mauern und Thore zu Stande gebracht, als er diese Unternehmung liegen ließ: nicht sowohl, weil ihn eine göttliche Offenbarung und Wunderzeichen, wie

verschiedene alte Schriftsteller erzählen, und er selbst bemerkt zu haben glaubte, an einen andern Ort leiteten; als vielmehr, welches ungleich natürlicher und erweislicher ist, weil dieser Ort die vortheilhafteste, reizendeste Lage hatte, die Constantin in seinem ganzen Gebiete finden konnte. **Byzantium** fiel ihm in die Augen, eine alte und berühmte Stadt an der Meerenge, welche Europa und Asien von einander scheidet, oder auf einem Vorgebürge an dem Ausfluß des jetzt so genannten schwarzen Meeres in das Meer von Marmora, (nach den Benennungen der Alten aber am **Bosporus Thracius**, durch welchen sich der **Pontus Euxinus** in den **Propontis** ergießt.) Indem sie an zwey Meeren, mitten zwischen Europa und Asien, auf einem sehr fruchtbaren Boden, mit den vortrefflichsten Bequemlichkeiten der Schiffahrt und Handlung versehen, sehr anmuthig gelegen, überaus bevölkert, reich und fest war, hatte sie gleichsam alle Ansprüche beysammen, um wenigstens neben **Rom** eine Hauptstadt der den Römern unterworfenen Welt abzugeben. Dazu bestimmte sie auch Constantin, der sie ehemals während seiner Kriege noch nicht so aufmerksam betrachtet hatte.

Er erweiterte also diese Stadt so ansehnlich, daß die neue Mauer, welche er aufführte, von einem Meere zum andern gieng. **Philostorgius** erzählt, der Umfang, welchen er zu dieser Mauer selbst abgezeichnet habe, sey so außerordentlich groß gewesen, daß einer von seiner Begleitung ihn gefragt habe, wie weit er noch immer fortgehen wolle? Darauf habe der Kaiser geantwortet: So weit bis derjenige, welcher vor mir hergeht, stille stehen wird; und daraus habe man geschlossen, daß er hierbey alles auf göttlichen Antrieb gethan habe. Wenn die Nachricht wahr ist: so be-

stätigt sie die zur Beurtheilung vieler Begebenheiten, besonders solcher, die voll vom Wunderbaren sind, nützliche Anmerkung, daß, wo ausnehmendes und langes Glück die Unternehmungen eines Mannes befördert hat, seine Zeitgenossen leicht, und oft auf seine eigene Veranlassung, die Meinung angenommen haben, er stehe unter einer unmittelbaren und stets merklichen Anleitung des Himmels. Genug, Constantin vergrösserte und verschönerte Byzantium mit so vielem Eifer, daß es in kurzem mit Rom verglichen werden konnte. Ein kaiserlicher Palast, der nicht viel geringer als der Römische war, ein Capitolium, öffentliche Gebäude zu Schauspielen, und Bequemlichkeiten aller Art, und was die Stadt nur ausschmücken konnte, wurde reichlich daselbst angebracht. Um sie Rom desto ähnlicher zu machen, ward sie ebenfals in vierzehn Bezirke abgetheilt, und es wurden sieben Hügel in ihren Umfang gezogen. Aus vielen andern Städten, und aus Rom selbst, wurden die trefflichsten Bildsäulen, und andere Werke der Kunst, zum Theil auch aus den heydnischen Tempeln genommen, um daselbst aufgestellt zu werden. Constantin aber eilte so sehr mit der Ausbauung der Stadt, daß dadurch die Dauerhaftigkeit mancher Gebäude litte: wie er denn auch bey einer andern Gelegenheit an seine Statthalter den Befehl ergehen ließ, sie sollten ihm nicht melden, daß sie öffentliche Gebäude angefangen; sondern daß sie dieselben vollendet hätten. Es fehlte ihm endlich sogar an Baumeistern; eines von den Kennzeichen, daß die Künste damals schon in Verfall gerathen waren: daher munterte er die jungen Africaner auf, sich der Baukunst zu ergeben. Er ließ diese neue Stadt schon im Jahr 330 einweihen; obgleich erst einige Jahre später alles, was zu derselben gehörte, zu Stande kam. Nach seinem Befehl sollte sie Neu Rom heißen; allein sie hat gleich-

wohl von ihrem Stifter bis auf unsere Zeiten den Nahmen Constantinopel behalten, den er ihr selbst zuweilen beylegte.

Seine nächste Sorge war, ihr Einwohner genug zu verschaffen. Er schenkte in dieser Absicht verschiedenen vornehmen Geschlechtern aus Rom und aus den Provinzen große Gebäude daselbst, in denen sie sich niederließen. Geringere lockte er durch ähnliche Schenkungen an Geld und Ländereyen herbey. Er verordnete sogar, durch einen ungerechten Zwang, kein Besitzer von Landgütern in den benachbarten Landschaften sollte berechtigt seyn, dieselben seinen Erben zu hinterlassen, oder sonst eine Verfügung darüber zu treffen, wenn er nicht ein Haus zu Constantinopel hätte. Dem Volke in dieser Hauptstadt ließ er an gewissen Tagen Brodt, Fleisch, und andere Lebensmittel austheilen, damit es leichter leben, und desto mehr bauen könnte. Er beförderte die Handlung und Zufuhr in diese Stadt durch allerhand Freyheiten. Selbst über den Todt hinaus gab er ihren Einwohnern, besonders den Armen, Erleichterung, indem er eine sehr zahlreiche Gesellschaft von Leuten errichtete, welche die Leichen ohne Entgeld zur Erde bestatteten.

Dazu kamen noch viele Vorzüge und Rechte, die er Constantinopel ertheilte. Er machte es zur Hauptstadt von dem morgenländischen Theile des Reichs und einigen europäischen Provinzen, auch zu seinem beständigen Aufenthalte; setzte einen Senat und andere grosse Würden, wie zu Rom, dahin, und gab der Stadt das italiänische Recht, welches mit besondern Freyheiten verknüpft war. Noch bey seinem Leben ward sie so blühend als er es nur wünschen konnte: und hundert Jahre nach seinem Tode übertraf sie Rom an Reichthum

thum und Menge der Einwohner. Diese letztere fiel ihr endlich selbst zur Last; indem sie den unermeßlichen Platz, den sie brauchte, bis in das Meer hinein suchen mußte; zugleich wurden die Provinzen an Lebensmitteln für dieselbe erschöpft, da ehemals Byzantium vielmehr die umliegenden Gegenden damit versorgt hatte. Vielleicht überschritt Constantins Liebe zu seinem Werke bereits die Grenzen der Staatsklugheit: denn Constantinopel hatte neben den Schönheiten der größten und berühmtesten Städte aller Zeiten, auch die nachtheiligen Eigenschaften für den Staat an sich, welche diese meistentheils in Ansehung der Bevölkerung, der Gesundheit, des leichtern Unterhalts und der Sitten geäußert haben.

Aber der wichtigste Vorzug, den Constantin seiner neuen Hauptstadt zu geben gedachte, war dieser, daß sie zugleich ein Sitz des Christenthums seyn sollte. Er hob die Uebung der heydnischen Religion daselbst gänzlich auf, und verwandelte die vorhandenen Tempel in christliche Kirchen, bauete von diesen letztern mehrere neue und prächtige auf, und weihte die Stadt dem Gott der Märtyrer. Man sah daher auch daselbst an öffentlichen Plätzen die Bildsäulen des Constantin und der Helena mit dem Kreuze in der Hand; so wie er daßelbe überdieß in dem schönsten Gemach seines Palastes in Gold und Edelgesteinen an der Decke abbilden ließ. Ueber einer porphyrnen Säule richtete er öffentlich seine Bildsäule mit einer Inschrift auf, durch welche er die Stadt dem Erlöser der Welt empfol: und in diese Bildsäule soll er ein Stück von dem Kreuze, welches seine Mutter zu Jerusalem gefunden haben wollte, gelegt haben; eine Meinung, welche zu vielen abergläubischen Gebräuchen des Volks bey dieser Bildsäule Gelegenheit gab. Wenn also Zosimus versichert,

chert, Constantin habe zween Tempel gebauet, und in den einen derselben die Bildsäule der Göttin Cybele, in den andern das Bild der Glücksgöttinn gesetzt: so widerspricht zwar dieses nicht bloß den Nachrichten der christlichen Geschichtschreiber, sondern auch seinen eigenen von der Verachtung, welche der Kaiser gegen den Götzendienst seit langer Zeit bezeigte. Allein da Constantin, wie oben gemeldet worden ist, die Denkmäler der heydnischen Religion zur Zierde der Stadt in vielen Gegenden vertheilte: so scheint auch dieser Umstand seine Erläuterung daraus zu erhalten.

Alle neuere Schriftsteller beschuldigten sonst den Kaiser, daß er durch die Verlegung des kaiserlichen Sitzes nach Constantinopel, den Untergang des abendländischen Reichs verursacht habe, das hauptsächlich deswegen, ohngefehr hundert und funfzig Jahre nach seinem Tode, ein Raub der Barbaren geworden sey, weil seine Nachfolger so weit von Rom und von den Abendländern überhaupt entfernt gewesen wären, daß dieselben ohne Leben, Kraft und Unterstützung hätten bleiben müssen. Aber dieses alte Vorurtheil ist nunmehr größtentheils gefallen. Man hat erkannt, daß nicht die Entlegenheit Constantinopels von Rom; sondern die Ungeschicklichkeit der Kaiser in beyden Reichen, der Verfall der Kriegszucht, die Treulosigkeit der Staatsbedienten und Feldherren, und andere Ursachen das Unglück des abendländischen Reichs geworden sind. Mit desto mehr Wahrscheinlichkeit kann man behaupten, daß die morgenländischen Provinzen des Römischen Reichs um viele hundert Jahre früher in die Gewalt der Feinde desselben gerathen seyn würden, wenn nicht die griechischen Kaiser zu Constantinopel selbst durch die Lage dieser Stadt in den Stand gesetzt worden wären, von Zeit zu Zeit sich zu ermannen,

und

und einen nachdrücklichern Widerstand zu leisten. Eben diese Hauptstadt hat noch eine andere wichtige Folge nach sich gezogen, die schwerlich in Constantins Entwurf gehörte. Sie setzte dem Bischof von Rom, dem ansehnlichsten und ehrgeizigsten, den es unter den Christen gab, einen andern entgegen, der auf gleiche Hoheit und Ehre Anspruch machte, und, von den griechischen Kaisern unterstützt, die Herrschbegierde des erstern einigermaaßen einschränkte. Aber die Eifersucht und die Streitigkeiten dieser beyden Bischöfe mit einander, sind endlich auch, durch die Erbitterung, welche sie zwischen den abendländischen und morgenländischen Christen hervorbrachten, ein Beförderungsmittel von dem Umsturze des griechischen Kaiserthums geworden.

In der Staatsverfassung des Reichs nahm Constantin eine noch wichtigere Veränderung vor, als die Erbauung von Constantinopel war. Bisher war die vornehmste bürgerliche und kriegerische Verwaltung desselben, nach dem Kaiser, zwischen zwo, zuweilen auch drey Personen getheilt, welche von ihrem ersten Ursprunge Befehlshaber der Leibwache (praefecti praetorio) hießen; im Grunde aber die beyden obersten Staatsbedienten und Feldherren des Reichs vorstellten. Ihre Gewalt war sehr groß gewesen; oft zu gefährlich für die kaiserliche selbst. Daher bestellte Constantin statt zween, vier Staatsbediente dieses Nahmens, die von Italien, Gallien, Illyricum und den Morgenländern den Zunahmen bekamen. Es wurde nemlich einem jeden unter ihnen eine Anzahl von Bezirken, (dioeceses) deren zusammen vierzehn waren, angewiesen; diese hatten wieder ihre besondern Statthalter, (vicarii) und wurden in hundert und zwanzig Provinzen abgetheilt, welche von gewissen Vorstehern (praesides,

fides, proconsules) regiert wurden. So hatte der Präfectus Prätorio der Morgenländer fünf Bezirke unter sich, zu welchen neun und vierzig Provinzen gehörten, nemlich was jetzt Romanien und ein Theil der Bulgarey heißt, alle Römische Besitzungen in Asien, und Aegypten, nebst Cypern, und einigen andern Inseln. Zugleich nahm Constantin diesen vier Oberstatthaltern alle Aufsicht über die Soldaten, die er besondern Befehlshabern (magistri militum) übergab, von welchen einer über die Reiterey, der andere über das Fußvolk gesetzt wurde. Noch über die Oberstatthalter erhob Constantin die neue Würde der Patricier, die nach ihm den zweyten Rang im Reiche, als seine vertrautesten Räthe, bekamen. Ueberhaupt brachte er manche solche Ehrennahmen auf, damit er desto mehrern einen ansehnlichen Vorzug verschaffen könnte. Die Herren in dem Gefolge der Kaiser, die große Aemter bekleideten, und ihre beständigen Räthe waren, hießen schon lange ihre Gefährten oder Begleiter, (comites) welches Wort man nachmals in einer nicht wenig veränderten Bedeutung durch Grafen übersetzt hat. Unter dem Constantin aber kam diese Würde zu einem weit ausnehmendern Glanze, und diejenigen, welche sie führten, wurden in drey Classen abgetheilt. Andere Ehrentitel (nobilissimus, perfectissimus) gab er theils seinen nächsten Anverwandten, theils vielen, die seine Gewogenheit erlangt hatten.

Mit den meisten dieser Anstalten Constantins ist Zosimus, als mit unnöthigen Neuerungen, die den Staat in Verwirrung gesetzt hätten, übel zufrieden; aber er behauptet auch, daß die Trennung der bürgerlichen und kriegerischen Gewalt bey den Oberstatthaltern, schlimme Folgen im Frieden und im Kriege gehabt

habt habe. So lange diese, sagt er, durch ihre Unterbefehlshaber die Soldaten regiert, und im ganzen Reiche die Steuern hätten einnehmen lassen, von welchen denselben der Sold bezahlt wurde: so lange wären die Soldaten gehorsam gewesen, weil sie von ihnen durch Entziehung des Soldes und des Proviants hätten bestraft werden können. Nachdem aber diese Austheilung und die Aufsicht über die Kriegszucht von einander abgesondert worden wären, hätten die Soldaten angefangen nach ihrem Gefallen zu leben: nicht zu gedenken, daß ein großer Theil der für die Soldaten bestimmten Lebensmittel von den gewinnsüchtigen Aufsehern weggenommen worden sey.

Es würde hart seyn, diesen Tadel eines eben nicht sehr späten Geschichtschreibers, der auch Gründe von demselben angiebt, schlechterdings ungerecht zu nennen. Aber gleichwohl muß man sich verwundern, daß **Zosimus** hierbey nur zu tadeln gewußt, und daß er es auf diese Art gethan hat. Der Verfall der Kriegszucht unter den Römischen Soldaten hatte weit früher angefangen; er ist auch durch weit andere Ursachen befördert worden, als durch diese vom **Constantin** getroffene Veränderung. Wenn dieselbe etwas dazu beygetragen haben sollte; so bleibt es doch immer unwahrscheinlich, daß die Soldaten, die nun ihre eigenthümliche Aufseher hatten, nicht mit gleichem Nachdruck, wie vorher, durch Entziehung ihrer Bedürfnisse hätten bestraft werden können. Am wenigsten hätte ein unpartheyischer und pragmatischer Schriftsteller von der andern Seite die großen Ursachen der Staatsklugheit vergessen sollen, denen **Constantin** allem Ansehen nach bey der oft gedachten Veränderung gefolgt ist. Eines der weitläuftigsten Reiche der Welt durch vier Staatsbediente von gleicher Gewalt weit sicherer für die Ruhe

desselben und für das kaiserliche Ansehen zu beherrschen, als es durch Mitgenossen der Regierung und mehrere Reichsgehülfen, (wie zur Zeit seiner nächsten Vorgänger,) geschehen konnte; über dieses aber eine fürchterliche Macht zu schwächen, in deren gemeinschaftlichem Besitze zween Große waren, die schon oft ihren vielbedeutenden Einfluß über die Kriegsheere zum Unglück der Kaiser gemißbraucht hatten, und die selbst in der bürgerlichen Staatsverwaltung mit einer nicht geringern Gewalt bekeidet waren: diese Absichten waren wohl würdig, von Constantin ausgeführt zu werden; wenn gleich das Mittel, welches er dazu gebrauchte, einigen Unbequemlichkeiten unterworfen war. Diese fallen wenigstens nicht so deutlich in die Augen, als das Nachtheilige der ehemaligen Einrichtung.

Noch schlimmer ist die Beschuldigung, welche Zosimus gegen ihn vorbringt, daß er den barbarischen Völkern einen freyen Eingang in das Römische Reich geöffnet habe. Diocletianus, sagt er, hätte für die Sicherheit desselben vollkommen gesorgt, indem er alle Soldaten in die Städte und Festungen an den Grenzen geworfen hätte; wodurch es den Barbaren unmöglich geworden sey, auf irgend einer Seite einzudringen. Constantin hingegen habe die meisten Soldaten aus den Besatzungen der Grenzplätze zurückgezogen, und in Städte verlegt, welche ihrer nicht bedurften; diese wären dadurch sehr beschwert, und verschiedene derselben ganz entvölkert worden; die Soldaten aber hätte er auf diese Art durch Schauspiele und Ueppigkeit, an welche sie sich gewöhnten, weichlich gemacht. Es ist wahr, daß Aurelius Victor beynahe das Gegentheil vom Constantin meldet, indem er ihn an vielen wohlgelegenen Orten Festungen und Schlösser anlegen läßt. Man setzt hinzu, daß auch bald nach

Con-

Constantins Zeiten ausdrücklich Soldaten zur Vertheidigung der Grenzen in der Geschichte vorkommen, und daß er also gewiß die Grenzen nicht völlig entblößt habe. Allein dieses letztere sagt auch Zosimus nicht, und die Nachricht des Victor könnte immer noch mit seiner vereinigt werden. Weit zweifelhafter wird dieses Vorgeben, wenn man die bekannte Staatsklugheit des Kaisers betrachtet, die eines solchen Fehlers bey der Beschützung des Reichs kaum fähig gewesen zu seyn scheinet. Unterdessen da kein anderer Schriftsteller dieser Zeiten eine bestimmte Erläuterung darüber giebt: so könnte Zosimus doch in so ferne Glauben verdienen, daß Constantin die Besatzungen in den Grenzfestungen merklich vermindert habe. Vielleicht geschah es, damit er durch diese Kriegsvölker seine vielen noch übrigen heydnischen Unterthanen, die ihm schwerlich alle günstig waren, desto besser im Zaum halten könnte. Von dem Geschichtschreiber hätte man erwartet, daß er die Absicht oder den Vorwand des Kaisers bey diesen Maaßregeln angezeigt haben würde. Was er noch von dem Schaden hinzufügt, der aus der Verlegung der Soldaten in das Innere des Reichs entstanden seyn soll, kann auch nicht hinlänglich widerlegt werden. Will man etwan muthmaaßen, daß die Ausartung der Soldaten eben sowohl durch die Schuld ihrer Befehlshaber erfolgt seyn könnte, als durch diese Anstalten Constantins; oder will man sich auf die Gesetze berufen, durch welche er die Kriegszucht aufrecht zu erhalten gesucht hat: so sind dieses nur Entschuldigungen von einiger Wahrscheinlichkeit, aber kein Beweis.

Zu diesem allem setzt eben derselbe Geschichtschreiber noch eine schimpfliche Abbildung von Constantins Härte gegen seine Unterthanen. Der Kaiser, sagt er,

er, verschwendete den Betrag der Steuern, die er mit großer Schärfe einforderte, durch eine übel angebrachte Freygebigkeit an unwürdige Personen. „Er legte auch, fährt Zosimus fort, allen Handelsleuten im ganzen Reiche, die schlechtesten nicht ausgenommen, eine Steuer an Gold und Silber auf: nicht einmal die armseeligen Weibspersonen, die ein Gewerbe mit Unzucht trieben, waren davon ausgeschlossen. Wenn also das vierte Jahr heran kam, da diese Steuer immer bezahlt werden mußte, sah man in allen Städten nichts als Weinen; und wenn es da war, sah man Geisseln und Martern, mit welchen diejenigen belegt wurden, welche wegen ihrer äußersten Armuth einen solchen Schaden nicht ertragen konnten. Selbst die Mütter verkauften ihre Kindnr, und die Väter gaben ihre Töchter zur Unzucht hin: von dem Gewinne, den diese dadurch erwarben, mußten sie den Einnehmern des Chrysargyrum (so hieß diese Steuer,) das Geld bezahlen. Da er aber auch für begüterte Männer ein Ungemach aussinnen wollte, gab er einem jeden derselben die Würde eines Prätor, und unter dem Vorwande dieser Ehre forderte er eine große Summe Geldes von ihm. Man sah daher, wenn diejenigen, welche dazu bestellt waren, in die Städte kamen, daß jedermann flüchtete, und zu den Ausländern eilte, aus Furcht, er möchte diese Würde mit dem Verluste seines Vermögens erhalten. Er hatte ein Verzeichniß von den Gütern der Reichsten: diesen legte er eine Steuer auf, welche er Follis nannte. Durch dergleichen Geldsteuern zehrte er die Städte aus. Denn da die Einforderung derselben noch lange nach Constantins Zeiten fortdauerte, wurden nach und nach die Reichthümer der Städte erschöpft, und viele derselben verloren daher ihre Einwohner.“

Auch

Auch diese Nachricht des Zosimus wird von keinem andern Geschichtschreiber bestätigt; wenn gleich Aurelius Victor überhaupt der unmäßigen Verschwendung des Kaisers gedenkt. Andere Zeugnisse scheinen sie sogar über den Haufen zu werfen. Eusebius schreibt, Constantin habe den Besitzern von liegenden Gründen den vierten Theil der Steuer, welche sie jährlich davon bezahlten, erlassen: und diese Wohlthat sey auch ihren Kindern und Nachkommen durch ein Gesetz auf immer bestätigt worden. Da auch einige unter ihnen sich beschwert hätten, daß ihre Besitzungen von den vorigen Kaisern mit zu harten Steuern belegt worden wären, habe er durch besonders dazu verordnete Personen eine durchgängig gleiche und billige Einrichtung dabey treffen lassen. Er habe sogar, wenn er zwischen zween Klagführenden ein Urtheil gefällt hätte, demjenigen, der seine Sache verlor, Güter oder Geld geschenkt; nur damit sie beyde von dem Gehöre, das sie bey ihm hatten, vergnügt zurück kehren möchten. Ein solcher Fürst, wird man denken, kann unmöglich die schändlichen Gelderpressungen begangen haben, die man ihm beymißt. Allein man ist auch schuldig, noch überdieß dabey zu denken, daß der Schriftsteller, dessen rühmliche Erzählung angeführt worden ist, den Vorsatz gehabt habe, alles am Constantin zu loben; daß seine Nachricht gar wohl richtig seyn könne, ohne es unglaublich zu machen, daß der Kaiser durch eben die außerordentliche Freygebigkeit, welche Eusebius selbst gesteht, in seinen spätern Jahren möchte gezwungen worden seyn, neue Mittel um Geld zu sammeln aufzubringen, oder die alten schärfer zu gebrauchen; endlich, daß seine Staatsbedienten und Einnehmer den Unterthanen unter der Regierung eines Fürsten, der so viele Nachsicht gegen seine Grossen bezeigte, wider seine Absicht unmenschlich haben begeg-

begegnen können. Einen Theil dieser Betrachtungen und andere ähnliche kann man auch bey den Gesetzen anstellen, durch welche er so viele Gelindigkeit in Ansehung der einzufordernden Steuern und derer, welche sie schuldig blieben, vorschrieb. Am wenigsten aber hat dasjenige zu bedeuten, was **Evagrius** gegen diese Erzählung des **Zosimus** erinnert. Dieser unzuverlässige Schriftsteller sucht sie zu widerlegen; und weiß doch, nachdem er einige Schimpfwörter ausgestoßen hat, nichts weiter vorzubringen als dieses, es sey unglaublich, daß eben der Kaiser, welcher Constantinopel mit so vieler Pracht gebauet habe, gegen die Einwohner dieser Stadt und gegen die Soldaten überhaupt so freygebig gewesen sey, einen so niederträchtigen Geiz ausgeübt haben sollte. An Statt solcher Vermuthungen, auf die wir tausend Jahre nach dem **Evagrius** eben so leicht als er fallen können, hätte er seinen Beweis aus der Geschichte und den Gesetzen des Kaisers führen sollen.

In der That wenn man diese, so viel es jetzt noch möglich ist, zu Rathe zieht, so findet man, daß **Zosimus** nicht alle Genauigkeit beobachtet hat, die man von einem Schriftsteller dieser Zeiten erwarten könnte. Er unterscheidet das **Chrysargyrum** oder die Steuer, welche alle Arten von Handelsleuten erlegen mußten, nicht von der Abgabe, die den öffentlichen unzüchtigen Personen auferlegt war: und er macht den Constantin zum Urheber von beyden, da sie doch lange vor seinen Zeiten eingeführt worden waren. Jenes entstand aus den freywilligen Geschenken der Provinzen an die Kaiser, wenn sie zehn Jahre ihrer Regierung zurückgelegt hatten; die Kaiser aber verwandelten dieselben in eine Auflage, die jede fünf Jahre abgetragen werden mußte. Constantin hat sie vielleicht vermehrt,

und

und auf jede vier Jahre herabgesetzt. Der Vorwurf wegen der andern abscheulichen Steuer trifft ihn auch nur so weit, daß er sie nicht aufgehoben hat. Ohne zu sagen, daß Zosimus aus Haß gegen den Kaiser seine Beschuldigung ersonnen habe; kann man wohl behaupten, daß er den scheinbaren und halb wahren Grund, den er zu derselben fand, nicht viel untersucht habe, nachdem er sich einmal einen unrühmlichen Begriff von diesem Fürsten gemacht hatte. Selbst einige Ausdrücke in seiner Erzählung, auch die gleich vorhergehende sehr gezwungene und gehäßige Deutung einer vermeinten Sibyllinischen Weissagung auf die Vergrößerung des alten Byzantium durch den Kaiser; diese und manche andere Spuren in seinem Werke, verrathen deutlich einen Schriftsteller, der fast mit einer Art von vorzüglicher Neigung alles gesammlet hat, was am Constantin getadelt worden war, oder unter einigem Vorwande des Rechts getadelt werden konnte. Für die Nachwelt ist es genug, daß es unter seinen Vorwürfen manche giebt, die man nicht leugnen darf.

Ein solcher scheint der verschwenderische Aufwand zu seyn, den er diesem Kaiser Schuld giebt. Constantin war überaus freygebig gegen seine Großen, gegen die Soldaten, gegen die Gemeinen und Lehrer der Christen, überhaupt auch bey gewissen Gelegenheiten gegen andere seiner Unterthanen. Er liebte die Pracht in seinem Anzuge, in der Einrichtung seines Hofs, in den Gebäuden nnd öffentlichen Denkmälern, welche er aufrichtete. Besonders verursachten ihm so viele Kirchen, welche er aufbauete, unermeßliche Kosten. Es ist wahr, daß er nicht ohne gewisse Gründe und Absichten, bey denen er sich selbst ein Genüge that, seine Schätze erschöpft zu haben scheint. Er belohnte

lohnte seine Soldaten, deren Tapferkeit ihn zum Herrn des Reichs gemacht hatte, und auf denen die Sicherheit seiner Regierung noch zum Theil beruhte. Seine Großen und Statthalter waren eine andere mächtige Stütze derselben. Wenn er sein Kleid mit Perlen besetzt, und sich seinen Unterthanen gerne in einem ausnehmenden Glanze gezeigt hat: so könnte er dieses wohl der kaiserlichen Würde vor anständig, und vor nothwendig, um die Ehrerbietung des Volks gegen sich zu unterhalten, angesehen haben. Daß er Städte und prächtige Gebäude in denselben aufgeführt hat, braucht keiner Rechtfertigung. Endlich konnte er auch die hohe Meinung, welche er von seiner Liebe gegen die Christen und ihre Religion ausgebreitet wissen wollte, durch kein fürstlicheres oder wenigstens mehr bewundertes und gepriesenes Merkmal bekräftigen, als durch Geschenke aller Art. Aber auf einigen dieser Seiten hat Constantin dennoch die Grenzen der Freygebigkeit überschritten. Man hat bereits gesehen, wie sehr seine Nachsicht den Geldgeiz und die Raubsucht seiner Großen gestärkt habe. Die außerordentliche Wohlthätigkeit, welche er den christlichen Lehrern erwies, und die in ihren Sitten eine bald merkliche Veränderung hervorbrachte, ist auch nicht übergangen worden. Sehr vielen wird der geschäftige Eifer durchaus rühmlich vorkommen, mit welchem er Kirchen aufgerichtet und ausgeschmückt hat; allein man hätte ihm gewiß hierinne weniger und mit geringerer Hitze nachahmen sollen.

Der schnelle und große Anwachs von Christen unter Constantins Regierung, machte eine Anzahl neuer Versammlungshäuser zu ihrem Gottesdienste nothwendig. Ihrer mehrere zu bauen, als diese Absicht erforderte, war eine leere Einbildung von Frömmigkeit: davon

davon gab Constantin das erste Beyspiel. Man gewöhnte sich bald darauf an zu glauben, daß die Errichtung solcher Gebäude ein Mittel sey, die Gnade Gottes zu erlangen; das Römische Reich wurde mit unzählichen Kirchen und Kapellen bedeckt, und die Zeit kam geschwind, da die äußerlichen Uebungen und Anstalten in denselben als der vornehmste, wo nicht gar der einzige Dienst Gottes, mit einem der schädlichsten Vorurtheile betrachtet wurden. Aber auch die Pracht, welche dieser Kaiser zuerst in die Kirchen brachte, war der Natur des Christenthums eben so sehr zuwider. Vermuthlich wollte er, daß Gebäude, welche man als Wohnungen Gottes ansah, nicht schlechter als die Paläste der Fürsten seyn sollten. Er konnte befürchten, daß man es Geiz und übel angebrachte Sparsamkeit nennen möchte, wenn ein Stifter, wie er, nicht alles sehen ließe, was Reichthümer und Macht hervorbringen können. Man kann noch hinzufügen, daß die Heyden, welche jetzt so häufig zum Christenthum übergiengen, in ihren Tempeln alle Schönheiten der Künste vereinigt gesehen hatten, und daher vermuthlich begierig waren, auch in den christlichen Kirchen etwas ähnliches zu finden. Sie fanden in der That genug von dieser Art darinne zu bewundern. Die unermeßlichen Schätze und Kostbarkeiten, welche die Christen nach und nach an diese Gebäude verwandt haben, sind, indem sie viel zu klein und unedel für die wahre Andacht seyn mußten, vielmehr eine Zerstreuung derselben geworden; sehr oft den wahren Bedürfnißen der Länder entzogen, reißen sie in vielen Gegenden unaufhörlich noch mehrere Reichthümer unter dem falschen Scheine der Gottseeligkeit an sich.

In den spätern Zeiten hat man den Constantin zum Urheber von einer Menge noch vorhandener Kirchen zu Rom gemacht; aber ohne einen hinlänglichen Beweis, und bloß aus Liebe gegen sein Gedächtniß. Desto mehrere und herrlichere erbauete er zu Constantinopel. Darunter war die zum Andenken der Apostel gewidmete die vornehmste. Inwendig war sie ganz mit Marmor, und von außen mit vergüldetem Erze bedeckt. Bey der Errichtung dieser Kirche hatte er die Nebenabsicht, daß er einst in derselben begraben werden sollte. „Er sorgte, schreibt Eusebius, mit „ungemeiner Freudigkeit des Glaubens dafür, daß „sein Körper nach seinem Tode einerley Benennung „mit den Aposteln erhalten möchte; damit er nemlich „auch nach seinem Absterben an dem Gebete Theil hätte, welches daselbst zur Ehre der Apostel verrichtet „wurde. Nachdem er also zwölf Kasten, gleichsam „als heilige Säulen, zur Ehre und zum Andenken der „Apostel daselbst aufgestellt hatte, setzte er seinen Sarg „mitten zwischen dieselben." Constantin hielt diese Absicht anfänglich geheim: sie war auch in jeder Betrachtung neu und anstößig. Die Römischen Gesetze hatten seit den ältesten Zeiten verboten, keinen Leichnam innerhalb der Städte zu beerdigen: und wenn auch die Sorge für die Gesundheit der Einwohner nicht der erste Grund dieser Verordnung gewesen ist; so kann sie doch daraus vollkommen gerechtfertigt werden. Für Christen war es noch unanständiger, ihre Todten in denjenigen Gebäuden zu begraben, in welchen sie sich zum Dienste Gottes versammleten. Allein der Aberglaube, zumal in dem Beyspiele eines Kaisers, (den man hier vergebens mit seiner Liebe gegen die Apostel und andern unschuldigen Absichten vertheidigt,) machte alles löblich und nachahmungswürdig. Diese Anstalten des Begräbnisses in Kirchen, und nachmals

um

um dieselben herum, trugen bald ihre Vortheile für die Geistlichkeit; die vermeinte heilige Erde für die Todten, und andere Vorurtheile sind ebenfals aus dieser Quelle geflossen. Noch hatte die große und prächtige Kirche, welche Constantin an dem Orte, wo Christus aus dem Grabe auferstanden war, errichten ließ, vor den meisten andern ungemeine Vorzüge. Die innere Mauer derselben war mit vielfärbigem Marmor bekleidet; und der Kaiser hatte vieles aus Gold, Silber und Edelgesteinen verfertigtes Geräthe in diese Kirche geschenkt. Er ließ sie im Jahr 335 durch eine der zahlreichsten Versammlungen von Bischöfen einweihen; es war dabey eine Art von Hofstatt zugegen: die Bischöfe verrichteten theils öffentliche Gebete; theils hielten sie Reden, in denen bald der Kaiser und die neue Kirche gepriesen, bald Lehren des Christenthums, oder Stellen der heiligen Schrift erklärt wurden. Dagegen wurden sie von den kaiserlichen Abgeordneten mit herrlichen Gastmählern bewirthet, und unter die Armen des gegenwärtigen sehr zahlreichen Volks ward eine Menge Geldes und Kleider ausgetheilt. Bey der Ausschmückung der von ihm aufgebaueten Kirchen, vergaß Constantin auch nicht funfzig schöne Abschriften der heiligen Bücher der Christen zum beständigen Gebrauche in denselben verfertigen zu lassen.

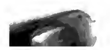
Es war natürlich, daß einige neuere Schriftsteller, bey dieser außerordentlichen Geschäftigkeit Constantins in allem, was das Aeußerliche der Religion betraf, die Frage aufgeworfen haben, ob nicht seine ganze Frömmigkeit und Gottseeligkeit in der Verehrung des Kreuzes, und andern eifrig beobachteten Cärimonien, im Kirchenbau, und in der Freygebigkeit gegen die christlichen Lehrer bestanden habe? Vielleicht haben sie dieselbe nur allzu entscheidend beantwor-

tet. Die Wahrheit der Gesinnungen, welche auf Gott gerichtet sind, kann von Menschen selten zuverlässig beurtheilt werden. Zwar zeigen sie sich eben sowohl wie andere Triebe in gewissen Merkmalen; allein die Heucheley versteckt sich auch leichter unter dieselben: und wenn gleich die Lauterkeit des Christenthums mit einem Hauffen kleiner und spielender Feyerlichkeiten nicht wohl bestehen kann; so giebt es doch auch rechtschaffene Verehrer der Religion, bey denen es eine Schwachheit ihrer Gemüthsart ist, selbst durch vieles sinnliches Gepränge ihre Andacht zu unterhalten. Freylich wenn mitten unter dem hitzigsten Bestreben sich durch frommscheinende Gebräuche und Uebungen hervorzuthun, herrschende Laster von einer Zeit zur andern ausbrechen: so ist es sehr glaublich, daß jenes nur ein andächtiger Schimmer ohne Grund, obgleich nicht ohne Absicht, sey. In dem Leben Constantins giebt es oft Gelegenheiten zu dieser Vermuthung; sie verlieren sich jedoch in seinen letzten Jahren: es scheint, daß er nach und nach einige seiner schlimmsten Neigungen überwunden, und die Kraft der Religion würklich zu empfinden angefangen habe. Die Kennzeichen davon waren zwar fast immer mit überflüßigen Auswüchsen beladen; aber überhaupt genommen doch ziemlich unverdächtig. Er schloß sich täglich in seinem Palaste zu gewissen Stunden ein, um insgeheim zu Gott zu beten. Zugleich aber ließ er sich an verschiedenen Eingängen des Palastes, und auf seinen goldenen Münzen in der Gestalt eines Betenden abbilden. Seine Hofbedienten machten eine Art von Gemeine aus, mit welcher er zuweilen feyerliche Betstunden hielt. Manche Nächte brachte er ganz mit Betrachtungen über die Religion zu. Er setzte auch öfters, wenn es ihm seine Muße erlaubte, Reden zum Unterrichte seiner Unterthanen auf. Sodann berief er Zuhörer; ihrer

rer kam eine große Anzahl, vor welcher er seine Reden hielt. Traf es sich, daß er darinne Gelegenheit hatte, die Lehren des Christenthums vorzutragen: so that er es mit besonders ehrerbietigen und bescheidenen Geberden. Und wenn ihm seine Zuhörer Beyfall zuriefen: so erinnerte er sie, ihre Blicke Himmelwärts, zu dem größten aller Könige, mit Ehrfurcht zu wenden. In diesen Reden pflegte er von der Bestreitung der Abgötterey den Anfang zu machen, erklärte darauf die göttliche Regierung und Fürsorge, zeigte, wie nothwendig die Erlösung der Menschen gewesen, und auf welche würdige Art sie vollzogen worden sey; endlich schloß er mit Vorstellungen von dem göttlichen Gerichte, durch welche er die Lasterhaften, selbst einige seiner Großen, beschämte und erschröckte. Man liest von diesen Reden, welche Constantin lateinisch abfaßte, und ins Griechische übersetzen ließ, noch eine beym **Eusebius.** Sie ist sehr lang, enthält einen allgemeinen Begriff vom Christenthum, und eine Widerlegung der heydnischen Irrthümer: beydes nicht ohne einige Stärke der Beredsamkeit; ist aber weder frey von fehlerhaften Erklärungen des Glaubens, noch von historischen und andern Unrichtigkeiten, worunter auch die Erfüllung der vermeinten Weißagungen der **Sibyllen** und **Virgils** von **Christo** gehören. Wenn alle Reden des Kaisers so weitschweifig, hin und wieder auch so seicht, gewesen sind als diese: so haben sie schwerlich starke Rührungen hervorgebracht. Er hingegen hörte die längsten Reden der Bischöfe stehend an: und da **Eusebius** eine außerordentlich weitläufige, die er vor ihm in seinem Palaste hielt, abbrechen, oder ihn wenigstens bewegen wollte sich niederzusetzen, gab er keines von beyden zu. An den großen Festtagen nahm er viele und strenge Uebungen der Andacht vor. Die Nacht vor dem Osterfeste brachte er mit an-

dern Christen, wie es seit einiger Zeit gewöhnlich worden war, im Gebete zu, und ließ zugleich in derselben eine solche Menge Fackeln und Lampen durch die ganze Hauptstadt anzünden, daß sie auf das herrlichste erleuchtet wurde. Mit dem Kreuze bezeichnete er sich insonderheit fleißig: man sah ihn unter andern auf einem Gemählde im Vorhofe seines Palastes, mit dem Kreuze über seinem Kopfe; zu seinem und seiner Kinder Füßen aber den bösen Geist unter der Gestalt eines mit Pfeilen getödteten, und in das Meer gestürzten Drachen liegend. Aus solchen Einfällen lernt man ihn nicht allein, sondern auch manche Lehrer seiner Zeit, von denen er sie bekommen haben mag, kennen. Hätte er weniger Aufsehen und Geräusche mit seiner Frömmigkeit erregt: so würde man Ursache haben, sie noch vor reiner zu halten.

Gegen das Ende seines Lebens veränderte sich sogar der Eifer, den er bis dahin mit so vieler Zufriedenheit der sogenannten Rechtgläubigen, wider alle Arten von Irrlehrern ausgeübt hatte, beynahe in Partheylichkeit für dieselben. Arius und seine vornehmsten Anhänger lebten seit dem Jahr 325 in der Verweisung. Zween der ansehnlichsten darunter, welche auf der Kirchenversammlung von Nicäa verschont worden waren, die Bischöfe von Nicomedien und Nicäa, Eusebius und Theognis, hatte Constantin wegen ihrer Ränke ebenfals abgesetzt, und nach Gallien geschickt. Allein um das Jahr 328 gab er diesen beyden Bischöfen ihre Stellen wieder. Man weiß nicht, ob ihn die Fürbitte seiner Schwester, der Prinzeßinn Constantia, gerührt, oder ob das Schreiben, welches sie an die übrigen Bischöfe abgelassen haben sollten, seine Würkung gethan habe. Die erstere Nachricht hat, wiewohl sie sich von den Arianern her-



herschreibt, besonders viel Wahrscheinliches: sie setzen hinzu, die beyden Bischöfe hätten, nachdem sie von dem Kaiser befragt worden, warum sie von dem Nicänischen Glaubensbekenntniße abgewichen wären, das sie doch gleich andern unterschrieben hätten, geantwortet, sie hätten ehemals demselben nur deswegen Beyfall gegeben, weil sie befürchteten, er möchte bey der fortdauernden Uneinigkeit der Christen, ihre Religion selbst als ungewiß verwerfen, und sich wieder zum Heydenthum wenden: zumal da er noch nicht einmal getauft wäre. Diese Entschuldigung mag gegründet gewesen seyn oder nicht, so fanden die beyden Bischöfe einen großen Eingang bey dem Kaiser. Auch Arius bekam bald darauf von dem Kaiser, den seine sterbende Schwester durch einen Arianischen Geistlichen für denselben eingenommen hatte, Befehl, sich nach Constantinopel zu begeben. Er und einer seiner Freunde wurden sehr wohl empfangen: und da sie von dem Kaiser befragt wurden, ob sie dem Glauben der Kirchenversammlung zu Nicäa beyträten, (wie ihm jener Geistliche versichert hatte,) so überreichten sie, um solches zu beweisen, ein schlau abgefaßtes Glaubensbekenntniß, wodurch sie sich würklich dieses Ansehen gaben. Nun gieng auch die Verfolgung über die Gegner des Arius an: **Eusebius von Nikomedien** brachte es dahin, daß verschiedene solcher Bischöfe ihrer Aemter beraubt, und vom **Constantin** in entlegene Gegenden verbannt wurden. Niemand war den Arianern verhaßter, als Athanasius, Bischof von **Alexandrien**, einer der eifrigsten und rechtschaffensten Lehrer dieser Zeit; wiewohl auch sein Eifer bisweilen über die gebührenden Schancken hinaus trat. Sie fanden nach mancherley fruchtlosen Versuchen, doch endlich Mittel ihn zu stürzen. Er hatte sich standhaft geweigert, dem kaiserlichen Befehl gemäß, der sogar

mit Drohungen begleitet war, den Arius wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen; viele Beschuldigungen wider ihn wurden vor Verleumdungen erkannt: eine neue, die man dem Kaiser gegen ihn vorlegte, that zuletzt ihre Würkung, so unwahrscheinlich es auch war, daß er gedroht haben sollte zu verhindern, daß weiter kein Korn aus Aegypten nach Constantinopel gebracht würde; er ward also nach Gallien verwiesen. Manche sagen, Constantin habe auf keine andere Art den Frieden in der Kirche wieder herstellen können, weil Athanasius niemals den Arius zur kirchlichen Gemeinschaft zugelassen haben würde. Allein der Erfolg lehrte bald, daß die Gesinnung des vertriebenen Lehrers sehr vielen andern gemein sey. Arius suchte jetzt eben so vergeblich als vorher, in die Gemeine zu Alexandrien wieder aufgenommen zu werden. In einer ähnlichen Absicht kam er auf Constantins Befehl im Jahr 336 nach Constantinopel. Dieser Herr wollte nochmals wissen, was vor einen Glauben Arius bekenne: und da derselbe sowohl eidlich auf sein Verlangen, als durch die Unterschrift eines Glaubensbekenntnißes, sich auf eine erwünschte Art erklärte, so forderte der Kaiser von dem Bischof der Hauptstadt, Alexander, den Arius am nächsten Sonntage öffentlich als ein Mitglied der Gemeine zu erkennen. Der Bestürzung dieses Lehrers, und der allgemeinen Erwartung der beyden Partheyen, machte der plötzliche Todt des Arius ein Ende.

Ohngeachtet dieses Schutzes, den Constantin den Arianern ertheilte, scheint er doch ihrer Lehre selbst nie beygetreten zu seyn. Er bezeigte sich nur deswegen so gnädig gegen den Arius und seine Freunde, weil er nicht zweifelte, sie hätten eine richtigere Denkungsart über die Religion angenommen; er soll auch

auch nach dem Tode des Arius erkannt haben, daß er von demselben hintergangen worden sey. Auf der andern Seite hielt er manche Gegner dieser Parthey vor Störer der öffentlichen Ruhe, und zweifelte nicht, daß einige Schärfe gegen sie den Frieden in der Kirche wieder herstellen könne. In dieser Betrachtung verwies er offenbar den Athanasius, zumal da ihn eine Versammlung Arianisch gesinnter Bischöfe seines Amtes entsetzt hatte: denn für Kirchenversammlungen hatte der Kaiser eine ausnehmende Hochachtung; doch rief er auch ihn, noch kurz vor seinem Tode, aus der Verbannung zurück. Ein solches Betragen machte einen Fürsten kenntlich, der begangene Fehler zu verbessern suchte: selbst alsdenn, wenn er glaubte, den Irrlehrern zu hart, und den Rechtgläubigen zu glimpflich und gefällig begegnet zu seyn; wiewohl er überhaupt zu Schwachheiten und Versehen von der letztern Art am geneigtesten gewesen ist.

Aber diese uneingeschränkte Liebe zur Gerechtigkeit erstreckte sich nicht immer in gleichem Maaße auf die Heyden. Um eben diese Zeit, vielleicht im Jahr 333 ließ Constantin den heydnischen Weltweisen Sopater umbringen. In der Absicht, den Eifer des Kaisers gegen das Heydenthum durch seine Vorstellungen etwas aufzuhalten, hatte sich derselbe schon längst an seinen Hof begeben, wo er viele Ehrenbezeigungen genossen haben soll. Als es aber einst zu Constantinopel an Getreyde fehlte, weil widrige Winde die Schiffe, welche es zuführten, nicht in den Hafen einlaufen ließen, beschuldigte der zusammengelaufene Pöbel den Sopater, daß er die günstigen Winde durch Zaubereyen zurückhielte. Hierauf überließ ihn der Kaiser der Wuth dieses mißvergnügten Hauffens, der ihn in Stücken zerhieb. Ablavius, Oberster

über die Leibwache, soll aus Eifersucht über die Gunst, in welcher Sopater bey dem Kaiser stand, den Todt desselben vornemlich befördert haben. Zwar sind es heydnische Schriftsteller, welche dieses erzählen, **Eunapius** und **Zosimus**; aber auch **Suidas** gestand lange nach ihnen, daß **Constantin** diesen Weltweisen habe hinrichten lassen, um seinen Haß gegen das Heydenthum zu zeigen. Er hätte ihn weniger an den Tag legen sollen, wenn er die Liebe seiner heydnischen Unterthanen suchte, und ihnen die christliche Religion würklich beliebt machen wollte. Dazu waren Grausamkeiten dieser Art, und überhaupt wohl die Verordnungen wider den Götzendienst und seine Anhänger, die Zerstörungen der Tempel, und andere ähnliche Anstalten, schwerlich der gerade Weg. Sie mußten vielmehr den Heyden Klagen über das partheyische und tyrannische Verfahren ihres Fürsten auspressen, und die Christen konnten nicht mehr, mit dem völligen Anschein des Rechts, sich über die ehemaligen Bedrückungen der heydnischen Kaiser beklagen. Hier kommt es nicht darauf an, daß das Heydenthum eine falsche und unvernünftige Weise Gott zu verehren, gewesen sey, die ein christlicher Fürst verabscheuen mußte: auch dieses leidet keinen Streit, daß er alles, was in dieser Religion zum groben Verderben der Sitten, oder in öffentliche Unruhen ausschlug, aufzuheben berechtiget war; daß er ihre Uebung in gewisse Grenzen einschränken konnte, welche doch im Ganzen die Freyheit stehen ließen. Allein eben diese Freyheit war doch dem Gewissen des Unterthanen nöthig, um sich zu seiner Beruhigung für eine Religion erklären zu können, die er wenigstens nach seinen Einsichten vor wahr hielt; wenn gleich sein Fürst oder Mitbürger eben dieselbe als eine sehr ungereimte betrachtete. Der Heyde, den Verbote und Drohungen zum Christenthum fortrissen,

wurde weder ein aufrichtiger Bekenner desselben; noch blieb er immer ein treuer und nützlicher Unterthan.

Doch die Verfolgung **Constantins** gegen die Heyden war durch Klugheit und viele Nachsicht noch so gemäßigt, daß er keinen Aufstand von diesem zahlreichen Theil seiner Unterthanen zu befürchten hatte; vor welchem ihn sonst die Grundsätze des Heydenthums weit weniger gesichert haben würden, als ehemals die heidnischen Kaiser auf die ruhige Ergebenheit der alle Bedrängniße leidenden Christen im Reiche trauen konnten. Auch durch kriegerische Bewegungen wurden die letzten Jahre **Constantins** sehr selten gestört. Die beträchtlichste erhob sich im Jahr 332, da sein Sohn gleiches Nahmens einen glücklichen Krieg wider die Gothen führte. Er war entschlossen, die schimpflichen Jahrgelder nicht länger zu dulden, welche die vorigen Kaiser diesem Volke gezahlt hatten, das jenseits der Donau, nicht weit von dem Ausfluße derselben in das Meer, seine Wohnplätze hatte, und das Römische Reich oft durch Einfälle verwüstete. Die Siege über sie sollen einen so merklichen Beystand Gottes verrathen haben, daß eine Menge Gothen das Christenthum angenommen habe. Doch soll es ihnen anfänglich, wenn man dem **Zosimus** glauben kann, gelungen seyn, den Kaiser selbst mit seiner Bedeckung zu überfallen. Die **Sarmaten**, ein anderes Volk nicht weit von jenen Gegenden, zwischen der Donau und Theiß, wurden gleichfals von ihm überwunden.

Im folgenden Jahre verheerten Hunger und Pest Syrien, Cilicien und Thracien: desto wohlthätiger war **Constantin** gegen diese Provinzen. Aber im Jahr 334 schien das Reich einen sehr ansehnlichen Zuwachs zu erhalten. Die Gothen behielten in einem

Kriege

Kriege mit den Sarmaten die Oberhand. Diese ergriffen darauf ihr letztes Hülfsmittel: sie bewaffneten ihre Leibeigenen, und erfochten mit denselben einen großen Sieg; wurden aber von eben diesen Leibeigenen, die nun ihre Stärke fühlten, aus ihrem Lande vertrieben. Es blieb den Sarmaten nichts weiter übrig, als den Kaiser um eine Zuflucht zu bitten: und er verstattete sie ihnen willig. Eine Anzahl von ihnen steckte er unter seine Kriegsvölker: den übrigen gab er in verschiedenen Provinzen längs der Donau, und selbst in Italien, Land zum Anbau ein. So ließen sich dreymalhunderttausend derselben im Römischen Reiche nieder. Sie sind demselben nachmals sehr schädlich geworden, indem sie die alten Einwohner des Landes zu verdrängen wußten, und sich sogar mit andern Feinden wider das Reich vereinigten. Hier scheint es ebenfals, daß man sein Urtheil über die schädlichen Würkungen dieser Aufnahme in spätern Zeiten wenigstens zurückhalten müsse. Hat Constantin eine unbewaffnete Menge dieser Ausländer in seinem Reiche dergestalt vertheilt, daß sie dasselbe bevölkern und manche Gegenden fruchtbarer machen konnten, ohne bey einer geschickten Vermischung derselben mit den eingebohrnen Unterthanen, etwas von ihnen für die öffentliche Sicherheit besorgen zu dürfen; und ist von ihm eine ähnliche Vorsicht bey ihrem Gebrauche unter den Kriegsvölkern beobachtet worden, (denn schon lange thaten große Schaaren der sogenannten barbarischen Nationen, Dienste unter den Römischen Heeren;) so würde die Schuld des endlich durch sie gestifteten Unglücks auf die folgenden Kaiser fallen, welche sie zu zahlreich und zu mächtig in gewissen Ländern oder Kriegshauffen werden ließen. Es fehlt hier an genugsamen Lichte, um den Constantin völlig zu rechtfertigen, oder doch zu entschuldigen.

Die

Die Empörung, welche er im Jahr 335 auf der Insel Cypern zu dämpfen hatte, war ein weniger beträchtlicher Vorfall. Calocerus, ein Cameelhirte daselbst, hatte sich zum Herrn der Insel aufgeworfen; er wurde aber nebst einem Hauffen seiner Anhänger von Constantins Neffen Dalmatianus geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet. Dagegen hatte es das Ansehen, daß der Kaiser noch am Ende seiner Regierung zu einem Kriege mit den Persern würde genöthigt werden. Gegen vierzig Jahre hatte sich der Friede zwischen beyden Reichen erhalten; obgleich die Fürsten eines jeden eifersüchtig auf die Macht des andern blieben. Sapor der Zweyte regierte damals in Persien. Sein älterer Bruder Hormisdas, der von dem Throne ausgeschlossen worden war, hatte sich zum Constantin geflüchtet, während daß dieser mit dem Licinius Krieg führte: und Sapor schien mit der Entfernung desselben wohl zufrieden zu seyn. Nachher schickte er selbst im Jahr 333 Gesandte an den Kaiser. Es waren zu gleicher Zeit viele andere Abgeordnete Asiatischer Völker zu Constantinopel angelangt, welche Freundschaftsversicherungen und Anträge zu Bündnissen thaten: sie brachten auch mancherley Geschenke mit; bekamen aber weit reichlichere von dem Kaiser. Eben so verfuhr er mit den Persischen Gesandten, die gleichfals sich erboten, ein Bündniß zu schließen. Constantin bediente sich dieser Gelegenheit, einen Brief an den König, den er seinen Bruder nannte, zu schreiben, in welchem er ihm die Christen seines Reichs nachdrücklich empfol, und sich glücklich pries, daß er den wahren Gott bekenne. Er nahm überhaupt gerne Antheil an der Ausbreitung des Christenthums außerhalb des Römischen Reichs: die Iberier, ein streitbares Volk zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere, welche dasselbe angenommen

men hatten, baten ihn daher um einen Bischof und um andere Lehrer.

Allein Sapors Gesandtschaft an den Constantin hatte, nach dem Berichte des Libanius, eine hinterlistige Absicht. Der König von Persien war entschlossen den Kaiser anzugreiffen. Da jedoch sein Land kein Eisen hervorbrachte, bat er sich einen Vorrath desselben aus, unter dem Vorwande, daß er einige benachbarte Völker bekriegen werde; Constantin ließ ihm auch denselben verabfolgen, ohngeachtet er merkte, wozu ihn der König gebrauchen würde. Würklich kamen im Jahr 337 abermals Gesandte des Sapor nach Constantinopel, durch welche er die fünf Römischen Provinzen zurückforderte, die sich vom Euphrates bis an den Tigris erstreckten. Constantin gab darauf eine standhafte Antwort, und machte sich sogleich fertig, den Krieg selbst zu führen, zu welchem Sapor durch Einfälle in das Römische Reich den Anfang machte. Der Kaiser ersuchte auch einige Bischöfe, ihn mit in diesen Feldzug zu begleiten: er ließ deswegen ein Zelt nach Art einer Kirche einrichten und ausschmücken, weil er in demselben mit ihnen sein Gebet verrichten wollte. Diese Zurüstungen scheinen dem Könige von Persien unerwartet gewesen, oder geschwinder geendigt worden zu seyn, als er glaubte: er schickte also neue Gesandte an den Kaiser, welche um den Frieden ansuchten, und ihn auch erhielten. Dieses ist die Erzählung des Eusebius; aber andere Schriftsteller, fast aus gleichen Zeiten, versichern, die Friedensvorschläge der Perser an den zweyten kaiserlichen Prinzen Constantius, der bereits an ihren Gränzen die Römischen Kriegsvölker angeführt habe, wären verworfen worden; und der Todt allein habe den Kaiser verhindert diesen Krieg fortzuführen. Vielleicht können

diese Berichte dadurch vereinigt werden, daß man annimmt, es seyen mit den Persern fruchtlose Friedensunterhandlungen gepflogen worden. Wenigstens war die ganze Regierung des Constantius ein unaufhörlicher Krieg mit diesem Volke.

Constantin hatte um diese Zeit bereits eine Verordnung gemacht, wie das Reich nach seinem Tode regiert werden sollte. Seinem ältesten Sohne Constantinus bestimmte er diejenigen Länder, welche ehemals sein väterliches Erbtheil ausgemacht hatten, Spanien, Gallien und Britannien; dem zweyten, Constantius, Klein-Asien, Syrien und Aegypten; dem jüngsten aber, Constans, das mittlere Gebiete zwischen beyden, Italien, Illyrien und Africa. Sie waren alle schon längst mit der Cäsarwürde bekleidet worden; die er auch seinem Brudersohne Dalmatius ertheilte. Dieser sollte zu seinem Antheil am Reiche Thracien, Macedonien und Achaja; Annibalianus aber, der Bruder desselben, der schon König von Pontus war, sollte noch das kleinere Armenien, Cappadocien, und Cäsarea zur Hauptstadt seines Reichs bekommen. Selten hat die Theilung, die ein Fürst von seinem Reiche angestellt hat, unglücklichere Folgen gehabt, als diese. Die drey Brüder wurden bald nach ihres Vaters Tode, über den ihnen zugemessenen Antheil uneins, und der älteste verlor darüber das Leben. Noch früher wurden ihre beyden Vettern, welche so ansehnliche Länder neben ihnen regieren sollten, und fast alle hinterlassene Anverwandte des Kaisers hingerichtet. Constantins Entschluß, seine Söhne gemeinschaftlich auf den Thron zu setzen, wäre an sich betrachtet, ohne Tadel gewesen, wenn er sowohl von ihren Regierungsfähigkeiten, als von ihrer Einigkeit, alle nöthige Versicherung gehabt hätte. Schon ehemals

mals war die Verwaltung des Reichs von mehrern zugleich geführt worden. Die Gefahr desselben vor auswärtigen Feinden schien diese Anstalt immer nothwendiger zu machen, und unter drey Brüdern, die, so viel man sieht, auf eine geschickte Art erzogen und in den öffentlichen Angelegenheiten geübt worden waren, zeigte sich die größte Hoffnung, daß sie verbunden und übereinstimmend handeln würden. Unterdessen hat es gleichwohl das Ansehen, daß der älteste dieser Prinzen einen zu unbeträchtlichen Antheil an Ländern empfangen, und daß Constantin die Gemüthsart seiner Söhne nicht völlig gekannt habe. Am sichersten kann man wohl dieses einen Fehler nennen, daß er auch seinen beyden Neffen einen Theil an der Regierung zu geben versucht hat. Sie verdienten zwar zeitig durch ihr rühmliches Betragen die ausnehmende Liebe, welche er gegen sie gefaßt hatte; aber ansehnliche Würden und Statthalterschaften wären keine zu verächtliche Belohnung für sie gewesen. Als Mitregenten hingegen der kaiserlichen Prinzen machten sie die Mißgunst und Eifersucht derselben rege: nicht zu gedenken, daß eine unter fünf Fürsten von ungleicher Macht und Gesinnung getheilte Regierung kaum einige Uebereinstimmung versprechen konnte.

Es ist wahrscheinlich, daß Constantin geglaubt habe, wenn er diese Verfügungen getroffen haben würde, mit mehrerer Beruhigung zu sterben. Vermuthlich hoffte er auch, das Ansehen, mit welchem er regiert hatte, würde noch seine Nachkommen in einer genauen Vereinigung halten. Er merkte endlich im Jahr 337, daß sich sein Ende näherte. Als er, nach einer ungemein dauerhaften Gesundheit von sehr vielen Jahren, fand, daß die warmen Bäder zu Constantinopel seine Krankheit nicht linderten, begab er sich nach

Hele-

Helenopolis, wo er mit dem Entschluße, sich nunmehr tauffen zu lassen, öffentlich in der Kirche Gott um Vergebung seiner Sünden bat; und nach der gewöhnlichen Vorbereitung zu dieser Aufnahme in die Gemeine, legten ihm die Bischöfe unter Gebet die Hände auf. Hierauf verfügte er sich auf das Lustschloß Achyron bey Nicomedien, und verlangte mit großer Begierde getaufft zu werden. Viele andere Christen liessen sich damals auch erst in ihren lezten Tagen tauffen. Diese Gewohnheit, die fast hundert Jahre alt seyn mochte, war aus verschiedenen irrigen Vorstellungen erwachsen. Zwo derselben wenigstens hatte Constantinus ebenfals angenommen. Er verschob die Tauffe bis zu seinem Ausgange aus der Welt, damit er durch dieselbe von allen Sünden seines Lebens gereinigt, desto unbefleckter und heiliger vor Gott erscheinen möchte. Er wollte sie aber auch im Jordan, durch dasjenige Wasser empfangen, mit welchem Jesus selbst getauft worden war. Da diese Denkungsart nicht nur abergläubisch, sondern auch der ursprünglichen Bestimmung der Tauffe entgegen gesetzt war: so begreift man kaum, wie die christlichen Lehrer einen solchen Mißbrauch haben können entstehen und so lange fortdauern lassen; wenn er gleich durch die irrigen Meinungen der Novatianischen Parthey unterstüzt wurde. Bey Fürsten war derselbe sogar gefährlicher, als bey andern Christen: denn er konnte sie aufmuntern, sich allen ihren Leidenschaften ohne Scheu zu überlassen, in der Versicherung, daß sie für ein ganzes Leben von Ausschweifungen, am Ende desselben durch die Tauffe völlige Vergebung bey Gott erlangen würden. Auch war es in der That seltsam, daß ein Kaiser, der sich durch den feurigsten Eifer für die Religion hervorzuthun suchte, der sie selbst in Reden vortrug und empfol, fast immer ein Catechumenus oder Lehrling derselben blieb, und gerade

die beyden feyerlichen Handlungen, welche ihr Stifter seinen Verehrern vorgeschrieben hatte, nicht eher als in seinen lezten Stunden verrichtete. Genung dieses alles konnte nach den Begriffen seiner Zeit mit dem Nahmen eines eifrigen Christen bestehen.

Constantin wurde also vom **Eusebius**, Bischof zu **Nicomedien**, getauft. Weil dieser Bischof damals das Haupt der Arianischen Parthey war, hat man, vermuthlich etwas zu voreilig, geschlossen, daß Constantin sich noch bey seinem Ende zu derselben bekannt habe. Er befand sich damals in der Gemeine des **Eusebius**: nichts war also natürlicher, als die Tauffe von ihm zu empfangen. Er glaubte nicht einmal, daß derselbe irrigen Meinungen zugethan sey: denn **Eusebius** gab sich alles Ansehen eines rechtgläubigen Lehrers. Nachdem **Constantin** die Tauffe und das heilige Abendmahl empfangen hatte, zog er nach der Art der Getauften in der alten Kirche ein weißes Kleid an, und wollte den kaiserlichen Purpur nicht mehr tragen. Er bezeigte durch Gebet und Danksagung an Gott, und auch gegen seine Kriegsbedienten, die über seinen Verlust wehklagten, eine ausnehmende Freudigkeit zu sterben. In seinem lezten Willen vermachte er den Einwohnern von **Rom** und **Constantinopel** gewisse jährliche Geschencke. Die Vollstreckung desselben trug er, indem keiner von seinen Söhnen zugegen war, eben dem Arianischen Aeltesten auf, der ihn bewogen hatte, den **Arius** zurück zu rufen, und gegen welchen er keinen Verdacht iriger Lehren geschöpft hatte. Er starb endlich am 22 May des Jahrs 337, nachdem er drey und sechszig Jahre gelebt hatte.

Sein Todt brachte viele Zeichen einer allgemeinen und öffentlichen Betrübniß hervor. Die Soldaten in-

son-

sonderheit von seiner Leibwache zerrissen ihre Kleider, und warfen sich auf die Erde, an welche sie ihre Köpfe unter lauten Klagen stießen. Man brachte seinen Leichnam in einem goldenen Sarge, der mit einem Purpurkleide bedeckt war, nach Constantinopel, wo er in dem vornehmsten Zimmer des kaiserlichen Palastes zur Schau ausgesezt wurde. Alle Befehlshaber des Heeres, ingleichen die großen Bedienten im Staate und bey Hofe, warteten ihm, als wenn der Kaiser noch lebte, zu gewissen Stunden mit gebeugten Knieen auf. Nachdem dieses Gepränge eine geraume Zeit bis zur Ankunft des zweyten kaiserlichen Prinzen Constantius fortgewährt hatte, wurde die Leiche in dem Vorhofe der Apostelkirche, wie es Constantins Absicht gewesen war, unter öffentlichem Gebete der Gemeine, von der sich Constantius, der noch nicht getaufft war, nebst den Soldaten entfernete, begraben: da unterdessen die Einwohner Roms vergebens begehrt hatten, daß sie bey ihnen ruhen sollte. Bald darauf kamen Münzen zum Vorschein, die eine Nachahmung der bey den heydnischen Kaisern üblichen Vergötterung waren. Auf der Vorderseite war Constantin mit bedecktem Haupte abgebildet; auf der Rückseite aber führte er sitzend einen mit vier Pferden bespannten Wagen, und eine aus den Wolken hervorragende Hand nahm ihn in die Höhe auf. Die Ehrerbietung gegen sein Andenken gieng in der christlichen Kirche immer weiter. Man sah ihn schon im fünften Jahrhunderte als einen Heiligen an; und noch verehrt man ihn als einen solchen in verschiedenen römischcatholischen Gemeinen, und in der griechischen Kirche, die ihm ordentlich den Nahmen eines Apostelgleichen Mannes beylegt.

Diese unmäßigen Lobsprüche und die dankbare Bewunderung der christlichen Nachkommenschaft haben

daß er der Religion, deren Freund er wurde, alle seine Leidenschaften und Laster aufopferte; ob ihn gleich sein Stand, seine Gewalt, die Nachsicht der christlichen Lehrer, und noch andere Umstände aufmunterten, seine Sitten nicht zu verändern. Aber eben dieses einzige, das eines großen Geistes würdig war, vermißt man an ihm: das Bekenntniß des Christenthums machte ihn nicht tugendhafter; erst seit demselben hat er am häuffigsten grausam und treulos gehandelt. Seinen geschäftigen Eifer in Cärimonien und kleinen Uebungen christlicher Andacht, wird man noch weniger aus grossen Gesinnungen herleiten können: Schwachheit und zum Theil Aberglauben war es, die edelste, ganz für den Geist errichtete Religion auf solche Beschäftigungen herabzusetzen. Zu solchen Zeiten aber, da er unter allen diesen frommscheinenden Aufzügen lasterhaft handelte, konnte man sie füglich mit dem schlimmern Nahmen der Heucheley belegen.

Die Kunst, der Muth und die Tapferkeit, mit welchen Constantin, indem er von den äußersten abendländischen Gränzen des Reichs hervorkam, gleichwohl in nicht langer Zeit Herr von dem ganzen Umfange desselben wurde, und die mächtigen Fürsten, welche die schönsten Theile desselben besaßen, zu Grunde richtete, waren allerdings Eigenschaften eines großen Eroberers, und zugleich, wie der Erfolg bewiesen hat, eines solchen, der sein neuerworbenes Gebiete ruhig und blühend zu erhalten, und gegen die sonst so wiederholten Anfälle der Barbaren von allen Seiten zu beschützen wußte. Wenn gleich die Größe dieser Unternehmung dadurch etwas verringert ward, daß Constantin Feinde zu bekriegen hatte, die sich entweder bey ihren Unterthanen verhaßt gemacht hatten, oder andere Fehler begiengen; so leuchtet doch eben aus diesen Umständen seine Geschick-

schicklichkeit desto mehr hervor. Denn unter allem Vorzüglichen, das man an ihm zu finden glaubt, kann eine sehr feine und treffende Staatsklugheit am wenigsten verkannt werden. Sie leistete ihm fast so viele Hülfe, als seine Waffen; durch sie wurde erst seine Regierung befestigt, und unumschränkter als irgend eines seiner Vorgänger; auch lehrte sie ihn, die Liebe und Ergebenheit der einen Hälfte seiner Unterthanen sich völlig eigen zu machen, und die andere Hälfte, die ihn mehr zu fürchten Ursache hatte, doch nicht in allgemeinen Haß oder Ungehorsam zu stürzen. Man hat geurtheilt, daß er das Heydenthum durch eben solche Mittel untergegraben habe, als sich Augustus zur Vernichtung der Römischen Freyheit bediente; aber diese Vergleichung leidet viel, wenn man Constantins Härte gegen seine heydnischen Unterthanen in Betrachtung zieht. Die Hülfsmittel, welche seine Klugheit wählte, waren überhaupt nicht immer so rühmlich nach den Grundsätzen der Religion und der Sittenlehre, als sie dienlich zu seinen Absichten waren: und es braucht nicht erst bemerkt zu werden, in welchen, wiewohl seltnern Fällen ihn die weise Fertigkeit, seine Vortheile mit dem Besten des Staats, der Kirche und seiner Nachfolger zu vereinigen, verlassen habe.

Je weiter man in dieser Untersuchung fortgeht, desto mehr trifft man eben dieselbe Abwechselung, oder vielmehr eine unaufhörliche Vermischung von schätzbaren Eigenschaften Constantins und von Fehlern an, welche sie oft unbrauchbar machten und verfälschten. Er liebte die Gerechtigkeit; und bezeigte doch eine schädliche Nachsicht gegen seine Staatsbedienten. Seine Freygebigkeit wurde durch überflüßigen Pracht, und das Vorurtheil einer vermeinten Gottseeligkeit, zur Verschwendung. Manche gute Gesetze, ein gütiges und

sogar freundschaftliches Betragen gegen viele seiner Unterthanen, eine löbliche Erziehung seiner Kinder, Beförderung und einige Kenntniß der Gelehrsamkeit, ein arbeitsames und sehr häuffig für das gemeine Wohl besorgtes Leben, alles dieses kann doch nicht seinem unbillig harten Verfahren gegen Heyden und Juden, den von ihm verübten Grausamkeiten, verschiedenen seiner unbedachtsamen Verordnungen, dem Schaden, welchen er dem Staate durch die Erhebung und Bereicherung der Geistlichkeit, der Religion selbst aber durch den üppig prächtigen Schimmer, mit welchem er sie bekleidete, zugefügt hat, dergestalt entgegen gesetzt werden, daß diese schwarze Seite von der glänzenden vollkommen bedeckt würde.

Ein so ungleicher und zweydeutiger Charakter hat gemacht, daß uns sehr wenige getreue Abbildungen **Constantins**, und vielleicht möchte man sagen, keine einzige, hinterlassen worden ist. Dem Christen und dem Heyden fiel es aus leicht begreiflichen Ursachen schwer, dieselbe zu entwerfen. Scharfsichtige oder beredte Geschichtschreiber haben seine geheimen Bewegungsgründe und Absichten zu entdecken, mehr zu sagen gesucht, als man aus den bekannten Nachrichten wissen kann; eben deswegen aber haben sie auch oft mehr gesagt, als sie beweisen können. Zween oder drey nicht viel mehr als mittelmäßige Schriftsteller scheinen, frey von Bewunderung und Haß, einige treffendere Züge zu seinem Bilde, und zum Theil die Urtheile seiner Zeitgenossen von ihm, gesammelt zu haben. Der erste, **Eutropius**, ein Heyde, der zu seinen Zeiten lebte, schreibt von ihm, man habe ihn in den ersten Jahren seiner Regierung mit den besten Fürsten, zuletzt aber nur mit den mittelmäßigen vergleichen können; er habe sich durch unzähliche Gaben des Geistes und

des Leibes hervorgethan; sey überaus begierig nach kriegerischem Ruhme und in seinen Feldzügen glücklich gewesen; doch habe auch seine Geschicklichkeit eben so viel dazu beygetragen. Er sey, fährt dieser Schriftsteller fort, ein Freund der Künste, des Friedens und der Gelehrsamkeit gewesen; habe sehr nach einer verdienten und allgemeinen Liebe getrachtet, welche er durch Freygebigkeit und gelehriges Nachgeben zu erwerben gesucht habe; gegen einige seiner Freunde habe er sich wankend, gegen die übrigen aber vortrefflich betragen, indem er keine Gelegenheit versäumt habe, sie reicher und ansehnlicher zu machen. Er habe auch viele Gesetze gegeben: darunter wären einige gut und billig, die meisten überflüßig, verschiedene auch streng gewesen. — Es ist glaublich, daß **Eutropius** diejenigen Gesetze vor unnütz gehalten habe, welche für die Christen und wider die Heyden von dem Kaiser bekannt gemacht wurden.

Der andere dieser Schriftsteller, **Sextus Aurelius Victor**, welcher bald nach dem **Constantin** schrieb, tadelt zwar denselben in seinem Werke von den Römischen Kaisern nur deswegen, daß er die Abgaben an seine Schatzkammer mit zu vieler Härte habe einfordern lassen, und die öffentlichen Bedienungen unwürdigen ertheilt habe; aber in dem Auszuge der Kaisergeschichte, die ebenfals diesem **Victor**, obgleich fälschlich, zugeschrieben wird, kommen einige besondere Umstände vom **Constantin** vor. „Er war, sagt dieser „unbekannte Schriftsteller, über alle Maaßen lobbegie„rig. Den **Trajan** pflegte er wegen seiner vielen Auf„schriften an den Häusern, ein Mauerkraut zu nennen. „In vielen Dingen gab er einen sehr gefälligen Fürsten „ab: die Verleumdungen unterdrückte er durch die „schärfsten Gesetze; er pflanzte die schönen Künste und „besonders die Wissenschaften fort, las selbst, schrieb,

 „dachte

„dachte nach, und hörte die Abgeordneten und die Kla„gen der Provinzen an. Er war mehr spöttisch als „freundlich, und man sagte in einem gemeinen Sprüch„worte von ihm, zehn Jahre hindurch sey er ein vor„trefflicher Seemann, in den zwölf folgenden ein Räu„ber, und in den zehn lezten wegen seiner unmäßigen „Verschwendung ein Mündel gewesen." Dieser Abriß ist zwar eben sowohl als der vorhergehende, sehr unvollständig; die Schimpfreden des großen Hauffens von einem Fürsten beweisen auch weiter nichts, als was vor einen Eindruck die Handlungen desselben bey ihm gemacht haben; nicht was man von demselben denken müsse. Aber alles dieses zusammen genommen, giebt doch nüzliche Erläuterungen an die Hand, und man will auch jenen Eindruck kennen.

Constantin war also kein großer Fürst nach dem hohen Sinne dieses Nahmens, kein Heiliger und ausnehmend tugendhafter Mann; aber er war auch kein Bösewicht, der keine andere als lasterhafte Absichten verfolgt, stets die schlimmsten Mittel gebraucht, keine aufrichtige, würksame Neigung bezeigt hätte, der Welt Gutes zu thun. Wenn Ehrgeiz, Herrschbegierde und Eitelkeit, zuweilen eine grausame und ungerechte That, und einige von den gewöhnlichen Kunstgriffen der Staatsklugheit in dem Leben eines Fürsten, das auch viele weise, gerechte und wohlthätige Handlungen in sich begreift, wenn jene Fehler hinlänglich seyn sollten, ihn zum Abscheu der Menschen zu machen, ihm nichts als Bosheit und Verstellung zuzutrauen: so würden die menschlichen Leidenschaften und Schwachheiten nicht die geringste Nachsicht in der Geschichte verdienen, und eine Menge von Fürsten, die Gutes und Böses abwechselnd verrichtet haben, würden als Ungeheuer vorgestellt werden müssen.

Man kann die Quellen von den zu harten und gehäßigen Beurtheilungen dieses Kaisers eben sowohl angeben, als diejenigen, aus welchen Schmeicheley und uneingeschränkte Verehrung gegen ihn geflossen sind. Eben die ekelhaften Lobsprüche, mit welchen man ihn überhäuft hat, haben eine widrige Würkung bey vielen Lesern gethan. Der Verdruß, einen Mann so verschwenderisch gepriesen zu sehen, der so viele Gelegenheit zum Tadel gab, hat diesen desto mehr geschärft. Die Vergleichung, welche man zwischen ihm und dem Kaiser Julian angestellt hat, der würklich einige Vorzüge über ihn behauptete, ist eine andere Veranlassung zur hitzigsten Partheylichkeit wider sein Andenken gewesen. Unleugbare Vergehungen und Ausschweifungen haben auch dazu dienen müssen, seine ganze übrige Art zu denken und zu handeln in eben diese Classe zu setzen. Endlich hat allem Ansehen nach die Begierde, eine tiefe Einsicht in das menschliche Gemüth zu zeigen, und sich von gemeinen, herrschenden Begriffen zu entfernen, nicht wenig dazu beygetragen, daß man diesen Fürsten so boshaft und verächtlich vorzustellen versucht hat. Doch die Bewegungsgründe der Schriftsteller zu untersuchen, ist eine sehr unangenehme und mißliche, oft unglückliche Bemühung. Man könnte sonst noch hinzusetzen, daß es unter denselben in den neuesten Zeiten einige gegeben hat, welche aus einem gewissen Groll gegen die christlichen Lehrer, aus Geringschätzung des Christenthums selbst, vom **Constantin**, dem freygebigen Beschützer von beyden, wie von einem elenden Thoren gesprochen haben. Wenn ich nach so mancherley Beyspielen von Fehltritten, in der Beschreibung seines Lebens, doch ähnliche oder neue begangen habe: so ist es wenigstens unwissend und ohne alle Absicht geschehen.

* * *

Von keinem Fürsten in der ganzen Geschichte ist so viel, so partheyisch, heftig, widersprechend, unter so vielen Streitigkeiten und Erdichtungen, in alten und neuen Zeiten geschrieben worden, als von **Constantin dem Großen**. Die beträchtlichsten Schriftsteller seines Lebens müssen hier desto genauer beschrieben werden, weil man sonst den Gebrauch, den ich von ihnen gemacht habe, nicht wohl beurtheilen kann.

Eusebius, Bischof von Cåsarea, der die Gewogenheit und den vertrautern Umgang dieses Fürsten genoß, war vor vielen andern im Stande, eine zuverlässige Geschichte desselben aufzusetzen. Aber seine vier Bücher von **Constantins** Leben sind eine bloße Lobschrift, und eine der übertriebensten, die man kennt. Es ist wahr, daß dieser Schriftsteller auch nur verspricht, die gottseeligen Handlungen und Beweise der Frömmigkeit **Constantins** anzuzeigen: man kann also keine vollständige Lebensbeschreibung oder strenge Beurtheilung von ihm fordern. Doch zu geschweigen, daß er auch vieles andere erzählt, was er als rühmlich für seinen Helden ansah, insonderheit die Siege desselben: so wird er überhaupt von schwärmerischer Bewunderung und Leichtgläubigkeit getrieben, oder vielmehr fortgerissen. Nie hat es nach seiner Meinung einen größern und tugendhaftern Fürsten gegeben: er sucht insonderheit zu zeigen, wie weit derselbe dem großen **Cyrus** und **Alexander dem Großen** vorzuziehen sey; eine Vergleichung, die vielleicht gar nicht angestellt werden sollte. Gott allein, sagt er in seiner nicht selten schwülstigen Schreibart, kann einen würdigen Schriftsteller von **Constantins** Leben abgeben. An sich war sein Vorsatz untadelhaft, den christlichen Eifer des

des Kaisers und die großen Dinge, welche Gott durch ihn ausgeführt haben sollte, zum Dienste der Nachwelt zu beschreiben; allein, um diese Absicht zu erreichen, mußte, um das Vertrauen des Lesers zu gewinnen, mit einem merklichen Anschein von Ehrlichkeit bloß erzählt, nicht zugleich das Geräusche eines Redners nachgeahmt werden: und selbst damit so ruhmvolle Nachrichten wahrscheinlicher würden, hätten die untergemischten Fehler dieses Mannes nicht so gezwungen vorbey gelassen werden sollen. Uebrigens hebt dieses alles die Glaubwürdigkeit dieser Lebensbeschreibung nicht völlig auf. Man kann nicht beweisen, daß **Eusebius** Begebenheiten erdichtet habe: und überhaupt ist dieses der Vorwurf nicht, den man dem Lobredner von einiger Rechtschaffenheit und Einsicht macht. Er vergrössert oder veredelt mehr die Bewegungsgründe, die Absichten, Umstände und Folgen der Handlungen, als daß er diese ersinnen sollen. Das Werk also des **Eusebius**, der sonst ein gelehrter und verdienter Mann war, kann mit der schärfsten Prüfung zergliedert, noch immer wohl gebraucht werden.

Noch früher hatte sich **Lactantius** unter dieser Regierung hervorgethan, und unterrichtete **Constantins** Prinzen **Crispus**. In einem Buche von dem Tode der Verfolger der Christen, erzählt er viele besondere Umstände von diesem Kaiser und seinen Feinden; allein er hält so heftige Strafreden gegen die leztern und die heydnischen Kaiser überhaupt, daß man auf den Verdacht kommt, er habe die Geschichte nach seinem Endzwecke willkührlich ausgeschmückt. Er lebte und starb überaus dürftig: man wundert sich mit Rechte über dieses Schicksal eines Lehrers am kaiserlichen Hofe: und ich weiß nicht, ob es Ehre für den Kaiser sey zu muthmaaßen,

maaßen, der unglückliche Todt des Crispus habe auch traurige Folgen für den Lactantius gehabt.

Die Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, Theodoretus, Socrates und Sozomenus, welche die Kirchengeschichte des Eusebius fortgesetzt haben, bringen manche nützliche Nachrichten vom Constantin vor; allein alles gereicht zu seinem Ruhme. Wie sie, hüten sich überhaupt die Kirchenlehrer der Christen vom vierten Jahrhunderte an, irgend einen Fehler an ihm zu finden; und es ist eine außerordentlich große Freyheit, mit welcher Hieronymus behauptet, er sey in den Gesinnungen der Arianer gestorben. Ein Anhänger dieser Parthey im fünften Jahrhunderte, Philostorgius, scheint nicht so lobrednerisch von diesem Kaiser geschrieben zu haben, so viel wir nach dem Auszuge seines verlornen Werks urtheilen können. Seine Erzählungen sind jedoch nicht alle wahrscheinlich: wie unter andern diese, daß Constantin von seinen Brüdern mit Gifte aus dem Wege geräumt worden sey, und weil er dieses merkte, in seinem letzten Willen befohlen habe, der erste seiner Söhne, der nach seinem Tode zu Constantinopel ankommen würde, sollte ihn dafür rächen.

Diesen christlichen Schriftstellern, und besonders dem Eusebius, steht Zosimus, ein heydnischer Hofbedienter im fünften Jahrhunderte, gerade entgegen. Bey ihm ist Constantin einer der lasterhaftesten Fürsten, fast immer schändlich in seinen herrschenden Absichten, und oft ungeschickt in seiner Regierung. Zosimus zeigt im Ganzen große Fähigkeiten zu einem pragmatischen Geschichtschreiber. Er wählt mit Einsicht, schreibt sehr freymüthig, sucht die Ursachen der Handlungen nicht ohne Scharfsichtigkeit auf, und kennt die Menschen nicht übel. Aber man kann ihn von einem

sicht-

sichtbaren Hasse oder doch Widerwillen gegen diesen Kaiser nicht loßsprechen. Dieser scheint ihn zwar nicht so weit verführt zu haben, daß er Begebenheiten und Ursachen derselben erdichtet, Fehler gegen die Zeitrechnung und Geschichte, ob er sie gleich zu verbessern im Stande war, vorsetzlich beybehalten hätte. Es hat hingegen alles Ansehen, daß er das Leben des Verfolgers seiner Religion, schon eingenommen wider ihn, und gern von der schlimmern Seite betrachtet habe. Da er manches mit Rechte an ihm zu tadeln fand, sah er desto lieber sich dieses Verzeichniß vergrößern: so gewannen auch Erzählungen, die aus dem Gerüchte entstanden seyn mochten, bey ihm Glauben. Wenn er eben so sorgfältig das Ruhmwürdige in Constantins Geschichte aufgesucht hätte, als er alle Schandflecken derselben ans Licht gezogen hat: so würde man weit weniger Grund haben, ihn der Partheylichkeit zu beschuldigen. Er muß gleichwohl immer nach der Denkungsart eines Heyden beurtheilt werden, und alsdenn verdient er viele Entschuldigung: so wie die Heyden jener Zeiten die oft abgeschmackten und unerträglichen Lobsprüche Constantins bey den christlichen Schriftstellern, dem Religionseifer derselben verzeihen mußten. Man ist ihm sogar Dank dafür schuldig, daß er manches gesagt und aufzudecken versucht hat, wovon alle andere Geschichtschreiber schweigen, und das wenigstens durch Untersuchungen für die Wahrhaftigkeit der Geschichte wichtig werden kann.

Der Kaiser Julian, Constantins Bruderssohn, und bald nach ihm Kaiser, ein gleich großer Eiferer für die Wiederherstellung des Heydenthums, als jener für die Einführung der christlichen Religion gewesen war, hat in einer Spottschrift, die Kaiser, ihn und alle seine Vorgänger in der Regierung, vor den Rich-

terstuhl

terstuhl der Götter gestellt. Hier beschreibt er den Constantin als einen zwar nicht ganz unkriegerischen Fürsten; der aber in Wollüste versunken sey. Von seinen Thaten sagt er, er habe zween Tyrannen umgebracht, von denen der eine träg und weichlich, der andere unglücklich und von der Last des Alters gedrückt, beyde aber Göttern und Menschen verhaßt gewesen wären. Seine Thaten gegen die Barbaren wären lächerlich: denn er habe ihnen Jahrgelder, gleich einem Tribute, bewilligt, und sey ein üppiger Fürst gewesen. Ihn selbst läßt er sich dem **Alexander**, **Julius Cäsar**, **Augustus**, **Trajanus** und **Marcus Aurelius** vorziehen, weil er nicht bloß Barbaren in Asien, sondern Römer, Deutsche und Scythen, nicht rechtschaffene Bürger, sondern schlimme Tyrannen, bekriegt habe. Seine vornehmste Begierde soll diese gewesen seyn, Schätze zu sammeln, sie reichlich auszutheilen, und sich so wenig als seinen Freunden etwas zu versagen. Daher läßt er ihn endlich auf die verächtlichste Art von den Göttern abweisen, und zur Weichlichkeit, als seiner Schutzgöttinn, seine Zuflucht nehmen, von welcher er zur Ueppigkeit geführt, bald aber auf Befehl der Götter nebst seinen Söhnen, für alle ihre Verbrechen bestraft worden sey. Alle diese Spöttereyen scheinen mehr das Werk eines Feindes, als eines witzigen Tadlers zu seyn, der wie bey den übrigen erstgenannten Fürsten, über Fehler gelacht, und Tugenden doch nicht ganz vergessen hätte: nur diesen allein findet er, wider die Aussage der Geschichte, durchaus lächerlich und nichtswürdig.

Daß **Eutropius** und **Aurelius Victor** sich in ihren Auszügen der Römischen Geschichte, beynahe mehr als alle bisher angeführte Schriftsteller, vor der Begeisterung für oder wider den Constantin in Acht genommen



genommen haben, davon sind bereits Beyspiele angeführt worden. Die spätern historischen Sammler nach dem fünften Jahrhunderte, haben manches Eigene von Constantins Geschichte; werden aber immer weniger glaubwürdig.

Constantins Gesetze, die noch im Theodosianischen und Justinianeischen Codex vorhanden sind, machen eine sehr schätzbare Erläuterung seiner Geschichte aus. Zur Beurtheilung derselben giebt Franz Balduin in dem besondern Buche, welches er von denselben geschrieben hat, eine nützliche Anleitung, ob er gleich oft zu freygebig in seiner Bewunderung gegen den Kaiser ist.

Aus allen diesen und andern Quellen, nebst dem Gebrauche der besten Hülfsmittel, hat Tillemont mit gewöhnlichem Fleiße und Genauigkeit ziemlich vollständige Nachrichten zur Geschichte dieses Kaisers zusammen getragen. Bey Erzählungen, welche zur Ehre der Religion und Kirche gereichen, ist er nicht stets prüfend genug, und meistentheils zu sehr für diesen Fürsten eingenommen. In einem geringern Grade begeht diesen Fehler auch Crevier, der die Nachrichten desselben wohl genützt, und eine angenehme Lebensbeschreibung Constantins verfertigt hat. Er hätte auch weniger Anstalten machen sollen, um gewisse Dinge zu sagen, und zuweilen sind Witz und Beredsamkeit von ihm sehr überflüßig angebracht worden.

Der ehemalige Superior der Theatiner, Bernhard von Varenne, hat vermuthlich in seiner Histoire de Constantin le Grand, (Paris 1728. auf 375 Quartseiten) alle seine Vorgänger in dieser

Geschichte zu übertreffen gesucht. Sein Werk ist aber nur eine Zusammenstoppelung im höchsten panegyrischen Tone. Es ist unter andern lustig zu sehen, wie dieser Mönch die Geschichte zu ergänzen weiß. Sie sagt nichts von der Erziehung Constantins; er aber glaubt nicht nur, daß vortreffliche Lehrer dabey die Aufsicht geführt haben, sondern setzt auch von diesen Leuten, die er allein kennt, hinzu: **Diese grossen Männer übernahmen die Sorge seines Unterrichts, und Constantius leitete ihn durch Beyspiele.**

Die freyere und eben dadurch richtigere Beurtheilung Constantins, hat erst im vorigen Jahrhunderte in der protestantischen Kirche ihren Anfang genommen. Schon **Rittershausen**, **Ziegler** und andere Gelehrte, hatten keine so große Begriffe von den Diensten, welche Constantin der christlichen Religion und Kirche erwiesen haben sollte, als noch bey den meisten gewöhnlich sind. Weit kühner als sie alle, und mit ausführlichern Anmerkungen, hat ihn **Gottfried Arnold** in seiner unpartheyischen Kirchen- und Ketzerhistorie getadelt. Aber das unvermeidliche Unglück dieses Schriftstellers, niemals auf der Mittelstraße stehen bleiben zu können, und im Tadel bis zur Ungerechtigkeit auszuschweifen, verfolgt ihn auch hier. Er sagt sonst viel Wahres; nur gefällt es aus seinem Munde wenig, ist auch bisweilen mit falschen Umständen vermischt.

Sowohl von seinen bittern und gallsüchtigen Urtheilen, als von den Schmeicheleyen der größern Menge gegen Constantins Andenken, haben sich **Mosheim**, (in den Commentariis de rebus Christianorum ante Constantinum M. und in den Institutt. Hist. Ecclesi. antiquae et recentioris) und

Herr.

Herr Kanzler Cramer (in der Abhandlung von Constantins des Großen Bekehrung zur christlichen Religion, und ihren Folgen für dieselbe, welche in der zweyten Fortsetzung von Boßüets Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion befindlich ist,) durch verschiedene gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen glücklich entfernt.

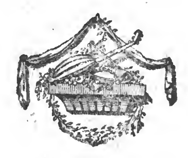
Noch vor ihnen haben Christian Thomasius und Burkhard Gotthelf Struv in besondern Abhandlungen zu zeigen gesucht, daß Constantin entweder gar kein Christ, oder doch nur ein Heuchler aus Staatsgründen gewesen sey; sie haben aber Muthmaaßungen und Verdachte zu viel eingeräumt. Andere kleine Schriften über Constantins Leben, die in großer Anzahl vorhanden sind, gehören meistentheils zu den mittelmäßigen Sammlungen voll Deklamation und partheyischer Streitsucht. Eben so findet man auch unter den Büchern dieses Inhalts nur noch wenige, die Aufmerksamkeit verdienen: und sie verlieren sich sehr in einzele Umstände. Johann Albrecht Fabricius, der selbst der Verfasser eines lesenswürdigen Aufsatzes von dem Kreuze, das Constantin am Himmel soll gesehen haben, ist, hat in seinem Werke: Lux salutaris Evangelii toti orbi exoriens, und Johann Vogt in seiner Historia litteraria Constantini M. die Schriftsteller von Constantins Geschichte angezeigt: ein Verzeichniß, das ungemein vermehrt werden könnte, wenn diese Arbeit ihre Mühe belohnte.

Endlich hat der große Dichter Voltaire seine Methode, die Geschichte zu bearbeiten, auch den Kaiser Constantin empfinden lassen. Er besitzt die wunderbare, aber keinesweges beneidenswürdige Gabe,

mitten unter den gröbsten Unrichtigkeiten und Vergehungen wider die Geschichte, durch witzige und spöttische Wendungen den ungeübten Leser dennoch dergestalt einzunehmen, daß derselbe keine Beweise von allen seinen zuversichtlichen Erzählungen und entscheidenden Aussprüchen fordert. Auch versteht er vortrefflich, aus dem Leben eines Fürsten, der zugleich rühmliche und schlimme Handlungen verrichtet hat, nur seine Thorheiten und Ausschweifungen herauszuziehen, und über alles, was er nur halb weiß, das Lächerliche in vollem Maaße zu verbreiten. Aber die falsch oder schief angeführten Stellen und sogar Nahmen der alten Schriftsteller, die er bloß aus dem Tillemont zu kennen scheint; seine artigen Einfälle, die in Lustspiele gehören, und die er in die Geschichte setzt; ingleichen die Dreistigkeit, mit welcher er über alles urtheilt oder scherzt, was er niemals gehörig untersucht hat, sind eine Art von Lächerlichem, das er sich wider seinen Willen gegeben hat. Einige seiner Nachahmer unter Franzosen und Deutschen haben auf eben diesem Wege und zum Theil noch weiter gehen wollen; allein da sie seine flüchtige gaukelnde Schreibart nicht in ihrer Gewalt hatten; oder ernsthaft auf den Constantin schimpften, wo jener nur spottete, sind sie mitten unter den abgemessensten Schritten auf eine sehr plumpe Art gefallen.

Ein neuerer in England und Deutschland ausserordentlich bewunderter Schriftsteller, **Edward Gibbon**, der in seinem Werke vom Sinken und Fallen des Römischen Reichs, auch Constantins Bekehrung umständlich untersucht, und seinen Charakter abgeschildert hat, gehört zwar eben nicht gerade unter diese Nachahmer der Voltairischen Methode,

thode, indem er sich als einen sehr geübten Kenner der alten Geschichte, und in seinen Beurtheilungen oft eben so bedachtsam, als scharfsichtig, gezeigt hat. Da er aber eine Menge gewagter Muthmaaßungen vorgetragen, und auf dieselben, sogar auf Möglichkeiten, überaus viel gebauet hat; da die Geschichte unter seinen Händen in eine zwar neue Gestalt gedreht wird, aber mit einer Kunst, mit welcher man alles aus allem machen kann; da er endlich die Leser nicht sowohl immer sanft zu belehren, als durch den Zauber seiner Schreibart mit sich fortzureißen, und mit neuen Vorstellungsarten zu unterhalten sucht: so ist er wenigstens in meinen Augen kein Muster der wahren historischen Methode.





II.
Leben
des
Kaisers Julianus.

Es wird sehr natürlich scheinen, das Leben Julians auf die Geschichte Constantins des Großen folgen zu lassen. Die Denkungsart, die Absichten und das Betragen dieser beyden Fürsten, waren in so vielen Dingen verschieden, daß man sie kaum besser kennen lernen kann, als wenn sie neben einander gestellt werden. Eben dieses ist auch der bequemste Platz für den Schriftsteller, wenn er den christlichen Kaiser auf Kosten des heydnischen, oder diesen zum Nachtheil von jenem, loben will. Aber keine von diesen Ursachen hat hier Statt gefunden: ich habe den Julian deswegen gewählt, weil ich am Ende der Lebensbeschreibung Constantins mich eben unpartheyisch genug fühlte, um auch von dem Feinde desselben, wie von ihm, eine Nachricht geben zu können, in der, wie ich hoffe, nur die erweisliche Geschichte redet.

Einer von den Stiefbrüdern Constantins, Julius Constantius, ein Herr, der verschiedene ansehnliche Würden mit Ruhm bekleidete, und seine zweyte Gemahlinn Basiline, waren die Eltern des Flavius Clau-

Claudius Julianus, der am 6. November des Jahrs 331 zu Constantinopel gebohren wurde. Seine Mutter, welche eine Anverwandtinn des Eusebius, Bischofs von Nicomedien, und, wie dieser, den Arianern zugethan gewesen zu seyn scheinet, starb bereits im folgenden Jahre. Auf eine noch unglücklichere Art wurde ihm sein Vater im Jahr 337. entrissen. Die Soldaten ermordeten ihn, seinen ältesten Sohn, noch einen Bruder Constantins, und verschiedene andere Anverwandte dieses Kaisers, indem sie schrieen, daß sie niemanden als die Söhne desselben zu ihren Oberherren haben wollten. Eigentlich aber war es der mittlere Sohn Constantins, der Kaiser Constantius, der die blutdürstige Wuth der Soldaten wo nicht angestiftet, doch auch nicht zu unterdrücken versucht hat, um mit desto wenigern Mitgenossen das Reich theilen zu dürfen. Julianus und sein älterer Stiefbruder Gallus, die einzigen, welche nun außer den drey Söhnen Constantins des Großen, von der Familie dieses Herrn übrig waren, würden damals einem gleichen Schicksal nicht entgangen seyn, wenn nicht den Gallus seine kränkliche Leibesbeschaffenheit, die ihm einen zeitigen Todt zu drohen schien, und den Julianus sein zartes Alter geschützt hätte. Der leztere ward vor der andringenden Lebensgefahr unter andern durch die Fürsorge des Marcus, Bischofs von Arethusa, in einer Kirche versteckt: ein Umstand, den die christlichen Lehrer nachmals nicht ermangelt haben, zu Vorwürfen gegen den Julianus zu nützen.

Constantius begnügte sich nun daran, ihn und seinen Bruder vom Hofe zu entfernen. Er wurde von dem Bischof zu Nicomedien, Eusebius, seinem Anverwandten, erzogen. Man hat in den neuern Zeiten geurtheilt, daß dieser Bischof sich keineswegs dazu

geschickt habe, dem Julian einen richtigen Begriff von der Religion beyzubringen, weil er das Haupt einer irrgläubigen Parthey, der Arianer, gewesen sey. Allein da man keine Nachricht hat, ob er den jungen Prinzen für seine Lehrsätze einzunehmen gesucht habe, und man eben so viele Ursache zu vermuthen hat, daß er ihm bloß die Grundsätze des Christenthums in Ausdrücken der heiligen Schrift, nicht aber die unterscheidenden Meinungen und zum Theil von beyden Seiten übertrieben spitzfindigen Worthändel zwischen den Rechtgläubigen und Arianern bekannt gemacht habe: so ist es unmöglich, mit Gewißheit davon zu reden. Bey Julians Erziehung führte besonders Mardonius, ein gelehrter und weiser Verschnittener, der seiner Mutter zugehört, und sie ehemals selbst unterrichtet hatte, die Aufsicht. Dieser lehrte ihn frühen Ernst, Mäßigkeit und Bescheidenheit; unter andern, wenn er zu seinen Lehrern gieng, die Augen niederzuschlagen, und sich von jungen Leuten seines Alters nicht zu den Schauspielen hinreissen zu lassen. „Willst du Pferderennen sehen? sagte er zu ihm; Homer hat es vortrefflich beschrieben: nimm sein Buch, und lies darinne!“ Eben so empfol er ihm an Statt der gewöhnlichen Ergötzlichkeiten, andere reizende Bilder dieses großen Dichters: er prägte ihm die Lehren ein, daß wahre Tapferkeit den Wollüsten niemals unterliege, und daß man durch diese nicht glücklich werde. Julianus, der dieses alles lange hernach mit Vergnügen erzählte, bildete würklich nach solchen Vorschriften seine Sitten.

Gegen das funfzehnte Jahr seines Alters führte man ihn und seinen Bruder auf ein prächtiges kaiserliches Schloß bey Cäsarea in Cappadocien. Hier wurden sie zwar ihrem Stande gemäß bedient; aber sie lebten auch sehr eingeschränkt. Julianus selbst vergleicht

gleicht diesen Aufenthalt mit der Gefangenschaft in irgend einem festen Persischen Schloße, und setzt hinzu, sie hätten daselbst keinen von ihren Bekannten sprechen dürfen; wären an allem Fleiß in den Wissenschaften verhindert worden; hätten nur mit ihren zahlreichen Bedienten umgehen, und in deren Gesellschaft ihre Uebungen vornehmen können. Wenn daher, sagt er, sein Bruder Gallus etwas Bäurisches und Rauhes in seinen Sitten habe, so sey es aus dieser Erziehung zwischen den Gebürgen entstanden. Diese Vorstellung scheint nicht ganz erdichtet zu seyn: das Mißtrauen des Constantius gegen seine beyden Vettern macht sie wahrscheinlich; vielleicht hat er auch, welches oft das Unglück der Mißtrauischen ist, seinen eigenen Absichten entgegen gearbeitet, indem er ihnen zu wenige Freyheit und Ergötzung für ihr Alter vergönnt hat. Daß aber auch Vergrößerungen zu dieser Beschreibung gekommen sind, beweiset diejenige, welche die christlichen Schriftsteller hinterlassen haben, und welche eben nicht verdächtig ist.

Nach derselben wurden Julianus und Gallus auf diesem Schloße von besondern Lehrern in den schönen Künsten unterwiesen: sie nahmen auch die Leibesübungen vor, die für ihr Alter gehörten. Vorzüglich aber bekamen sie von Geistlichen Unterricht in der christlichen Religion; so daß sie endlich in den Stand derselben treten, und als Vorleser der heiligen Schriften in den Versammlungen der Christen sich zeigen konnten. Man führte sie auch zur christlichen Gottseeligkeit an, wenigstens nach der Gestalt, welche sie damals hatte: sie bezeigten viele Hochachtung gegen die Lehrer und andere fromme Christen; besuchten die Kirchen sehr fleissig, und erwiesen den Märtyrern bey ihren Gräbern die gewöhnliche Ehrerbietung. Kein Wunder aber ist

es nun, daß Julianus diese gewaltsame Bestimmung zu einer Lebensart, zu welcher er, vielleicht auch sein Bruder, keine Neigung hatten, und die nur den Staatsklugen Absichten des Constantius dienen mußte, sie von aller Hoffnung zum Throne abzuhalten, daß er diese und andere Anstalten als einen knechtischen Zwang angesehen hat. Sein geheimer Widerwille bey allen diesen Handlungen soll sogar durch eine wunderbare Begebenheit verrathen worden seyn, als beyde Brüder gemeinschaftlich dem Märtyrer Mamas eine Kirche über seinem Grabe baueten. Sie wetteiferten mit einander in der Pracht, welche sie dabey anwandten; allein die Seite, welche Julian aufzuführen unternommen hatte, soll niemals haben vollendet werden können, weil sie immer von neuem eingestürzt sey: zu einem Merkmale, sagt man, daß Gott, oder wenigstens der Heilige, den man ehren wollte, die heuchlerische Andacht des einen Prinzen habe offenbaren wollen. Die christlichen Schriftsteller berufen sich auf Augenzeugen dieser Begebenheit; es gehört aber mehr zur Gewißheit eines Wunders von so geringen Folgen, als die Aussage einiger unbekannten Personen. Vielleicht hat man es in den folgenden Zeiten, als Julians Gesinnungen gegen das Christenthum ausbrachen, verbreitet: es könnte sogar seyn, daß die Sache selbst aus natürlichen Ursachen vorgefallen wäre, die man nachher in ein Wunder verwandelt hat.

Sechs Jahre lang hatte Julianus mit seinem Bruder auf diese eingezogene Art zugebracht, als Constantius, der allein von den Söhnen Constantins am Leben, und Herr des ganzen Reichs war, im Jahr 351. den Gallus zum Cäsar erklärte, ihm die morgenländischen Provinzen ertheilte, und seine Schwester zur Gemahlinn gab: alles in der Absicht, um die Last seiner weitläufigen und unruhigen Regierung durch einen

An-

Anverwandten, dem er trauen könnte, unterstützt zu sehen, weil es ihm selbst an Erben fehlte. Mit der Erhöhung seines Bruders erhielt auch Julian die Erlaubniß, sich zu Constantinopel ferner in der Beredsamkeit und Philosophie üben zu dürfen. Hier besuchte er, noch immer in Begleitung seines Hofmeisters, des Mardonius, die öffentlichen Lehrstunden, und kleidete sich, nach dem Rathe desselben, nur wie einen Jüngling von geringem Stande, um desto weniger Aufsehen zu machen. Allein damals fiengen seine vortrefflichen Gaben erst an, sich vor vielen Zuschauern zu entwickeln. Er hatte von seiner Kindheit an eine ungemeine Leichtigkeit zu begreiffen, und eine unersättliche Begierde Bücher zu lesen, geäußert: seine Lehrer beklagten sich sogar, daß sie ihn nichts mehr lehren könnten. Der Fortgang in den Wissenschaften, den man an ihm bemerkte, seine Beredsamkeit und seine bescheidene, gefällige Aufführung, zogen die Aufmerksamkeit vieler Einwohner der Hauptstadt an sich. Schon sagte man zu einander, daß dieser Vetter des Kaisers bald ein Mitgenoße des Reichs werden dürfte. Diese Reden beunruhigten den argwöhnischen Constantius so sehr, daß er dem Julianus befohl, sich wieder nach Nicomedien, oder sonst in eine Stadt von klein Asien, zu begeben. Zugleich verbot er ihm, keinen Zuhörer des Libanius, eines sehr berühmten heydnischen Lehrers der Beredsamkeit, der um diese Zeit sich von Constantinopel nach Nicomedien hatte flüchten müssen, abzugeben. Der Kaiser besorgte, er möchte von demselben eine Neigung gegen das Heydenthum annehmen: daher war ihm auch bisher ein anderer Lehrer dieser Kunst, Ecebolus, angewiesen worden, der zwar mit dem Libanius nicht verglichen werden konnte, aber ein eifriger Christ zu seyn schien; ob er gleich in der

Thal

That seine Religion nach den Gesinnungen des Fürsten änderte.

Julianus gehorchte zwar; allein da er den **Libanius**, welchen er sehr hochschätzte, nicht zum Lehrer wählen durfte, sammlete er sich heimlich die Schriften desselben, und ahmte seine Schreibart mit so großer Sorgfalt nach, daß man ihn als seinen würklichen Schüler betrachtet hat. Die Freyheit, deren er damals genoß, wandte er insonderheit dazu an, andern Dienste zu leisten. Er that in dieser Absicht einige Reisen, sogar da er noch sehr schwach von einer Krankheit war: und solche Gefälligkeiten erwies er zuweilen, ohne darum gebeten worden zu seyn, auch Personen, die er wenig kannte. Dabey war er gegen Dürftige freygebig mit seinem geringen Vermögen. Dieser Wohlthätigkeit, schrieb er in spätern Zeiten, habe es ihn niemals gereuet, weil ihm seine Geschenke mit großem Wucher wieder ersetzt worden wären: sie hätten ihm die Erbschaft seiner Großmutter verschafft, und überhaupt sey niemand durch Mildthätigkeit arm geworden.

Allein zu **Nicomedien** war es auch, wo er zuerst der heydnischen Religion geneigt wurde. Die christlichen Schriftsteller, welche diese Gesinnung, mit der Verstellungskunst verbunden, schon seit seinen frühesten Jahren an ihm bemerkt haben wollen, haben vermuthlich solche Spuren zu spitzfindig aufgesucht. So nahm er bey den rednerischen Uebungen, welche er mit seinem Bruder anstellte, immer die Parthey der Heyden, um, wie er sagte, die schwerste Sache zu verfechten. Da er jedoch selbst gesteht, daß er bis in sein zwanzigstes Jahr ein Christ gewesen sey: so müssen diese und andere Handlungen eines jungen Menschen nicht als Beweise der Gottlosigkeit angesehen werden. Die platonischen

Philosophen hingegen wußten sich zu dieser Zeit seiner Liebe zu den Wissenschaften, die zugleich eine hitzige Neubegierde war, auf eine sehr schlaue Art zu bedienen.

Gereizt durch den Ruhm des Aedesius, welcher damals der vornehmste unter diesen Weltweisen war, die zwar vom Plato den Nahmen führten; aber mehr, bey einer vorzüglichen Hochachtung gegen denselben, alle philosophische Partheyen und Religionsvorstellungen mit einander zu vereinigen suchten, und in der That zu dieser Zeit die stärksten Stützen des sinkenden Heydenthums abgaben, besuchte ihn Julianus zu Pergamus. Er war im Begriffe sich ganz der Unterweisung desselben zu überlassen, und schickte ihm prächtige Geschenke. Aedesius nahm dieselben nicht an: er entschuldigte sich auch wegen des Unterrichts mit seinem hohen Alter; pries ihm aber seine Schüler an, und die geheimnißvollen Lehren der Weisheit, die sie im Besitz hätten. Zween derselben, Eusebius und Chrysanthius, befanden sich eben zu Pergamus: daher wandte sich Julianus an dieselben. Chrysanthius rühmte ihm die Theurgie ungemein; eine Wissenschaft, in welcher diese Philosophen ihre erhabenste und vollkommenste Einsicht setzten, indem sie lehren sollte, wie die menschlichen Seelen durch den Beystand der Geister, welche sich in großer Anzahl zwischen dem höchsten Gott und den Menschen fänden, nach und nach zum Anschauen Gottes, und zu der innigsten Vereinigung mit ihm, geführt werden könnten. Allein Eusebius verachtete die Begeisterungen und sinnlichen Erscheinungen, welche durch diese Theurgie hervorgebracht werden sollten: er behauptete, nur die wesentlichen Begriffe aller Dinge wären Wahrheiten; die Würkungen aber der materiellen Kräfte brächten nur Betrügereyen oder

Gau-

Gaukelwerke hervor. Diese Uneinigkeit der Schüler des Aedesius befremdete den Julian. Er fragte den **Chrysanthius**, was **Eusebius** unter diesen betrügerischen Künsten verstünde; aber er ward auf ihn selbst verwiesen. Endlich sagte **Eusebius**, einer der gelehrtesten und ältesten Schüler des **Aedesius** sey **Maximus**; der aber als ein vortrefflicher Kopf sich nicht mit tiefen Untersuchungen, sondern mehr mit solchen ausschweifenden Versuchen beschäftigte. Einmal hätte er ihn und andere seiner Freunde in dem Tempel der **Hecate** geführt, und, nachdem er ein Körnchen Weyhrauch gereinigt, und heimlich ein gewisses Gebet gesprochen hätte, habe die Bildsäule der Göttinn zu lächeln angefangen. Darauf habe **Maximus** die Fackeln, welche die Göttinn in den Händen hielt, bloß durch seine Worte angezündet. Unterdessen, setzte **Eusebius** hinzu, muß man alles dieses nicht bewundern: denn die Philosophie lehrt uns eine ganz andere Reinigung, welche die Seele angeht. Kaum hatte **Julianus** diese Erzählung angehört, als er vom **Eusebius** Abschied nahm, mit dem Entschlusse, sich zum **Maximus** zu begeben. Man kann hier leicht auf den Verdacht fallen, daß diese ganze Unterredung ein zwischen den Philosophen verabredeter Kunstgriff gewesen sey, um den jungen Prinzen in die Hände desjenigen zu bringen, von welchem sie sich am meisten versprachen. Andere, die weniger argwöhnisch sind, werden vielleicht die Redlichkeit des **Eusebius** loben, der selbst vor den Fehlern seiner philosophischen Mitschüler gewarnet hat. Immer aber ist es doch gewiß, daß diese Reden beym **Julian** eine Würkung gethan haben, die **Eusebius** erwarten mußte.

Hierauf reiste **Julian** zum **Maximus** nach **Ephesus**. Er fand an demselben einen alten, ehrwürdigen und

und sehr einnehmenden Mann, dem er sich gänzlich ergab. Christliche Schriftsteller erzählen zwar, Maximus sey freywillig nach Nicomedien zu ihm gekommen, weil er von Julians ausnehmendem Fortgange in den Wissenschaften so viel Rühmliches gehört hätte; allein die vorhergehende Nachricht des Eunapius hat mehr Wahrscheinlichkeit. Genug, daß Julian von der Zeit an, da er ein Anhänger des Maximus ward, alle Neigung gegen die christliche Religion verlor. Dieser Philosoph bemächtigte sich seiner durch die Lehren, welche er ihm mit vieler Beredsamkeit einflößte; durch die Vorherverkündigung, daß er den kaiserlichen Thron dereinst besteigen, und das Heydenthum wieder aufrichten würde; besonders aber durch Auftritte der Theurgie und Magie oder Zauber[illegible], die er vor ihm sehen ließ. Julian ward schnell und mit weit größerm Eifer ein Heyde, als er jemals ein Christ gewesen war.

Diese Religionsveränderung ist nach allem, was bisher mit ihm vorgefallen war, eben keine außerordentliche und schwer zu begreifende Sache. Ein junger Prinz von der lebhaftesten, feurigsten Gemüthsart, und von einer unbegränzten Wißbegierde, dem man gleichwohl eine Erziehung gegeben hatte, die sich mehr für einen trägen und knechtischen Geist, oder doch für ein stilles und zu allem beugsames Naturell, geschickt hätte; bey dem man alle Hoffnung zur Regierung oder Staatsverwaltung, an die er einen gegründeten Anspruch machen konnte, durch Entfernung von Hofe, eine Art von Gefangenschaft, Bestimmung zu einem ganz entgegengesetzten Stande, und offenbare Zeichen eines verächtlichen Mißtrauens, zu unterdrücken suchte; den man auf eine erzwungene Weise häuffige Andachtsübungen vornehmen ließ, welche man mehr von seinen freyen Trieben hätte erwarten sollen; dem man verbot,

verbot, heydnische Lehrer der Beredsamkeit zu hören, die doch zum Theil die christlichen übertrafen; der in einem Alter, das am wenigsten unter allen ohne wohlgewählte und angemessene Arbeiten bleiben darf, ganz ohne solche Beschäftigungen gelassen wurde; dessen Vater endlich und Anverwandte von eben dem Kaiser, der ihn unter so argwöhnischen und unangenehmen Einschränkungen hielt, ermordet worden waren: dieser Prinz hatte kaum einige Freyheit erlangt, sich seinen Neigungen zu überlassen, als er sich mit einer gewissen Heftigkeit in alles stürzt, wovon man ihn bisher zu gewaltsam abgehalten hatte; den Glauben derer verläßt, welche er nicht ohne Grund als seine Feinde und Verfolger ansah; scharfsinnigen, beredten, und ihm an Klugheit weit überlegenen heydnischen Gelehrten sein ganzes Vertrauen mit derjenigen Hitze schenkt, die durch die reizende Neuigkeit unerhörter Lehren und Künste angefeuert werden mußte, und selbst zu der Religion derer übergeht, welche ihm in Verbindung mit derselben den Besitz des Reichs versprachen; da ihm hingegen eine solche Erwartung von der herrschenden christlichen Parthey völlig zernichtet wurde. Wenn Julian dieses auch nicht gethan hätte; so würde man doch große Ursache gehabt haben es zu befürchten.

Freylich entschuldigen alle diese Umstände nur den unerfahrnen Jüngling, der nach einem langen Zwange nun erst frey, weise und glücklich zu seyn glaubte; aber nicht im Stande war, die Absichten seiner neuen Anführer zu übersehen. Sie helfen hingegen dem Manne von reifer Ueberlegung nichts, der immer auf dem Wege blieb, auf welchen ihn Verdruß, Leichtsinn, listige Vorstellungen und schmeichelhafte Hoffnungen ehemals verführt hatten. Man braucht sogar bey dem Alter, in welchem Julian diesen Schritt that, und in seiner dama-

damaligen Verfassung, nicht mehrere und überdachte Ursachen anzugeben, die ihn bewogen haben könnten, der Religion zu entsagen, in welcher er erzogen worden war, und über zwanzig Jahre gelebt hatte. Aber es giebt doch einige nicht unwahrscheinliche Vermuthungen über gewisse Dinge, die seinen Entschluß befördert, oder ihn auch in der neu angenommenen Religion befestigt haben möchten. Diese zu verschweigen, würde fast das Ansehen der Partheylichkeit haben: und überhaupt muß der Zustand der Welt und der Religion zu der Zeit, als Julian ein Abgötter wurde, genau gekannt werden.

Man hat behauptet, daß er keinen gründlichen Unterricht in der christlichen Religion erhalten habe: der Mangel an demselben, hat man gesagt, ist entscheidend für seine Neigung zum Heydenthum geworden, die bereits durch das fleißige, mit vielem Beyfall begleitete Lesen der besten heydnischen Schriftsteller einigermaaßen erregt worden war. Diese Veranlassung würde schon sehr wichtig seyn, wenn sie nur hinlänglich bewiesen werden könnte. Gesetzt aber auch, daß der Bischof Eusebius, den die Rechtgläubigen als einen ehrgeizigen Hofmann beschreiben, dabey seiner Pflicht vergessen hätte, welches immer ungewiß bleibt: so kann man nicht zeigen, was der Unterweisung gefehlt habe, welche Julian sechs Jahre hindurch auf dem Schlosse Macellum in Cappadocien, und das eben in dem Alter, da er zum Nachdenken über die Religion geschickt wurde, empfangen hat. Sie scheint keinesweges verwerflich gewesen zu seyn; wenn gleich damit zu viele und zu streng geforderte äußerliche Uebungen der Gottseeligkeit, nicht alle von gleicher Reinigkeit, verbunden waren. Aus diesem damals unter den Christen allgemeinen Fehler würde man endlich schließen müssen, daß

es zu derselben Zeit gar keinen richtigen Unterricht in der Religion mehr gegeben habe. Allein es ist gewiß, daß Julian eben sowohl als die übrigen Christen eifrig genug zum Lesen der heiligen Schrift angeführt worden ist: er hatte also die beste Gelegenheit, sich wahre Begriffe vom Christenthum zu machen. Fühlte er einen Widerwillen gegen die andächtigen Cärimonien, die man ihm auflegte: so war dieses ein desto dringenderer Bewegungsgrund, sich bloß an die erste Einfalt der Religion zu halten, wie sie in jenen Büchern abgebildet ist. Was Mardonius bey seiner Erziehung gethan hat, gehört nicht in diese Untersuchung. Er machte dem Julian die griechischen Dichter beliebt; allein so viele Vorzüge auch diese und andere heydnische Schriftsteller vor den christlichen von Seiten der ungemeinen Gelehrsamkeit, des Witzes, der Beredsamkeit und anderer Eigenschaften hatten, so wenig waren sie von Seiten der Religion verführerisch. Die Jugend der Christen gieng zeitig und häuffig, aber ohne Schaden, mit denselben um: verschiedene ihrer berühmtesten und trefflichsten Lehrer sind es sogar zum Theil durch das Lesen und den Gebrauch dieser Schriftsteller geworden. Alles, was man zugeben kann, ist dieses, daß man die christliche Religion einem jungen Prinzen von Julians Gaben noch liebenswürdiger hätte machen können.

Vielleicht aber haben die Sitten der Christen zu Julians Zeit ihm ein schlimmes Vorurtheil gegen ihre Religion selbst beygebracht? Etwas könnten sie dazu wohl beygetragen haben: denn vermuthlich haben auch ihre Feinde, denen er sich ganz überließ, dasjenige, was er von dieser Art gesehen hat, ihm noch verhaßter und lächerlicher zu machen gesucht. Noch nicht lange waren die Christen die mächtigste Religionsparthey im

Staate

Staate geworden: zwar nicht durch Grausamkeiten, wie sie ehemals von den Heyden ausgestanden hatten; aber doch nicht völlig ohne Verfolgung der leztern. Ihre Beschützer und Glaubensgenossen, Constantin und seine Söhne, die sich einer bessern Religion rühmten, als ihre Vorgänger hatten, kamen kaum den rechtschaffenen und verdienten unter diesen Fürsten, geschweige denn den größten und vortrefflichsten derselben, einem Titus und Antoninus, gleich. Constantius insonderheit, der damals regierte, war ein schwachsinniger, argwöhnischer und grausamer Herr. Die übrigen Christen, und selbst ein Theil ihrer Lehrer, hatten seit dieser kurzen Zeit viel von ihrer alten Mäßigung und strengen Tugend vergessen. Eitle Pracht war in ihren Gottesdienst, Aberglauben in ihre Frömmigkeit, und heftige Leidenschaften waren in andere Arten ihres Betragens gedrungen. Zum Aergerniß und Spott der Heyden stritten sie schon seit dreyßig Jahren mit den Arianern über eine von den Hauptlehren ihrer Religion. Die meisten Gemeinen waren darüber getheilt; Constantius drückte die sogenannten Rechtgläubigen; beyde Theile aber begiengen unzähliche Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten gegen einander. Es ist wahr, daß die Heyden sich zum Theil den Lastern noch weit ungescheuter ergaben, und daß einige heydnische Kaiser die ärgsten Ungeheuer gewesen waren, welche das menschliche Geschlecht gesehen hatte. Ungerechtigkeit war es weiter, die Ausschweifungen einer Anzahl von Christen zur Geringschätzung ihrer Religion, welche sie doch mit aller Schärfe verwarf, zu mißbrauchen. Wenn man von einer Religion durch die Uneinigkeit ihrer Anhänger abgeschröckt werden konnte: so traf dieses die heydnische am allermeisten. Die Philosophen selbst, welche sie zu verbessern gesucht hatten, waren in noch anstößigere Streitigkeiten unter einander verfallen. Aber

in einem aufgebrachten Gemüthe machten solche Vorstellungen keinen Eindruck zum Besten des Christenthums. Und die heydnischen Gelehrten, die dasselbe öffentlich nicht angreifen durften, lauerten desto mehr im Verborgenen, um demselben Streiche zu versetzen, die dadurch gefährlicher wurden, weil man ihnen nicht begegnen konnte.

Unter diesen hatten die Weltweisen, besonders die jüngern Platoniker, mit welchen Julian bekannt wurde, schon lange einen Kunstgriff gebraucht, der zwar alt genug, aber jetzt überaus geschickt war, die heydnische Religion von ihrem Verfall zu retten; wenigstens Ungeübten eine günstige Meinung von ihr beyzubringen. Sie erklärten die ganze Fabellehre und Göttergeschichte, über welche die Christen mit so vielem Grunde spotteten, allegorisch. Nach ihrer Anweisung sollte man dieselbe nicht als eine Sammlung ungereimter und unglaublicher Erdichtungen; sondern als eine Reihe von Bildern betrachten, unter welchen wichtige Lehren zur Kenntniß Gottes, der Natur und der menschlichen Pflichten versteckt lägen. Selbst die Menge der Götter hatten sie auf Einen höchsten Gott, und desto zahlreichere Untergötter oder Geister, durch welche dieser regierte, zurück geführt: und die abergläubischen, widersinnigen Cärimonien bey der Verehrung der Götter wußten sie in eine erträglichere Gestalt einzukleiden. An sich waren alle diese Bemühungen der Weltweisen vergeblich. Denn es war ihnen unmöglich zu zeigen, daß ihre Erklärungen des heydnischen Aberglaubens die ältesten und richtigsten wären: offenbar hatten sie dieselben erst viele Jahrhunderte nach seinem Ursprunge aufgebracht. Wenn manche darunter auch ihren Grund hatten; so waren doch viele andere höchst unnatürlich und übel anpassend. Ueberhaupt aber konnte



konnte man sie fragen, warum Fabeln, welche die Menschen weiser und tugendhafter machen sollten, so oft das Laster reizend und von den Göttern selbst ausgeübt abgeschildert haben? Dem ohngeachtet hat diese Verschönerung des Heydenthums auch den Julian eingenommen: seine Schriften beweisen es; und vermuthlich war dieses nicht das schlechteste Mittel, dessen sich Maximus und seine Freunde, außer der rege gemachten Hoffnung dereinst zu regieren, bedient haben, um ihn zum Diener ihrer Religion zu machen.

So sehr sie ihm aber auch gefallen mochte; (denn selbst diese Erklärungsart war eine angenehme Uebung des Witzes und der Gelehrsamkeit,) so konnte sie doch schwerlich eine aufrichtige und genaue Vergleichung mit der christlichen Religion aushalten. Wenn man nicht die thörichten Begriffe einzeler Christen vor Lehren ihres Glaubens ausgeben, nicht die zunehmende Ausartung desselben in gewissen äusserlichen Anwendungen mit der ersten Reinigkeit desselben vermischen, noch abgerissene Stücke von demselben übel zusammenhängend und seltsam vorgestellt, an die Stelle des Ganzen setzen wollte: so mußte Julian dem Christenthum den Vorzug geben. Dieses ertheilte deutliche und hinlängliche Einsichten von Gott, und der Bestimmung des menschlichen Geschlechts; bewies die Wahrheit seiner Lehrsätze durch unleugbare Begebenheiten, durch ein eben so ungezweifeltes Zeugniß Gottes; zeigte den Menschen einen Weg zur Glückseeligkeit in diesem Leben und in einem künftigen, den sie nur unvollkommen entdecken, aber desto mehr bewundern und dankbar annehmen mußten; empfol und erleichterte alle Tugenden; war Einfaltsvoll, groß und erhaben, durchaus gewiß und gemeinnützig. Von allen diesen Eigenschaften und Vortheilen besaß die heydnische Religion nichts, und selbst ihre

philosophische Ausbildung nur überaus wenig. Hier sieht man nicht, was für den Abfall des Julian von der christlichen Religion gesagt werden könnte. Zwar fieng dieselbe schon zu seiner Zeit an, einige Aehnlichkeiten mit dem heydnischen Cärimoniel und sogar Aberglauben zu bekommen; es schien auch, daß die Zänkereyen der Christen sie ungewiß machten. Aber solche Ausflüchte konnten dieser Religion nicht zum Nachtheil gereichen. Ihr Sitz, ihr wahres Bild war immer noch in den heiligen Schriften der Christen. Diese kannte Julian, und nichts konnte ihn auf der andern Seite hindern zu erfahren, welche Gründe das Heydenthum unterstützten. Es ist daher auch kein übereilter Ausspruch zu sagen, so weit nemlich die Nachrichten von seiner Denkungsart in diesen frühen Jahren, und von den Umständen, unter welchen er sich befunden hat, reichen, daß sein Uebergang zur heydnischen Religion keineswegs unvermeidlich gewesen, oder bloß aus Schuld der Christen erfolgt sey.

Andere Ursachen und Veranlassungen dieser merkwürdigen Veränderung sind entweder aus dem Charakter hergeleitet worden, der Julians reiferm Alter eigen gewesen ist, und können also an diesem Orte nicht sicher gebraucht werden; wie unter andern ein starker Hang zum Aberglauben, seine Begierde, sich auf eine neue Art hervorzuthun, und die hohe Meinung von seinen Gaben. Oder sie sind so gezwungen aufgesucht worden, daß man sie kaum wiederholen darf. Von dieser Art ist der Gedanke, daß der sichtbare Verfall des Römischen Reichs, seitdem die Oberherren desselben die christliche Religion angenommen hätten, dem Julian einen Abscheu gegen dieselbe habe einflößen müssen. Ohne hier weitläufig erinnern zu dürfen, daß das Christenthum nicht die Geschicklichkeit zu regieren mittheile, und

daß

daß ein Land unter christlichen Fürsten sehr unglücklich seyn könne, dennoch aber die Religion nichts dazu beytrage; braucht man es nur schlechthin vor eine Unwahrheit zu erklären, daß sogleich mit der Aufnahme der christlichen Religion auch der blühende Zustand des Reichs untergegangen seyn sollte. Constantin, den man den Großen nennt, regierte viele Jahre mit einem Ansehen, Glück und Ruhe, die, im Ganzen betrachtet, seinen Unterthanen wenig zu verlangen übrig ließen. Die innerlichen Unruhen und die verwüstenden Einfälle der Barbaren unter seinen Söhnen, haben nicht allein lange vorher ihres gleichen gehabt; sondern das Reich hatte sogar ehemals noch weit traurigere Unfälle erlitten. Wenn endlich das Reich nach Julians Zeiten auf eine außerordentliche, unwiderstehliche Art zerrüttet worden ist: so hat er dieses weder voraussehen, noch weniger gegen die Religion der Christen wenden können.

Ob Julian, nachdem er in einer solchen Verfassung von der in jeder Betrachtung bessern Religion zu einer andern getreten ist, über die sich ein scharfsinniger Geist zwar erheben, oder sie nach seinen Einsichten drehen und ändern, schwerlich aber sie aus Wahl ergreifen konnte; ob er wegen dieser Handlung mehr beklagt als getadelt zu werden verdiene? wie einige Neuere geurtheilt haben: bedarf keiner langen Untersuchung. Es scheint zwar, daß er sich dem Heydenthum mit einer Ueberzeugung und sogar Begeisterung ergeben habe, die auch bey einem groben Irrthum doch ein redliches Herz ankündigen; daß er seinem Gewissen gefolgt sey, ohne zu merken, was vor ein trüglicher Richter es in diesem Falle sey. Allein die Geschichte sagt, wie man gesehen hat, auch noch mehr; sie stellt ihn hingerissen von Reizungen, die keineswegs unüberwindlich waren,

vor; zeigt, warum er denselben nicht entgangen sey; und findet nichts, um diese Gesinnungen für sein ganzes Leben zu rechtfertigen.

Die Vorhersagung des Maximus, daß Julian dereinst den kaiserlichen Thron besteigen würde, war eine sehr wahrscheinliche Vermuthung. Dieser Prinz und sein Bruder standen demselben am nächsten; ja wegen seiner vorzüglichen Gaben und Sitten war seine Hoffnung die stärkste. Unterdessen rührte ihn diese Aussicht ungemein, weil sie ihm ein Mann eröffnete, von dem er auch viele andere neue Kenntnisse zu lernen glaubte. Damals regte sich bey ihm zuerst eine lebhafte Begierde, würklich zu regieren. Er sagte auch schon im Vertrauen zu verschiedenen seiner Freunde, die Welt würde glücklich seyn, wenn ihm jemals die höchste Gewalt zu Theil werden sollte: ein deutliches Versprechen zum Besten der heydnischen Religion, deren Anhänger ihn durch diese Nahrung des Ehrgeizes immer unauflöslicher an ihre Parthey befestigten. Seine Liebe zur Wahrsagerkunst schreibt sich auch von gleichen Zeiten her.

Er konnte auf diesem Wege nicht so geheim fortgehen, daß nicht Constantius einigen Argwohn auf ihn geworfen hätte. Um denselben zu vertreiben, nahm er noch ferner allen äußerlichen Schein eines Christen an: nach dem Berichte der christlichen Schriftsteller soll er sogar ein Mönch geworden seyn, und die Stelle eines Vorlesers in der Gemeine zu Nicomedien übernommen haben. Diese Verstellung Julians ist zwar nicht so strafbar zu nennen, als sie unter einem andern Fürsten gewesen seyn würde, und zu einer Zeit, da jedermann, wie es die Rechte des Gewissens erfordern, frey von einer Religion zu der andern hätte übergehen können.

nen. Constantius würde vielleicht diesen Vorwand seines Abfalls vom Christenthum dazu gebraucht haben, ihn hinrichten zu lassen. Gleichwohl ist dieses noch nicht Entschuldigung genug für einen aufrichtig strengen Bekenner erkannter Wahrheiten von einer so wichtigen Gattung, als Lehren der Religion sind; noch für einen Mann, wider welchen alles ein Zeugniß ablegt, daß er dieser Gefahr hätte überhoben seyn können, wenn er seinen scharfsichtigen Geist zu einer durchaus ungestörten Prüfung hätte anstrengen wollen.

Auch sein Bruder bekam Nachricht davon, daß er seine ersten Religionsgesinnungen geändert hätte. Er warnte ihn daher vor dem Abfall, und schickte auch in gleicher Absicht den Bischof Aetius zu ihm, der die besten Versicherungen von Julian zurückbrachte. Auf der andern Seite war Gallus ebenfals guter Rathschläge benöthigt, indem er sich durch seine Grausamkeit einen allgemeinen Haß zuzog. Julian ertheilte ihm dieselben schriftlich; sonst aber hatten die beyden Brüder gar keinen Umgang mit einander. Mittlerweile wurde Gallus auf Befehl des Constantius im Jahr 354. hingerichtet. Der Kaiser hatte den jungen Cäsar gleich Anfangs wegen einiger Vortheile, die er im Kriege erhielt, beneidet. Man erbitterte ihn darauf gegen denselben durch die nur zu wahre Erzählung seiner Ausschweifungen; ob sie gleich zum Theil aus dem Mißbrauch entstanden, den andere von seiner Schwäche machten; endlich beförderte man seinen Untergang dadurch, daß man den Kaiser überredete, Gallus sey geneigt, sich wider ihn zu empören.

Julian ward in das Unglück seines Bruders verwickelt; ob er gleich an dem Verhalten desselben gar keinen Antheil hatte. Vermuthlich hielt man es vor ge-

fährlich, nach dem Tode des einen Bruders den andern in völliger Freyheit zu lassen. Man beschuldigte ihn, daß er mit seinem Bruder, während daß derselbe durch Constantinopel reiste, gesprochen habe, und an Statt auf dem Schloße Macellum in Cappadocien zu bleiben, nach Asien gereiset sey. Ob er gleich diese Vorwürfe leicht beantworten konnte; so wurde ihm doch eine Wache zugegeben, welche ihn sehr mißhandelte. Sieben Monathe lang ward er auf diese Art von einem Orte zum andern gezogen; ohne jedoch seine Standhaftigkeit und Klugheit zu verlieren. Er suchte die Gunst des Kaisers dadurch nicht zu gewinnen, daß er von seinem Bruder übel geredet hätte; er vertheidigte aber auch und beklagte denselben nicht: denn darauf schien man zu warten, um einen Vorwand zu seiner Verurtheilung zu haben. Die Briefe, welche er in diesem gefährlichen Zustande schrieb, enthielten keine Klagen, noch andere kleinmüthige Gesinnungen. Er befand sich während dieser Zeit fast immer in dem Gefolge des Hofs, und sechs Monathe insonderheit zu Meiland, ohne den Kaiser mehr als einmal sprechen zu können. Auch dieses einzige Gehör verschaffte ihm die Gemahlinn desselben Eusebia; eine gütige Fürstinn, die sich allein unter allen Großen seiner annahm, und ihm in der That das Leben erhielt. Sie bat den Constantius, ihn nicht ohne alle Untersuchung zu verdammen: er rechtfertigte sich auch sehr glücklich, und würde noch einmal zu dem Kaiser gerufen worden seyn, wenn solches nicht der Kammerherr desselben, der Verschnittene Eusebius, verhindert hätte, der schon befürchtete, Julian möchte eine ihm sehr nachtheilige Gewogenheit des Kaisers erlangen. Unterdessen erwarb ihm doch die Kaiserinn die Erlaubniß, nach Asien auf die von seiner Mutter geerbten Güter zu gehen; plötzlich aber wurde er von dieser Reise zurückgehalten, weil

weil in Illyrien eine Empörung entstanden war, und der Kaiser vielleicht besorgte, Julian möchte in den entlegenen Provinzen des Reichs eine andere stiften. Endlich bekam er Befehl, sich nach Griechenland zu begeben. Auch hierinne hatte die Kaiserinn für ihn gesorgt, weil sie wußte, wie sehr er die Wissenschaften liebte, die in diesem Lande noch ausnehmend blühten. Jedermann sah zwar diesen für ihn bestimmten Aufenthalt als eine Verbannung an, zumal da er in Griechenland gar nichts Eigenes besaß; ihn aber führte sein eigener Trieb dahin: und das, wie **Gregorius von Nazianzus** versichert, auch aus der geheimen Ursache, damit er die Priester und betrügerischen Zauberer daselbst wegen seiner Schicksale um Rath fragen möchte.

Eben dieser berühmte christliche Lehrer, und ein anderer, der ihm an Gaben und Verdiensten nichts nachgab, **Basilius**, übten sich damals noch zu Athen in der Beredsamkeit, als Julian im Jahr 355 dahin kam. Er kannte sie genau, und mit dem leztern legte er sich sogar gemeinschaftlich auf die Erklärung der heiligen Schrift: so viele Mühe gab er sich noch, seine wahren Gesinnungen zu verbergen. Allein **Gregorius** scheint etwas davon entdeckt zu haben; wenn er gleich nur überhaupt von diesem Prinzen dem Reiche viel Unheil prophezeyete. „Sein wankender Nacken, „schreibt er, Schultern, welche sich immer bewegten „und in die Höhe zogen, ein herumschweifendes Auge „mit wilden Blicken, schwache und taumelnde Füße, „eine Nase, die Uebermuth und verächtliche Begeg„nung anzeigte, lachende Gesichtszüge von eben dersel„ben Bedeutung, ein ausgelassenes und heftiges La„chen, wiederholtes Kopfschütteln ohne allen Grund, „eine stockende und abgebrochene Sprache, unordentli-

„che und seltsame Fragen, Antworten, welche nicht „besser waren, die sich unter einander verwickelten, „nichts überlegtes und keinen gelehrten Zusammenhang „ankündigten, alles dieses schien mir nichts Gutes an„zudeuten.“ Er beruft sich zugleich darauf, daß er, sobald er dieses bemerkt hätte, zu verschiedenen gesagt habe: Was vor ein großes Uebel nährt nicht das Römische Reich! Doch habe er auch gewünscht, ein falscher Prophet zu seyn. **Gregorius** ist nun zwar ein öffentlich erklärter und heftiger Gegner **Julians**, und daher könnte diese ganze Abschilderung nur eine rednerische gehäßige Erweiterung einiger sonderbarer Züge oder Geberden zu seyn scheinen. Aber auch dieses zugegeben, würde doch immer so viel übrig bleiben, daß manches Seltsame in **Julians** äußerlichem Anstande schon damals Gelegenheit sowohl zu nachtheiligen Vermuthungen, als zu großen Erwartungen habe geben können, nachdem man seine Denkungsart beurtheilte.

Würklich bewunderte ihn auch der größte Theil der Anwesenden zu Athen. Man fand an ihm viele Wissenschaft, eine Beredsamkeit, die ordentlich mit einer bescheidenen Erröthung verbunden war, und einen sanften angenehmen Umgang. Sein hoher Stand, dem sein Glück so wenig angemessen war, scheint ihm auch eine mitleidige Liebe zugezogen zu haben. Philosophen und Redner, die Lehrer sowohl als ihre Schüler, versammelten sich um die Wette bey ihm. Den Heyden ward er durch den immer wachsenden Eifer für ihre Religion unschätzbar: er beklagte gegen seine Freunde den Verfall derselben, und versprach, jede günstige Gelegenheit, ihr wieder aufzuhelfen, zu ergreiffen. Schon opferten auch die Heyden für ihn, und baten ihre Götter, ihn auf den Thron zu setzen. Sie versäumten noch

noch ferner von ihrer Seite nichts, um ihm das Heydenthum ehrwürdig zu machen. Maximus verwies ihn an einen Mann, den er vor den geschicktesten in den Künsten der Theurgie ausgab: vermuthlich war es der Oberpriester von Eleusine, von dem die Heyden sagten, er sey ganz ohne Sünde, und dem sich auch Julian völlig vertrauete.

Eine Begebenheit insonderheit, welche Gregorius von Nazianzus und Theodoretus im fünften Jahrhunderte erzählen, würde in dieser Betrachtung sehr merkwürdig seyn, wenn sie ohne allen Zweifel geglaubt werden könnte. Julian, sagen sie, suchte in Griechenland Wahrsager, von denen er erfahren könnte, ob er zur Regierung gelangen würde. Es fand sich endlich einer, der ihn in die unterirdische Höhle eines Götzentempels führte, und an diesem dunkelfürchterlichen Orte die bösen Geister beschwor zu erscheinen. Da sie sich in einer schröcklichen Gestalt zeigten, machte Julian aus Eingeben einer plötzlichen Furcht das Zeichen des Kreuzes; bey dem Anblicke desselben erinnerten sich die Teufel, daß sie durch dasselbe überwunden worden wären, und verschwanden. Der Zauberer, der dieses wohl verstand, gab dem Julian deswegen einen Verweis. Dieser aber erstaunte vielmehr über die Kraft, welche jenes Zeichen hätte. Die Teufel wurden noch einmal gefordert, und entwichen abermals, als ihnen das Kreuz vorgezeigt wurde. Darauf sagte der Gaukler zu dem jungen Prinzen: „Glaube ja nicht, daß sie aus Furcht entfliehen! es ist vielmehr Abscheu gegen dasjenige, was du gethan hast.“ Durch diese Wendung stillte er Julians Unruhen, weihte ihn zu den Geheimnissen des Götzendienstes ein, und bekam nun eine völlige Gewalt über ihn. — Es wird vielen unglaublich scheinen, daß die Christen so geheime

Nach-

Nachrichten von den Kunstgriffen der Götzendiener erhalten haben sollten; andere werden in dieser Erzählung Spuren von der abergläubischen Meinung der Christen in Ansehung der Würkungen des Kreuzzeichens sehen, wovon das erste Christenthum nichts gewußt hat: und man kann sogar sagen, daß alles dieses einen Jüngling von Julians Gaben vielmehr zur Ehrerbietung gegen die christliche Religion hätte zurückführen können.

Seine Absichten und Beschäftigungen wurden durch den unvermutheten Befehl gestört, den er noch im Jahr 355. erhielt, wieder an den Hof zu kommen. **Constantius** hatte sich entschlossen, ihn zum **Cäsar** zu ernennen. Daß ein so argwöhnischer Fürst seinen jungen, bisher auf jede Art gemißhandelten Vetter, von dem er nichts als Haß und Nachbegierde zu erwarten hatte, zu seinem Reichsgehülfen wählte, war eigentlich die widersprechendeste unter allen seinen Handlungen. Aber er fühlte es jezt von neuem, daß er allein die Regierung nicht mit dem nöthigen Nachdruck führen könne, indem eben damals das Reich durch die Barbaren auf verschiedenen Seiten, besonders in Gallien, verwüstet wurde. Julian empfieng den kaiserlichen Befehl mit Entsetzen. Er glaubte, daß ihm in eben der Würde, die sein Bruder bekleidet hatte, ein gleicher Untergang bevorstünde; er weinte daher, und beklagte sich über sein Schicksal; bat aber zugleich die Göttinn **Minerva**, in deren Tempel er mit einigen Heyden gieng, daß sie ihren Diener beschützen möchte.

Als er zu **Meiland** angelangt war, richtete ihn zwar die Gewogenheit der Kaiserinn wieder auf; aber gleichwohl war er schon im Begriff, sie in einem Schreiben zu ersuchen, daß sie ihm die Erlaubniß nach Asien zurück zu reisen verschaffen möchte; nur fürchtete er, sein

sein Schreiben möchte aufgefangen werden. Er bat also die Götter, ihm ihren Willen hierüber zu eröffnen, und versichert, sie hätten ihn mit dem schändlichsten Tode bedroht, wenn er seinen Brief absenden würde. Gewisse Betrachtungen, die er über seinen Zustand anstellte, (wenn er sich anders nicht erst in der folgenden Zeit damit ein Ansehen zu geben gesucht hat,) kamen ihm noch mehr bey seiner Verlegenheit zu Hülfe. „Ich „nehme mir also vor, sagte er zu sich selbst, den Göt„tern zu widerstreben, und einen bessern Entschluß über „mich zu fassen, als diejenigen, welche alles wissen! „Die menschliche Klugheit, die bloß das Gegenwärtige „sieht, muß doch wohl damit zufrieden seyn, wenn sie „bey den wenigen Dingen, welche sie übersehen kann, „keine Fehler begeht. Ueber das Künftige aber berath„schlagt niemand. Die Weisheit der Götter hinge„gen, welche auch die entferntesten Dinge, oder viel„mehr alle sieht, giebt die richtigste Anweisung, und „thut auch das Beste.“ — Einen andern Grund, dem Rathe der Götter zu folgen, fand Julian von Seiten der Gerechtigkeit. „Würdest du dich nicht er„zürnen, dachte er, wenn etwas, das dein Eigenthum „ist, sich von dir nicht wollte gebrauchen lassen, oder „auf deinen Ruf die Flucht nähme? Du aber, der du „ein Mensch seyn, und nicht zu den pöbelhaften und „schlechten, sondern zu den rechtschaffenen gehören „willst, entziehst dich den Göttern, und willst ihnen „nicht gestatten, dich dazu zu gebrauchen, wozu es ih„nen gefällt? Sollte dieses nicht unvernünftig, ja auch „gegen die Verbindlichkeit gehandelt seyn, in der wir „mit den Göttern stehen? Lächerlich aber wäre es zu „sagen, daß hier die Tapferkeit etwas ausrichten kön„ne. Du bist also im Begriff einen Schmeichler ab„zugeben, um dem Tode zu entgehen? da du doch al„les wegwerfen, und lediglich den Göttern die Sorge „dafür

„dafür überlassen, ja sie mit ihnen theilen kannst, wie „es Socrates wünschte. Es steht bey dir, weder „etwas zu besitzen, noch zu rauben; wohl aber dasje„nige, was sie dir geben, sicher anzunehmen.“ Diese Gedanken hoben alle Bedenklichkeit in Julians Gemüthe auf.

Constantius meldete unterdessen seinen Vertrauten den Vorsatz, welchen er gefaßt hatte. Sie mißbilligten aber denselben mit großem Eifer: theils aus Schmeicheley gegen den Kaiser; theils um nicht ihr Ansehen verringern zu lassen, und warnten ihn, der neue Cäsar könnte wohl ein anderer Gallus werden. Doch die Kaiserinn sprach so nachdrücklich für den Julian, daß die Rechte der Anverwandtschaft endlich die Oberhand behielten. Man ließ ihn aus der Vorstadt, wo er bisher gewohnt hatte, in den kaiserlichen Palast kommen, schor ihm seinen langen Bart ab, und gab ihm an Statt des philosophischen Mantels, den er trug, die Kleidung eines Prinzen. Diese gewaltsame Verwandlung brachte noch bey ihm selbst keine hervor. Seine neue Lebensart beunruhigte ihn zwar; allein nicht als wenn er die Pracht und Größe derselben voll Erstaunens bewundert hätte, sondern weil er sich vor unfähig hielt, seiner Bestimmung ein Genüge zu leisten. Uebrigens aber gieng er immer eben so mit niedergeschlagenen Augen, als wenn er noch unter der Aufsicht seines Lehrers, des Mardonius, stünde: ein Schauspiel für die Hofleute, welche über diesen plötzlich zum Fürsten umgeschaffenen Gelehrten und Geistlichen sich sehr belustigten. Er verdiente jedoch ihre Spöttereyen nicht: denn er konnte sich kaum überwinden, die Gnadenbezeigung des Kaisers anzunehmen; und da er genöthigt war es zu thun, bat er denselben, ihm wenigstens rechtschaffene Staatsbedienten zu geben, oder ihm

eine

eine Vorschrift von allem, was er verrichten und unterlassen sollte, aufzusetzen. Der Kaiser begegnete ihm sehr wohl: er befohl ihm auch die Kaiserinn zu besuchen, deren Reden ihm neuen Muth machten.

Am 6. November also des Jahrs 355. nahm Constantius den Julian auf eine öffentliche erhabene Bühne mit sich, welche die zu Meiland befindlichen Kriegsvölker umgaben; stellte ihnen vor, wie nothwendig es sey, gegen den Einfall der deutschen Völker in Gallien, bey seiner Entfernung eine schleunige Hülfe anzuwenden, und that ihnen den Vorschlag, seinen Vetter, den er mit der rechten Hand hielt, und einen bescheidenen hoffnungsvollen Jüngling nannte, zum Cäsar zu ernennen. Hier unterbrachen ihn die Soldaten, indem sie riefen, Gott selbst, nicht Menschen, billigte diesen Entschluß. Der Kaiser erklärte hierauf den Julian mit Lobsprüchen seiner sanften Sitten, auch seiner durch Wissenschaft angebauten Gaben, zum Cäsar, und ließ ihn mit dem Purpur bekleiden. Ihn selbst, der etwas traurig war, redete Constantius mit ernsthafterm Gesichte an, hielt ihm seine Pflichten vor, und versprach ihm unaufhörlich beyzustehen. Die Soldaten bezeigten ihre Freude über diese Erhebung, indem sie mit großem Geräusche ihre Schilde an die Kniee schlugen. Sie bewunderten den neuen Cäsar, und zogen aus seinem Gesichte, das sich inzwischen zu einem anmuthigen und zugleich furchtbaren Anblick aufgeheitert hatte, viel versprechende Vorbedeutungen; mäßigten aber das Lob, welches sie ihm ertheilten, dergestalt, daß Constantius dadurch nicht beleidigt wurde. Dieser führte den Julian auf seinem Wagen in den Palast; der leztere aber, dessen Besorgnisse durch alles dieses freundschaftliche Betragen nicht gestillt wurden, murmelte bey sich folgende Stelle des Ho-

mers her, an die ihn sein kaiserlicher Purpur erinnerte:

„Ihn ergriff der purpurfarbene Todt und die mächtige Parze.“

Er war wenigstens mit allen diesen Ehrenbezeigungen nur in einen neuen Stand der strengsten Abhängigkeit, oder der Knechtschaft, wie er sie selbst nennt, getreten. Zwar gab ihm Constantius, wenige Tage darauf, nach dem Rathe der Kaiserinn, seine Schwester Helena zur Gemahlinn. Allein im übrigen ward er in einer verschlossenen Wohnung, und unter einer Wache, als ein Gefangener gehalten. Man veränderte unter dem Vorwande, seinen Hofstaat festzusetzen, alle seine Hausgenossen, damit sie ihm keine Briefe von seinen Freunden zutragen möchten, und ließ ihm nur vier seiner alten. Davon waren zween noch sehr jung; die beyden andern aber waren Evemerus, der Aufseher seiner Büchersammlung, der es allein in seinem Hause wußte, daß er dem Götzendienste zugethan sey, ihm auch dabey beförderlich war, und sein Arzt Oribasius. Er selbst hielt manche seiner Freunde, die ihn besuchen wollten, davon ab, weil man ihn zu scharf beobachtete, und solche Zusammenkünfte zu ihrem beyderseitigen Unglück hätten ausschlagen können. Es offenbarte sich jetzt, daß der Kaiser, der durch Julians Erhebung sich so viele Gewalt angethan hatte, sich hinwiederum durch seine Einschränkung Schadloß zu halten, ihm nichts als den Nahmen eines Cäsar übrig zu lassen suchte. Er sollte zwar die Statthalterschaft von Gallien führen; allein die höchste Gewalt daselbst war eigentlich zween Befehlshabern, die gleichsam seine Aufseher waren, und über die Soldaten besonders dem Marcellus, anvertrauet. Der Kaiser nahm sich sogar die Mühe, mit eigener Hand einen weitläufigen

Aufsatz

Aufsatz niederzuschreiben, in welchem alles, was Julian thun sollte, vorgeschrieben war: sogar was ihm zur Mahlzeit aufgetragen werden sollte, war darinne angegeben. Man sagte daher, es hätte das Ansehen, als wenn der Kaiser einen Stiefsohn zum Studieren fortschickte. Nur die Kaiserinn Eusebia blieb Julians aufrichtige und edelmüthige Freundinn. Unter vielen andern Geschenken, gab sie ihm eine treffliche Sammlung von den besten Werken der griechischen Schriftsteller, weil er fast alle seine Bücher in Asien zurück gelassen hatte.

Gegen das Ende des Jahrs 355. reiste Julian mit einer Bedeckung von dreyhundert und sechszig Soldaten nach Gallien. Er war noch nicht weit gekommen, als er eine Nachricht hörte, die man bereits am kaiserlichen Hofe gewußt, aber mit Bedacht verborgen hatte, daß die Deutschen Colonia Agrippina, eine der ansehnlichsten Römischen Pflanzstädte am Rhein, woraus das heutige Cölln erwachsen ist, zerstört hätten. Dieses machte ihn, als ein übles Anzeichen für seine Regierung in jenen Gegenden, traurig, und er klagte oft mit den Worten, alles was er erlangt hätte, wäre dieses, daß er unter weit mehr Beschäftigungen umkommen würde. Man sagte damals würklich, Constantius hätte ihn nur darum gegen die Barbaren abgeschickt, damit er in diesem Kriege das Leben verlieren möchte: eine Vermuthung, die vielleicht, ohne wahr zu seyn, aus der bekannten Gemüthsart des Kaisers gezogen wurde. Er ward unterdessen in Gallien mit außerordentlichen Freudensbezeigungen aufgenommen: man sah ihn schon als den gewissen Retter dieses Landes an. Verschiedene kleine Ahndungen, oder vielmehr sehr natürliche Vorfälle, die man ohne besondere Scharfsicht auf die Zukunft deuten konnte, haben auch

damals, nach der alten Schwachheit der Menschen zu allen Zeiten, bey vielen einen großen Eindruck gemacht. So betrachtete man es als eine sichere Vorbedeutung der kaiserlichen Würde, daß eine von den aus Blättern verfertigten Kronen, die man beym Einzuge der Fürsten auf den Straßen zwischen zwo Säulen aufzuhängen pflegte, gerade auf Julians Kopf fiel, als er durch eine kleine Stadt zog. Auch rief eine alte blinde Frau zu Vienne, als sie hörte, es sey Julian, dem alle Einwohner entgegen giengen, aus, dieser würde die Tempel der Götter wieder herstellen. Allem Ansehen nach konnten damals schon viele dieses mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorhersagen.

Gallien befand sich bey Julians Ankunft großentheils in einem sehr unglücklichen Zustande. Um die kurz vorher daselbst entstandene gefährliche Empörung des Magnentius zu unterdrücken, hatte der Kaiser verschiedene deutsche Völker durch Briefe und Geld bewogen, Gallien zu verheeren. Dieses niederträchtige Mittel aber verursachte ihm beynahe den Verlust der ganzen Provinz. Magnentius war besiegt und umgekommen; allein die Deutschen konnten nunmehr nicht dahin gebracht werden, ein Land zu verlassen, wo sie ohne allen Widerstand unsägliche Beute machten. Julian traf fünf und vierzig verwüstete Städte an, und viele Schlösser, die ein gleiches Schicksal gehabt hatten: eine große Strecke Landes war in den Händen der Deutschen; noch viel weiter lag alles unbewohnt und unangebauet; ja einige Städte, denen sie sich noch nicht genähert hatten, waren schon von Einwohnern leer. Diese Völker, welche man Barbaren nannte, bloß weil sie keine Römer, wohl aber diesen fürchterlich geworden waren, hießen hauptsächlich die Alemannen; ihr Sitz war in dem heutigen Schwaben: mit ihnen

aber

aber hatten sich auch die Franken und Sachsen, die weiter hinab längs dem Rheine wohnten, verbunden. Gegen diese streitbare und zahlreiche Feinde wurde ein Prinz von vier und zwanzig Jahren abgeschickt, der niemals einige Uebung in der Kriegskunst gehabt hatte, an Arbeiten von einer ganz entgegen gesetzten Art gewohnt war, und der, nach dem eigenen Ausdrucke des Kaisers, nur sein Bild in Gallien herumtragen sollte. Constantius scheint sich also bloß darauf verlassen zu haben, daß der Nahme und die Gegenwart eines kaiserlichen Prinzen voll Lebhaftigkeit und einnehmender Sitten, auch seine persönliche Tapferkeit vor den Augen der Kriegsvölker, der Geschicklichkeit der römischen Feldherren in Gallien ein ausnehmendes Gewicht beylegen, und die allgemeine Muthlosigkeit daselbst aufheben werde.

Kaum aber war Julianus in Gallien angekommen, als er Beweise gab, daß er zum Feldherrn, und überhaupt zu großen Unternehmungen von mehr als einer Gattung, gebohren sey. Man hat ihn mit dem Lucullus verglichen, der, ohne den Krieg anders als aus Büchern gekannt zu haben, doch in seinem ersten Feldzuge ein bewundernswürdiger Sieger ward. Allein der junge Cäsar ist dem bejahrten Feldherrn vielleicht noch vorzuziehen, weil ihn seine ganze Erziehung vom Kriegerischen weit entfernte, und weil er auch bey der Anführung der Kriegsvölker besondere Hindernisse zu übersteigen hatte. Nachdem er den Winter zu Vienne viele Zurüstungen angestellt hatte, hörte er, daß die Deutschen Augustodunum (jezt Autun) vergeblich belagert hätten. Sogleich entschloß er sich, gleich einem erfahrnen Befehlshaber, ihnen auf ihrem unordentlichen Rückzuge nachzusetzen, und begab sich im Sommer des Jahrs 356. ob ihn gleich seine Hofbedien-

ten bey allerley Ergötzlichkeiten zurückzuhalten suchten, in die gedachte Stadt. Hier berathschlagte er mit Kennern der Gegend, was er vor einen Weg zu nehmen hätte, um die Barbaren über Autißiodorum, (welches jetzt Auxerre heißt,) zu erreichen. Von zween Wegen, welche man ihm zu dieser Stadt vorschlug, wählte er den kürzern, aber sehr gefährlichen, weil man ihm sagte, daß vor kurzem ein sehr geschickter Feldherr durch denselben, wiewohl mit großer Beschwerlichkeit, gezogen sey: er wollte nicht weniger Kühnheit zeigen als dieser, und kam glücklich dahin. Nach einer kurzen Ruhezeit führte er seine Kriegsvölker nach Tricaßium, das heutige Troyes; unterwegens ward er von großen Hauffen der Feinde angegriffen, die er aber alle zurückschlug, und er kam bey der erstgenannten Stadt so unerwartet an, daß man ihm kaum wegen der überall herumschwärmenden Feinde die Thore öffnen wollte. Er eilte denselben immer weiter über Rheims nach, und war im Begriff, bey Decem Pagi, (welches man vor Dieuze in Lothringen hält,) mit ihnen zu fechten, als sie an einem trüben Tage sein Heer im Rücken überfielen, und ohne eine schleunige Hülfe einen Theil desselben zu Grunde gerichtet haben würden. Dieses lehrte ihn mehr Behutsamkeit in seinen folgenden Zügen, woran es ihm allein noch fehlte. Endlich kam es bey Brumt, zwischen dem jetzigen Straßburg und Hagenau, zum Treffen, welches die Alemannen verloren. Julian besetzte nunmehr Cölln wieder, dessen Mauern er aufrichtete: denn die Deutschen zerstörten eben deswegen die Städte, weil sie in denselben eingeschlossen zu werden befürchteten. Hierauf sahen sich einige Könige der Franken genöthigt, Friede mit ihm zu schließen.

Er

Er gedachte den darauf folgenden Winter unter allerhand Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kriegs, zu Senones, dem heutigen Sens, zuzubringen. Plötzlich aber belagerte ihn eine große Menge Deutscher in dieser Stadt. Seine Besatzung war so schwach, daß er keinen Ausfall mit derselben wagen konnte; gleichwohl vertheidigte er die Stadt, indem er sich selbst Tag und Nacht in den Festungswerken mit seinen Soldaten befand, mit aller Tapferkeit, und nöthigte die Feinde, nach dreyßig Tagen abzuziehen. **Marcellus**, der mit einer guten Anzahl Kriegsvölker in der Nähe stand, ließ ihn doch ohne alle Hülfe; entweder aus Eifersucht, oder weil er glaubte, die kaiserlichen Verhaltungsbefehle hätten zur Absicht, den Prinzen umkommen zu lassen. So rühmlich ihm auch dieser erste Feldzug gewesen war, in welchem er Gallien von den Alemannen größtentheils befreyet hatte; so sagt er doch, derselbe sey nicht sehr glücklich ausgefallen: vermuthlich weil ihn die geheimen Feinde, mit denen er umgeben war, hinderten, so entscheidende Thaten als er wünschte, zu vollführen.

Er fand darauf auch große Schwierigkeiten, seine Soldaten in einem verheerten Lande mit Lebensmitteln zu versehen. Um desto mehr gab er selbst das vornehmste Beyspiel der Mäßigkeit. Er ließ sich nicht einmal alle Speisen auftragen, die der Kaiser in dem obengedachten Verzeichniß für seine Tafel bestimmt hatte, insbesondere keine Fasanen und gewisse Leckerbissen der Römer: die Nahrung des geringsten Soldaten war auch die seinige. Daher schlief er auch sehr wenig, und theilte die Nächte zu dreyerley Absichten ein: zur Ruhe, zu den öffentlichen Angelegenheiten, und zum Studieren. Er konnte in jeder Stunde des Nachts aufwachen, und stand immer um Mitternacht von seinem

Bette auf, das bloß aus einem Teppich und einer Haut bestand.

Der Kaiser ließ ihm endlich mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Marcellus, der ihn so schändlich verlassen hatte, ward seiner Feldherrnstelle beraubt, und Julianus wurde nun selbst, auf Empfelung der Kaiserinn, zum obersten Befehlshaber des Heeres ernannt: einer Würde, die man vielleicht anfänglich wegen seiner Jugend und des Mangels an Erfahrung ihm beyzulegen Bedenken trug. Da ihn hierauf Marcellus an dem Hofe des Kaisers verleumdete, widerlegte Eutherius, Julians oberster Kammerherr, den er deswegen nach Meiland geschickt hatte, die Beschuldigungen desselben vollkommen. Severus kam nun nach Gallien, um unter ihm zu dienen, und er war mit diesem Feldherrn desto besser zufrieden.

Mittlerweile fiengen die Alemannen im Jahr 357. ihre Streifereyen von neuem in ungeheurer Menge und mit einer ungewöhnlichen Wuth an. Constantius suchte sie daher zwischen zwey Römischen Heeren einzuschließen. Mit dem einen sollte Julian von Rheims her anrücken; das andere aber sollte vom Barbatio aus Italien in die Gegend des jetzigen Canton Basel geführt werden. Diese beyden Heere kamen einander immer näher; allein die Deutschen wußten mitten zwischen denselben bis Lugdunum oder das jetzige Lyon vorzudringen, wo sie die umliegende Gegend verwüsteten. Julian versperrte den meisten derselben den Rückweg, so daß sie mit der Beute auch das Leben verloren. Nur diejenigen von ihnen kehrten ruhig wieder zurück, die nicht weit von dem Lager des Barbatio vorbey zogen: denn dieser Feldherr opferte selbst das Beste des Reichs seinem Neide gegen Julians

Glück

Glück auf. Aus Furcht vor den Römischen Heeren, verschanzten sich darauf die Deutschen, welche über den Rhein gegangen waren, in Gegenden von einer sehr vortheilhaften Lage; andere aber sezten sich auf den Inseln in diesem Fluße fest, und forderten gleichsam von dannen durch Schimpfworte die Römer heraus. Julian brannte vor Begierde sich an ihnen zu rächen; aber da er sich zu dieser Absicht vom Barbatio eine Anzahl Schiffe ausbat, ließ sie dieser vielmehr verbrennen. Er ergriff also ein dreisteres Mittel, indem er einige leichte Kriegsvölker durch Waten und Schwimmen auf einer von diesen Inseln und bald auf mehrern landen ließ, wo sie alle Einwohner niedermachten. Dadurch wurden endlich die übrigen Deutschen genöthigt, auch diese Zuflucht zu verlassen. Hierauf stellte Julian die Festung Tres Tabernä (jezt Elsaß Zabern) wieder her, welche überaus dienlich dazu war, ihnen den Eingang nach Gallien zu verwehren. Das geschah nicht nur mit ungemeiner Geschwindigkeit; sondern er versah auch die Besatzung, welche er hinein legte, auf ein Jahr lang mit Lebensmitteln, die er mit ziemlicher Gefahr aus dem feindlichen Lande selbst hatte sammeln lassen. Auf gleiche Art versorgte er sein Herr auf zwanzig Tage, und seine Soldaten ließen sich desto williger dazu gebrauchen, weil sie äußerst erbittert auf den Barbatio waren, welcher die Zufuhre, die eben angelangt war, theils an sich gerissen, theils verbrannt hatte. Man konnte ein so unsinniges Betragen dieses Feldherrn kaum erklären: es schien nicht ohne Befehl des Kaisers beobachtet zu werden, und bestärkte das immer mehr sich ausbreitende Gerücht, Julian sey bloß deswegen nach Gallien geschickt worden, damit er auf eine gute Art aus dem Wege geräumt würde. Zulezt erlitt Barbatio selbst eine schimpfliche Niederlage von den Deutschen; legte aber darauf seine Kriegsvölker mitten im

Sommer in die Winterruhe, und begab sich an den Hof, um den Cäsar daselbst verhaßt zu machen.

Dieser war also mit dreyzehntausend Mann allein geblieben. So günstiger Umstände bedienten sich die Alemannen, versammleten sich, fünf und dreyßig tausend an der Zahl, bey Straßburg, (damals Argentoratum) und glaubten gar nicht, daß sie Julian erwartet haben würde. Sie wurden von sieben Königen angeführt, unter welchen Chnodomar der vornehmste und berühmteste war: ein kühner und tapferer Fürst, der ehemals den Cäsar Decentius überwunden, und lange Zeit Gallien nach seinem Gefallen durchgestreift hatte. Durch alles dieses ward sein Vertrauen so sehr erhöht, daß er Abgeordnete an den Julian sandte, welche ziemlich gebieterisch verlangten, er sollte sich aus einem Lande wegbegeben, das sie durch ihre Waffen erobert hätten: zugleich zeigten sie das Schreiben des Constantius vor, durch welches er ihnen den Besitz dieses Landes ertheilt hatte. Julian lachte über ihre stolze Forderung; behielt sie aber, unter dem Vorwande, sie wären Kundschafter, bis nach der Schlacht bey sich: vermuthlich, damit sie den Feinden keine Nachricht von seinen Anstalten, (denn die Stärke seines Heers kannten sie bereits,) geben möchten. Er rückte darauf den Alemannen entgegen, und kam gegen den Mittag eines sehr heißen Tags im Jahr 357. nicht weit von ihrem Lager an. Daselbst stellte er eine weise Ueberlegung an, die er auch seinen Soldaten bekannt machte. Er erinnerte sie, daß sie ermüdet von ihrem Zuge, in den nachtheiligsten Umständen mit sehr muntern Feinden würden fechten müssen; da sie hingegen durch Schlaf und Nahrung erquickt, am folgenden Morgen sich einen desto gewissern Sieg versprechen könnten. Allein die Soldaten waren so begierig nach einer

Schlacht,

Schlacht, daß sie ihn seine Rede nicht zu Ende bringen ließen, vor Ungeduld mit den Zähnen knirschten, und, welches nach ihren Sitten ein Merkmal des Zorns war, ihre Schilde und Spiese zusammen stießen. Sie gründeten ihre Hoffnungen auf den glücklichen Erfolg des vorigen Jahres; allein jetzt hatte sich die ganze Verfassung des Kriegs geändert; und für sie war es ungemein bedenklich, etwas übereiltes zu wagen. Julian konnte jedoch ihrem ungestümen Eifer nicht länger widerstreben.

Bey einer so wichtigen Unternehmung als die darauf folgende Schlacht unweit Straßburg war, zeigte sich seine kriegerische Geschicklichkeit in ihrem ganzen Umfange. Noch ehe sie angieng, gab er den in Schlachtordnung stehenden Soldaten zu erkennen, daß, wenn sie ihn gleich zu derselben genöthigt hätten, doch nunmehr keine wilde Wuth, sondern Tapferkeit mit Klugheit verbunden, und die Beobachtung seiner Befehle alles ausrichten müßte. Er erinnerte sie überhaupt, dieses wäre der lang gewünschte Tag, an welchem sie so viele Schandflecken, die bisher der Würde des Römischen Nahmens zugefügt worden wären, tilgen könnten, und dieses wären die Barbaren, welche ihre Raserey zu ihrem Verderben hieher gezwungen hätte. Indem er den alten Soldaten ihre gehörige Stellung gab, sagte er zu ihnen: Kommt, tapfre Männer, laßt uns mit der nöthigen Tapferkeit den Schimpf auslöschen, den unsre Parthey oft erlitten hat, und bey dessen Betrachtung ich den Nahmen eines Cäsar mit Zaudern angenommen habe. Diejenigen aber, von welchen er voraus sah, daß sie die Kriegszucht leicht übertreten dürften, warnte er, den Feinden weder so hitzig nachzusetzen, daß dadurch der Sieg wieder entwischen könnte; noch eher als in der äußersten Noth zu weichen. „Denn,

„setzte

„setzte er hinzu, wenn ihr flieht, so verlasse ich euch „ganz gewiß; wenn ihr aber die Feinde auf eine vor„sichtige Art verfolgt, so werde ich mich gleichfals un„ter euch mengen." Er schien vorhergesehen zu haben, was sich würklich zutrug. Die Deutschen fochten, wie allemal wenn sie gut angeführt worden sind, überaus muthig und standhaft; lange war der Sieg zweifelhaft; ja die Römische Reiterey war schon auf die Flucht bedacht. Julian sah es: er sprengte zu ihr hin, und stellte sich ihr gleichsam als einen Riegel vor; sobald sie ihn auch erkannte, kehrte sie sich wieder gegen die Feinde um. Der zweydeutige Zustand des Gefechts rieth ihm nur gelinde Vorwürfe an. „Wohin wollen wir „denn weichen? rief er, tapfere Männer! Wißt ihr „denn nicht, daß die Flucht, an Statt eine Rettung „zu finden, vielmehr nur eine vergebliche und thörichte „Bemühung anzeige? Laßt uns zu den unsrigen zurück„kehren; wir werden wenigstens Antheil an ihrem „Ruhm nehmen, wenn wir sie gleich, indem sie für „den Staat fechten, unbesonnen verlassen." Durch diese Reden brachte er würklich die ganze Reiterey zu ihrer Schuldigkeit zurück: es war Zeit, daß dieses geschah, weil die Deutschen schon in das Fußvolk eingebrochen waren. Endlich nachdem beyde Theile einander geraume Zeit das Gleichgewicht gehalten hatten, die Deutschen durch die Größe und Stärke des Leibes, und durch die wildeste Hitze; die Römer aber durch Erfahrung, Behendigkeit, einen mehr gesetzten und vorsichtigen Muth, mußten freylich die letztern siegen. Auch alsdenn trug Julian noch viel dazu bey, dieses Vortheils versichert zu seyn: er hinderte nebst den übrigen Befehlshabern die Soldaten, daß sie sich nicht in den Rhein stürzten, um den Feinden, welche über diesen Fluß zu entkommen suchten, das Leben zu nehmen.



Ihm



Ihm kostete dieser Sieg nur zweyhundert und drey und vierzig Soldaten, nebst vier Befehlshabern; den Feinden hingegen sechstausend Todte auf dem Wahlplatze, und ungleich mehrere, die durch den Strohm fortgerissen wurden. Chnodomar selbst ward gefangen; Julian begegnete ihm sehr gütig, und an Statt ihn in Gallien, dessen Schrecken er lange gewesen war, herumführen zu lassen, schickte er ihn an den Kaiser. Die Soldaten erkannten nun erst völlig den Werth ihres Feldherrn: sie riefen ihn einmüthig zum Kaiser aus; er aber gab ihnen deswegen einen Verweis, und betheuerte mit einem Eyde, daß er diese Würde weder hoffen noch annehmen wolle. Unterdessen hatte er Ruhm genug durch diese glänzende That erworben: Gallien war auf lange Zeit von den Deutschen befreyt; den Römischen Soldaten war ihr alter Muth und ihre fast verlorne Ehre wieder gegeben worden: und dieses bey solcher Ueberlegenheit der Feinde; in dem ersten Versuche dieser Art, den er in seiner frühen Jugend machte; unter andern merkwürdigen Umständen, die nicht wiederholt zu werden brauchen.

Allein die Hofleute spotteten seiner vielmehr, weil sie wußten, daß dieses dem Kaiser angenehm sey. Sie nannten ihn, wegen der häuffigen Berichte, die er von seinen Siegen über die Deutschen einschickte, Victorinus: und man bemerkte dabey zugleich, daß sie auf eine boshafte Art zu verstehen gaben, Julian könnte wohl dereinst, wie ehemals der Feldherr Victorinus in Gallien, sich gegen den Kaiser empören. Diesen hingegen beredeten sie, er habe ein Recht sich alles zuzueignen, was unter seiner Regierung und klugen Aufsicht vorgienge. Ob er also gleich am Tage der Schlacht bey Straßburg, vierzig Tagereisen davon entfernt war; sprach er doch in einem Edikte von derselben, als

wenn er selbst dabey gegenwärtig gewesen wäre, alles angeordnet und ausgeführt hätte: Julians aber gedachte er darinne mit keinem Worte.

Eben die Bescheidenheit des leztern scheint ihm eine solche Ungerechtigkeit vornemlich zugezogen zu haben. Er war jedoch nur darauf bedacht, seinen Sieg zu nützen. Nachdem er die Todten von beyden Seiten, weil er sie keinen Raub der Vögel werden lassen wollte, hatte begraben lassen, machte er sich fertig nach Maynz (damals Moguntiacum) zu ziehen, um über eine daselbst zu schlagende Brücke in Deutschland einzudringen. Sein Heer, das sich nach der Ruhe sehnte, weigerte sich ihm dahin zu folgen; allein durch beredtes und freundliches Zureden brachte er es bald zum Gehorsam: er wurde auch von seinen Soldaten geliebt, da sie wohl wußten, daß er sich mehr Arbeit als ihnen aufzulegen pflegte. Er fiel also an dem gedachten Orte in das feindliche Land ein. Die Deutschen baten ihn verstellter Weise um Frieden, damit sie Zeit gewinnen möchten, sich zu erholen; bald aber ließen sie ihn mit dem heftigsten Kriege bedrohen, wenn er ihr Gebiete nicht verlassen würde. Julian kehrte sich an keines von beyden; er fand vielmehr Mittel, die Feinde aus den engen Pässen zu vertreiben, welche sie besetzt hatten, und sie flüchteten sich über den Mayn. Er machte auch schon Anstalt, sich den Weg durch einen finstern Wald zu bahnen, wo die Feinde mancherley Hinterhalt gelegt hatten; allein Kälte und Schnee nöthigten ihn davon abzustehen. Doch richtete er, um sich in diesen Gegenden zu behaupten, die Festung wieder auf, welche Trajan ehemals daselbst, (vermuthlich in der Nähe von dem jetzigen Frankfurt am Mayn,) gebauet hatte: er versah sie auch mit Soldaten und Lebensmitteln. Ueber diesen bleibenden Sitz der Römer in ihrem Lande

wurden

wurden die Deutschen so bestürzt, daß sie um Frieden baten. Julian bewilligte ihnen denselben nur auf zehn Monathe; diese Zeit brauchte er ohngefähr, um den eingenommenen Platz gehörig zu befestigen. Drey ihrer Könige beschworen diesen Stillstand; sie versprachen auch die Festung mit Korn zu versorgen, und hielten es. Von diesem so siegreich geendigten Kriege urtheilten Julians Feinde nicht ganz unrichtig, er habe deswegen so viele Tapferkeit in demselben bezeigt, weil er es vor rühmlicher gehalten habe, fechtend zu sterben, als gleich einem Missethäter, wie Gallus, und wie sie es auch von ihm hofften, umgebracht zu werden.

Während daß er mit seinem Heere so weit entfernt war, hatte ein großer Hauffen Franken längs der Maaß eine Streiferey vorgenommen. Da sie ihn aber zurückkommen sahen, zogen sie sich in zwey Schlößer, welche die Römer ehemals verlassen hatten. Allein Julian ließ ihnen nicht Zeit, sich daselbst festzusetzen. Er belagerte sie am Ende des Jahrs 357. und bis in den Anfang des folgenden, fast zwey Monathe lang. Endlich da sie auf das Aeußerste gebracht waren, und er befürchten mußte, sie möchten bey einer dunkeln Nacht auf dem gefrornen Flusse entwischen, ließ er seine Soldaten die ganze Nacht hindurch auf Wachtschiffen herumfahren, und den Fluß aufeisen. Als sie sich darauf ergeben hatten, schickte er sie sogleich an den Hof des Kaisers: vermuthlich, weil ihr tapferer Widerstand eine Stelle unter den Römischen Kriegsvölkern verdiente.

Den übrigen Theil des Winters brachte Julian zu Paris, oder, wie es damals noch genannt wurde, zu Lutecia zu, das die Pariser, ein gallisches Volk, angelegt hatten. Diese Stadt nahm zu seiner Zeit nur

die Insel auf der Seine ein; war aber durch die römischen Einwohner schon mit ansehnlichen öffentlichen Gebäuden bereichert worden. Julian, dem dieser Aufenthalt sehr gefiel, und der auch einen Palast daselbst erbauet hat, von dem man noch einige geringe Ueberbleibsale zeigt, machte sich daselbst und in ganz Gallien immer beliebter. Er hatte das Land von seinen Feinden befreyet, und regierte es auf die ruhmwürdigste Art. Seine Enthaltsamkeit und Strenge gegen sich selbst, waren ein überaus seltenes Beyspiel an einem Statthalter: sie giengen bey ihm zuweilen bis zu einer tadelhaften Härte. Er wollte unter andern den Winter, wie in wärmern Ländern, in ungeheizten Stuben aushalten: die Kälte war einmal außerordentlich heftig; doch blieb er bey seinem Sinne. Und da er endlich nur einige glühende Kohlen hineinbringen ließ, zog er sich dadurch einen gefährlichen Anfall auf seine Gesundheit zu.

Die Wissenschaften blieben noch immer seine liebste Beschäftigung, hauptsächlich in den Stunden, welche er dem Schlafe entriß. Mit unersättlicher Begierde ergab er sich der Philosophie, und suchte in derselben einen Unterhalt für seinen Geist, der das Erhabene vor allen andern zu kennen begehrte. Auf die Dichtkunst, und noch mehr auf die Beredsamkeit, ingleichen auf die Römische und auswärtige Geschichte, wandte er ebenfals vielen Fleiß. Er lernte sich ziemlich wohl im Lateinischen auszudrücken; aber ungleich besser in der griechischen Sprache. Da er noch als Cäsar mit den Soldaten einen Tanz in den Waffen lernen mußte, beschwerte er sich darüber, daß ihm eine seinen Kräften so fremde Last aufgelegt würde, und rief öfters voll Sehnsucht nach seinem Plato. Verschiedene Gelehrten kamen, weil sie seine Neigung kannten, zu ihm nach Gallien: er machte Verse zu ihrem Lobe, und scheint

ihnen

ihnen keine größern Belohnungen haben geben können, oder ihrer würdig gehalten zu haben.

Doch von diesen Seiten sorgte er mehr für sich selbst; in der weisen und leutseeligen Staatsverwaltung hingegen, da er die Liebe zu den Unterthanen, Gerechtigkeit und unermüdete Aufmerksamkeit auf das gemeine Beste mit einander verband, war er eigentlich Cäsar. Vorzüglich bestrebte er sich den Ruhm der Gnade zu erlangen. Den Entführer eines Frauenzimmers verbannte er nur: die Eltern beklagten sich darüber, daß ihn Julian nicht zum Tode verurtheilte; er antwortete aber darauf, die Gesetze möchten ihn immer einer zu großen Nachsicht beschuldigen; ein Kaiser von sanften Gesinnungen müßte diese übertreffen. Wenn er sich in den Feldzug begeben wollte, und Beschwerden vor ihn gebracht wurden, verwies er dieselben an die Unterstatthalter; bey seiner Zurückkunft aber linderte er die Strafen, welche den Verbrechern zuerkannt worden waren, so weit es die Billigkeit erlaubte. Ueberhaupt mußte dasjenige scharf bewiesen seyn, was von ihm bestraft werden sollte: und er untersuchte daher gerne selbst wichtige Streithändel. Man klagte den Numerius, der über einen Theil von Gallien Statthalter gewesen war, der Raubsucht an; man konnte ihn aber, da er alles leugnete, nicht genugsam überzeugen. Der Sachwalter seiner Gegner, Delphidius, ein sehr heftiger Redner, rief vor Verdruß darüber aus: „Wer wird wohl, „vortrefflicher Cäsar! jemals schuldig heißen können, „wenn es genug ist, daß man leugnet?“ Gleich versetzte Julian darauf sehr richtig: „Wer wird aber „unschuldig seyn können, wenn es genug ist, daß man „verklagt?“

Desto unpartheyischer betrug er sich gegen offenbare Mißhandlungen, wenn gleich die angesehensten Männer daran Antheil hatten. Ein solcher war Florentius, der oberste Staatsbediente in Gallien. Da man einen von den Statthaltern wegen seiner Gelderpressungen bey ihm verklagt hatte, und er sich bewußt war, mit demselben in eigennützigen Verbindungen gestanden zu haben, wollte er anfänglich kein Urtheil über ihn fällen; aber endlich sprach er ihn loß. Man bezeigte darüber so viel Mißvergnügen, daß Florentius die Sache Julians Entscheidung überließ. Dieser hatte alle Ursache, mit dem Staatsbedienten ein gutes Vernehmen zu unterhalten, der unmittelbar unter dem Kaiser stand, und durch seine Berichte ihm sehr viel schaden konnte. Allein nachdem er diese Untersuchung vergebens von sich abgelehnt hatte, verurtheilte er den Statthalter, wie er es verdiente.

Gegen eben diesen mächtigen Mann verfuhr er zum Dienste des gemeinen Wesens noch beherzter. So kurz auch seine erste Winterruhe zu Paris war; so machte er sich doch während derselben mit der ganzen damaligen Verfassung der Steuern in Gallien bekannt, um die Bedrückungen abzustellen, welche die Besitzer von liegenden Gründen litten. Als ihm daher Florentius vorstellte, er habe nach einer genauen Berechnung gefunden, daß man dasjenige, was die Kopfsteuer zu wenig einbrächte, durch eine außerordentliche Geldhülfe würde einfordern müssen: versicherte Julian, daß er eher das Leben verlieren, als dieses zugeben wolle; denn er wußte, daß durch solche Erhöhung der ordentlichen Steuern ganze Provinzen am ersten zu Grunde gerichtet worden waren. Florentius schrie nach der Gewohnheit solcher Leute, er könne es nicht leiden, daß er plötzlich zu einem ungetreuen Diener des Kaisers ge-

macht werden sollte, der ihm doch die höchste Besorgung dieser Angelegenheiten vertrauet hätte. Seinen Zorn besänftigte Julian dadurch, daß er ihm durch eine sehr sorgfältige Rechnung zeigte, die gewöhnliche Kopfsteuer sey nicht allein hinlänglich, sondern trage auch noch mehr ein, als die öffentlichen Bedürfnisse verlangten.

Gleichwohl schickte ihm **Florentius** einige Zeit darauf einen von ihm aufgesetzten Befehl, durch welchen die Kopfsteuer erhöhet wurde, zu, damit ihn Julian unterzeichnen möchte. Statt dessen wollte ihn dieser nicht einmal vorlesen lassen, und warf ihn auf die Erde. Dadurch wurde der Staatsbediente so sehr aufgebracht, daß er ihm die schmähsüchtigsten Aufsätze zusandte. Julian, der dazu weder gänzlich schweigen, noch sich bey seinen Umständen in weitläuftige Streitigkeiten einlassen konnte, begnügte sich, in Gegenwart einiger, die es, wie er wußte, dem **Florentius** hinterbringen würden, zu sagen: „Ich hoffe doch gewiß, „daß er sich in seinen Aufsätzen bessern wird; denn bis„her hat er sich darinne sehr ungebührlich betragen.“ Aber er besserte sich, nachdem er dieses vernommen hatte, so wenig, daß er vielmehr allen Wohlstand ablegte, und sich gleich einem Wüterich gegen den Julian bezeigte. „Was sollte ein Verehrer des **Plato** und „**Aristoteles** dabey anders thun? schreibt Julian an „den **Oribasius**. Sollte ich wohl die armen Leute „den Dieben überlassen? oder ihnen nicht vielmehr nach „meinem Vermögen beystehen? Es scheint mir, daß „sie ohnedieß schon wegen der gottlosen Werkstätte dieser „Menschen ihren Todtengesang anstimmen. Ich halte „es in der That vor schimpflich, daß man einen Ober„sten, der seinen Posten verläßt, wenn er ihn gleich „nicht anders als mit dem Verluste seines Lebens hätte

„behaupten können, verurtheilt, und ihn nicht einmal „eines Begräbnisses würdig schätzt; und hingegen den „Posten verläßt, den man zur Vertheidigung solcher „armen Leute eingenommen hat: zumal da man gegen „solche Diebe zu fechten hat, und da Gott mit uns „streitet, so wie er uns in die Schlachtordnung gestellt „hat. Sollten wir auch etwas dabey leiden müssen: „so ist es kein geringer Trost, mit einem guten Gewis„sen abzugehen. Möchten mir nur die Götter den „rechtschaffenen Sallustius verleihen! Wenn man „uns auch deswegen einen Nachfolger ernennen sollte: „so wird dieses kein sehr großes Unglück seyn. Denn „es ist besser, eine kurze Zeit gut zuzubringen, als eine „lange übel."

Bey solchen Gesinnungen, und indem er seine Pflicht beobachtete, konnte Julian zufrieden seyn, wenn er gleich nicht immer in seinen Absichten glücklich war. Sallustius, den er sich zum Gehülfen wünschte, war ein heydnischer Befehlshaber in Gallien, gelehrt und mit seiner Gemüthsart sehr übereinstimmend. Er bekam bald Julians Vertrauen, und ertheilte ihm dafür seine Rathschläge und Erinnerungen mit der Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes. Man sagte daher öffentlich, alles Rühmliche, was Julian verrichte, komme von seinem Freunde Sallustius her: und der erstere hörte dieses mit Vergnügen. Aber der Neid über ihre Verbindung zerriß dieselbe. Constantius rief den Sallustius zu einer andern Stelle aus Gallien weg: entweder weil er fürchtete, daß derselbe dem Julian Gedanken der Unabhängigkeit beybringen möchte; oder, wie man vielleicht zu listig geargwohnt hat, weil ihre Feinde hofften, Julian werde, nachdem er seines weisen Vertrauten beraubt worden, eher etwas Tadelnswürdiges begehen. Dieser erfüllte wenigstens keine Er-

war-

wartung seiner Verleumder, und beklagte den Verlust des Sallustius in einer besondern an ihn gerichteten Schrift, oder Klagrede, worinne er die Vorzüge desselben auf eine eben so feine und witzige Art, als mit gerührtem Herzen beschrieb. Nach derselben zu urtheilen, waren sie beide zur tugendhaften Freundschaft ausnehmend geschickt; doch verträgt freylich ein solcher Aufsatz auch viele Verschönerungen.

Man arbeitete auf mehrern Wegen, den Julian beym Kaiser verhaßt zu machen, und er bekam so viele Feinde, als er Unterobrigkeiten in ihren Bedrückungen des Volks Einhalt that. Die arglistigsten darunter waren diejenigen, welche ihn auf eine ausschweifende Weise lobten, um dadurch die Eifersucht des Kaisers rege zu machen. Florentius verklagte ihn ebenfals, und er ward von dem Kaiser erinnert, mit diesem Staatsbedienten nicht so mißtrauisch umzugehen. Allein Julian schrieb darauf zurück, man müßte froh seyn, wenn die Gallier, die so lange ausgeplündert worden wären, nur die ordentlichen Steuern bezahlten; geschweige denn daß ihnen noch stärkere auferlegt werden könnten. Bey dem Florentius selbst brachte er es dahin, daß er in die zweyte Belgische Provinz, (wozu der jetzige Kirchensprengel von Rheims und ein Stück von den Niederlanden gehörte,) zur Einforderung der Steuern keine Gerichtsdiener schicken, sondern ihm diese Sache allein überlassen sollte, weil die gedachte Provinz mehr als andere durch viele Unglücksfälle erschöpft war. Das that die Würkung, daß ihre Einwohner die Steuern alle noch vor der gesetzten Zeit abtrugen, ohne daran erinnert worden zu seyn.

Als er nach Gallien kam, machte die Kopfsteuer für jeden Hausvater fünf und zwanzig Goldstücke aus;

bey seinem Abzuge aber war sie auf sieben herunter gesetzt. Niemand unterstand sich mehr, von den Galliern unter einem besondern Vorwande Geld zu erpressen. Und dennoch erließ er auch nicht leicht die gewöhnlichen Abgaben, weil er wußte, daß dieses nur den Reichen einen Vortheil verschaffte, dessen sie nicht bedurften, und hingegen Gelegenheit gab, daß die Armen desto mehr gedrückt wurden. Seine wohlthätige Denkungsart machte ihn auch zum Feinde der kaiserlichen Agenten oder Commißarien, die eigentlich über die Lieferungen an die Kammer gesetzt waren; zugleich aber die Geheimnisse der Familien auskundschafteten, und dem Kaiser alles berichteten, was sie seiner Ehre und seinem Dienste nachtheilig zu seyn glaubten: eine fürchterliche Art von Leuten, vor deren Angeben man sich oft durch Geld sicher zu stellen pflegte. An einem gewissen feyerlichen Tage kamen sie in Julians geheime Rathsversammlung, um gewöhnlichermaaßen eine Anzahl Goldstücke ausgezahlt zu bekommen. Einer von ihnen hielt nicht, wie sie sonst pflegten, seinen Mantel, sondern beyde hohle Hände hin, um das Geld zu empfangen. Darauf sagte Julian: Die Agenten wissen wohl nach Geld zu greiffen; aber nicht es zu nehmen.

Wenn die Gallier ihren Cäsar nicht wegen einer so gütigen und standhaften Beschützung gegen die Feinde, die unter ihnen selbst wohnten, geliebt hätten; so nahm ihn schon die Aehnlichkeit seiner Sitten mit den ihrigen, wie er selbst gesteht, für ihn gänzlich ein. Sie waren ein ernsthaftes Volk, ungewohnt zu schmeicheln und sich zu verstellen; Schauspiele gefielen ihnen nicht, und die Tänzer sahen sie vor Unsinnige an. Was bey ihnen Nationalcharakter und Erziehung war, kam beym Julian zwar zum Theil auch aus der Bildung seiner ersten Jahre; aber eben so sehr aus philosophischen

Grund-

Grundsätzen und aus einem Ehrgeize her, der sich vor andern hervor zu thun suchte. Sie gehorchten ihm daher in allem ohne Widerrede, ergriffen für ihn die Waffen, und gaben ihm Geld, sogar wider seinen Willen.

Indem er in dieser Verfassung die ersten Monathe des Jahrs 358 zu Paris zubrachte, war er vornemlich darauf bedacht, den Alemannen zuvorzukommen, ehe sie sich wieder in ein Heer versammelt hätten. Allein er konnte die nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln nicht vor dem Julius aus Aquitanien erhalten. Dieses Hinderniß zu überwinden, sann er hin und wieder, und fand endlich kein besseres Mittel, als, ohne auf jene Zufuhren zu warten, seine Soldaten selbst auf zwanzig Tage Zwieback tragen zu lassen. Sie thaten es willig, und seine Absicht war, zween Kriege in Einem Feldzuge zu endigen, nemlich die Franken eher zu besiegen, als der Stillstand mit den Alemannen zu Ende gegangen seyn würde. Eine fränkische Nation, die Salier, hatten sich ehemals eigenmächtig in dem römischen Gebiete zwischen der Maaß und Schelde, ohngefähr im heutigen Brabant und im Lüttichischen, niedergelassen. Julian rückte gegen sie bis Tongern vor: daselbst traf er Gesandte von ihnen an, weil sie glaubten, er befände sich noch in seiner Winterruhe, und sie verlangten durch dieselben, daß er sie ungestört in dieser Gegend lassen sollte. Er schickte sie, ohne mit ihnen einig zu werden, zurück; folgte ihnen aber so geschwind auf dem Fuße nach, daß er ihre Landsleute gleich einem Blitze überfiel, und sie nöthigte, sich mit allen den ihrigen seiner Gnade zu ergeben. Die Chamaver, ein anderes deutsches Volk, das aus dem jetzigen Westphalen in ähnlicher Absicht gegen den Rhein gezogen war, griff er mit gleicher Geschwindigkeit an, schlug sie in die

Flucht, und gab ihnen den Frieden unter keiner andern Bedingung, als daß sie in ihr Vaterland zurückkehren sollten. Als er den Sohn ihres Königs zum Geisel verlangte, klagte dieser auf das wehmüthigste, daß derselbe in diesem Kriege das Leben verloren hätte. Julian machte darauf sich und dem trostlosen Vater das Vergnügen, den Sohn, der nur gefangen war, in ihre Gegenwart bringen zu lassen, und versprach, ihm wohl zu begegnen. Wenn der Vater sein Versprechen übertreten würde, setzte er hinzu, so wollte er zwar dieses an dem Sohne nicht rächen, weil eine solche Begegnung unmenschlich seyn würde; allein die Strafe würde dennoch gewiß erfolgen. Er hatte den Krieg mit den Chamavern zum Theil auf eine neue Art geführt. Denn da sie ihn mehr durch Streifereyen mit kleinen Hauffen und nächtliche Anfälle beunruhigten, als sich zu einem ordentlichen Treffen stellten, ließ er sie unter der Anführung eines Deutschen, der zu den Römern übergegangen war, auf eben diese Art angreiffen und in die Enge treiben. Eine Menge Salier und Chamaver nahm er unter seine Kriegsvölker auf.

Besorgt für Galliens Sicherheit, ließ er drey Festungen an der Maaß wieder herstellen, welche die Barbaren niedergerissen hatten. Damit sie geschwind mit Lebensmitteln versehen würden, gab er ihnen einen Theil von denen, welche die Soldaten mit sich führten, in der Hoffnung, dieselben aus dem Lande der Chamaver ergänzen zu können. Allein ehe das Korn daselbst zur Reife gekommen war, hatten die Soldaten nichts mehr zu essen. Sie stießen darauf Drohungen gegen den Julian aus, den sie einen Asiatischen und Griechischen Betrüger, einen Thoren, der sich weise zu seyn dünkte, nannten: auch betheuerten sie, daß ihr Mißvergnügen kein Aufruhr sey, und daß sie bloß um die Erhaltung ihres

Lebens



Lebens reden müßten, mithin kein Geld verlangten, das sie für alle ausgestandene Mühseeligkeiten ohnedieß nicht erhalten hätten. Diese leztere Klage war ebenfals gerecht: denn seitdem Julian nach Gallien geschickt worden war, hatten die Soldaten weder das bey solchen Gelegenheiten gewöhnliche Geschenk, noch ihren ordentlichen Sold bekommen. Er hatte zu wenig Einkünfte, als daß er sie hätte bezahlen können, und der Kaiser wollte kein Geld dazu hergeben, damit Julian bey den Soldaten weniger beliebt seyn möchte. Sogar da dieser einem Soldaten, der ihn darum bat, ein sehr geringes Geschenk gemacht hatte, breitete einer von den Kundschaftern des Kaisers die schimpflichsten Verleumdungen deswegen wider ihn aus. Endlich gelang es ihm durch viele Liebkosungen, die Empörung der Soldaten zu stillen.

An Statt ihn durch Geld zu unterstützen, wollten es der Kaiser und seine Vertrauten lieber den Feinden des Reichs selbst zu ihrer Schande gegeben wissen. Gallien war damals erschöpft, und konnte daher nicht Getrayde genug für das Heer liefern. Aus Britannien (oder dem heutigen England) dasselbe zu holen, war wegen der deutschen Völker gefährlich, welche die Frachtschiffe auf dem Rhein wegnehmen konnten. Florentius sah dieses leztere Hinderniß vor so unübersteiglich an, daß er den Deutschen zweytausend Pfund Silber versprach, wenn sie die Schiffe nicht anfallen würden, und Julian erhielt Befehl vom Kaiser, diesen Vergleich zu befördern, wenn er ihm nicht zu schimpflich vorkäme. Allerdings aber glaubte Julian, daß derselbe ein Schandflecken des Reichs seyn würde: er überwand also vielmehr die Feinde, als daß er ihre Erlaubniß gekauft hätte. Darauf führte er sechshundert mit Korn beladene Schiffe aus Britannien in die Mündung des

Rheins ein, welche damals noch nicht verstopft war; in welcher Absicht er auch den Frieden leichter bewilliget hatte, um den die Deutschen baten.

Nun zog er abermals über den Rhein gegen die Alemannen, mit denen der Stillstand eben aufhörte. Suomar, einer ihrer Könige, kam ihm unvermuthet entgegen, und flehte ihn knieend um den Frieden an. Diesen schenkte ihm Julian mit der Bedingung, daß er alle Gefangene zurückgeben, und den Römischen Kriegsvölkern, so oft es nöthig seyn würde, Lebensmittel verschaffen sollte. Der andere alemannische Fürst, Hortar, ward auch gezwungen, sich zu unterwerfen, und versprach ebenfals, alle gefangene Römer frey zu lassen. Da er aber dieses nur in Ansehung weniger leistete, wußte Julian durch ein schlaues Mittel alle zu bekommen. Er ließ sich aus allen von den Feinden zerstörten Städten und Flecken ein Verzeichniß der Einwohner geben, welche sie in die Gefangenschaft fortgeführt hatten. Die Deutschen brachten darauf die Gefangenen vor seinen Thron, die ihre Nahmen sagten. Aber hinter dem Throne waren kaiserliche Schreiber versteckt, welche diese Nahmen in dem gedachten Verzeichnisse suchten, und dem Julian die noch fehlenden leise meldeten. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, den Deutschen unter Bedrohung eines neuen Kriegs zu erklären, daß noch diese und jene, welche er nannte, auch gestellt werden müßten. Das brachte sie auf die Gedanken, Julian müsse durch eine göttliche Eingebung die geheimsten Dinge wissen: sie setzten also alle noch lebende Gefangene in Freyheit. Damals und überhaupt in seinen Kriegen mit den Deutschen, zog Julian gegen zwanzigtausend Römer und Gallier aus ihrer Knechtschaft. Eine für ihn gleich rühmliche Bedingung, die er dem Hortar auflegte, war diese, daß

der-

derselbe zur Wiederaufbauung eben derjenigen Städte, die er und die seinigen nebst andern Deutschen zu Grunde gerichtet hatten, reichliche Materialien auf ihren Fuhren herbeyschaffen mußte.

Allein je größer und häuffiger Julians Thaten wurden, desto mehr ergrimmte die Eifersucht des Hofs darüber, an welchen er auch seine kleinsten Verrichtungen zu melden verbunden war. Die Schmeichler an demselben machten sie daher lächerlich. „Diese Ziege „von einem Menschen, sagten sie, (indem sie seines „haarichten Körpers spotteten,) wird unausstehlich mit „ihren ewigen Siegen.“ Sie nannten ihn einen geschwäzigen Maulwurf, einen mit Purpur bekleideten Affen, einen griechischen Witzling, und erdachten noch andere höhnische Schimpfwörter über ihn, weil sie sahen, daß dieses dem Kaiser überaus wohl gefiel. Sogar beschuldigten sie einen der geschäftigsten und muthigsten Feldherrn der Faulheit und Furchtsamkeit; seine Unternehmungen sollten, nach ihrem Vorgeben, auf eine ruhmredige Art von ihm vergrößert werden. Man kann leicht glauben, daß es auch unter Julians Heere Leute genug gegeben habe, die mit dem Hofe gleich gesinnt waren, und entweder seinen Ruhm zu verdunkeln, oder seine Entwürfe zu zernichten suchten.

Ihn hinderten alle solche Anfälle nicht, auf seinem Wege fortzugehen: denn nur schwache Seelen werden durch Neid und Verleumdung ganz zu Boden geschlagen. Es waren noch einige alemannische Provinzen übrig, von denen er eine feindliche Begegnung zu erwarten hatte, wenn sie nicht, wie die andern, bezwungen würden: dabey war es hauptsächlich nöthig, so schnell als möglich mitten unter ihnen zu erscheinen. Er schickte deswegen im Jahr 359 einen Kriegsbedienten zum Hortar,

tar, der die nöthigen Nachrichten von ihnen einziehen sollte. Unterdessen richtete er mit vieler Geschwindigkeit Vorrathshäuser auf, und ließ sieben Städte am Rhein, die nun wieder bewohnt wurden, befestigen. Die Deutschen hatten Kraft des mit ihnen geschlossenen Vergleichs, alles was zum Bau nöthig war, zugeführt: und selbst seine Hülfsvölker, die sonst dergleichen Arbeiten verabscheueten, hatten, durch sein freundliches Zureden gewonnen, die schwersten Balken auf ihrem Rücken hinzu geschleppt, auch sonst bey dieser Unternehmung allen Beystand geleistet. Julian erhielt endlich die verlangten Nachrichten; allein da man ihm sagte, das Heer müßte bey Maynz über den Rhein setzen, wollte er nichts davon wissen, weil in dieser Gegend die mit ihm verbundenen Deutschen wohnten, die, wenn die Soldaten in ihrem Lande Ausschweifungen begiengen, einen Vorwand haben würden, den Frieden zu brechen. Dagegen lagerten sich die Feinde selbst bey Maynz, um ihm den Uebergang über den Fluß zu verwehren. Eben dadurch erleichterten sie ihm denselben, indem er in einiger Entfernung bey Nacht einen Haufen von dreyhundert Soldaten über den Rhein schiffen ließ, deren unvermutheter Anblick eine solche Bestürzung unter den Deutschen verursachte, daß sie, in der Meinung, das ganze römische Heer sey im Anzuge, sich eilends zurück flüchteten. Er drang darauf in ihr Land, wo alles verheert wurde: auch sie mußten um Frieden bitten, und um denselben zu erhalten, die Loßlassung aller Gefangenen versprechen. Ein neuer Feind schien den Julian aus Gallien wieder abzurufen, wo er im Anfange des Jahrs 360 mit seinen Kriegsvölker einiger Ruhe genoß: denn die Scoten aus dem jetzigen Irland, und die Picten, die in dem heutigen Schottland ihren Sitz hatten, fiengen, wie ehemals oft, an, Britannien zu verwüsten. Allein er bedachte, daß

seine

seine Abwesenheit die Deutschen reizen könnte, von neuem in Gallien einzufallen: daher schickte er jener Insel den **Lupicinus** mit einer Anzahl Soldaten zu Hülfe: einen zwar kriegerischen und erfahrnen Feldherrn; den man aber als einen stolzen, geizigen und grausamen Mann am liebsten bey den Feinden wünschen mochte.

Constantius hatte unterdessen gegen die **Perser** einen unglücklichen Krieg geführt. Desto mehr kränkten ihn **Julians** unaufhörliche Siege: der wachsende Ruhm desselben stellte ihm die Macht, welche er in den Händen hatte, und noch erlangen könnte, schon als fürchterlich vor; er beschloß also, ihn zu schwächen. Unter dem Vorwande, daß er eine Verstärkung von Soldaten zu seinem nächsten Feldzuge brauchte, schickte er den **Decentius**, einen seiner Geheimschreiber, mit dem Befehl nach Gallien, daß die daselbst befindlichen Hülfsvölker, und dreyhundert auserlesene von jedem Römischen Kriegshauffen, im Frühling des Jahrs 360. ihren Zug gegen die Morgenländer antreten sollten. Es war voraus zu sehen, daß diese Anstalt eine von beyden schlimmen Folgen für den **Julian** nach sich ziehen müßte. Entweder er wurde von seinen meisten und besten Soldaten entblößt; so war er nebst Gallien den Deutschen Preiß gegeben. Oder er weigerte sich dem Kaiser zu gehorchen, und fiel dadurch in die Beschuldigung aufrührischer Absichten. Er widersetzte sich jedoch nicht; sondern erinnerte bloß, es sey den jenseits des Rheins her gebürtigen Soldaten versprochen worden, daß sie nicht über die Alpen geführt werden sollten: man würde daher keine Freywillige aus diesen Gegenden mehr bekommen, wenn man ihnen ein Versprechen nicht hielte, auf welches sie vorzüglich zu dringen pflegten. Diese Vorstellungen achtete **Decentius** nicht; er suchte vielmehr die beste Mannschaft, selbst unter **Julians**

lians Leibwache, aus. In dieser Verlegenheit wünschte Julian wenigstens mit dem Florentius berathschlagen zu können, dem auch würklich aufgetragen war, ihn bey bedenklichen Fällen nicht zu verlassen. Allein dieser konnte durch das dringendeste Anhalten des Cäsar (der sogar versicherte, er wollte sich seiner Würde begeben, wenn Florentius ihm seinen Beystand versagte,) nicht bewogen werden, Vienne zu verlassen. Er war aber nicht ohne Ursache so hartnäckig: denn er soll eben dem Kaiser den Rath ertheilt haben, die streitbarsten Kriegsvölker aus Gallien zu ziehen; er wollte sich also vor denselben nicht blicken lassen.

Nichts blieb nunmehr dem Julian übrig, zumal auch Lupicinus abwesend war, dessen Gutachten er gerne gehört hätte, als daß er die zum Abzuge bestimmten Soldaten aus allen Gegenden zusammen kommen ließ. Als er erfuhr, sie murreten zum Theil darüber, daß sie gleichsam als verurtheilte Missethäter an die äussersten Enden der Welt gejagt würden, und die ihnen werthesten Personen, die sie kaum aus der Knechtschaft der Alemannen befreyet hätten, von neuem derselben überlassen müßten: befohl er, daß man ihnen Wagen geben sollte, um auch ihre Familien mitnehmen zu können. Da die Soldaten auch anfiengen, Julians Schicksal zu beklagen, ließen ihm die eifrigen Diener des Kaisers desto weniger Zeit, gewisse vorsichtige Maaßregeln zu nehmen: sie sagten sogar, er würde bey dem Kaiser in einen übeln Verdacht gerathen, wenn er länger verzögerte, die Soldaten wegzuschicken. Er wollte sie nicht über Paris ziehen lassen, wo er sich selbst befand, damit sie durch seinen Anblick nicht von neuem aufgebracht würden. Decentius hingegen glaubte, sie würden nur mißvergnügter werden, wenn sie ihren Feldherrn nicht noch einmal sähen. Julian folgte seinem

nem Rathe, gieng nach eben demselben den Soldaten entgegen, als sie bey Paris anlangten, lobte diejenigen unter ihnen, welche er besonders kannte, erinnerte sie alle an ihre tapfere Thaten, und ermahnte sie, freudig zum Kaiser zu ziehen, der sie am würdigsten belohnen könnte. Ihre Anführer behielt er zu Gaste, und sagte öffentlich, sie hätten ein Recht, sich noch etwas von ihm auszubitten. Sie aber giengen traurig in ihre Wohnungen zurück: beydes, einen so gütigen Feldherrn und ihr Vaterland zu verlassen, war ihnen unerträglich.

An dem darauf folgenden Abende brach diese Betrübniß der Soldaten Julians in eine offenbare Empörung aus. Man hatte Zettel unter ihnen ausgestreuet, in welchen man ihnen zu verstehen gab, was vor Gefahr dem Julian, der, ohne sich zu schonen, mit ihnen gemeinschaftlich so viele Siege erfochten hätte, bevorstünde, wenn sie sich von ihm entfernten. Dieser Inhalt ward den Soldaten bekannt, als sie noch bey dem Abendessen saßen: gleich standen sie mit den Bechern in der Hand und desto erhitzter auf, eilten unter großem Getümmel zu dem Palaste des Cäsar, und umgaben denselben völlig. Hier riefen sie mit dem heftigsten Geschrey den Julian zum Augustus oder Kaiser aus, und verlangten, daß er zu ihnen kommen sollte. Umsonst hielt er sich bis an den Morgen in seinem Palaste verborgen: er ward endlich genöthigt, sich zu ihnen heraus zu begeben. Bey seinem Anblicke erneuerten sie ihren einmüthigen Ruf, daß er Kaiser seyn sollte. Er aber widersetzte sich ihnen standhaft: bald bezeigte er seinen Unwillen darüber; bald bat er sie mit ausgestreckten Händen, sie möchten so viele herrliche Siege nicht durch eine solche That beflecken, noch durch einen übereilten Einfall Uneinigkeiten im Staate verursachen. In

einem

einem sanftern Tone sekte er hinzu: „Ich bitte euch, „unterdrückt euern Zorn etwas! ihr könnt ohne Zwist „und Neuerungssucht dasjenige leicht erlangen, was „ihr begehrt. Weil euch denn die Süßigkeit eures „Vaterlandes zurückhält, und ihr euch vor unbekann„ten fremden Gegenden fürchtet: so kehrt wieder in eu„re Wohnungen zurück; ihr sollt, weil es euch nicht „gefällt, nicht über die Alpen ziehen. Ich will dieses „bey dem Kaiser, der Gründe annimmt, und große „Klugheit besitzt, schon hinlänglich entschuldigen."

Aber alles sein Zureden war vergebens angebracht. Die Soldaten schrieen noch weit heftiger; sie mischten nun auch Schimpfworte darunter, und Julian mußte zuletzt nachgeben. Er ward nach der Gewohnheit der deutschen Völker, (denn ein sehr großer Theil der unter seinen Befehlen stehenden Kriegsvölker waren deutschen Herkommens,) auf einen Schild gesetzt, in die Höhe gehoben, und beym Stillschweigen des Volks, zum Kaiser ausgerufen. Man verlangte, er sollte eine königliche Kopfbinde hergeben, welche man bey dieser feyerlichen Gelegenheit brauchen könnte; er versicherte aber, daß er niemals eine gehabt hätte. Darauf begehrten die Soldaten zu gleicher Absicht ein Halsband oder einen Kopfschmuck von seiner Gemahlinn: und da er ihnen vorstellte, daß sich ein weiblicher Putz sehr schlecht zum Merkmal der angetretenen Regierung schicke, forderten sie gar dazu einen Federbusch von einem Pferde. Diesen verwarf Julian noch weit mehr: daher sekte ihm endlich ein Fähnrich die Kette auf, welche er trug. Julian ließ es geschehen, weil er durch längern Widerstand in Lebensgefahr gerathen wäre, und versprach jedem Soldaten, wie es bey solchen Veranlassungen üblich war, eine beträchtliche Summe Geldes.

Daß

Daß diese starke und anhaltende Abneigung, unter welcher ihm die kaiserliche Würde aufgedrungen wurde, keine Verstellung gewesen sey, scheinen alle Umstände zu beweisen. Er selbst nahm in der Folge, in seinem Schreiben an die Athenienser, den Jupiter und alle seine Götter zu Zeugen, daß er von dem Vorsatze der Soldaten vor dem Abend, da sie ihn auszuführen anfiengen, nichts gewußt, und nur mit dem äußersten Widerwillen nachgegeben habe. So eitel dieser Schwur an sich war; so war er doch bey einem Manne sehr wichtig, den an aufrichtiger und eifriger Ergebenheit gegen die heydnische Religion niemand übertraf. Dennoch hat man gemuthmaaßt, daß Julian, der im Stande war, das Christenthum, welches er verabscheuete, gleichwohl öffentlich zu bekennen, auch wohl die geheimsten Kunstgriffe angewandt haben könnte, zur höchsten Gewalt im Reiche zu gelangen, indessen daß er vor den Augen der Welt das Ansehen haben wollte, sie nur gezwungen anzunehmen. Die alten christlichen Schriftsteller beschuldigen ihn frey der Empörung, und ein sehr später unter ihnen, Zonaras, behauptet, er habe die Befehlshaber der Soldaten bestochen, um unvermerkt seine Absicht zu erreichen. Man kann aber fast eben so viel zu seiner Rechtfertigung sagen; wenn man auch schon diesen Schriftsteller gegen den Julian abgerechnet hat. Die Begierde und Hoffnung dereinst zu regieren, die in ihm schon lange erregt worden waren, hatten ihn noch nicht zu dem geringsten Schritte wider seine Pflicht, oder nur zu einem solchen verleitet, der eine sehr ungeduldige Erwartung verrathen hätte. Es ist vielmehr glaublich, daß er im Vertrauen auf die schon gedachten Vorhersagungen, die Zeit ruhig erwartet habe, da er den kaiserlichen Thron würde besteigen können: und diese Zeit kam nach aller Wahrscheinlichkeit desto näher und gewisser, da Julian der einzige

Erbe der kaiserlichen Familie war. Zwar suchte der Kaiser wo nicht seinen Untergang, doch wenigstens ihn so ohnmächtig zu machen, daß er keine großen Entwürfe vollbringen könnte. Allein er setzte sich auch einer fürchterlichen Gefahr aus, wenn er das Kaiserthum, kaum im Besitz von Gallien, gegen den Constantius behaupten wollte, welcher Herr des übrigen Reichs und so vieler Kriegsheere war.

Genug, Julian kehrte traurig und seufzend in seinen Palast zurück: er schämte sich, wie er nachmals schrieb, daß er dem Kaiser nicht bis ans Ende getreu bleiben sollte. Unterdessen hatte er doch, nach seiner eigenen Erzählung, nichts gethan, wozu ihn nicht ein höherer Wink aufgefordert hätte. Der Schutzgeist des Reichs war ihm in der Nacht, auf welche seine Erhebung folgte, erschienen, und hatte zu ihm gesagt: „Schon lange halte ich mich heimlich in deinem Vorhause auf, o Julian! und möchte gerne deine Würde vergrößern. Einigemal bin ich schon, gleichsam wie abgewiesen, fortgegangen; wenn du mich aber auch jetzt nicht aufnimmst, da so viele sich für dich vereinigt haben, so werde ich mich niedergeschlagen und traurig wegbegeben. Wenigstens merke dir dieses sehr wohl, daß ich nicht länger mehr bey dir wohnen werde." In eben derselben Nacht, als das Getümmel der Soldaten am ärgsten zunahm, bat Julian den Jupiter, ihm ein glückliches Anzeichen zu ertheilen, wenn das Verlangen der Soldaten annehmungswürdig wäre. Dieses Anzeichen erschien sogleich; und doch, sagt Julian, widersetzte ich mich noch so lang, als es möglich war. Man könnte dabey erinnern, daß er einer solchen Aufforderung ohne allen Anstand hätte gehorchen sollen; aber vielleicht war er selbst ungewiß,

ob diese vermeinten göttlichen Ermunterungen nicht ein Spiel seiner Einbildungskraft wären.

Die Bekümmerniß, unter welcher sich jetzt Julian wegen des Erfolgs dieser großen Staatsveränderung befand, hielt ihn in seinem Palaste zurück, und hinderte ihn, selbst die nothwendigsten Angelegenheiten vorzunehmen. Dieser Verlegenheit und der Ruhe, die unter den Soldaten wieder hergestellt war, bedienten sich die Freunde des Constantius, um eine Verschwörung gegen den neuen Kaiser zu stiften: denn auch diesen Bericht vor einen von ihm selbst angelegten Kunstgriff auszugeben, durch welchen die Soldaten in ihrer ersten Hitze erhalten werden könnten, würde sehr gezwungen ausfallen. Man gab ihm Nachricht davon; da er aber dieselbe nicht achtete, lief einer seiner Hofbedienten unter die Soldaten, und meldete ihnen ängstlich die Gefahr ihres Kaisers. Sie eilten unverzüglich mit ihren Waffen zum Palaste, und konnten nicht eher besänftiget werden, bis sie ihn selbst sahen. Voll Freude über sein Wohlergehen, umarmten sie ihn zum Theil, und trugen ihn auf ihren Schultern herum. Darauf verlangten sie mit Ungestüm, daß die Freunde des Constantius am Leben gestraft werden sollten: es fiel ihm sehr schwer, sie davon abzubringen. Er aber begnadigte sogar den Verschnittenen, der ihm nach dem Leben gestanden hatte.

Dieser Beweis, wie werth er den Soldaten sey, scheint ihm erst einen lebhaftern Muth geschenkt zu haben. Um sie zu belehren, wie er das Reich, welches er ihnen schuldig war, regieren würde, ließ er sie alle zusammen kommen, und bestieg mitten unter ihnen im kaiserlichen Schmuck die Rednerbühne. Er lobte ihre Tapferkeit, den treuen Beystand, welchen sie ihm stets

geleistet, und die Entschlossenheit, mit der sie ihn zur höchsten Würde erhoben hätten; aber er ermahnte sie auch, ihn gegen unglückliche Zufälle eben so herzhaft zu vertheidigen. „Damit jedoch, setzte er hinzu, eine „anständige Ordnung beobachtet, die Belohnungen ta„pferer Männer nicht gemißbraucht werden, und heim„liche Bewerbungen nicht andern die Ehrenstellen ent„reißen: so setze ich in eurer Gegenwart, deren Rath „ich hochschätze, fest, daß weder eine obrigkeitliche Per„son, noch ein Kriegsbefehlshaber, auf eine andere „Art als durch seine Verdienste, zu einer ansehnlichern „Stelle gelangen soll; und derjenige, der für einen un„würdigen bittet, soll beschämt abgewiesen werden." Die Soldaten bezeigten über dieses Versprechen, das sie zu einer lange ungewohnten Erwartung berechtigte, ihren lauten Beyfall. Sie fanden auch sogleich, daß es ihm nicht an Standhaftigkeit fehle, seine Verheissungen zu erfüllen. Denn da einige Schaaren unter ihnen begehrten, daß er gewissen Commissarien Statthalterschaften ertheilen möchte, schlug er es ihnen ab, und sie giengen weder unwillig noch traurig darüber fort.

Bey dem allem blieb Julian noch immer unruhig. Er konnte noch nicht sehen, wie sich seine neue und schwache Regierung erhalten würde, und die Gesinnungen des Constantius gegen ihn, kündigten ihm nichts als unversöhnliche Händel an. Er schrieb also an denselben zwar freymüthig; aber doch bescheiden, damit es nicht das Ansehen hätte, als wenn er plötzlich seine ganze vorige Denkungsart abgelegt hätte. In seinem Schreiben versicherte er zuerst, daß er nie von seiner Treue gegen den Kaiser abgewichen sey. Seitdem ihn Constantius als Cäsar nach Gallien zu einem harten Kriege geschickt habe, sey er, mit dieser Würde zufrie-

den,

den, nur darauf bedacht gewesen, ihm als ein treuer Diener durch häufige Nachrichten von glücklichen Verrichtungen ein Vergnügen zu machen, von welchen leztern er sich doch nichts zugeeignet habe; ob er gleich stets der erste in Gefahren, hingegen der lezte gewesen sey, der einer Erholung genossen habe. Wenn jezt eine Neuerung vorgegangen wäre: so sey sie lediglich daraus herzuleiten, daß die Soldaten gefunden hätten, sie könnten für so lange, mühseelige und doch siegreiche Feldzüge, von einem Cäsar weder ihren gewöhnlichen Sold, noch außerordentliche Belohnungen erhalten; wozu noch dieses unvermuthet gekommen sey, daß man sie dürftig und bloß, fern weg von ihren Familien, unter Himmelsgegenden habe ziehen wollen, die ihrem Vaterlande so sehr entgegen gesezt wären. Hier erzählte Julian, wie gewaltsam, und selbst unter Bedrohung des Todes, man ihm den kaiserlichen Nahmen aufgezwungen habe. Ich bedachte, schreibt er, daß, wenn man mich ermordet hätte, ein anderer diese Würde desto lieber annehmen würde, und hoffte die Wuth der Soldaten zu stillen. Hierauf bat er den Kaiser, diesen aufrichtigen Bericht gelassen anzunehmen, den Schmeichlern nicht zu glauben, welche ihres Vortheils wegen Zwistigkeiten unter den Fürsten erregten, und die billigen Bedingungen, die er ihm vorlegte, sowohl zum Besten des Reichs, als um ihrer bisherigen Verbindungen willen, sich gefallen zu lassen. Verzeihe mir, schreibt er: denn wenn ich gleich etwas Vernünftiges verlange; so bin ich doch nicht so begierig, daß es geschehe, als daß es von Dir vor nützlich und gut erkannt werde: auch künftig werde ich Deine Vorschriften willig annehmen. Er erbietet sich gegen den Constantius, ihm, so lange er lebte, jährlich Spanische Pferde und einen ausgesuchten Zuwachs barbarischer Soldaten zu schicken. Zum obersten Staatsbedienten von

Gallien möchte der Kaiser einen Mann von bekannten Verdiensten ernennen; allein die übrigen bürgerlichen und Kriegsstellen zu besetzen, müßte ihm überlassen werden. Die in diesem Lande befindlichen Soldaten könnten weder freywillig noch durch Zwang aus demselben gezogen werden; zumal da es immer noch den Einfällen der Barbaren ausgesetzt sey. Julian beschloß sein Schreiben damit, daß er den Kaiser zur Einigkeit mit ihm ermahnte, durch welche das Reich glücklich werden könnte.

Die Absicht Julians, durch dieses Schreiben einen Vergleich auszuwürken, war so aufrichtig, daß er sich in demselben nur den Titel eines Cäsar gab. Er brachte überdieß seine Soldaten dahin, daß sie gemeinschaftlich an den Constantius schrieben, und ihn baten, was geschehen wäre, zu genehmigen; sie versprachen auch dem Julian eidlich, daß sie ruhig bleiben wollten, wenn sie der Kaiser ungestört in Gallien ließe. Julian betrug sich selbst gegen die kaiserlichen Staatsbedienten und Befehlshaber in Gallien, so sehr sie auch seine Feinde waren, nicht so heftig und rachbegierig, als man hätte erwarten können. Die Familie und die Güter des Florentius, der jezt für sein Leben besorgt war, und sich zum Constantius geflüchtet hatte, wo er den Julian als einen Empörer anklagte, schickte er demselben unbeschädigt auf öffentlichem Fuhrwerke nach. Zwar ließ er den Lupicinus, als derselbe aus Britannien zurück kam, nebst drey andern gefangen nehmen, weil sie fähig waren, einen Aufruhr gegen ihn zu erregen; aber außer dem Verluste ihrer Freyheit, hatten sie sich über nichts zu beklagen. Neben dem Briefe, dessen Inhalt bereits angeführt worden ist, schrieb er noch einen geheimen an den Constantius, der demselben nicht öffentlich übergeben werden sollte: darinne machte

machte er ihm viele bittere Vorwürfe wegen seines bisherigen Verhaltens. Dieses Schreiben hatte jedoch nicht das Ansehen einer vorsetzlichen Beleidigung, um den Frieden zu hindern. Da es nicht bekannt werden sollte, so stand es dem Kaiser seiner Ehre unbeschadet frey, in Unterhandlung zu treten: die schimpflichen Beschwerden also, welche Julian ausstieß, sollten nur den Kaiser belehren, daß ihm derselbe gar keine Mäßigung, keinen friedlichen Antrag schuldig sey, und doch zuerst nachgeben wolle.

Seine Gesandten, welche den Kaiser zu Cäsarea in Cappadocien antrafen, wurden jedoch sehr übel aufgenommen. Nachdem sie ihren Auftrag verrichtet hatten, gerieth Constantius in unbeschreiblichen Zorn; seine Augen drohten ihnen den Todt, und er befohl ihnen, ohne weitere Antwort sich wegzubegeben. Er war nun ungewiß, ob er zuerst die Perser bekriegen, oder gegen den Julian ziehen sollte: endlich entschloß er sich, nach dem Rathe seiner Feldherren, das erstere zu thun, weil er von den Persern mehr in der Nähe bedroht wurde. An den Julian aber schickte er geschwind seinen Schatzmeister Leonas mit einem Schreiben, in welchem er ihm befohl, wenn ihm seine und der seinigen Wohlfahrt lieb wäre, sich an der Cäsarswürde zu begnügen. Zugleich setzte er an die Stelle der bisherigen Staatsbedienten und Befehlshaber von Gallien andere: durch diese Veränderung hoffte er alle Unruhen daselbst zu unterdrücken. Leonas wurde zu Paris sehr wohl empfangen; als er aber dem Julian auf freyem Felde, in der Versammlung der Soldaten und Einwohner, den kaiserlichen Befehl vorlas, und an die Stelle kam, wo alles, was vorgegangen war, aufgehoben wurde, erhub sich von allen Seiten ein fürchterliches Geschrey, daß Julian zum Besten des Landes

Kaiser seyn sollte. Es blieb also dem Leonas nichts übrig, als zum Constantius zurück zu kehren. Julian gab ihm ein Schreiben mit, in welchem er, was eben vorgefallen war, erzählte, und dem Constantius bitter genug antwortete. Dieser hatte ihm vorgeworfen, daß er ihn von seiner Kindheit an, da er seiner Eltern beraubt gewesen, erzogen habe; allein Julian versetzte darauf, er sey es eben, der ihn seines Vaters beraubt hätte; auch gab er zu verstehen, daß er die Ermordung seiner Anverwandten wohl noch einst rächen könnte. Von allen neuen Befehlshabern, die Constantius in Gallien eingesetzt hatte, nahm Julian den einzigen Nebridius an, welcher der erste Staatsbediente wurde.

Ein gleich kühner Schritt, durch welchen er dem Constantius zeigte, wie wenig er sich vor seinen Drohungen fürchte, und wie sehr er der Liebe seiner Soldaden gewiß sey, zugleich aber auch sich in einer geschäftigen Uebung erhielt, war der Feldzug, den er noch im Jahr 360. gegen die Attuarier, eine fränkische Nation, welche Gallien verheerte, vornahm. Er gieng über den Rhein, und überfiel sie so plötzlich, daß sie nach erlittenem großem Verluste den Frieden annehmen mußten, wie er ihn vorschrieb. Hierauf zog er eben so geschwind über den Rhein zurück, drang bis zu den Rauraker, (in die Gegend des heutigen Basel,) und nahm ihnen diejenigen Städte ab, welche sie schon lange den Römern entrissen hatten. Den folgenden Winter brachte er zu Vienne zu, immer noch zweifelhaft, ob er eine Aussöhnung mit dem Constantius auf alle Art suchen, oder ihn, des Schröckens wegen, zuerst angreiffen sollte. Er scheuete denselben nicht allein als einen verrätherischen Freund; sondern auch als oftmaligen Sieger in bürgerlichen Unruhen. Daher hielt

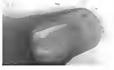
hielt er es zuletzt vor das sicherste, ihm als ein offenbarer Feind zu begegnen, damit er nicht durch seine Nachstellungen hintergangen würde. Damals war es auch, daß er an Statt der schlechten Krone, die er bisher getragen hatte, das kaiserliche mit Edelgesteinen besetzte Diadem zu tragen anfieng. Sie schickten unterdessen immerfort Gesandte an einander. In des Constantius Nahmen kam insonderheit ein gallischer Bischof Epiktetus, der dem Julian Sicherheit seines Lebens versprach, wie es auch der Kaiser in allen seinen Briefen that; aber von seiner Würde gedachte er kein Wort.

Um diese Zeit starb Julians Gemahlinn Helena, mit der er eine zufriedene Ehe geführt zu haben scheinet. Sie hatte ihm einen Sohn gebracht; der aber auf höhere Veranstaltung sogleich bey der Geburt durch die Hebamme tödtlich verletzt wurde. Nachher brachte ihr die Kaiserinn Eusebia einen Trank bey, der sie unfruchtbar machte. Diese That von Julians edler Beschützerinn würde unglaublich heißen müssen, wenn nicht die Geschichte lehrte, wie weit die Eifersucht eine Fürstinn verleiten könne, welche selbst dem Staate keine Kinder gegeben hat, und dagegen eine ihrer Anverwandtinnen in der Hoffnung sieht, sich durch ein solches Geschenk beliebt, auch den Thron in ihrer Familie erblich zu machen. Ueberhaupt aber sieht man wohl, daß auch der Kaiser und der übrige Hof dem Julian keine Nachkommenschaft gegönnt haben mögen.

In dem Vorsatze, welchen Julian gefaßt hatte, sich ohne Zurückhaltung gegen den Kaiser zu erklären, sollen ihn auch einige Vorbedeutungen von dem nahen Tode desselben bestärkt haben. Allein sie verdienen nicht angeführt zu werden, und würden auch nur zum Be-

weise der Schwachheit dienen, welche mehr den Eindruck leerer und ungewisser Anzeichen als überlegter Gründe fühlt. Eben so wenig macht ihm die Verstellung Ehre, mit welcher er fortfuhr, sich äußerlich zur christlichen Religion zu bekennen. Heimlich war er dem Heydenthum so eifrig zugethan, daß er, so oft er des Mitternachts, wie gewöhnlich, aufstand, sogleich dem Mercurius opferte. Er übte auch sonst im Verborgenen mit wenigen Personen, die darum wußten, viele Handlungen und Gebräuche des heydnischen Aberglaubens aus. Gleichwohl gieng er am sechsten Jänner des Jahrs 361. oder am Feste der Erscheinung Christi, (mit welchem Nahmen in der alten Kirche anfänglich auch das Geburtsfest Jesu bezeichnet worden war, indem es die morgenländischen Gemeinen an diesem Tage begiengen,) in die christliche Kirche, und verrichtete sein Gebet daselbst. Er würde freylich die Liebe so vieler Christen in Gallien verloren haben, wenn er sich öffentlich als einen Götzendiener gezeigt hätte. Aber diese Gefahr allein rechtfertigt sein falsches Betragen nicht: es würden auch noch andere Eigenschaften an ihm übrig geblieben seyn, durch welche er die allgemeine Neigung gewonnen hätte.

Auf einmal machte ihn die Nachricht bestürzt, daß die Alemannen, von Vadomars Gebiete an, längs Rhätien, (dem jetzigen Graubündterlande) alles verwüsteten und plünderten. Dieser so unvermuthete Einfall war auch nicht von der gewöhnlichen Art. Denn aufgefangene Briefe lehrten den Julian, daß eben dieser alemannische Fürst Vadomar, der ihm die höchste Ehrerbietung bezeigte, vom Constantius angestiftet worden war, ihn zu beunruhigen, damit er Gallien nicht verlassen möchte. Der Befehlshaber, den er gegen diese Feinde schickte, verlor durch seine Unvorsichtigkeit



tigkeit das Leben, und sein Hauffen wurde zerstreuet. In diesen gefährlichen Umständen nahm Julian außerordentliche Maaßregeln. Philagrius, einer seiner getreuesten Hofbedienten, mußte sich an den Rhein begeben, und bekam einen versiegelten Zettel mit, den er nicht eher öffnen sollte, bis er den Vadomar gesehen hätte. Dieser, der sich stellte nichts von dem zu wissen, was seine Nation eben verübt hatte, kam gleichsam als mitten im Frieden über den Rhein, und speiste bey dem römischen Feldherrn in dieser Gegend. Philagrius, der auch dabey zugegen war, öffnete seinen Zettel, und fand darinne einen Befehl, sich des Vadomars zu bemächtigen: er leistete solches glücklich, und Julian schickte diesen fürchterlichen Feind, den er bey der Ausführung seiner Absichten gegen den Kaiser vor allen andern aus dem Wege räumen mußte, nach Spanien. Darauf zog er abermals bey Nacht über den Rhein, überfiel die Alemannen, und zwang ihnen das Versprechen eines friedlichen Verhaltens ab.

Ein so erwünschter Fortgang beschleunigte seine übrigen Anstalten. Entschlossen, mit der seinem Zustande so nöthigen Geschwindigkeit sich frey wider den Kaiser zu erheben, setzte er noch einiges Mißtrauen in die Treue seiner Soldaten. Er ließ sie daher zusammen kommen, nachdem er vorher der Kriegsgöttinn Bellona insgeheim geopfert hatte, und hielt an sie mit sichtbarem Vertrauen eine Anrede. Er wisse, sagte er zu ihnen, daß sie schon lange stillschweigend darauf warteten, was er vor Maaßregeln nehmen würde: denn ein Soldat müsse mehr hören als reden, um rühmliche Thaten zu verrichten. Nachdem er sie hierauf an die großen Unternehmungen, die er mit ihnen zu Stande gebracht, und an ihren einmüthigen Willen, daß er Kaiser seyn sollte, erinnert hatte: so versicherte er, daß

er nun, unter Gottes und ihrer Begünstigung, auf größere Dinge bedacht sey, und sich dem Begriffe gemäß bezeigen wolle, den sie sich von ihm gemacht hätten. Sie möchten ihm also nachfolgen, und weil Illyrien nicht stark mit Kriegsvölkern besetzt sey, bis Dacien vorrücken. Nach der Gewohnheit muthiger Feldherren bäte er sie, ihm ihre beständige Einigkeit und Treue durch einen Eyd zu bekräftigen: und so wie er gewissenhaft das gemeine Beste besorgen würde, so möchten sie auch sich durch ihre Hitze nicht verführen lassen, Privatpersonen an Statt der Feinde einigen Schaden zuzufügen.

Diese Rede that eine ungemeine Würkung: die Soldaten schrieen unter einem gräßlichen Geräusche, das sie mit ihren Schildern erregten, Julian sey ein großer und erhabener Feldherr, ein glücklicher Bezwinger von Völkern und Königen. Sie legten darauf, indem sie ihre Schwerdter an die Hälse hielten, und schröckliche Verwünschungen ausstießen, den Eyd ab, daß sie für den Julian alles ertragen, und, wenn es nöthig wäre, selbst den Todt leiden wollten. Ihre Befehlshaber und die Staatsbedienten des neuen Kaisers schwuren auf gleiche Art; der einzige Nebridius weigerte sich solches zu thun, weil er vom Constantius mit so großen Wohlthaten überhäufft worden sey, daß er sich wider denselben durchaus nicht verbinden könne. Die ergrimmten Soldaten waren schon im Begriff, ihn wegen dieser Weigerung nieder zu hauen, als er auf die Kniee fiel, und vom Kaiser mit seinem Feldherrnrocke gegen ihre Streiche bedeckt wurde. Dieser fand ihn, da er in seinen Palast zurück kam, bittend vor sich auf der Erde liegen, damit er ihm zum Zeichen der Sicherheit die Hand reichen möchte. Allein Julian sagte zu ihm: „Wenn ich Dir meine Hand gebe, was

„bleibt

„bleibt denn meinen Freunden vor ein Vorzug übrig?
„Du kannst jedoch sicher hingehen, wohin es Dir ge-
„fällt.“

Nichts war jezt für den Julian bey seiner so kühnen Unternehmung wichtiger, als dem Constantius zuvor zu kommen: er trat also sogleich den Zug nach Pannonien (in das heutige Ungarn) an, nachdem er den Florentius als obersten Staatsbedienten in Gallien zurückgelassen, und andere Veränderungen unter den Großen, nach seiner Kenntniß ihrer Verdienste, vorgenommen hatte. Allein da er von der Gegend bey Basel aus durch den Schwarzwald, (welcher damals der Marcianische hieß,) längs der Donau fortzuziehen Willens war, befürchtete er, sein kleines Heer, das wenig über zwanzig tausend Mann betrug, möchte ihn bey dem großen Hauffen verächtlich machen. Daher schickte er einen Theil davon durch bekannte Wege über Italien, andere durch das jetzige Graubündterland voraus: so daß es das Ansehen hatte, viele Gegenden wären auf einmal mit seinen Soldaten angefüllt. Allen aber befohl er, eben so viele Behutsamkeit zu beobachten, als wenn der Feind gegen sie im Anzuge wäre. Er selbst fuhr mit einer Anzahl Soldaten auf der Donau hinab, ohne einiges Aufsehen zu machen, und würklich ganz verborgen außerhalb der Städte vorbey: welches ihm desto leichter wurde, da er nur wenigen und gemeinen Unterhalt brauchte.

Doch der Ruf seiner Thaten gieng mächtig vor ihm her, und vergrößerte das Heer, welches er anführte. Taurus, Statthalter von Italien, wurde von der Furcht überwältigt, flüchtete sich zum Constantius, und riß auf seinem Wege auch den Florentius, welcher Befehlshaber in Illyrien war, mit sich fort. Da
sie

sie beyde Consuls für dasselbe Jahr waren, so gab ihnen Julian in öffentlichen Urkunden den Nahmen der flüchtigen Consuls. Unterdessen kam er so schnell bey Sirmium, der Hauptstadt von Nieder-Pannonien, an, daß, als das Gerüchte entstand, der Kaiser sey zugegen, fast jedermann glaubte, es sey Constantius. Der Feldherr Lucillianus, der in dieser Gegend einige Kriegsvölker zusammenzog, ward in seinem Bette gefangen genommen. Man brachte ihn vor Schrecken außer sich vor den Julian; allein da ihm dieser seinen Purpur zu küssen erlaubte, ward er so beherzt, daß er zu demselben sagte, er hätte sich sehr unvorsichtig mit so wenigen Soldaten in eine solche Unternehmung eingelassen. Julian antwortete ihm mit einem bittern Lächeln: „Spare Deine klugen Reden für den Constantius auf! denn ich habe Dir das Ehrenzeichen der „Majestät nicht als meinem Rathgeber gereicht; sondern damit Du aufhören möchtest Dich zu fürchten.“ Er zog darauf in Sirmium, gleich als wenn sich ihm diese Stadt förmlich ergeben hätte, voll Zuversicht und mit schnellen Schritten ein: würklich kamen ihm auch die Einwohner mit großen Merkmalen der Freude entgegen, und empfiengen ihn als Kaiser. Nachdem er diesen glücklichen Erfolg durch ein öffentliches Wagenrennen gefeyert hatte, brach er schon am dritten Tage wieder auf, bemächtigte sich des wichtigen Passes Succos, der nach Thrazien (oder in das heutige Romanien) führte, und öffnete sich dadurch den Weg nach Constantinopel. Von da gieng er nach Naißus zurück, um die fernern nöthigen Anstalten in der Nähe zu treffen. Dem tugendhaften Geschichtschreiber Victor ertheilte er die Statthalterschaft von Nieder-Pannonien, und beehrte ihn mit einer Säule von Erz.

Unter

Unter diesem erwünschten Fortgange fiel es ihm immer schwerer, diejenige Mäßigung beyzubehalten, die er bisher so gerne an sich hatte blicken lassen. In der Meinung, daß keine Einigkeit mit dem Constantius mehr möglich sey, schickte er einen heftigen Aufsatz, in welchem er demselben verschiedene Fehler und Schandflecken vorwarf, an den Senat nach Rom. Dieser aber bezeigte bey Vorlesung der Schrift einen nicht tadelhaften Unwillen; alle Mitglieder desselben riefen, indem sie sich gleichsam an den Julian wandten, einmüthig aus: „Wir bitten Dich, ehre denjenigen, dem „Du alles schuldig bist!" Damals griff er auch öffentlich das Andenken Constantins des Großen an, dem er Neuerungen und Verwirrung der alten Gesetze und Sitten vorwarf; insonderheit aber dieses ihm als einen großen Fehler anrechnete, daß er zuerst Barbaren bis zum Consulat erhoben hätte. Aber dieser Tadel fiel zu seiner Beschämung auf ihn selbst zurück. Denn kurz darauf gab er die consularische Würde dem Nevita, der nicht allein mit keinem von denen, welche Constantin damit bekleidet hatte, an Erfahrung und Ruhm verglichen werden konnte; sondern auch nichts von seiner Lebensart, und desto mehr Grausamkeit besaß.

Sonst aber begegnete Julian allen Städten, durch welche er kam, überaus gütig, und that ihnen große Versprechungen. Den Athieniensern, Lacedämoniern und Corinthiern meldete er sogar in besondern Schreiben die Ursachen, welche ihn zu diesem Feldzuge bewogen hätten. Von diesen Schreiben ist das an die Athenienser gerichtete noch übrig, und bey der bisherigen Erzählung von großer Brauchbarkeit. Julian beschreibt darinne die ganze Geschichte seines Lebens: seine Klagen gegen den Constantius sind sehr zahlreich, und bitter genug ausgedrückt. Er versichert unter andern

dern, daß derselbe große Vorräthe von Korn bereits gesammelt hätte, um ihn bekriegen zu können; doch setzt er auch hinzu, daß er sich gern an seinem damaligen Zustande begnügen wollte, wenn der Kaiser noch zum Frieden geneigt wäre; allein in Gallien könnte er sich von demselben nicht auf allen Seiten einschließen lassen. Es fällt in die Augen, warum Julian diese Vertheidigung seiner Absichten an die gedachten drey berühmten Städte geschickt habe. Da er nach dem Lobe der Gerechtigkeit und selbst der Dankbarkeit gegen den Kaiser strebte, befürchtete er die allgemeine Stimme fast wider sich zu haben. Seine alte Liebe und Hochachtung für Griechenland lenkten ihn besonders auf diese Seite: auch war es ihm besonders wichtig, dieses Land zeitig zu gewinnen. Der Eifer, mit welchem noch sehr viele daselbst dem Götzendienste zugethan blieben, trug vermuthlich auch etwas dazu bey: denn Julian erklärte sich nun ungescheut für denselben. Schon berief er sich in dem eben genannten Schreiben häuffig auf den Beystand und Rath der Götter: mit Wünschen an sie beschließt er auch dasselbe. Noch mehr: er öffnete in Illyrien die lange verschloßnen Tempel der Heyden wieder, opferte in denselben, und munterte auch andere auf, solches zu thun. Die Athenienser folgten diesem Beyspiele nach. Gewisse Unruhen, die sich in ihrer Stadt erhoben, wußte er bald zu stillen, und fieng überhaupt bereits an, für das Beste Griechenlands und anderer benachbarter Provinzen würksam zu sorgen.

Wollte man alle Erzählungen der alten christlichen Schriftsteller von diesem Zeitraum der Geschichte Julians, ohne Bedenken glauben: so würde man ihn mit seltsamen und wunderbaren Begebenheiten anfüllen müssen. Zwar die Nachricht von einer der feyerlichsten

sten heydnischen Cärimonien, dem Taurobolium, der er sich unterworfen haben soll, um gleichsam alle Spuren und Würkungen der ehemals empfangenen Taufe an sich zu vertilgen; diese Nachricht läßt sich mit seinem unbegränzten Eifer für das Heydenthum endlich wohl vereinigen. Man stieg, wenn man jene vermeinte Reinigung oder neue Geburt, wie sie die Götzendiener nannten, über sich ergehen ließ, in eine Grube, über welche durchlöcherte und von einander abstehende Breter gelegt waren: auf diesen schlachtete man einen Stier, und das aus demselben fließende Blut fieng der in der Grube befindliche mit seinem ganzen Leibe auf; in diesem abscheulichen Zustande kam er, wie man sich einbildete, geheiligt und als ein neuer Mensch heraus. Man meldet weiter, daß, als Julian einst geopfert habe, in den Eingeweiden des Opferthiers das Bild des Kreuzes, mit einer Krone umgeben, gefunden worden sey: dieses hätten die Anwesenden vor ein übles Anzeichen gehalten, das die beständige Fortdauer der christlichen Religion bedeutete; allein der Wahrsager hätte ihn damit getröstet, der Kreis, welcher um das Kreuz herumgienge, zeigte die Einschränkung dieser Religion in enge Gränzen an. Noch setzt man hinzu, daß bald nach Julians Ankunft in Illyrien, da die Weinlese bereits geendigt gewesen wäre, die Weinstöcke plötzlich voll saurer Trauben gehangen hätten; auch sey ein Thau aus der Luft gefallen, dessen Tropfen auf Julians und seiner Gefährten Kleidern das Kreuz abgebildet hätten: er hätte das erstere vor ein gutes Zeichen, dieses aber vor eine natürliche Begebenheit gehalten; von den Christen hingegen wären daraus Vorbedeutungen von seinem kurzen Leben, und von der Erhaltung ihrer Religion, gezogen worden. Dieses alles beweiset nun zwar überhaupt nichts mehr, als daß Leichtgläubigkeit und Aberglauben damals Heyden und Christen

gleich stark eigen gewesen sind; aber es wirft doch auch einiges Licht auf die Denkungsart Julians und seiner Zeitgenossen. Gewisser scheint es zu seyn, daß er hauptsächlich auf Erinnerung der Wahrsager, eine Zeitlang zu Naißus geblieben sey, wozu sie den Grund in den Eingeweiden der Thiere gefunden haben wollten.

Hier erhielt er Nachricht, daß einige Kriegsvölker, welche er zu Sirmium angetroffen, und weil sie dem Constantius sehr ergeben waren, nach Gallien geschickt hatte, aus Mißvergnügen sich auf ihrem Zuge der Stadt Aquileja bemächtigt hätten. Der Verlust dieses festen Platzes am adriatischen Meerbusen, konnte ihm nicht nur alle Gemeinschaft mit Italien, welches ihm schon unterthänig war, sondern beynahe auch mit den übrigen Abendländern, entreißen. Da er jedoch im Rücken desto weniger zu fürchten hatte, traf er schleunige Anstalten, daß diese Stadt belagert wurde. Von den Morgenländern her vermehrten sich bald ebenfalls seine Besorgnisse, und in Thracien wurden die zerstreuten Hauffen Soldaten zusammengezogen, um ihm das Vordringen zu verwehren. Er brachte also auch in Illyrien viele Kriegsvölker zusammen, schlichtete übrigens daselbst Streithändel, gab Rom neue Consuls, und blieb bey allem Muthe nicht ganz ohne Furcht. Oft beschauete er die Eingeweide der Opferthiere, und beobachtete den Flug der Vögel, um den Ausgang seiner Unternehmung vorher zu sehen; allein man meldete ihm aus diesen Quellen nur dunkle und zweydeutige Anzeichen. Endlich versicherte ihm ein vermeinter Kenner der Wahrsagerkunst, an der Leber eines Opferthiers die glücklichste Vorbedeutung gefunden zu haben. Julian glaubte ihm nicht, weil er ihn in den Verdacht hatte, er suche ihm nur etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Aber da er selbst einmal zu Pferde steigen wollte, fiel

der

der Soldat, der ihm dabey mit der rechten Hand behülflich war, zur Erde nieder, und Julian rief darüber aus: „Nun ist derjenige gefallen, der mich in die „Höhe gehoben hat!" Sogleich sahen alle Umstehende in diesen Worten eine Ankündigung von dem Tode des Constantius. Auch Julian war dieser Meinung; er wagte es aber dennoch nicht, wegen einer bloßen Muthmaaßung weiter vorzurücken.

Unterdessen war Constantius würklich am 3. November des Jahrs 361. in Cilicien gestorben; wenn man es gleich dem Ammian nicht zu glauben braucht, daß solches gerade zu der Zeit geschehen sey, da sich das erstgedachte Anzeichen zutrug. Er war eben im Anzuge gegen den Julian begriffen, der vom Gregorius von Nazianzus wider alle Wahrscheinlichkeit beschuldigt wird, daß er den Kaiser mit Gifte vergeben habe. Dieser soll ihn sogar kurz vor seinem Ende zu seinem Nachfolger ernannt haben. Es scheint, daß Julian die Nachricht von seinem Tode nicht ungerührt vernommen habe; er bediente sich aber derselben alsbald, und indem er sich in seinem Glauben an die Weißagungen bestärkte, eilte er auf Constantinopel zu. Alle die ihn begleiteten, wurden muthiger, da sie sahen, daß ihm das Reich, welches er mit der äußersten Gefahr zu behaupten gesucht hatte, nunmehr auf dem ordentlichen Wege zufiel. Vergebens fiengen einige Hofleute zu Constantinopel an, sich über die Wahl eines neuen Kaisers zu berathschlagen, weil sie sich vor dem Julian fürchteten: Soldaten, Bürger, alles übrige erkannte ihn davor; man gieng ihm in großen Hauffen entgegen, und glaubte fast jemanden zu sehen, der vom Himmel selbst käme. Mit Bewunderung, sagt Ammian, betrachtete man einen Prinzen von dreyßig Jahren, klein von Körper, aber durch große Thaten berühmt,

rühmt, der nach so viel bezwungnen Völkern, mit ungemeiner Geschwindigkeit von Paris nach Constantinopel übergegangen war, überall neuen Zuwachs von Kräften bekommen, und gleich einer Flamme alles um sich herum ergriffen, die höchste Gewalt durch einen göttlichen Wink, ohne irgend einen Schaden des gemeinen Wesens, erhalten hatte. Eine seiner ersten Beschäftigungen zu Constantinopel war, den Leichnam des Constantius mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen in der Apostelkirche begraben zu lassen: er gieng selbst vor seiner Bahre her, nachdem er den kaiserlichen Schmuck bis auf den Purpurmantel abgelegt hatte.

In die Staatsverwaltung, welche Julian jezt übernahm, waren durch die Schwäche des Constantius viele Mißbräuche und schädliche Fehler gedrungen. Er trug daher bald dem Sallustius Secundus, den er zum obersten Staatsbedienten in den Morgenländern ernannte, und einigen andern, auf, eine Untersuchung darüber anzustellen; zumal da ihm auch viele Klagen gegen die lezte Regierung vorgetragen wurden. Doch begieng er dabey das Versehen, entweder aus Furchtsamkeit, oder aus Mangel an Kenntniß, daß er dem Feldherrn Arbetio in dieser richterlichen Gesellschaft alle Gewalt einräumte; der doch längst durch Verfolgung vieler Unschuldigen, Falschheit und Stolz bekannt worden war. Diese außerordentlichen Richter, welche sich zu Chalcedon versammelten, verfuhren, vielleicht um gewisse Absichten des Julian zu erfüllen, mit einer Strenge, welche sich zum Theil in Ungerechtigkeit verwandelte. Zwar billigte es jedermann, daß sie diejenigen zum Tode verurtheilten, welche ihre Gewalt, die sie über den Constantius besaßen, zur Ausübung aller Grausamkeiten und vieler andern Unordnungen angewandt

wandt hatten; wie unter andern den Verschnittenen Eusebius. Aber andere traf ein gleiches Schicksal, deren Verbrechen doch nur in der Treue gegen den verstorbenen Kaiser bestand. So gieng es dem Taurus, der dazumal noch Consul war, und dessen hohe Würde, die er ohnedieß bald ablegen sollte, geflissentlich beschimpft wurde, indem man mit allgemeinem Unwillen in den Akten seines Processes folgenden nie gehörten Anfang las: „Unter dem Consulat des Taurus und Florentius, wurde Taurus von den öffentlichen Ausrufern „vorgeladen.“ Die Kaiser ehrten sonst immer noch das Consulat: sie waren auch ihrer selbst und ihrer Nachfolger wegen schuldig, die Ergebenheit allein, welche man ihren Vorgängern bezeigt hatte, wenn sie nicht in Uebelthaten ausgebrochen war, mehr zu belohnen als zu strafen. Tom. 202

Aber nichts zog dem neuen Kaiser größern Haß zu, als die Hinrichtung des Ursulus. Dieser rechtschaffene Mann, der über den öffentlichen Schatz gesetzt war, hatte sogar dem Julian, da ihm Constantius in Gallien das Geld versagte, welches den Soldaten zum Geschenk ausgetheilt werden mußte, so viel er dessen brauchte, heimlich auszahlen lassen. Ob ihn Julian bloß dem Hasse seines Gerichtshofes und der dabey gegenwärtigen Kriegsbedienten Preiß gegeben; oder ob er eine geheime Ursache des Mißvergnügens gegen ihn gehabt habe, bleibt ungewiß, und seine Undankbarkeit wird durch solche Muthmaaßungen nicht verringert. Da er unterdessen fand, daß man ihn wegen dieser That verwünschte, glaubte er die schlechte Entschuldigung, die ihm vielmehr selbst zur Schande gereichte, nützen zu können, Ursulus sey ohne sein Vorwissen umgebracht worden, und sein Untergang rühre eigentlich von einer beleidigenden Rede her, welche er gegen die Sol-

daten in Gegenwart des Constantius ausgestoßen hatte. Einen Theil der Güter des Unglücklichen ertheilte er dessen Tochter.

Mit der Untersuchung des Betragens der Staatsbedienten war eine gänzliche Veränderung des Hofstaates verbunden, bey welchem eine fast unglaubliche Verschwendung und überflüßige Menge von Bedienten eingeführt war. Mehr als tausend Köche, Barbierer, Mundschenken und andere Beamten bekamen ihren Abschied. Ihre Pracht und Ueppigkeit waren dem Kaiser eben so anstößig, als ihre unnütze gehäuffte Anzahl. Diese Leute hatten sich größtentheils von der äußersten Dürftigkeit durch alle Arten unerlaubter Mittel zu ansehnlichen Reichthümern erhoben; sie waren das Muster einer übermüthigen und wollüstigen Lebensart, die sich von ihnen auf die Sitten vieler anderer verbreitete. Julian verlangte einst jemanden, der ihm das Haar abschneiden sollte; er erstaunte aber, als er einen herrlich gekleideten Mann ins Gemach treten sah, und sagte: „Ich habe einen Barbier verlangt; nicht einen „Rentmeister.“ Doch ward er begierig zu erfahren, was dieser Mensch vor Einkünfte hätte, und hörte mit nicht geringer Verwunderung von ihm, daß er täglich für zwanzig Personen Brod, Futter für zwanzig Pferde, eine starke Besoldung und darneben viele Geschenke bekäme. Ihn also und so viele andere Hofbedienten ließ er ziehen, wohin sie wollten. Köche, sagte er, brauche er nicht, weil er nur die gemeinsten Speisen äße; auch keine Barbierer, weil Ein solcher Mann für viele hinlänglich sey; endlich auch keine Verschnittene, weil er weder Eine Gemahlinn hätte, noch jemals wieder eine nehmen würde. Er gieng noch weiter, und dankte auch alle übrige Hofleute ab, die dem Constantius gedient hatten.

Manche

Manche lobten diese Anstalten Julians als Beweise einer philosophischen Mäßigung und Bescheidenheit, die selbst auf dem Throne alles äußerlichen Glanzes und Aufsehens leicht entbehren kann. Dieses waren auch überhaupt seine Gesinnungen, und dadurch suchte er sich von seinem Vorgänger rühmlich zu unterscheiden. Aber weit mehrere tadelten ihn wegen eben dieser Selbstverleugnung. Ein Fürst, sagten sie, der sich aller Pracht begiebt, die doch von dem großen Hauffen bewundert wird, macht seine Regierung bey den Unterthanen verächtlich. Er hätte wenigstens eine kleine Anzahl Hofleute von unsträflichen Sitten beybehalten, und sich erinnern sollen, daß der Philosoph, den er vorstellen wollte, auch Kaiser sey. Diese so strenge Einfalt der Lebensart entfernte sich, wie man noch angemerkt hat, eben sowohl von der weisen Mittelstraße, als das üppige Gefolge, das er in dem Palaste antraf: und es konnte darunter gar wohl ein geheimer Stolz verborgen liegen. Christliche Schriftsteller haben sogar geglaubt, daß sein Haß gegen ihre Religion, der die Hofbedienten zugethan waren, viel zu ihrer Abschaffung beygetragen habe.

Erst die Folge der Geschichte wird Gründe zeigen, nach welchen man zwischen diesen Urtheilen entscheiden kann. Wenigstens gereichten doch diese Veränderungen sogleich den meisten Unterthanen zum Besten. Indem Julian den ungeheuren Aufwand des Hofs tilgte, sehr viele kaiserliche Notarien, (die man jezt Canzellisten oder Aktuarien nennen würde,) ihrer Dienste entließ, und mehrere tausend kaiserliche Commissarien oder vielmehr Kundschafter, bis auf siebzehn, die er übrig ließ, abschaffte: war er im Stande, nicht allein alle Reste der Steuern, sondern auch den fünften Theil derselben durchgängig zu erlassen. Alles überhaupt, was er

vgl. I. 230

er gleich nach dem Antritte seiner Regierung that, sollte ihm die Liebe und Hochachtung seiner Unterthanen erwerben: dieses Bestreben hatte er mit vielen neu angehenden Fürsten gemein.

Er brachte jedoch einige besondere große Absichten auf den Thron, die sich eben so geschwind entwickelten: keine schneller, als diese, dem Heydenthum diejenige Uebermacht im Reiche wieder zu geben, die es seit ohngefähr funfzig Jahren verloren hatte. Es war zu erwarten, daß seine heftige Liebe gegen diese Religion auf die ungestümste Art ausbrechen würde, sobald er die höchste Gewalt in den Händen hätte: und man betrog sich hierinne nicht gänzlich. Allein zugleich vergaß er nicht alle Klugheit, welche ihm die Umstände seiner Zeit anriethen. Er fand die christliche Religion in einem sehr fest gegründeten Besitze. So viele Rechte und Vorzüge, die ihr vom Constantin und von seinen Söhnen ertheilt worden waren; der Beytritt des Hofs selbst; die große Menge der Christen; die Besetzung der meisten ansehnlichen Bedienungen mit denselben; die Freyheit, mit welcher bisher alle lächerliche Seiten des Heydenthums öffentlich waren aufgedeckt und verspottet worden; die guten Schriftsteller, welche die Christen hatten, unter denen jezt Witz, Beredsamkeit und Wissenschaft nicht weniger als unter den Heyden blühten; dieses und noch mehr stand ihm bey dem Versuche das Christenthum zu unterdrücken, im Wege. Es war auch höchst mißlich, beyde Religionen in ein Gleichgewicht gegen einander zu versetzen, und zu hoffen, daß sich die heydnische, wenn sie von ihren bisherigen Fesseln befreyet wäre, von selbst über die christliche erheben würde. Und gleichwohl war es für den Ehrgeiz Julians überaus schmeichelhaft, eine Religion, zu der er sich so lange heimlich, und mit Gefahr,

be-

bekannt hatte, deren Bekenner, von ihm selbst aufgemuntert, sich so viel von ihm versprachen, aller Hindernisse ohngeachtet, wieder zur herrschenden zu machen, da es einmal das Ansehen hatte, daß er im Stande sey, alle seine Wünsche zu befriedigen.

Gewalt zu diesem Endzwecke zu gebrauchen, konnte ihm noch aus andern Ursachen nicht gefallen, als bloß wegen der guten Verfassung der Christen. Sie waren lange genug von den Heyden verfolgt worden, ohne daß man dadurch ihre sichtbare Zunahme und ihren wachsenden Muth hätte hintertreiben können. Jezt schien dieses Mittel noch weit unkräftiger zu seyn, weil die Christen selbst durch die Erinnerung so vieler vergeblicher Angriffe, die sie überstanden hatten, muthiger geworden waren. Es ist wahr, daß sie nicht völlig mehr den ältern Bekennern dieser Religion ähnlich sahen: ihre weichlichern Sitten, die schädliche Uneinigkeit im Glauben, welche seit vielen Jahren unter ihnen regierte, und die Feindseeligkeiten, die sie unter der vorigen Regierung gegen einander selbst, durch jene angefeuert, ausgeübt hatten; dieses machte dem Julian Hoffnung, daß er eine beträchtliche Anzahl solcher Christen durch Bedrückungen überwältigen würde. Aber doch fanden sich auch noch viele neben diesen, die den Geist ihrer Vorfahren hatten. Und in einem solchen Falle ermannet der Widerstand einer geringen Anzahl auch den gleichgültigen größern Hauffen. Es wäre nicht einmal etwas unerwartetes gewesen, wenn die unruhigern und ausschweifenden Christen gegen einen verfolgenden Fürsten einen Aufstand erregt hätten, der durch das Mißvergnügen der ganzen zahlreichen Parthey gefährlich würde geworden seyn.

Noch andere Bewegungsgründe, sein Verhalten gegen die Christen mit einigem Glimpf zu vermischen, gaben dem Kaiser seine Gesinnungen in Ansehung derselben und seiner Unterthanen überhaupt. Er haßte und verachtete die Christen zu sehr, als daß er sie eines ernstlichen mächtigen Angriffs, wie fürchterliche Feinde, hätte würdigen sollen. Den Ruhm, neue Märtyrer durch ihn zu erlangen, und eben dadurch ihrer Religion einen von ihnen sehr gewünschten Glanz zu verschaffen, mißgönnte er ihnen gewiß. Als einem Philosophen, (denn man hat schon gesehen, wie werth ihm dieser Nahme gewesen sey,) mußten ihm nur gelindere Mittel, oder die doch ein solches Ansehen hatten, angenehm seyn, um die Einsichten der Menschen zu verändern. Libanius versichert, die Christen hätten nun von den Heyden eben eine solche Begegnung erwartet, als sie dieselben bisher hätten ausstehen lassen; allein der Kaiser habe das Gewissen der Menschen nicht zwingen wollen: und er führt auch Gründe an, warum dieses unmöglich sey. Ueberdieß strebte Julian ungemein nach der Ehre, ein gütiger und geliebter Fürst zu heißen; den Nahmen eines Tyrannen, den die Christen vielen seiner Vorgänger hatten beylegen müssen, verabscheuete er desto mehr. Es blieben ihm dem ohngeachtet Wege genug übrig, auf welchen er versuchen konnte, den Christen Abbruch zu thun. Das Beyspiel seines Eifers für das Heydenthum ward verführend; Liebkosungen und Wohlthaten waren wenigstens eben so kräftig; an Statt einer offenbaren Verfolgung, standen ihm Verachtung, Ränke und Kunstgriffe von mancherley Art offen; Strafen, welche unter dem Vorwande der Gerechtigkeit ausgeübt wurden, durfte man nicht Grausamkeit nennen; durch gemilderte Vorstellungen des Heydenthums, verlor es vielleicht viel von dem allgemeinen Hasse der Christen; und auch von der Länge der Zeit, in welcher er alle

alle solche Bemühungen anstellen würde, konnte Julian manche große Würkung erwarten. Dieses wurde also auch der Entwurf, nach dem er zu verfahren gedachte.

Sobald er im Besitz des Throns war, erklärte er sich mit allem Eifer für das Heydenthum. Auf seinen Befehl mußten die besonders in den Morgenländern noch verschloßnen Tempel geöfnet, andere wieder aufgebauet oder ausgebessert, und den Göttern von neuem Opfer gebracht werden. Er führte die heydnischen Cärimonien, die jeder Stadt eigen gewesen waren, wieder ein; gab den Götzenpriestern die Rechte und Ehrenbezeigungen zurück, welche ihnen Constantin entzogen hatte; wies auch ihnen und zur ganzen Ausübung ihrer Religion Einkünfte an. Den Nilmesser, welcher nach des eben gedachten Kaisers Verordnung in einer christlichen Kirche zu Alexandrien aufbehalten wurde, ließ er abermals in den Tempel des Serapis bringen, wo man ihn ehemals verwahrt hatte. Er schrieb auch öfters an die Städte, welche dem Heydenthum ergeben waren, und munterte sie auf, sich alles, was sie wollten, von ihm auszubitten.

Der geschäftigste unter allen bey der Verehrung der Götter war er selbst. Seine Neigung wurde noch durch die mit der kaiserlichen verbundene Würde eines Hohenpriesters angeflammt, die er in ihrer ganzen alten Stärke zu verwalten gesonnen war. Auch nahm er die Stelle eines Vorstehers oder Propheten bey dem Didymäischen Orakel des Apollo an. Sein Garten war mit Altären angefüllt, die er allen Göttern zu Ehren aufgerichtet hatte, und auf denen er jeden Morgen opferte. In dem daran stoßenden Palaste hatte er noch eine Art von Kapelle, welche der Sonne gewiedmet war: daselbst

selbst brachte er ihr, bey ihrem Aufgange und Untergange, Opfer dar, und in der Nacht that er ein gleiches gegen die vermeinten Götter derselben. Sehr häuffig fand er sich in den Tempeln der Götter, besonders an ihren Festtagen, ein. Er opferte selbst darinne, und damals wurde zuerst in Constantinopel der Götzendienst öffentlich ausgeübt. Man sah ihn sogar vor den Bildern der Götter niederfallen, die Pantoffel der Juno küssen, die Opferthiere selbst schlachten, in den Eingeweiden derselben günstige Anzeichen suchen, Holz zu den Altären herbeytragen, es anzünden, und das Feuer anblasen. Selbst verständigern Heyden kamen diese erniedrigende Handlungen lächerlich vor. Wenn man jedoch auf den Trieb und Endzweck derselben zurückgeht, und die Ueberwindung bedenkt, die es einem Kaiser, einem Philosophen, vermuthlich kosten mußte, sich zu so unanständigen Bemühungen vor den Augen seiner Unterthanen, bloß darum herabzulassen, um ihnen durch sein Beyspiel die Religion, welche er vor die einzige wahre hielt, ehrwürdig zu machen: so muß man ihn vielleicht mehr bedauern, als verspotten. Der nichtswürdigste Religionseifer bringt öfters Thaten hervor, welche der wahren Großmuth sehr nahe kommen.

Auf der andern Seite rief Julian die Bischöfe aus der Verbannung zurück, welche unter der Regierung des Constantius, bey Gelegenheit der heftigen theologischen Streitigkeiten, in dieselbe waren gestoßen worden. Er ließ die Lehrer der verschiedenen Partheyen und auch andere Christen, die dazu gehörten, (denn es gab damals unter ihnen Rechtgläubige, Arianer von mancherley Arten, und noch andere Sekten, die einander bisher grimmig verfolgt hatten,) diese ließ er in seinen Palast kommen, und ermahnte sie, da die bür-

ger-

gerlichen Händel nun geendigt wären, auch die ihrigen aufzuheben; dagegen aber frey und ruhig ihren Glauben zu bekennen. So sehr auch dieses Betragen den Schein der Sanftmuth und Friedensliebe an sich hatte; so meldet doch ein heydnischer Geschichtschreiber dieser Zeiten, Ammianus, der Kaiser habe vielmehr darauf gesehen, sich vor dem großen Hauffen der Christen in Sicherheit zu setzen, indem er die Uneinigkeit unter ihnen dadurch vergrößerte, daß er allen ihren Partheyen gleiche Freyheit einräumte, weil er wohl gewußt hätte, daß kaum wilde Thiere die Menschen mit solcher Erbitterung angriffen, als die meisten Christen sich selbst einander. Ein christlicher Schriftsteller, der einige Zeit darauf lebte, Sozomenus, legt dem Julian nicht nur eben diese Absicht bey; sondern sezt noch hinzu, er könnte wohl auch durch diese Aufführung gesucht haben, den Kaiser Constantius zu beschimpfen, der eben jene rechtgläubige Bischöfe, so wie auch den Aetius, Stifter der Eunomianischen Sekte, ins Elend verwiesen habe. Diesen leztern habe dagegen Julian mit besondern Ehrenbezeigungen an seinen Hof berufen, und offenbar noch mehr gethan, um das Andenken seines Vorgängers verächtlich zu machen. Mit einer ähnlichen verstellten Mäßigung sagte Julian oft zu den Christen: „Hört mich doch an, den die Alemannen und „Franken angehört haben!“ Man hat aber angemerkt, daß dieses eine nicht sehr schickliche Nachahmung gewisser Worte gewesen sey, welche Marcus Aurelius gegen die Juden gesprochen hatte, als sie ihm durch ihren Ungestüm beschwerlich fielen.

Diese scheinbare Leutseeligkeit und Gelindigkeit des Kaisers erstreckte sich so weit, daß er öffentlich und mehrmals verbot, man sollte die Christen nicht beleidigen oder beschimpfen; noch sie wider ihren Willen zum

Opfern

Opfern nöthigen. Wenn aber jemand von ihnen freywillig sich zu den heydnischen Cärimonien entschließen würde, so verordnete er, daß derselbe vorher sich reinigen, und diejenigen Götter versöhnen sollte, welche das Uebel abwendeten. In einem Schreiben unter andern an die Einwohner von **Bostra**, wo er eben dieses befiehlt, und sich rühmt, daß unter seiner Regierung nicht, wie zu den Zeiten des **Constantius**, viele Menschen wegen der christlichen Religionsstreitigkeiten gedrückt oder gar umgebracht würden; in diesem Schreiben empfielt er nicht nur Christen und Heyden daselbst gleiche Verträglichkeit gegen einander, indem die Menschen durch Worte überzeugt und unterrichtet werden müßten, nicht durch Schläge, Schmach und Martern: sondern er ermahnt auch die Verehrer der wahren Religion, so nennt er die Heyden, noch einmal, den Galiläern kein Leid zuzufügen. Er hatte den Christen diesen Schimpfnahmen gegeben, weil der Stifter ihrer Religion in Galiläa war erzogen worden; und wenn man dem **Gregorius von Nazianzus** trauen darf, legte er ihnen denselben nachmals durch ein eigenes Gesetz bey. Hier fügt er noch hinzu, die Galiläer verdienten mehr Mitleiden als Haß, weil sie das allergrößte Unglück litten, einer gottlosen Religion zugethan zu seyn, indem sie sich von den Göttern zu den Todten und ihren Ueberbleibsalen gewandt hätten.

So war Julians Glimpf gegen die Christen mit Verachtung und Spott vermischt; aber er that doch bey vielen seine Würkung, da er von Ehrenbezeigungen, Belohnungen, und andern Reizungen des Abfalls zum Heydenthum begleitet wurde. Diejenigen, welche aus solchen oder ähnlichen Bewegungsgründen Christen geworden waren, ließen sich durch eben dieselben zu der Religion des Fürsten zurückführen: bey andern, denen

bloß

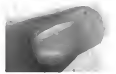
bloß Erziehung und Gewohnheit das Christenthum beliebt gemacht hatten, konnte man nicht mehr Standhaftigkeit erwarten. Darunter war auch Ecebolus, der sonst Julians Lehrer in der Beredsamkeit gewesen war, und sich von ihm mit einem Eide hatte versprechen lassen, daß er den Libanius nicht darüber hören wollte. Jezt wurde er plötzlich aus einem eifrigen Christen ein eifriger Heyde; aber nach dem Tode des Kaisers kehrte er gleich geschwind zu seiner ersten Religion zurück, warf sich vor die Kirchthüre hin, und sagte zu den hineingehenden Christen: „Tretet mich mit Füßen, „wie abgeschmacktes Salz!“

Der Anfang also von Julians Bemühungen gegen die Christen, erregte eine große Erwartung auf das Künftige. Aber er gieng auch seinem zweyten wichtigen Entwurfe, einem Feldzuge wider die Perser, bald nach: und überhaupt suchte er seiner Regierung durch alle Handlungen und Reden ein gewisses Ansehen zu geben. Sie erhielt es schon dadurch, daß ihm bald nach dem Antritte derselben viele fremde Völker, zu denen der Ruf von seiner Tapferkeit, kriegerischen Erfahrung und andern Eigenschaften, bereits gedrungen war, Glück zu derselben wünschen ließen, zugleich auch ihr Verlangen bezeigten, mit ihm in Friede zu leben. Er traf dagegen auch die besten Anstalten, um ein brauchbares Heer in Bereitschaft zu haben; sorgte besonders für die Besatzungen, welche längs der Donau die Einfälle der Barbaren abwehren sollten: und als man ihm rieth, die angränzenden Gothen zu bekriegen, welche ihren Vergleichen mit den Römern selten treu blieben, gab er zur Antwort, er suche würdigere Feinde; für die Gothen wären die Kaufleute aus Galatien hinlänglich, von welchen sie überall als Sclaven verkauft würden.

In

In der bürgerlichen Regierung folgte er auch, meistentheils nicht ohne Ruhm, seinen Grundsätzen und Neigungen. Eine Menge Aegyptier war nach Constantinopel gekommen, um durch seinen Beystand das Geld wieder zu erlangen, das sie denen, welche die Rückstände der öffentlichen Abgaben eintrieben, gegeben hatten, damit sie entweder gar nichts, oder mit mehr Bequemlichkeit zahlen dürften. Sie fielen aber durch ihr geschwätziges und unverschämtes Anhalten ihm und seinen Staatsbedienten so sehr zur Last, daß jede andere Angelegenheit ruhen mußte. Daher befohl er ihnen allen, sich über die Meerenge nach Chalcedon zu begeben, wohin er ebenfals wegen ihrer Sache kommen wollte. Zu gleicher Zeit aber verbot er allen Schiffern der dortigen Gegend, keinen Aegyptier überzuschiffen: dieses nöthigte sie, sogleich in ihr Vaterland zurück zu kehren. Ihr ganzes Begehren kam ihm so unbillig und schändlich vor, daß er diese und ähnliche Forderungen auf immer durch ein Gesetz untersagte.

Am ersten Jänner des Jahrs 362. verfügten sich die neuernannten Consuls, die nun ihr Amt antreten sollten, wie es gewöhnlich war, in den Palast des Kaisers; aber überaus früh, damit er ihnen nicht zuvorkommen möchte. Er stand eilfertig auf, gieng ihnen, weil sie ihn überrascht hatten, mit einer Art von Bestürzung entgegen, und empfieng sie ehrerbietig. Als sie hierauf sich in den Senat begaben, nöthigte er sie, ihren Wagen zu besteigen; er aber begleitete sie zu Fuß, wie einer von ihrem Gefolge. Eine für seine Würde zu gezwungene Herablassung, die daher nicht den allgemeinen Beyfall fand, den er sich davon versprach. Im Senat hielt der eine Consul, Mamertinus, eine Lobrede auf ihn, die wir noch als einen beredten Aufsatz von derjenigen Art lesen, worinne der Verfaßer nichts als



als Tugenden an seinem Fürsten entdeckt hat. Wenige Tage darauf ließ Nämertinus die feyerlichen Spiele halten. Man führte nach dem üblichen Herkommen Sclaven vor ihn, denen er die Freyheit schenken sollte; Julian wollte sie ihnen selbst ertheilen; da man ihn aber erinnerte, daß dieses jezt ein Recht des Consul sey, verurtheilte er sich zu einer Geldstrafe von zehn Pfund Goldes. Ueberhaupt war dem Römischen Senat seit langer Zeit von den Kaisern nicht mit so vieler Achtung begegnet worden, als von ihm. An Statt, wie sein Vorgänger, die Mitglieder desselben zu sich kommen zu lassen, fand er sich selbst häuffig in ihren Versammlungen ein, nahm an den Berathschlagungen Antheil, ohne sie einzuschränken, und war der erste Kaiser seit dem Julius Cäsar, der öfters im Senat Reden, welche er selbst verfertigt hatte, auch selbst gehalten hat. Vielleicht gönnte er den Römern würklich ihre alte Freyheit: wenigstens sah er es ungerne, wenn man ihm den ehemals bey ihnen verhaßten Nahmen Herr beylegte, den gleichwohl die Kaiser schon lange führten; er war sogar geneigt, die kaiserliche Kopfbinde gänzlich abzulegen.

Er äußerte auch sonst edle und wohlthätige Gesinnungen. Zween abgesetzte kaiserliche Commissarien erboten sich gegen ihn, den Ort zu entdecken, wohin sich Florentius aus Furcht vor dem Tode gerettet hatte, wenn ihnen ihre Stellen wieder gegeben würden. Allein er wies sie mit dem Nahmen von Angebern ab, und sagte, es sey einem Kaiser unanständig, sich so arglistiger Anzeigen wider einen Unglücklichen zu bedienen, dem vielleicht bald Gnade wiederfahren dürfte. Constantinopel, seiner Vaterstadt, gab er mehrere Beweise seiner Liebe. Er legte einen sehr geräumigen Hafen daselbst an, um die Schiffe vor den Mittagswinden in Sicherheit zu setzen, nebst einem bedeckten Gange, der

dahin führte. In seinem Palaste selbst bauete er einen solchen Gang, wo er eine Büchersammlung errichtete. Dem Senate dieser Stadt ertheilte er neue Rechte, und für die Ausschmückung derselben trug er ebenfals Sorge.

Bisweilen vergaß er jedoch bey einem öffentlichen Ausbruch seiner Freundschaft und Dankbarkeit, was er seinem Stande schuldig sey: besonders, da er sich in allem, was Aufsehen machte, gefiel. Den Philosophen Maximus, der ihm hauptsächlich das Heydenthum beliebt gemacht, die Regierung verkündigt, und sein Herz völlig eingenommen hatte; diesen bat er noch als Cäsar vergebens zu sich nach Gallien. Sobald er Kaiser geworden war, wiederholte er diese Einladung an ihn und an den Chrysanthius. Der leztere glaubte so schlimme Vorbedeutungen durch Hülfe der Theurgie zu finden, daß ihn nichts, auch nicht ein Schreiben Julians an seine Frau, bewegen konnte, an den Hof zu reisen: daher machte sie der Kaiser beide zu obersten Vorstehern der heydnischen Religion in Lydien; und die dortigen Christen hatten sich über den Philosophen nicht zu beklagen. Maximus hingegen erfüllte das Verlangen des Kaisers. Dieser hielt eben eine Rede im Senat, als man ihm meldete, daß derselbe in der Nähe sey. Sogleich sprang er von seinem Stuhl auf, lief ihm weit entgegen, umarmte ihn, und führte ihn mit ausnehmenden Zeichen der Hochachtung in den Senat, wo er ihn neben sich niedersitzen ließ. Bald äußerte sich auch die Gewalt, welche Maximus über das Gemüth des Kaisers hatte: er fieng an, ihn durch seine Rathschläge zu beherrschen; dieses Ansehen machte ihn stolz und übermüthig; es bereitete das Unglück vor, welches ihn nach dem Tode des Kaisers traf.

Nächst

Nächst demselben rief Julian noch viele andere heydnische Philosophen und Sophisten zu sich. Manche darunter betrogen sich in ihrer Hoffnung: nachdem er sie sehr freundlich aufgenommen, auch wohl an seine Tafel gezogen hatte, schickte er sie zurück, ohne ihnen einige Wohlthat zu erweisen. Vermuthlich fand er sich selbst in der großen Meinung hintergangen, die er in Ansehung ihrer angenommen hatte. Andere hingegen durften ihn nicht wieder verlassen; sie wurden seine vertrauten Freunde, wie unter andern der Platonische Weltweise Priscus, dessen strenge zurückhaltende Gemüthsart der Hof nicht änderte. Man merkte unterdessen wohl, daß Julian diese Gesellschaft nicht bloß aus Liebe zur Gelehrsamkeit und Weisheit suchte: er befriedigte dadurch zugleich seine Ruhmbegierde; man sollte ihn nicht als einen Kaiser von der gemeinen Art, sondern als einen Nachahmer des Marcus Aurelius, und noch größer als sein Muster, ansehen. Freylich macht ein sehr ehrwürdiger Lehrer der Christen, der um diese Zeit schon lebte, Chrysostomus, von dem Gefolge und Umgange des Kaisers eine schimpfliche Abbildung. „Kaum hatte derselbe, sagt er, die freye Ausübung der heydnischen Religion erlaubt, als eine Menge Zauberer, Wahrsager, und andere Betrüger aus allen Gegenden seinen Palast anfüllten. Sie wurden zum Theil aus den elendesten Leuten, die bisher in Gefängnissen oder in einer verworfenen Lebensart ihre Tage zugebracht hatten, angesehene Diener der heydnischen Religion.“ Dieses alles kann vollkommen wahr seyn; aber eben weil sie vornemlich wegen der heydnischen Religion gelitten oder im Staube gelegen hatten, zog sie Julian desto eifriger hervor, und glaubte vermuthlich, daß dieser Umstand auch ihre Fehler bedecke.

Es kann nicht gezeigt werden, wie viel diese genaue Verbindung des Kaisers mit einer Menge gelehrter, schlauer und hitziger Heyden zu der Veränderung des Zustandes der Christen beygetragen habe; ob sie gleich daran durch ihre Rathschläge manchen Antheil gehabt haben mögen. Er selbst unterdessen war dieser kaum benöthigt: und da er gar bald offenbare Angriffe auf das Christenthum versuchte, geschah es durch solche Mittel, die man von ihm allein schon erwarten konnte. Die Christen wurden durch eine seiner Verordnungen von allen Bedienungen im Staate und beym Kriegsheere ausgeschlossen. Sie können, sagte er spöttisch, nicht Statthalter der Provinzen seyn, weil ihnen ihre Religion verbietet, die Missethäter durch das Schwerdt hinrichten zu lassen. Damals erkannte man diejenigen unter seinen Hofbedienten und Kriegsbefehlhabern, die dem Christenthum mit ungetheiltem Herzen ergeben waren: sie legten lieber ihre Würden nieder, als daß sie den Göttern geopfert hätten. Darunter thaten sich besonders Jovianus, Valentinianus und Valens hervor, die nachmals alle Kaiser geworden sind. Dem erstern ließ Julian seine Stelle bey dem Heere. Valentinianus scheint auch als Oberster von der Leibwache beybehalten worden zu seyn. Aber einst da er vor dem Kaiser hergieng, als derselbe den Tempel der Glücksgöttinn besuchte, und die heydnischen Priester ihn ebenfals mit dem Weihwasser besprengten, rief er voll Unwillen aus, man habe ihn verunreinigt, und schlug sogar denjenigen, der es gethan hatte, mit der Faust: für diesen Eifer wurde er mit der Gefangenschaft bestraft.

Man hat einige Ursache zu zweifeln, ob Julian würklich den Christen allen Zutritt zu den Ehrenstellen verschlossen habe, weil Gregorius von Nazianzus ihm



ihm nur einen solchen Vorsatz zuschreibt. Doch außerdem daß seine rednerische Ausdrücke nicht deutlich genug sind, und dagegen die Geschichtschreiber Socrates, Sozomenus und Theodoretus, wenn sie gleich später als er geschrieben haben, die angeführte Nachricht mit so vielen Umständen geben; so dürfte man sich auch nicht verwundern, wenn der Kaiser bey diesem Entwurfe nicht sehr weit gekommen wäre. Unzähliche Aemter in jeder Gegend des Reichs wurden, als er die Regierung antrat, von Christen verwaltet. Es war nicht möglich, sie sogleich überall derselben zu berauben; zumal wo ihre Glaubensgenossen die stärksten waren. Er scheint auch sein Gesetz meistentheils nur bey den großen Hof- Staats- und Kriegs-Bedienungen ausgeübt, und vorzüglich zu den erledigten Stellen Heyden gewählt zu haben. Gregorius beschuldigt den Kaiser vielleicht mehr, daß er auch die geringern obrigkeitlichen Aemter den Christen zu entziehen gesucht habe. Denn nachdem er gesagt hatte, Julian habe sie von allen öffentlichen Versammlungen, und den Gerichtsstellen selbst, entfernen wollen, setzt er hinzu, sie hätten nach seiner Absicht allen Schutz der Gesetze verlieren sollen, weil ihnen doch, nach seiner höhnischen Anmerkung, geboten wäre, das Unrecht geduldig zu leiden, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, noch etwas Eigenes zu besitzen. Wenn dieses nicht in dem härtesten Sinn genommen werden soll, daß Julian den Christen nicht einmal habe erlauben wollen, ihre Beschwerden vor Gerichte zu bringen, (ein sehr unwahrscheinliches Verbot, obgleich auch Sozomenus ihm dasselbe zuschreibt;) so muß man glauben, diese Schriftsteller haben aus der feindseeligen Partheylichkeit der heydnischen Obrigkeiten gegen die Christen, und aus der Verspottung, mit welcher Julian ihre Klagen aufnahm, geschlossen, daß er ihnen alle Rechte der bürgerlichen Gesellschaft versagt

habe. Daß die Christen unter seiner Regierung nicht leicht zu Ehrenämtern befördert worden sind, sieht man auch aus seinem Schreiben an den Artabius, in welchem er zwar bey den Göttern versichert, er wolle nicht, daß die Galiläer unschuldiger Weise hingerichtet oder beleidigt werden sollten; aber gleichwohl, schreibt er, bin ich allerdings der Meinung, daß man ihnen die gottesfürchtigen Männer vorziehen müsse, weil durch die Thorheit der Galiläer fast alles zu Grunde gegangen ist; da wir hingegen alle durch die Gewogenheit der Götter glücklich werden.

Aber ein Kunstgriff, durch welchen **Julian** den Christen vermuthlich am meisten zu schaden hoffte, war seine Bemühung, ihnen alle Geschicklichkeit in den Wissenschaften und schönen Künsten zu rauben. Das Gesetz, durch welches er ihnen verbot dieselben zu lehren, ist auch wegen der Gründe, deren er sich bedient, so merkwürdig, so ganz in der ihm eigenen Art abgefaßt, daß ein Auszug desselben hier nicht wohl fehlen darf. „Die wahre Wissenschaft, so fängt er dasselbe an, besteht nicht in prächtigen und wohlklingenden Worten; sondern in einem gesunden Verstande, in richtigen Meinungen über das Gute und Böse, das Anständige und Schändliche. Wer also anders denkt, und anders seine Zuhörer lehrt, der scheint eben so weit von der Wissenschaft als von der Rechtschaffenheit entfernt zu seyn. Er ist desto gottloser, je wichtigere Dinge der Unterscheid zwischen seiner Denkungsart und Zunge betrifft. Es müssen daher alle Lehrer wohlgesittet seyn, und sich vor neuen seltsamen Meinungen hüten; vornemlich aber diejenigen, welche den Jünglingen die Schriften der Alten erklären: sie mögen nun Lehrer der Beredsamkeit oder der Sprachwissenschaft seyn; hauptsächlich aber die **Sophisten**. Denn diese wollen nicht

bloß

bloß Lehrer der Worte, sondern auch der Sitten seyn, und behaupten, daß die Anweisung zur Staatsklugheit für sie gehöre. Ob dieses wahr sey, will ich jeßt nicht untersuchen; ich würde sie aber mehr loben, wenn sie sich nicht selbst widerlegten. Alle große Schriftsteller haben Götter zu ihren Anführern gehabt. Es kommt mir daher ungereimt vor, daß diejenigen, welche ihre Werke erklären, die von ihnen verehrten Götter verachten. Gleichwohl verlange ich nicht, daß sie wegen der Jünglinge ihre Gedanken ändern sollen: ich gebe ihnen nur die Wahl, daß sie entweder dasjenige nicht lehren, was sie nicht vor gut halten; oder daß sie, wenn sie lehren wollen, erst ihre Schüler überzeugen, es sey keiner von diesen Schriftstellern so gottlos und unsinnig, als sie dieselben vorstellen. Denn da sie aus den Schriften derselben ihren Unterhalt und Lohn ziehen: so gestehen sie selbst eine schändliche Gewinnsucht, indem sie solches für weniges Geld thun. Bisher haben Furcht und andere Dinge es verhindert, daß man die Tempel nicht besucht, noch richtig von den Göttern gelehrt hat. Jezt aber da uns die Götter Freyheit geschenkt haben, dünkt es mir ungereimt zu seyn, die Menschen dasjenige zu lehren, was man selbst verwirft. Wenn sie diejenigen, deren Ausleger sie abgeben, vor weise halten, so mögen sie zuerst die Gottesfurcht derselben nachahmen. Glauben sie aber, daß diese Schriftsteller die Götter beleidigt haben: so mögen sie in die Gemeinen der Galiläer gehen, und daselbst den Matthäus und Lucas erklären, nach deren Vorschrift ihr unsern Gottesdienst in Verachtung bringt. Ich wünsche, daß eure Ohren und Zungen in denjenigen Dingen, wie ihr zu sagen pflegt, wiedergebohren werden, deren ich und alle, die mich lieben, gern stets theilhaftig seyn möchte. Und dieses Gesetz sey allen Lehrern gemeinschaftlich gegeben! Den Jünglingen aber wird es nicht verboten, zu ihnen

zu gehen. Denn es würde unbillig seyn, junge Leute welche noch nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, von dem besten Wege abzuhalten, und sie durch Furcht zu nöthigen, bey ihren väterlichen Anstalten zu verbleiben. Wiewohl es aber die Gerechtigkeit erforderte, diese Leute gleich den Wahnwitzigen, sogar wider ihren Willen, zu heilen; so sey es doch allen vergönnt, an dieser Krankheit darnieder zu liegen! Unverständige müssen, wie ich glaube, belehrt, nicht bestraft werden.“

Alles scheint in diesem Verbote billig und gemäßigt zu seyn; wenn es gleich für ein Gesetz zu spöttisch ausgedrückt ist. Und doch konnten die Christen dem Kaiser leicht beweisen, daß nichts billiger sey, als einen jeden dasjenige lehren zu lassen, was er zu seinem und anderer Nutzen gelernt hat; daß es auch weder Verstellung noch Widerspruch gegen sich selbst heißen könne, wenn man Schriften, an deren Verfassern man die Religion tadelt, dennoch wegen des Witzes, der Beredsamkeit und Gelehrsamkeit, die darinne herrschen, erklärt und anpreiset. Ammianus selbst, dieser heydnische Schriftsteller, nennt daher diesen Befehl Julians hart und einer ewigen Vergessenheit würdig. Aber dieser Fürst bedeckte mit den Ursachen, die er ausdrücklich anführte, andere, an denen ihm weit mehr gelegen war. Die Christen sollten darum keine öffentliche Lehrer der schönen Künste, die bisher bey den Heyden geblüht hatten, keine Ausleger der schönsten griechischen und römischen Werke abgeben, damit sie nicht ferner, wie bereits geschehen war, mit den Heyden in einen Wettstreit von Gaben und Gelehrsamkeit treten, oder gar dieselben hierinne übertreffen möchten. Es sollte ihnen zugleich durch diese Verordnung die Gelegenheit entrissen werden, die sich bey der Erklärung heydnischer Schrift-

Schriftsteller sehr oft darbot, den schwachen Grund und das Ungereimte in den Lehren dieser Religion zu zeigen. Uebrigens gehorchten alle solche christliche Lehrer dem Befehle des Kaisers: auch Prohäresius, der damals vor den größten Lehrer der Beredsamkeit gehalten wurde; obgleich Julian ihn von diesem Gesetze ausgenommen haben soll.

Julian gieng noch weiter, wenn wir den obengenannten christlichen Schriftstellern, und andern aus gleichem Zeitalter glauben dürfen: er verbot sogar, daß die Christen die heydnische Gelehrsamkeit nicht einmal lernen sollten. Dieser Nachricht mangelt es nicht an Wahrscheinlichkeit. Der Kaiser mußte die großen Vortheile, welche die Christen aus dieser Kenntniß und aus der Uebung in den Künsten des Witzes bey ihren Streitigkeiten mit den Heyden zogen, lebhaft empfinden. Daher sagte er, nach dem Berichte des Theodoretus: „Die Söhne der Galiläer sollen weder in der Dichtkunst und Beredsamkeit, noch in der Philosophie unterrichtet werden. Denn wir werden, wie es im Sprichwort heißt, mit unsern eigenen Flügeln geschlagen, indem sie aus den Werken unserer Schriftsteller Waffen nehmen, uns zu bekriegen." Man setzt hinzu, daß Julian auf verschiedene christliche Bischöfe seiner Zeit, unter andern auf Basilius, den man den Großen nennt, und Gregorius von Nazianzus, eifersüchtig geworden sey, weil sie den Ruhm der trefflichsten heydnischen Redner verdunkelten; er habe daher die Christen verhindern wollen, sich wieder so hoch empor zu schwingen. Auch der Umstand macht diese Erzählung glaublich, daß Julian sich eines spöttischen Vorwandes bedient haben soll, um sein Verbot zu rechtfertigen. „Für uns allein, sagt er, gehört die Fertigkeit im Reden und die griechische Sprachwissen-

schaft, „(eine Anspielung auf das Wort Hellenismos oder die griechische Religion, wie man damals das Heydenthum nannte;) euch aber kommt eine Ungeschicklichkeit sich auszudrücken und ein bäurisches Wesen zu: eure ganze Weisheit besteht in dem Worte: Glaube!“ Man sieht leicht, daß dieses nichts als Hohngelächter und zweydeutiger Scherz sey; aber **Gregorius von Nazianzus** würde es nicht so ausführlich beantwortet haben, wenn es nicht Worte Julians gewesen wären.

Dennoch ist dieses zweyte Verbot desselben nicht über allen Zweifel hinausgesetzt. Daß man in seinen Schriften und unter seinen Gesetzen keine Spur davon antrifft, ist weniger bedenklich, als daß er am Ende des oben mitgetheilten Befehls gewissermaaßen das Gegentheil verstattet. Ammian gedenkt in der That nur dieses erstern Befehls zweymal: und wenn gleich seine Ausdrücke auch dieses Sinnes fähig wären, daß Julian den heydnischen Lehrern verboten habe, die Christen zu unterrichten; wenn es gleich begreiflicher zu seyn scheint, daß dieser Schriftsteller nur ein Verbot, wie das eben genannte zu hart habe finden können; so entscheiden doch die Worte des Kaisers beym **Theodoretus**, wenn sie anders zuverläßig sind, für die gewöhnliche Meinung. Denn seine Besorgniß, daß die Christen sich Waffen der Heyden gegen diese selbst ferner bedienen möchten, fand nur alsdann recht Statt, wenn die Christen Lehrer der heydnischen Gelehrsamkeit abgaben. Bey dem allem hat das Zeugniß so vieler christlichen Schriftsteller ein großes Gewicht. Man muß also den Schluß machen: entweder hat Julian nach seinem Gesetze gegen die christlichen Lehrer der Wissenschaften, noch ein anderes gegeben, durch welches er den Christen die Erlernung derselben ausdrücklich untersagt hat; oder, welches fast wahrscheinlicher ist, die

Chri-

Christen haben aus dem erstern Befehl und auch aus seinen übrigen Reden gefolgert, daß auch das leztere seine Absicht sey. In der That nöthigte schon jenes Verbot viele Christen, ihre Kinder gar nicht in der heydnischen Gelehrsamkeit unterweisen zu lassen, weil sie dieselben heydnischen Lehrern nicht anvertrauen wollten. Zugleich arbeiteten einige ihrer Lehrer der sichtbaren Bemühung des Kaisers, die Christen in der Unwissenheit und Unfähigkeit zu erhalten, und sie in dieser schlechten Verfassung den Anfällen der Heyden Preiß zu geben, wenigstens dadurch entgegen, daß sie Schriften über christliche Materien im Geschmack und zur Nachahmung der alten griechischen Dichter aufsetzten.

Die Christen wurden von dem Kaiser noch auf so mancherley Art angegriffen, daß es völlig das Ansehen hatte, sie würden endlich unterliegen müssen. Er nahm den christlichen Geistlichen alle Vorrechte und Einkünfte, die sie von Constantin dem Großen bekommen hatten: sie mußten auch die öffentlichen und zum Theil verächtlichen Aemter wieder verwalten, von welchen sie dieser Kaiser befreyet hatte. Sie und selbst die Frauenspersonen, welche wegen ihrer Armuth zur Geistlichkeit waren gerechnet worden, mußten auf Julians Befehl dasjenige zurückgeben, was sie aus dem öffentlichen Schatze empfangen hatten: und man forderte es mit großer Härte ein. Unter den beyden vorigen Regierungen waren viele Christen, besonders auch Lehrer derselben, von ihrem Eifer so weit fortgerissen worden, daß sie die heydnischen Tempel und Bildsäulen eigenmächtig zerstört hatten. Diese sollten sie jezt auf ihre Kosten wieder herstellen: und da sie zu unvermögend waren solches zu thun, überdieß die Geistlichen sich weigerten, die kostbaren Geschenke und Gefäße ihrer Kirchen nach Julians Verlangen herauszugeben: so gab beydes Gelegenheit, daß viele

viele Christen ins Gefängniß geworfen und gemartert wurden.

Insonderheit suchte er den Gemeinen ihre Bischöfe zu entziehen, damit sie hernach ohne Anführer desto leichter umgestürzt werden könnten. Athanasius, dieser berühmte Streiter der Christen gegen die Ketzer, den Constantius ins Elend verwiesen hatte, war, als Julian auf den Thron kam, in sein Bißthum Alexandrien zurück gekehrt, lehrte daselbst, und bekehrte viele Heyden zum Christenthum. Allein der Kaiser ließ ihm unter den schärfsten Drohungen befehlen, Alexandrien zu verlassen, indem er die von seinem Vorgänger verbannten Bischöfe zwar in ihr Vaterland zurück berufen; aber darum nicht auch in ihre Würden eingesetzt habe. Zu gleicher Zeit schickten die Einwohner von Cyzicus Abgeordnete an ihn, welche unter andern wegen der Wiederaufbauung der heydnischen Tempel in ihrer Stadt mit ihm sprechen sollten. Er lobte sie, und gab ihnen alle Bedürfnisse dazu; aber dem dortigen Bischof Eleusius verbot er jemals wieder in diese Stadt zu kommen, weil er die Tempel niedergerissen und beschimpft, Klöster aufgerichtet, und die Heyden von ihrer Religion abgezogen hätte. Auch den fremden Christen, die sich in der Gesellschaft desselben befanden, untersagte er den Eingang in die Stadt, unter dem Vorwande, sie möchten nebst den darinne wohnenden Christen einen Aufruhr erregen. Die Lehrer der Christen beschuldigte er überhaupt, daß sie Unruhen stifteten: und es waren genug unter ihnen, welche dieser Vorwurf traf; allein Julian brachte ihn auf eine zu allgemeine Art, und bey Personen an, wo kein Schein zu einer solchen Besorgniß war. So meldete er dem Titus, Bischof zu Bostra, und seiner Geistlichkeit, er würde, wenn der Pöbel daselbst sich empörte, die Schuld davon ihnen

nen allein beymessen. Da nun der Bischof in einem Schreiben an den Kaiser versicherte, die Christen wären zu Bostra eben so zahlreich als die Heyden; auf seine Erinnerung aber wären sie bisher ruhig geblieben: so ließ sich Julian zu dem unedeln Kunstgriffe herab, ihn wegen dieser Worte den Christen dieser Stadt als einen Verleumder abzubilden, der gesagt hätte, sie würden gewiß Aufrührer geworden seyn, wenn sie nicht durch seine Ermahnungen wären zurück gehalten worden: und Julian munterte sie auf, ihn deswegen aus der Stadt zu jagen.

In jeder Vergleichung begegnete er seinen christlichen Unterthanen weit weniger günstig als den Heyden: er ließ sie seine Feindschaft noch härter durch bittere Spöttereyen fühlen, deren sich ein Fürst niemals gegen Unterthanen bedienen sollte. Zu Edeßa hatten die Arianer einige Gewaltthätigkeiten gegen die Valentinianer (eine andere Art sogenannter Ketzer, als sie selbst waren,) begangen. Der Kaiser ließ hierauf alle Schätze und Einkünfte dieser Kirche wegnehmen, damit er ihnen, wie er sagte, bey der Erfüllung ihres bewundernswürdigen Gesetzes zu Hülfe kommen möchte, nach welchem sie arm seyn müßten, wenn sie in das Himmelreich gelangen wollten. Er versprach der Stadt Peßinus Beystand, wenn sie sich die Gnade der Göttinn Cybele erwerben würde. Sollte sie aber dieselbe verachten, so würde sie sich seinen heftigsten Unwillen zuziehen. Gleichergestalt drohte er der ganz christlichen Stadt Nisibis, die ihn wegen eines gefürchteten Angriffs der Perser um Hülfe bat, ihr keine zu leisten, nicht einmal ihre Abgeordneten anzunehmen, noch jemals in dieselbe zu kommen, wenn sie nicht vorher sich zur heydnischen Religion bekannt hätte. Gaza und Majuma lagen so nahe bey einander, daß die leztere

Stadt



Stadt der erstern zum Hafen diente; aber Constantin hatte sie wegen ihres Eifers für das Christenthum zu einer besondern Stadt, unter dem Nahmen Constantia, gemacht. Aus eben dieser Ursache nahm ihr Julian dieses Vorrecht, und unterwarf sie dem heydnischen Gaza. Da er zu dem Persischen Feldzuge sehr viel Geld brauchte, waren es auch die Christen, die unter dem Nahmen einer Strafe, welche er allen, die nicht opferten, auflegte, und überaus scharf eintreiben ließ, das meiste dazu beytragen mußten.

Man kann dieses alles nicht wohl anders als eine partheyische Ungerechtigkeit des Kaisers gegen die Christen nennen, die sich dadurch keineswegs entschuldigen läßt, daß die Christen während der Zeit, da sie die Oberhand im Römischen Reiche hatten, mit den Heyden ohngefähr auf gleiche Art umgegangen waren. Die arglistigen Mittel voll Verstellung und Schadenfroher Klugheit, die er dabey anwandte, und die man die Künste oder Kunstgriffe Julians zu nennen pflegt, entehren ihn vielleicht am meisten. Denn ein Fürst hat weniger Ursache als andere Menschen, sich von dem geraden offenen Wege zu entfernen, wenn er Absichten erreichen will, die er vor gut und nützlich hält; am wenigsten darf es derjenige thun, der nach dem Nahmen eines Philosophen strebt, weil Weisheit und Redlichkeit unzertrennlich sind. Julian gewann einen grossen Theil des Kriegsheeres, sich zur Abgötterey zu lenken. Da er aber sehr viele christliche Soldaten standhaft bey ihrer Religion verharren sah, ersann er ein elendes Mittel, sie ohne ihr Wissen oder wider ihren Willen zu Heyden zu machen. Als sie einst ein Geschenk an Gelde von ihm empfangen sollten, ließ er einen Altar mit brennendem Feuer hinsetzen, in welches ein jeder Weyhrauch streuen mußte: denn ehemals war bey einer solchen Gelegen-

legenheit stets den Göttern geopfert worden. Verschiedene erkannten den Betrug, und nahmen das Geld gar nicht an. Eine Anzahl anderer ward durch die Liebe zum Gelde, zugleich durch Furcht und Bestürzung über den unvermutheten Anblick berückt; ob sie gleich merkten, daß sie eine heydnische Cärimonie verrichteten. Noch andere wußten nicht was sie thaten, und glaubten nur einer alten Gewohnheit zu folgen. Doch als man einigen derselben bald darauf vorwarf, daß sie durch diese Handlung Christum verleugnet hätten, eilten sie im höchsten Unwillen auf die öffentlichen Plätze, wo sie mit Thränen laut bezeigten, daß sie noch immer Christen wären, und wenn sie gleich unwissend mit der Hand ein Verbrechen begangen hätten, so habe doch ihr Herz keinen Antheil daran gehabt. Hierauf begaben sie sich zu dem Kaiser, warfen ihm das erhaltene Gold vor die Füße, und forderten ihren Todt, den sie, wie sie sagten, wegen der verübten Schandthat verdienten. Man führte sie würklich zur Hinrichtung fort; aber eben da dieselbe vollzogen werden sollte, ward ihnen die Gnade des Kaisers angekündigt, der sie, an Statt den Christen neue Märtyrer zu verschaffen, an die äußersten Gränzen des Reichs verbannte. Ein ähnlicher Einfall Julians war es, daß er um sein Bild herum, welchem die Unterthanen gewöhnlichermaaßen einige Ehrenbezeigungen erwiesen, noch verschiedene Götter mahlen ließ, damit es das Ansehen haben möchte, als wenn diese zugleich angebetet würden. Diejenigen Christen, welche sich weigerten solches zu thun, wurden als Verächter der kaiserlichen Würde bestraft. Sonst hatte er auch das Kreuz aus der kaiserlichen Hauptfahne, oder dem Labarum, wegnehmen, und ihr wieder die alte Gestalt geben lassen.

Es war noch übrig, daß heftigere Gewaltthätigkeiten gegen die Christen, und selbst Hinrichtungen derselben verübt wurden: auch daran fehlte es unter Julians Regierung nicht; ohne daß man ihn von der Schuld an denselben gänzlich freysprechen könnte. Sobald die Heyden von ihm alle ehemalige Freyheit wieder bekommen hatten, liefen sie an vielen Oertern mit einer unsinnigen Freude öffentlich herum, und überhäufften die Christen mit jeder Art von Beschimpfung; wenn sie aber von ihnen Schmähworte zurück bekamen, mißhandelten sie dieselben auch mit Schlägen. Sie dachten eben nicht unrichtig, daß ihnen unter der jetzigen Regierung alles gegen die Christen erlaubt sey. Die Statthalter der Provinzen verfuhren oft sehr hart mit den Christen, und die christlichen Schriftsteller melden zum Theil, daß Julian diese Stellen gern den grausamsten Leuten ertheilt habe; wiewohl sie auch sagen, daß dieselben sich durch ein solches Betragen bey dem Kaiser in Gunst hätten setzen wollen, und mehr als er befohlen, gethan hätten. Wenn sich aber die Christen bey ihm darüber beklagten, so gab er ihnen die spöttische Antwort: „Eure Pflicht ist, das Unrecht geduldig zu leiden; denn dieses ist die Vorschrift eures Gottes." Viele Martern und eine lange Gefangenschaft trafen diejenigen Christen, welche die von ihnen niedergerissenen Tempel nicht wieder aufzubauen vermochten. Hier regt sich überhaupt, man darf es nicht leugnen, der Verdacht, ob nicht die Christen durch einen solchen unzeitigen Eifer, der noch, da Julian regierte, hin und wieder ausbrach, sich manche Drangsale von den Heyden zugezogen haben? Allerdings ist dieses mehr als Verdacht: und viele Christen besaßen weder Mäßigung noch Klugheit genug, um sich sehr in die Augen fallender Angriffe auf die jezt herrschende Religion zu enthalten. Aber wenn sie gleich zuweilen deswegen verfolgt wur-

wurden; so fanden doch der Haß und die Rachbegierde der Heyden am Julian eine offenbare Aufmunterung. Die heydnischen Einwohner zu Gaza zündeten nicht nur wie es in mehrern Gegenden geschah, eine christliche Kirche an, und verjagten viele Christen; sie nahmen auch drey derselben, die zu den Zeiten des Constantius die heydnische Religion beschimpft hatten, unter vielen Peinigungen das Leben. Es entstand zwar hierauf ein Gerüchte daselbst, daß sie der Kaiser für diese Wuth scharf bestrafen würde; allein er gab ihnen darum nicht einmal einen Verweis. Vielmehr nahm er dem Statthalter der Provinz, der einige dieser Verbrecher hatte gefangen setzen lassen, seine Stelle, und rechnete es ihm als eine Gnade an, daß er ihn nicht zum Tode verurtheilte. Bey dieser Gelegenheit sagte er die Worte, die aus dem Munde eines gerechten und menschenfreundlichen Fürsten nicht gehört werden sollten: „Wozu war es nöthig, diejenigen gefangen zu nehmen, die sich an wenigen Galiläern wegen des vielen Unrechts, das sie und ihre Götter von ihnen erlitten hatten, rächten?“ Durch dieses Bezeigen des Kaisers angefrischt, begiengen die Einwohner von Gaza noch abscheulichere Grausamkeiten an ihren christlichen Mitbürgern. Die Heyden zu Arethusa erschöpften alle Künste der Unmenschlichkeit, um den dortigen Bischof Marcus, eben denjenigen, der dem Kaiser in seiner Kindheit das Leben gerettet hatte, als einen eifrigen Feind ihrer Religion zu martern. Ob man gleich nicht beweisen kann, daß dieses mit Julians Vorwissen geschehen sey; so scheint er es doch nicht geahndet zu haben, und man erzählt, sein Staatsbedienter Sallustius habe ihm vorgeworfen, die Heyden würden dadurch beschimpft und lächerlich gemacht, daß sie sich durch die Standhaftigkeit eines Greises unter so vielem Elende, überwinden ließen. Bey den christlichen Schrift-

stellern des fünften und der folgenden Jahrhunderte, trifft man noch eine Menge Christen an, die wegen ihrer Religion unter Julians Regierung das Leben verloren haben. Verschiedene dieser Nachrichten sind zwar ungewiß, und andere können übergangen werden, weil man darinne keinen unmittelbaren Antheil des Kaisers bemerkt. Aber bis auf den ausdrücklichen Befehl die Christen umzubringen, that er sonst alles, woraus dieses erfolgen mußte.

Vergebens also suchte er dem Nahmen eines Verfolgers zu entgehen: denn dieser gebührt, wie der Geschichtschreiber Socrates richtig urtheilt, demjenigen vollkommen, der ruhig lebende Leute auf irgend eine Art beunruhigt. Daß er die Grausamkeit mancher heydnischen Kaiser gegen die Christen vermieden, bisweilen eine Verfolgung der leztern gemißbilligt hat, oder ihnen gelinde und verträglich begegnet ist, wo man es kaum erwartete; dieses alles gehört ebenfals zu den fruchtlosen Bemühungen, seine wahren Gesinnungen zu verbergen. So gab er den heydnischen Einwohnern von Alexandrien einen ernsten langen Verweis, daß sie den Bischof der Stadt Georgius, einen zwar sehr lasterhaften und schädlichen, bey den rechtgläubigen Christen selbst verhaßten Mann, ermordet hatten. Er gestand in seinem Schreiben, daß Georgius den Todt verdient habe; aber nicht durch sie, indem Gesetze und Richter vorhanden wären, die ihn hätten verurtheilen können: und er sezt hinzu, es sey ein Glück für sie, daß sich dieses unter seiner Regierung zugetragen habe, weil er aus Ehrfurcht gegen den Gott Serapis, unter dessen Schuz sie stünden, wegen ihres Stifters Alexanders des Großen, und wegen des Andenkens seines Oheims, der ihr Statthalter gewesen wäre, (er war ein sehr eifriger Heyde,) ihnen verzeihen wollte. Unterdessen gedenkt

denkt er zween kaiserlicher Bedienten gar nicht, welche die Alexandriner zugleich umgebracht hatten, weil sie, wie der Bischof, der heydnischen Religion Abbruch thaten. Auf der andern Seite wußte Julian auch bisweilen seiner ersten Hitze zu gebieten, wenn er von den Christen gereizt wurde. Der alte und blinde Arianische Bischof von Chalcedon Maris ließ sich in den Götzentempel führen, in welchem sich der Kaiser befand; nannte ihn einen Gottlosen, einen Abtrünnigen, und einen Mann ohne Religion. Dieser aber begnügte sich daran, ihm zu antworten: „Du Blinder! dein Gott, „der Galiläer, wird dich niemals heilen.“ Und als Maris mit den Worten fortfuhr: „Ich danke Gott, „daß er mich blind gemacht hat, damit ich Dein Ge„sicht nicht sehen möchte, der Du in eine solche Gottlo„sigkeit verfallen bist;“ so schwieg der Kaiser dazu still. Aber in der Folge soll er eine desto schärfere Rache an ihm ausgeübt haben. Einst gab sich auch Julian ungemeine Mühe, den Bruder des Gregorius von Nazianzus, Cäsarius, einen sehr gelehrten Arzt an dem Hofe des vorigen Kaisers, und einen eifrigen Christen, zum Abfall von seiner Religion zu bewegen. Da jedoch Cäsarius seiner künstlichen Beredsamkeit mit nicht geringerer Stärke begegnete, vereitelte er alle Angriffe des Kaisers, der sich endlich nicht enthalten konnte, die beyden Brüder zugleich zu loben und zu beklagen. Glücklicher Vater! rief er aus, und unglückliche Kinder!

Wenn man diese Feindschaft Julians gegen die Christen ausnimmt: so hatten sonst seine Unterthanen fast immer einen gerechten, gütigen und uneigennützigen Fürsten an ihm. Sein großes Unternehmen gegen die Perser, nahm freylich eine der ersten Stellen in seinem Geiste ein. Aber er glaubte eine Regierung,

die durch nichts gestört, sanft hätte fortfließen können, mit einem nothwendigen Kriege unterbrechen zu müssen, weil die Perser unter seinem Vorgänger dem Reiche einen unermeßlichen Schaden zugefügt hatten, für welche er Genugthuung zu fordern berechtiget war. Dazu kam auch wohl ein unwiderstehlicher Ehrgeiz. Er hatte durch seine Siege über die Deutschen einen großen Ruhm erlangt; allein hier war der Ort, einen noch größern zu erwerben. Nachdem er also kaum fünf Monathe zu Constantinopel zugebracht hatte, gieng er im May des Jahrs 362. nach Asien hinüber, um Zurüstungen zum Feldzuge anzustellen. Er konnte die Trümmern von Nicomedien, welches kurz vorher durch ein Erdbeben großentheils umgestürzt worden war, nicht ohne Thränen betrachten, da er sich an seine Erziehung in dieser Stadt erinnerte: und schenkte Geld zu ihrer Wiederaufbauung. Hierauf reiste er nach Peßinus, um der Cybele, oder der sogenannten Mutter der Götter, die ihren berühmtesten Tempel daselbst hatte, seine Ehrfurcht zu bezeigen. Zween Christen, davon der eine den Altar der Göttinn niedergerissen hatte, ließ er züchtigen. Er hingegen schrieb, von desto mehr Eifer entzündet, in einer einzigen Nacht allda eine Abhandlung von der Mutter der Götter. Dieses ist eine Erklärung der Geschichte dieser Göttinn, deren geheimen Verstand er ganz aus der Naturlehre zieht. Der junge Attis insonderheit, der darinne eine Hauptperson vorstellt, soll eine Zeugungskraft seyn, die von den Gestirnen auf die Erde zu ihrer Befruchtung gefallen ist. Solche Deutungen der Götterlehre und Fabelgeschichte, hauptsächlich aus der Naturkunde, Geschichte und Sittenlehre gezogen, hatten die heydnischen Philosophen bereits vor dem Ursprunge des Christenthums aufgebracht: manche sinnreiche und treffende, die in der Entstehungsart jener Fabeln ihren Grund hatten; aber

auch

auch gezwungene oder abgeschmackte; alle in der Absicht, um den gemeinen Religionsbegriffen einen für denkende Köpfe würdigern Anstrich zu ertheilen. Als aber das Christenthum erschien, und der heydnischen Religion, auch durch die bittersten Spöttereyen über die Göttergeschichte derselben, so vielen Abbruch, that: da sahen sich die gelehrten Heyden noch mehr genöthigt, dergleichen allegorische Erklärungen zu Hülfe zu rufen. Sie zeigten auch beym Julian die Verlegenheit an, in welcher sie sich als Vertheidiger des Heydenthums gegen die Christen befanden. Würdiger war zwar dieser Versuch eines Philosophen, als die meisten seiner bisherigen Anstalten, dem Heydenthum aufzuhelfen; auch ist er, wie alles, was Julian aufgesetzt hat, wegen mancher Stellen von einnehmender Beredsamkeit zum Theil lesenswürdig; aber man merkt es sogar, wie unglücklich er sich in seine gekünstelte Auslegungen verwickelt.

In einigen andern Stunden seines Aufenthalts zu Peßinus, verfertigte er eine Rede wider die ungeschickten Cyniker. Einer von dieser Sekte hatte die harte und rohe Lebensart des Diogenes, dem er doch nachfolgen wollte, getadelt, und sich üppigen Sitten ergeben. Julian vertheidigt daher diesen berühmten Mann, und zeigt zugleich, daß nur eine einzige Philosophie sey, die sich die Erkenntniß unserer selbst zum Grundsatze, und die Aehnlichkeit mit den Göttern zum Ziel genommen habe. Man kann wenigstens aus dieser Schrift sehen, was sich zur Rechtfertigung des Diogenes und der ächten Cyniker überhaupt, entweder Scharfsinniges oder Scheinbares sagen läßt. Er führte eben dieses noch in einer andern Rede an den Cyniker Heraclius weiter aus, der von den Fabeln der heydnischen Religion verächtlich geurtheilt hatte. Julian zeigt also den Ursprung und Gebrauch derselben: man

müsse sie, sagt er, wie Plato, Plotinus, Porphyrius und Jamblichus verstehen; wenn sie einen widersprechenden und ungereimten Sinn zu haben schienen, so verlangten sie selbst, daß man einen verborgnern aufsuchen möchte. Zu einem Beyspiele kleidet er die Geschichte seines Lebens in eine solche Fabel ein, in welcher dasselbe unter Berathschlagungen, Erscheinungen und Ermahnungen der Götter an ihn abgebildet wird.

Nicht bloß durch dergleichen Beschäftigungen unterschied sich Julians Reise von den prächtigen Zügen der vorigen Kaiser; die Statthalter der Provinzen durften ihm auch die gewöhnlichen Geschenke nicht entgegen bringen: und Reden zu seinem Lobe, mit welchen sie ihn empfiengen, waren ihm das angenehmste. Ueberall bezeigte er sich sehr andächtig gegen die Götter. Besonders aber hörte er bereitwillig alle Beschwerden der Unterthanen an: daher verfolgte ihn stets eine ungestüme Menge derselben, die sich nicht nur bey ihm über erlittenes Unrecht beklagten; sondern öfters ihre Gegner, um sie desto verhaßter zu machen, sogar des Hochverraths beschuldigten. Aber gegen diese Arglist war seine strenge Gerechtigkeit genugsam auf der Hut, und er haßte die Verleumder desto mehr, weil sie ihm ehemals selbst viel geschadet hatten. Unter diesen Anklägern war einer vorzüglich hitzig: er hörte nicht auf zu sagen, sein Feind strebte nach der höchsten Gewalt. Der Kaiser stellte sich mehrere Tage, als verstünde er ihn nicht; endlich fragte er ihn, wer es denn sey, den er anklagte? und erfuhr, daß es ein reicher Bürger sey. Er lächelte darüber, und wollte auch den Grund der Beschuldigung wissen: es war kein anderer, als daß sich dieser Bürger ein seidenes Kleid von Purpurfarbe machen ließ. Hierauf befohl der Kaiser dem Urheber

dieser albernen Klage sich wegzubegeben: er beruhigte sich aber noch nicht. Nun ermüdete Julians Geduld, und er sagte zu seinem dabey stehenden Schatzmeister: „laß diesem gefährlichen Schwätzer auch purpurfarbich- „te Schuhe geben, damit er sie seinem Gegner hintra- „ge, weil sich dieser doch ein Kleid von gleicher Farbe „hat verfertigen lassen. So wird man sehen können, „wie viel einige Stückchen Seidenzeug ohne eine große „Macht ausrichten.“ In Einer Sache jedoch wurde Julian durch die allzufeurige Begierde gerecht zu handeln, ungerecht. Er gab den Städten nicht nur die gemeinen Güter zurück, die ihnen von den vorigen Kaisern waren entzogen worden; sondern nöthigte auch viele reiche Personen, die sich von ihrer Verbindlichkeit zu öffentlichen Aemtern loßzumachen gewußt hatten, dieselben zu übernehmen. Aber er erstreckte diese Verordnung auch auf solche, die ein sehr gegründetes Recht an eine Freyheit dieser Art hatten, und sie konnten dieselbe nicht anders behaupten, als daß sie heimlich den Städten, zu welchen sie gehörten, Geld dafür gaben.

Endlich kam Julian nach Antiochien, der Hauptstadt Syriens, und der schönsten angenehmsten Stadt in den Morgenländern, wohin ihn eine ungeduldige Begierde schon lange zog. Die Einwohner empfiengen ihn mit dem frölichsten Zuruf; aber zugleich hörte er bald darauf unter einem Theil derselben wehmüthiges Klaggeschrey und Heulen, weil eben damals die Heyden das jährliche Andenken von dem Tode des Adonis feyerten. Daher sahen es auch diese vor eine üble Vorbedeutung an, daß er unter solchen Umständen in die Stadt gekommen wäre; und es befremdet in der That, daß er, der auf Anzeichen so aufmerksam war, dadurch nicht abgeschröckt worden ist. Zu Antiochien wollte ihm unter andern auch Thalassius seine Ehrerbietung bezei-

gen; allein Julian ließ ihn, weil er ehemals ein Verfolger seines Bruders Gallus gewesen war, nicht vor sich. Sogleich suchten einige, die mit demselben Händel vor Gerichte hatten, sich dieses zu Nutzen zu machen. Sie kamen den Tag darauf, von einem Hauffen anderer begleitet, vor den Kaiser, und schrieen: „Thalassius, Dein Feind, gnädiger Herr! hat uns das unsrige gewaltsam entrissen.“ Julian merkte, daß man den Unglücklichen durch diesen Umstand leicht unterdrücken könne, und antwortete ihnen: „Es ist wahr, „ich bin allerdings von ihm beleidigt worden; aber bil„lig müßt ihr auch so lange schweigen, bis ich, als der „ansehnlichere Gegner, Genugthuung erhalten habe.“ Darauf befohl er, daß ihre Streitsache nicht eher vorgenommen werden sollte, bis er dem Thalassius seine Gnade wieder geschenkt hätte; welches auch in kurzem geschah.

Einem so großmüthigen Verfahren kamen noch viele andere Handlungen Julians zu Antiochien nahe, wo er das übrige Jahr hindurch verblieb. Die wollüstige Lebensart dieser Stadt hatte keine Gewalt über seine Sitten: außer den Vorbereitungen, die er zum Kriege machte, war er unablässig darauf bedacht, jedermann Recht wiederfahren zu lassen. Ob er gleich bisweilen zur Unzeit mitten unter den gerichtlichen Händeln die Partheyen fragte, was vor einer Religion eine jede zugethan sey; so verleiteten ihn doch weder dieser noch andere Umstände zu ungerechten Urtheilen. Man erzählt zwar auch, er habe manche gemeine Leute, die ihn öffentlich um etwas baten, mit Faustschlägen oder mit den Füßen fortgestoßen; allein es könnte auch seyn, daß sie ihm durch ihren Ungestüm zu beschwerlich gefallen sind. Er erkannte seine übereilte Lebhaftigkeit selbst, und erlaubte seinen Staatsbedienten oder Hofleuten, ihm

ihm deswegen Erinnerungen zu geben, die er mit Vergnügen annahm. Als ihm eines Tags die Sachwalter wegen seiner ungemeinen Einsichten die größten Lobsprüche beylegten, sagte er ziemlich gerührt: „Ich würde „mich sehr freuen und stolz darauf seyn, wenn mich die„jenigen lobten, die mich auch wegen meiner Versehen „tadeln könnten.“ Eine Frauensperson brachte eine Klage vor sein Gericht; wurde aber bestürzt, und beschwerte sich heftig darüber, da sie ihren Gegner unter der kaiserlichen Leibwache nach Art der Römischen Soldaten gegürtet stehen sah. Doch Julian redete sie an: „Fahre immer fort, wenn du glaubst beleidigt worden „zu seyn! denn dieser ist nur deswegen gegürtet, damit „er im schlimmen Wege desto besser fortkomme; deiner „Sache aber kann er wenig schaden.“ In den Gesetzen selbst verbesserte er einiges, und hob insonderheit alles auf, wodurch ihre Deutlichkeit gehindert wurde. Er pflegte wegen dieser seiner Bemühungen nicht ohne Grund zu sagen, die Göttinn der Gerechtigkeit sey auf die Erde zurückgekehrt: und noch mit mehrerm Rechte würde er sich dessen gerühmt haben, wenn er nicht manches willkührlich, mit Verachtung der Gesetze gethan, und nicht einigemal Fehltritte dabey begangen hätte.

Ueberhaupt war sein Betragen sich oft so ungleich, daß man urtheilen mußte, er sey noch nicht Herr genug über sich selbst geworden. Er ließ zween Befehlshaber hinrichten, denen bloß ihre Treue gegen den **Constantius** als ein Verbrechen ausgelegt werden konnte. Gerechter war die Verurtheilung des jüngern **Marcellus**, der seine Absichten auf den Thron gerichtet hatte. Zu einer andern Zeit hingegen vergab er desto leichter. **Romanus** und **Vincentius**, Befehlshaber unter seiner Leibwache, wurden von ihm bloß verbannt, ob sie gleich ebenfals einen strafbaren Ehrgeiz hatten blicken lassen.

Einige Soldaten von eben diesem Hauffen stifteten eine Verschwörung wider ihn; verriethen sich aber in der Trunkenheit; Julian gab ihnen bloß einen Verweis, und begnadigte sie. Theodotus, der sich in seinen Reden an den Constantius sehr eifrig wider den Julian erkläret hatte, warf sich jezt diesem zu Füßen, als er eben dem Jupiter opferte, und bat ihm das Leben zu schenken. „Deine Reden, antwortete ihm der Kai„ser, sind mir von vielen erzählt worden; aber gehe „nur in völliger Sicherheit und ohne Furcht nach Hau„se! verlaß dich auf die Gnade eines Fürsten, der sich „wohlbedächtig vorgenommen hat, die Zahl seiner Fein„de zu verringern, und gerne immer mehr Freunde be„kommen möchte."

Am wenigsten behauptete Julian solche vortreffliche fürstliche Gesinnungen gegen die Christen, auch zu Antiochien. Die meisten Einwohner dieser Stadt waren Christen: zwar durch die Arianische und andere Partheyen unter einander getrennt, auch größentheils üppig in ihren Sitten; aber doch eifrig für ihre Religion. Julian dagegen hatte geglaubt, die Verehrung der Götter daselbst noch beynahe in ihrem alten Glanze zu finden. Er eilte also an dem Feste des Apollo in den berühmten Tempel desselben zu Daphne, einem kleinen ungemein reizend gelegenen Flecken, der gleichsam eine Vorstadt von Antiochien abgab. Allein Statt alles ehemaligen Gepränges fand er bloß einen Priester darinne, der selbst eine Gans hatte mitbringen müssen, damit es dem Apollo nicht an einem Opfer fehlen möchte. Entrüstet über diese Kaltsinnigkeit der Antiochener, gab er ihrem Senat einen scharfen Verweis darüber. „Es ist schändlich, sagte er, daß eine „so große Stadt die Götter so sehr verachtet, als es kein „Flecken an den äußersten Gränzen des Pontus thun „würde,

„würde, und daß sie, da sie ein sehr weitläufiges Ge„biete besitzt, bey der Annäherung des Festes ihres ein„heimischen Gottes, und nachdem die Götter den Ne„bel der Gottlosigkeit vertrieben haben, nicht einen Vo„gel für sich hergebracht hat, da vielmehr jede Zunft „einen Ochsen schlachten sollte. Fiel auch dieses zu „schwer, so hätte wenigstens die ganze Stadt dem Gott „einen Ochsen opfern sollen. Ein jeder von euch wen„det auf Gastmahle und Feste gerne viele Kosten. —— „Aber für euch selbst, und für das Wohl der Stadt, „opfert weder einer besonders, noch alle gemeinschaftlich. „Der Priester allein hat geopfert; der doch vielmehr, „wie mir däucht, von der Menge eurer Opfer einige „Stücke nach Haus hätte nehmen sollen. Die Götter „haben ja den Priestern nur befohlen, sie Statt alles „äußerlichen Dienstes, mit einem ehrbaren und tugend„haften Leben zu verehren, und ihr Amt gehörig zu be„obachten. Euch aber gebührt es, glaube ich, beson„ders und gemeinschaftlich Opfer zu bringen. Nun „aber erlaubt ein jeder von euch seiner Frau, alles den „Galiläern zu schenken: und indem diese die Armen „von eurem Vermögen ernähren, stellen sie diesen Leu„ten, welche die zahlreichste Art von Menschen sind, „ein großes Wunder der Gottlosigkeit dar." Nachdem er ihnen nochmals vorgeworfen hatte, daß sie an einem solchen Feste nicht das geringste in den Tempel geschenkt hätten, endigte er mit den gelindern Worten: „Was „rechtschaffene Männer allhier davon denken, weiß ich „nicht; aber den Göttern gefällt es keineswegs."

Seine Forderung an eine christliche Stadt war sonderbar; allein der Religionseifer glaubt nie etwas zu schweres oder ungerechtes zu verlangen. Die Einwohner nahmen auch seine Strafrede, die er im Tempel selbst hielt, wohin sie zuweilen seinetwegen kamen, ganz

wider

wider seine Absicht auf. Sie ließen ihm zu Ehren, wie auf den Schauplätzen, ungestüme schreyende Zurufungen hören. Diese Schmeicheleyen verdrossen den Kaiser desto mehr, da sie offenbar zur Verachtung seiner Götter ausschlugen. Er verwies sie also dem Volke, und setzte hinzu, es sey anständiger, sich von den Göttern mit einem ehrerbietigen Stillschweigen etwas Gutes auszubitten, als sie durch Lobsprüche gegen Menschen zu beleidigen; nicht einmal den Göttern sollte man schmeicheln, sondern ihnen mit einer weisen Mäßigung dienen.

Ohngeachtet dieser nicht schlechten Grundsätze, mußte doch Julian selbst am wenigsten dem Ausbruch seiner abergläubischen Andacht Schranken zu setzen. Er war ausschweifend im Opfern: zuweilen ließ er hundert Ochsen auf einmal schlachten, und außerdem eine Menge von anderm Vieh, worunter die seltensten Arten weit her gebracht werden mußten. Man glaubte, es würde beynahe an Ochsen fehlen, wenn er erst von seinem Persischen Feldzuge würde zurück gekommen seyn. Außer den unermeßlichen Kosten, welche dieses verursachte, machte es auch seine Soldaten übermüthiger und wilder, weil sie täglich vom Opferfleische schmauseten, und meistentheils betrunken nach Hause getragen werden mußten. Die Wahrsagerkunst, die sich in der Beobachtung des Flugs der Vögel und der Eingeweide geschlachteter Thiere übte, um das Künftige zu erforschen, wurde nach Julians Beyspiel von sehr vielen ungescheut getrieben. Bey gewissen öffentlichen Aufzügen, die zur Ehre der Götter gehalten wurden, gieng er unter einer Schaar Priester, und vieler verächtlicher und zum Theil unzüchtiger Personen beyderley Geschlechts, welche in den Tempeln dienten, ernsthaft einher; wohnte auch mitten unter ihnen den Opfermahlzeiten bey.

Diese Herablassung sollte den Zuschauern Ehrerbietung gegen die heydnische Religion einprägen, denen es ausserdem wohl bekannt war, daß die Sitten ihres Kaisers eine weit andere Gesellschaft verdienten. Es war immer eine starke Ueberwindung seiner selbst, sich aus Eifer für den Götzendienst dem Gelächter der Christen auszusetzen; aber eine philosophische kann man sie in diesem Falle nicht nennen.

Zu gleicher Zeit, sagen die alten christlichen Schriftsteller, begieng Julian insgeheim noch abscheulichere Dinge. Er ließ eine Menge Knaben und Jungfrauen schlachten, um bey seinen nächtlichen Opfern, Hervorforderungen der abgeschiedenen Seelen, und wahrsagenden Versuchen, sich ihrer zerschnittenen Gliedmaaßen zu bedienen. Auch Christen wurden wegen ihrer Frömmigkeit heimlich erwürgt. Man fand daher nach seinem Tode ganze mit Menschenköpfen angefüllte Kasten in dem Palaste zu Antiochien, auch viele Leichname in Brunnen und Gruben, diejenigen noch ausgenommen, die er in den Fluß Orontes hatte werfen lassen. Gleichergestalt traf man alsdann in einem Tempel zu Carrä, in welchem er sich nach seiner Abreise von Antiochien eine Zeitlang aufgehalten, den er aber nachmals hatte verschließen und bewachen lassen, eine bey den Haaren aufgehenkte Frauensperson mit ausgebreiteten Armen an, in deren Bauche er Vorbedeutungen über den Ausgang seines bevorstehenden Kriegs gesucht haben sollte. — Es ist bereits bey diesen Erzählungen angemerkt worden, daß sie nach dem Tode eines bey allen Christen verhaßten Fürsten ausgebreitet worden sind, und also wo nicht ganz erdichtet, doch ungemein vergrößert seyn möchten. So sehr auch Julian den heydnischen Wahrsagerkünsten und geheimen gottesdienstlichen Cärimonien ergeben war; so sind doch die

ange-

angeführten Schandthaten zu unnatürlich für ein so wenig blutgieriges, von aller Menschlichkeit keinesweges entblößtes Gemüth. Es ist hauptsächlich eine heftige rednerische Stelle des Gregorius von Nazianzus, welche hier ein Zeugniß ablegt; und Theodoretus hält die Entdeckungen in dem Palaste vor nicht viel mehr als ein gemeines Gerüchte. Dadurch wächst der Verdacht, daß schlimme Nachreden, die man von den nächtlichen Religionsgeheimnissen des Kaisers ausgestreuet hatte, zu leicht geglaubt worden sind.

Mit noch mehrerm Ansehen der Gewißheit kann man behaupten, daß die Menge Christen, welche Julian während seines Aufenthalts zu Antiochien und noch außerdem soll haben hinrichten lassen, auf übertriebnen Vorstellungen oder spätern Märtyrergeschichten ohne alle Glaubwürdigkeit beruhe. Er blieb immer bey seinem alten Vorsatze, sich an dem Leben der Christen nicht zu vergreiffen. Und wenn er einen oder den andern unter ihnen umbringen ließ, so hatten sie ihm einen andern Vorwand sie zu bestrafen gegeben, als bloß ihre Religion. So weit fällt also diese Beschuldigung weg; aber nur, um der nicht viel geringern Platz zu machen, daß er stets fortgefahren hat, die Christen auf manche empfindliche Art zu drücken. Um sie gewissermaaßen zu nöthigen, an den Opfern Theil zu nehmen, ließ er einiges Opferfleisch in die öffentlichen Brunnen werfen: auf seinen Befehl wurden auch alle Lebensmittel auf dem Markte mit heydnischem Weyhwasser besprengt. Die Christen, denen dieses sehr schmerzlich fiel, genossen gleichwohl davon, weil es ihnen ihre Religion nicht untersagte. Zween Befehlshaber unter der Leibwache beklagten sich bey einer Mahlzeit darüber, und bedienten sich unter andern der Worte aus dem Gebete des Asarias: „Du hast uns, o Herr, in die Gewalt des un-

„gerech-

„gerechtesten abtrünnigsten Königs unter allen Völkern „auf der Welt übergeben.“ Ihre Reden wurden dem Kaiser hinterbracht; sie machten ihm, als sie vor ihn gefordert wurden, eben solche Vorwürfe: er ließ sie darauf geißeln, und ins Gefängniß setzen; nachdem er es aber unmöglich gefunden hatte, sie zum Abfall zu bewegen, ließ er sie hinrichten; doch nur, wie er vorgab, wegen ihres unehrerbietigen Bezeigens gegen ihn.

Seine unersättliche Begierde in die Zukunft zu sehen, machte nicht nur, daß er die berühmtesten Orakel über den schon beschlossenen Feldzug wider die Perser befragte, die ihm auch alle den Sieg versprachen; er ließ selbst die castalische Quelle zu Daphne wieder öffnen, die der Kaiser Adrian bloß deswegen sollte haben verstopfen lassen, damit nicht auch andere, wie er, durch dieselbe ihre künftige Erhebung auf den Thron erfahren möchten. Allein Apollo ertheilte dennoch hier dem Julian keine Antworten, und beschwerte sich vielmehr, daß ihn die zu Daphne begrabenen Leichname daran hinderten. Das heißt ohne Zweifel soviel, die Priester des Apollo bedienten sich dieser Gelegenheit, um den Christen eine Beschimpfung zuzuziehen, und den Kaiser in seiner Ehrfurcht für die Götter zu stärken, von deren Tempeln Gräber weit entfernt seyn mußten. Er befohl also besonders die Gebeine des Märtyrers Babylas, und der mit ihm hingerichteten Christen, auszugraben. Darauf kam eine Anzahl Christen nach Daphne, und trug dieselben auf eine feyerliche Art nach Antiochien, wobey sie die Worte aus den Psalmen sangen: „Alle Verehrer der Götzen sollen zu Schanden werden!“ denn sie glaubten, daß es eben diese Gebeine gewesen wären, die den Apollo stumm gemacht hätten. Julian, der dieses vor eine öffentliche Beleidigung hielt, trug dem Staatsbedienten Sallustius auf,

die Anführer dieses Aufzugs zu bestrafen. Dieser stellte vergebens vor, die Christen würden sich freuen, für ihre Religion zu leiden: er ließ also einen Jüngling unter denselben einen Tag lang martern, dessen Standhaftigkeit den Kaiser bald bewog, seinen Befehl zu widerrufen. Zuweilen reizte ihn zwar auch ein noch mehr unbesonnener Eifer der Christen zum Zorn; doch wußte er ihn bald zu unterdrücken. Eine christliche Wittwe, die Vorsteherinn einer Gesellschaft von Jungfrauen, welche sich dem ehelosen Stande und unaufhörlichen Andachtsübungen gewidmet hatten, wählte, so oft Julian bey ihrem Hause vorbey gieng, gerade solche Psalmen zum Absingen, in denen die Thorheit des Götzendienstes am lebhaftesten ausgedrückt war. Der Kaiser befohl ihr, künftig zu schweigen, wenn er vorbey käme; allein da sie vielmehr bey gleicher Gelegenheit mit ihren Jungfrauen die Worte des Psalms anstimmte: „Gott mache sich auf, und zerstreue seine Feinde!" so ließ er sie herauskommen, und durch einen Soldaten von seiner Leibwache ins Gesicht schlagen. Dem ohngeachtet fuhr sie ferner fort, vor den Ohren des Kaisers zu singen; der sich aber, wie er gleich Anfangs hätte thun sollen, weiter nicht merken ließ, daß er sie hörte.

Desto mehr wurde er durch die plötzliche Einäscherung des herrlichen Tempels des Apollo zu Daphne, der entweder vom Blitze gerührt wurde, oder durch ein Versehen der Heyden verbrannte, wider die Christen aufgebracht. Nichts gab zwar einen Beweis gegen diese ab: auch die Diener des Tempels, welche gemartert wurden, sagten nichts wider sie aus; aber Julian glaubte, sie hätten aus Neid und Verdruß Feuer darinne angelegt, weil er eben damals einen prächtigen Säulengang um denselben führen ließ. Er ließ also zur Vergeltung ihre große Kirche zu Antiochien verschlies-

sen,

sen, und die kostbaren Kirchengefäße in den kaiserlichen Schatz bringen. Sein Oheim Julian, der das Christenthum ebenfals verlassen hatte, that noch mehr, als wozu ihn dieser Befehl berechtigte: er schloß alle christliche Kirchen in dieser Stadt zu, und verurtheilte einen von den Geistlichen an denselben zum Tode. Man erzählt, daß der Kaiser, als er dieses leztere vernommen, seinem Oheim einen hitzigen Verweis gegeben habe, weil er wider seine Absicht, welche auf eine sanfte und vernünftige Bekehrung der Galiläer gerichtet sey, sie vor seinen Augen zu Märtyrern machte; er habe hinzugesetzt, sie würden ihn deswegen als einen grausamen Verfolger in ihren Schriften abschildern, und er verbiete daher, daß keiner von ihnen bloß wegen der Religion hingerichtet werden sollte. In diesen Reden erkennet man den Kaiser völlig; aber es wird weiter hinzugesetzt, sein Oheim sey gleich darauf von einer unheilbaren Krankheit angegriffen, und eben dadurch zur Bereuung seiner vielen Verbrechen gegen die christliche Religion gebracht worden; er habe daher den Kaiser bitten lassen, die Kirchen wieder zu öffnen, indem er bloß wegen seines erfüllten Befehls so viel leiden müsse; dieser aber habe geantwortet, da er die Kirchen nicht verschlossen habe, so werde er sie auch nicht öffnen lassen, und das Elend seines Oheims rühre davon her, weil er den Göttern untreu geworden sey. Noch andere Umstände, welche in dieser Nachricht folgen, machen sie immer weniger glaubwürdig; sie schreibt sich auch von keinem Geschichtschreiber her, sondern aus einer Märtyrergeschichte, in der es wenigstens viele unächte Zusätze geben mag.

Während dieser Begebenheiten und schon vorher, war ein großer Theil des Römischen Reichs, besonders die Gegend, wo sich Julian aufhielt, durch öffentliche Landplagen unglücklich. Nach dem Urtheil der ältern

christlichen Schriftsteller, gab Gott dadurch seinen Zorn gegen den Julian zu erkennen. Aber außerdem, daß darunter so viele tugendhafte Unterthanen zugleich litten, findet man auch eben eine solche allgemeine Noth zuweilen unter der Regierung der besten Fürsten: und dergleichen nur zu gewöhnliche Deutungen der göttlichen Absichten können unerweislich seyn, wie sie es auch meistentheils sind, ohne daß man dadurch gehindert würde, einen nützlichen Gebrauch von dem Unglück, das ein ganzes Land betrifft, zu machen. Im Jahr 362. insonderheit stürzten häuffige Erdbeben eine Menge von Städten um, und erschütterten viele andere. Eine fast allgemeine Dürre zog Hungersnoth und ansteckende Seuchen nach sich. Zu Antiochien fehlte es daher auch, als der Kaiser dahin kam, an Getreyde, und alle Lebensmittel waren sehr theuer geworden.

Da ihm das Volk versicherte, die Reichen hätten Vorrath genug, den sie nur nicht verkauffen wollten: suchte er diese zu bewegen, daß sie ohne Gewinnsucht dem Mangel ihrer Mitbürger abhelfen möchten; er wartete aber bis in den dritten Monath darauf vergebens. Zwar ließ er selbst eine große Menge Getreyde aus Aegypten nach Antiochien kommen, wo er es um einen sehr mäßigen Preis verkaufen ließ. Allein die Reichen kauften von demselben, und verkauften das ihrige heimlich desto theurer. Julian glaubte für die Einwohner nicht besser sorgen zu können, als wenn er alle Lebensmittel auf einen niedrigen Preis herabsetzte. Es half nichts, daß man ihm vorstellte, er werde dadurch die Theurung vergrößern: denn die Menge Soldaten, welche er in der dortigen Gegend zusammen zog, machte es vielmehr nothwendig, die Zufuhr der Bedürfnisse auf alle Art zu erleichtern. Allein er blieb bey seinem Entschluße, und was man vermuthet hatte, ge-

schah:

schatz: die Kaufleute, welche mit Lebensmitteln handelten, verließen lieber Antiochien, als daß sie um einen so geringen Preis verkauft hätten; daher fiengen die nöthigsten Mittel des Unterhalts gar zu mangeln an. Julian, den der Widerspruch der obrigkeitlichen Personen bereits erzürnt hatte, und der alle diese Unordnungen ihren schlechten Anstalten zuschrieb, ließ sie ins Gefängniß führen. Doch eine Rede, welche Libanius für sie hielt, machte es, daß er ihnen an eben demselben Tage ihre Freyheit wieder schenkte.

Bisher war er den Einwohnern von Antiochien schon durch seinen äußerlichen Aufzug, durch die strenge Lebensart, welche er führte, und durch den übermäßigen Eifer für den Götzendienst, lächerlich und verächtlich geworden; nun aber brach ihr Haß gegen ihn völlig aus, da sie durch seinen unvorsichtig guten Willen einer Hungersgefahr ausgesetzt waren. Sie verfertigten Spottgedichte auf ihn, worinne sie ihn einen listigen Fuchs nannten; sie machten sich darüber lustig, daß er bey seiner kleinen Leibesgestalt die Schultern hoch in die Höhe reckte, und überhaupt, um größer zu scheinen, so erhaben einher gienge, als wenn er ein Bruder des Otus und Ephialtes wäre, welche Riesen Homer beschrieben hat. Sie sagten, er trüge einen Bocksbart, aus welchem man Stricke verfertigen könnte. Wegen der unzähligen Opferthiere, die er schlachten ließ, nannten sie ihn einen Schlächter. Auch sagten sie, weil er auf seinen Münzen einen auf dem Rücken liegenden Ochsen auf einem Altar hatte abbilden lassen, er habe die Welt umgekehrt. Man versichert, daß die Antiochener überhaupt zur Spötterey sehr geneigt gewesen wären; aber man weiß wohl, daß jede große Stadt eine Menge von Müssiggängern in sich schließe, denen es weder an Zeit, noch an Lust und Gelegenheit fehlt, über andere zu lachen.

chen. Der große und vortreffliche Mann selbst entwischt niemanden leichter als den Augen des gemeinen Haufens, wird nicht bemerkt, oder wegen sonderbarer Umstände in seinem Betragen verspottet; geschweige denn daß ein Mann, der aus guten und tadelhaften Eigenschaften zusammengesetzt ist, dem Hohngelächter eines üppigen Volks entgehen sollte.

Julian rächte sich wegen dieser Beleidigungen bloß durch eine satyrische Schutzschrift, die er unter der Aufschrift Misopogon, (oder der Bartfeind) für sich aufsetzte. Er stellt sich in derselben, als wenn er alles Nachtheilige, was von ihm gesagt wurde, und noch mehr, zugäbe; aber nur, um seine Unterthanen durch die Vergleichung, die er zwischen sich und ihnen vornimmt, ihr Unrecht desto stärker empfinden zu lassen. Diese bittere Spottschrift ist witzig und lebhaft abgefaßt; doch sinkt der Kaiser darinne öfters unter seine Würde und unter den Wohlstand herab; oder verfällt bisweilen auf frostige Scherze. Die christlichen Schriftsteller jener Zeiten haben ihm vorgeworfen, daß er, der die Christen verfolgte, sich nicht wegen der Mäßigkeit im Essen hätte loben sollen; auch gesteht Ammian, daß er die Einwohner von Antiochien schlimmer als sie waren, abgeschildert habe. Aber dennoch ist es gewiß, daß ihre Sitten größtentheils sehr verdorben waren, und immer muß man es Großmuth oder rühmliche Nachsicht nennen, wenn Julian ihre Schmähreden bloß mit den Waffen eines Schriftstellers bestraft.

Einige Beyspiele aus dieser Schrift werden sie noch genauer kennen lehren. Um mit meinem Gesichte den Anfang zu machen, sagt Julian, so hat mir freylich die Natur wenig Schönheit verliehen: und ich selbst habe noch aus einer finstern und mürrischen Gemüths-

art

art diesen langen Bart hinzugefügt, um mein Gesicht gleichsam zu bestrafen, weil es nicht schöner ist. Ich dulde auch Läuse in dem Barte, welche wie die wilden Thiere in einem Walde herumlaufen: und ich darf weder stark essen noch trinken, damit ich nicht unvermerkt einige Haare mit hinunter schlucke. Ich könnte mein Kinn eben so glatt machen, wie ihr es bis in euer Alter thut; aber mein Kopf ist sogar eben so wild, und wird selten geschoren, so wie ich auch meine Nägel selten abschneide, und fast schwarze Finger vom Gebrauch der Feder habe. Wenn ihr auch geheimere Umstände wissen wollt, so ist meine Brust eben so rauch als bey einem Löwen. Meine Lebensart ist nicht weniger hart: ich bin thöricht genug, die Schauplätze gar nicht zu besuchen, und so unempfindlich, daß ich nur beym Anfange des Jahrs ein Schauspiel an meinem Hofe aufführen lasse; ich habe keine Güter, ob ich gleich ein großer König heiße, und alle meine übrige Sitten sind gerade das Widerspiel von einer so zärtlichen Stadt. Allein das geschieht nicht eurentwegen: schon von meiner Jugend an habe ich aus einem groben und einfältigen Vorurtheil meinen Bauch bekriegt. Die bäurischen Gallier konnten mich wohl vertragen; aber eine so reiche und glückliche Stadt, wo so viele Tänzer und Flötenspieler, mehr Comoedianten als Bürger sind, muß mir freylich eine solche Aufführung verargen. — „Wie hast du wohl glauben können, so fragt er sich selbst im Nahmen der **Antiochener**, daß sich dein rauhes unfreundliches Wesen mit der hiesigen Weichlichkeit vereinigen lasse? Du irrst sehr, wenn du denkst, daß man seinen Geist durch eine kluge Mäßigung zieren müsse. Denn erstlich wissen wir nicht, was diese Tugend sey; und wenn sie, nach deinem Betragen zu urtheilen, darinne bestehen sollte, daß man den Göttern und den Gesetzen diene: so bringst du dich und uns ins Verderben,

 weil

weil wir nicht einmal das Wort dienen hören können, und in allen Stücken frey seyn wollen. Was vor eine Verstellung ist nicht dieses, daß du den Nahmen eines Herrn verwirfst, und uns gleichwohl nöthigst, der Herrschaft der Obrigkeit und der Gesetze unterworfen zu seyn? Ganz unausstehlich ist es, daß du die Reichen in den Gerichten zwingst bescheiden zu seyn, und den Armen die Freyheit zu verleumden nimmst. Dadurch aber richtest du uns zu Grunde, daß du der Schaubühne und den Tänzern den Abschied giebst. Du erweisest uns weiter nichts Gutes, als jene verhaßte Strenge, die wir nun sieben Monathe lang dulden: und wir haben daher unsere Wünsche und unser Gebet um Befreyung von so vielem Elende den alten Weibern aufgetragen, welche sich fleißig bey den Gräbern der Verstorbenen aufhalten;" — vermuthlich eine Spötterey über die Ehrerbietung, welche die Christen den Märtyrern erwiesen. Auf eine ähnliche Art läßt sich Julian seine häuffige Besuchung der Tempel, die strenge Erziehung, deren er genossen hatte, und nebst vielem andern, selbst seine Wohlthaten gegen die Einwohner von Antiochien, als unverzeihliche Fehler vorrücken. Ihnen macht er dagegen hin und wieder einige ziemlich ernsthafte Vorwürfe, die von dem herrschenden Tone der ganzen Schrift merklich abweichen. Am Schluß derselben bekennt er, sich alles Uebel selbst verursacht zu haben, weil er Undankbaren Gutes erzeigt hätte; dieses, setzt er hinzu, werde ihn künftig vorsichtiger gegen sie machen; ihnen aber möchten die Götter die Gewogenheit und Ehre, die sie ihm öffentlich erwiesen hätten, vergelten.

Weit gefehlt jedoch, daß diese seltsame Schutzschrift die Absicht Julians erreicht hätte; so scheint sie die ehemaligen Spottreden gegen ihn vielmehr wieder aufgeweckt

weckt zu haben. Er erfuhr solches; hielt aber den Unwillen, den er darüber empfand, bey sich zurück. Vielleicht merkte er jezt, daß er mehr witzig als überlegt und scharfsichtig geschrieben habe. Mitten unter der gezwungenen Demüthigung und einem erniedrigenden Geständniß, das er ablegte, schimmerte doch die Zufriedenheit mit sich selbst, und die hohe Meinung von seinen Vorzügen überall hervor. An Statt das Lächerliche zu vermeiden, das man an ihm zu finden glaubte, zeigte er es selbst von einigen Seiten: denn es war vergebens, seine Spötter zu bereden, daß sie dasjenige, was er vor ehrwürdig oder anständig hielt, mit gleichen Augen betrachteten. Etwas mehr Herablassung zu ihren Neigungen, würde ihm vermuthlich eher als alles andere einen Theil ihrer Liebe erworben haben. Er, lauter Ernst und Strenge, immer voll von seiner Philosophie, und von der Begierde etwas Ausnehmendes zu verrichten; sie hingegen nur bemüht, ihr Leben vergnügt zuzubringen, und gewohnt über alles flüchtig wegzusehen: so mußten sie einander beynahe stets mißfallen. Eigentlich wählte zwar Julian nicht übel Satyre gegen Satyre; aber wo Haß und Erbitterung zum Grunde liegen, wie bey seinen Tadlern, da dringen keine Spöttereyen durch. Dieser unauslöschliche Abscheu, den sie gegen ihn gefaßt hatten, rührte bloß von der verschiedenen Religion her, zu der er sich bekannte. Wäre er ein Christ gewesen: so würde ihn eben der lange Bart, und die harte, sonderbare Lebensart, die ihnen zu lustigen Einfällen dienten, bey ihnen, ohngefähr wie die Mönche und Einsiedler, zum Heiligen gemacht haben. Gegen einen heydnischen Fürsten aber vergaßen sie die Ehrerbietung, die sie ihm ohngeachtet seiner Fehler und feindseeligen Gesinnungen schuldig waren.

Neben den Spöttereyen, Verordnungen und zum Theil Gewaltthätigkeiten, welche Julian wider die Christen anwandte, fiel er auch auf andere, wenigstens wohl ausgesonnene Mittel, entweder der heydnischen Religion Vorzüge vor der christlichen zu verschaffen, oder diese leztere gar zu stürzen. Er hatte gefunden, daß die tugendhaften Sitten der christlichen Lehrer, und so viele rühmliche Anstalten ihrer Kirche, derselben ungemeinen Ruhm und Beyfall erworben hatten; den Heyden hingegen konnten darüber starke Vorwürfe gemacht werden, daß es ihnen daran größtentheils mangelte. Daher suchte er seinen Glaubensgenossen auch diese Vortheile zu geben, da sie schon in dem Besitze des größten waren, ihn zum eifrigsten Freunde zu haben. Man hat noch ein Schreiben, das er an den Oberpriester von Galatien Arsacius in dieser Absicht gesandt hat: es verdient hier ganz zu stehen. „Daß die heydnische Religion, so fängt er dasselbe an, nicht nach unserm Wunsche ihren Fortgang hat, daran sind selbst ihre Bekenner Schuld. Die Gaben der Götter sind herrlich, groß und vortrefflicher, als man bitten oder hoffen könnte. Was ich sage, mag die Nemesis (eine Göttinn, von welcher man glaubte, daß sie die Uebermüthigen bestrafe,) wohl aufnehmen! Wenige Zeit vorher hätte sich niemand erkühnt, eine so große Veränderung zu wünschen. Warum scheinen wir uns aber hieran zu begnügen, und sehen nicht vielmehr auf dasjenige, wodurch die gottlose Religion der Christen so sehr zugenommen hat? theils auf ihre Leutseeligkeit gegen Fremde, (oder ihre Gastfreyheit;) theils auf ihre Sorgfalt die Todten zu begraben; theils auf ihre verstellte Ehrbarkeit des Lebens. Jedes dieser Dinge müssen wir, wie ich glaube, in der That ausüben. Es ist auch nicht genug, daß man sich hierinne anständig bezeigt; sondern ich verlange, daß du alle

„Prie-

„Priester in Galatien, entweder durch Drohungen „oder durch Ueberredung zu einem sittsamen Leben bringest, oder sie ihres priesterlichen Amtes entsetzest, wenn „sie nicht mit ihren Weibern, Kindern und Bedienten „den Dienst der Götter fleißig beobachten. Sie sollen „auch nicht zugeben, daß die Knechte, Kinder oder „Weiber der Galiläer, sich unehrerbietig gegen die „Götter aufführen, und die Gottlosigkeit der Frömmigkeit vorziehen. Weiter ermahne einen jeden Priester, „daß er sich bey den Schauspielen nicht einfinde, in keiner Schenke trinke, noch irgend eine schändliche Kunst „oder ein garstiges Handwerk treibe. Diejenigen, welche dir gehorchen, ehre; die widerspänstigen aber beraube ihrer Stelle. In jeder Stadt lege viele Gasthäuser an, damit die Fremden unserer gütigen Neigung genießen: und nicht bloß unsere Religionsverwandte, sondern auch andere, wenn sie Geld bedürfen. Ich bin vor der Hand auf Mittel bedacht gewesen, durch welche du dieses ausführen könnest. Denn „ich habe befohlen, daß jährlich in Galatien dreyßigtausend Scheffel Weitzen und sechszigtausend Maaß „Wein hergegeben werden sollen. Der fünfte Theil „davon soll den Dienern der Priester; das übrige aber „den Fremden und Bettelnden ertheilt werden. Denn „es ist schändlich, daß, da unter den Juden niemand „bettelt, und die gottlosen Galiläer nicht allein ihre, „sondern auch unsere Bettler ernähren, die unsrigen der „Hülfe zu entbehren scheinen, die ihnen von uns geleistet werden sollte. Belehre daher die Heyden, daß „sie freywillig zu dieser Absicht Geld hergeben, und ihre Dörfer, daß sie den Göttern die Erstlinge der Früchte darbringen; gewöhne sie an diese Gutthätigkeit, und „erzähle ihnen, daß wir ehemals diese Anstalten gestiftet „haben. Denn Homerus legt dem Eumäus folgende Worte in den Mund: „Wenn irgend ein schlech-

„ter Fremdling zu mir kommen sollte, so wür„de ich ihn nicht übel empfangen. Denn sie „kommen alle vom Jupiter, reiche und ar„me; meine Gabe ist gering, aber doch lieb„reich. Wir wollen also nicht zulassen, daß uns an„dere durch die Nachahmung unsers Guten übertreffen, „und wir durch unsere Nachläßigkeit beschämt werden; „oder vielmehr, daß es das Ansehen gewinne, als wenn „wir Verräther an der Verehrung der Götter werden „wollten. Ich werde mich sehr freuen, wenn ich höre, „daß du dieses fleißig besorgst. Die Statthalter besu„che selten in ihrem Hause; desto öfter aber schreibe „Briefe an sie. Wenn sie in die Stadt kommen, soll „ihnen kein Priester entgegen gehen; ausgenommen, „wenn sie sich in die Tempel der Götter begeben, und „auch daselbst nur im Vorhofe. Bey diesem ihrem „Eingange soll kein Soldat vor ihnen hergehen; wer „aber will, kann hinter ihnen hergehen. Denn sobald „einer von ihnen den Tempel betreten hat, so wird er „eine Privatperson, weil du selbst, wie du wohl weißt, „über alle, welche sich darinn befinden, die Aufsicht „führst: und dieses fordert auch das Gesetz der Götter. „Diejenigen, welche dir gehorchen, sind würklich fromm; „die sich aber dir aus Stolz widersetzen, sind Prahler „und auf eine eitle Art ehrbegierig.“ Julian endigt sein Schreiben mit einer Erklärung über die Einwohner von Peßinus, die man bereits oben (S. 285.) gelesen hat.

Diese seine Bemühungen, die Religion, die Tempel und Götzenpriester der Heyden ehrwürdiger zu machen, waren in der That ein stillschweigendes erzwungenes Bekenntniß, daß die Christen, deren Beyspiel er zur Nacheiferung empfielt, nicht so gottlos gewesen sind, als er sie gerne wollte angesehen wissen. Ihre

Feinde selbst also fanden ihre Religionsanstalten nachahmungswürdig: und dieses gieng noch viel weiter. Es ist noch ein großes Stück von einer Rede oder einem Schreiben des Kaisers, vermuthlich auch an einen heydnischen Oberpriester, übrig, worinne er weitläufige Vorschriften über die Sitten und Pflichten eines heydnischen Priesters ertheilt, auch demselben jede Ehrerbietung zu erweisen befiehlt. „Die Priester, schreibt er unter andern, müssen sich nicht allein vor allen lasterhaften Handlungen, sondern auch vor unzüchtigen Reden und muthwilligen Scherzen hüten. Sie dürfen nicht den Archilochus oder Hipponax, noch auf eine ähnliche Art geschriebene Schauspiele, sondern Philosophen, und unter diesen wieder solche lesen, deren Schriften liebenswürdige Begriffe von den Göttern machen, und Frömmigkeit einflößen. Einige unter unsern Dichtern hatten eben dieses gelehrt; allein man hat sie verachtet; da hingegen die Jüdischen Propheten, welche diese Lehren mit völliger Gewißheit behauptet haben, von den unglücklichen Galiläern bewundert werden. Wir müssen auch keine erdichtete, am wenigsten Liebes-Geschichten lesen, (er zählt sich selbst mit Rechte unter die heydnischen Priester, als den Hohenpriester dieser Religion,) sondern bloß wahre, weil jene die Begierden zu heftig entzünden. Die Lehrsätze der Epikureer und Pyrrhonier dürfen bey uns gar keinen Zugang finden: sehr wohl haben die unsterblichen Götter diese Sekten aufgehoben, so daß auch ihre meisten Bücher verloren gegangen sind. Wir müssen selbst böse Gedanken vermeiden. Es müssen daher Lobgesänge der Götter auswendig gelernt werden, deren es viele und schöne giebt; besonders solche, die beym Gottesdienste gesungen werden: denn sie sind von den Göttern selbst eingegeben worden. Der Priester muß öffentlich und insgeheim oft zu den Göttern beten; wenigstens zweymal bis dreymal

mal des Tages. Wenn ihn die Reihe der Amtsverrichtungen im Tempel trifft: so darf er denselben gar nicht verlassen, und muß sich auf die strengste Art reinigen und vorbereiten; ist aber diese Zeit vorbey, so kann er seine Freunde wieder besuchen, auch bey dem Statthalter sich der Armen annehmen. Im Tempel muß er die prächtigsten Kleider tragen; außer demselben aber nur gemeine, damit jener heilige Schmuck nicht befleckt, noch der Priester zum Stolze verleitet werde. Mit Schauspielern und Tänzern darf er gar keine Gemeinschaft haben. Ueberhaupt müssen die rechtschaffensten Männer in einer Stadt zu Priestern gewählt werden: besonders solche, die vor allen andern Gott und die Menschen lieben; sie mögen nun arm oder reich seyn. Von der Ehrfurcht gegen Gott ist es ein Merkmal, wenn jemand alle, mit denen er umgeht, zur Frömmigkeit gegen die Götter anführt. Die Menschenliebe aber erkennt man daran, wenn er von einem geringen Vermögen den Armen gerne etwas mittheilt, und an sehr vielen seine Freygebigkeit ausübt. Hierauf muß man besonders Acht haben, und diesem Umstande abzuhelfen suchen. Denn weil die Armen von den Priestern vernachläßigt wurden, haben die gottlosen Galiläer, welche solches bemerkten, sich dieser Art von Menschenliebe desto mehr befleißigt, und unter dem Schein einer guten Handlung ein sehr schlimmes Mittel ergriffen. So wie diejenigen, welche Kinder in ihre Gewalt zu bekommen suchen, sie durch Kuchen an sich locken: so machen die Galiläer mit ihren Agapen oder Liebesmahlen, und ihrer Mildthätigkeit gegen die Armen, den Anfang, die Gläubigen zur Gottlosigkeit zu verführen."

Daß Julian schlau gegen die Christen verfuhr, und sie gleichsam mit ihren eigenen Waffen zu bestreiten suchte, kann ihm eben nicht verargt werden; aber überall

blickt

blickt auch seine ungemeine Erbitterung wider dieselben, und ein Hang, alles, was sie thaten, übel auszulegen, hervor. Gleichwohl gefielen ihm so viele ihrer gottesdienstlichen Gebräuche. Er war Willens, die innere Einrichtung ihrer Kirchen in den Tempeln der Heyden einzuführen; unter diesen ebenfals einen öffentlichen Unterricht über die Religion, bestimmte Tage und Stunden zum Gebete, Klöster für beyderley Geschlechter, Armenhäuser, und dergleichen mehr, anzuordnen. Eben diesen Vorsatz hatte er in Ansehung der bey den Christen gewöhnlichen Kirchenbuße gefaßt: man lieset sogar noch eines seiner Schreiben an einen heydnischen Priester, in welchem er denselben wegen eines begangenen Versehens, auf drey Monathe seines Amtes entsetzt. Vor allen aber bewunderte er die sogenannten canonischen oder kirchlichen Briefe, die von den Bischöfen mit gewissen nur unter ihnen bekannten Kennzeichen ausgefertigt wurden, und den reisenden Christen dazu behülflich waren, daß ihre Glaubensgenossen sie in allen Gegenden der Welt auf die gütigste Art bewirtheten. In einem Schreiben an den Theodorus, Oberpriester in klein Asien, vergleicht der Kaiser auch unter andern die Sitten der Christen und Heyden zum offenbaren Vortheil der erstern mit einander. Er gesteht, daß die Bereitwilligkeit der Christen, für ihre Religion zu sterben, bey den Heyden nicht anzutreffen sey, und daß sie den höchsten wahren Gott verehrten, den auch die Heyden unter mancherley Nahmen anbeteten; aber nur darinne, glaubt er, irren die Christen, daß sie die übrigen Götter keiner Ehrfurcht werth schätzten.

Vermuthlich würden alle von den Christen geborgte Einkleidungen, wenn sie Julian bey der Religion, dem Gottesdienste und den Priestern der Heyden zu Stande gebracht hätte, diesen wenig Ehre oder Nutzen verschafft haben.

haben. Da ihr Muster und Ursprung nicht verdeckt werden konnte: so war es eine siegende Bemerkung für die Christen, daß eben diejenigen, von welchen sie verachtet und verfolgt wurden, sie zugleich nachahmten, ohne doch die Heiligkeit ihrer Religion erreichen zu können. Denn würklich mochte man den Dienst der Götter ausschmücken, verehrungswürdig und beliebt machen, so sehr es immer möglich war; er blieb doch nur ein unreiner Zusammenfluß von Fabeln und Einfällen; ein Gebäude, in welchem man keinen sichern Schritt thun konnte, weil der Grund desselben niemals einige Festigkeit gehabt hatte, und ihrer nicht einmal fähig war. Außerdem war auch der unveränderliche Unterscheid sehr wichtig, zwischen einer Religion, welche selbst ihren Dienern Tugend und Gottseeligkeit auflegte, und durch alle Arten von Erleichterung empfol, und zwischen einer solchen, wie die heydnische war, deren Grundsätze sogar zum Theil die Laster begünstigten; auf die also der Ruhm nicht zurückfiel, den ihre Verehrer durch eine gezwungene Sittsamkeit erlangten.

Von einem andern Mittel zur Aufnahme des Heydenthums hat sich Julian ohne Zweifel weit mehr versprochen: von seiner Schrift wider die christliche Religion. An sich betrachtet war dieser Angriff einem Philosophen anständiger, als so viele andere gewaltsame, oder arglistige Anstalten, durch welche er dem Christenthum zu schaden hoffte. Die heydnischen Gelehrten, Celsus, Hierocles und Porphyrius, hatten schon seit dem zweyten Jahrhunderte, bis gegen den Anfang des vierten, ähnliche Bücher aufgesetzt; aber ohne eine beträchtliche Würkung. Meistentheils kannten diese Schriftsteller den Glauben der Christen zu wenig, als daß sie nur die erste Fähigkeit zur Widerlegung desselben gehabt hätten: ihre Spöttereyen trafen

daher

daher auch destoweniger das vorgesetzte Ziel. Allein wenn Julian eine Religion bestritt, mit welcher er so wohl bekannt war, und welcher er eine nicht mehr, wie zu den Zeiten jener Schriftsteller, herrschende, sondern fast zu Boden gestürzte Religion vorgezogen hatte: so konnte man wichtige und ernsthafte Gründe erwarten. Er schrieb dieses Werk in den Winterabenden, die er zu Antiochien zubrachte: von Philosophen umgeben, und vielleicht auch mit einigem Beystande derselben, so weit ein Herr von so großen Gaben deßelben benöthigt war. Die Christen beantworteten es nicht sogleich: entweder weil sie es verachteten, und glaubten, diejenigen Schriften, welche sie jenen ältern Feinden des Christenthums entgegen gesetzt hatten, wären auch für diesen hinlänglich; oder weil sie ihre eigenen Streitigkeiten unter einander und andere Umstände daran hinderten. Würklich hatte auch schon ehemals **Apollinaris** ein Buch wider den Kaiser und die heydnischen Philosophen bloß aus Beweisen der Vernunft verfertigt; allein **Julian** spottete darüber, indem er es den ansehnlichsten Bischöfen mit den Worten zuschickte, die eine Art von Wortspiel in sich faßten: „Ich habe es gelesen, untersucht und verurtheilt." Vierzig Jahre nach **Julians** Tode ohngefähr fieng man an, sein Werk in besondern Schriften zu widerlegen. Die berühmteste derselben schreibt sich vom **Cyrillus**, Patriarchen von Alexandrien, her: darinne sind auch viele Absätze des gedachten Werks aufbehalten worden, das man keineswegs hätte unterdrücken oder untergehen lassen sollen. Doch selbst diese Ueberbleibsale sind für die Nachkommenschaft lehrreich.

„Es scheinet dienlich zu seyn, sagt der Kaiser gleich „im Anfange, allen Menschen die Ursachen anzuzeigen, „warum ich glaube, daß die Religionswissenschaft der

„Ga-

„Galiläer eine gottlose menschliche Erdichtung sey, „die nichts Göttliches in sich begreift; sondern sich Fa„beln bedient, und die kindische Einbildungskraft über„redet hat, wunderbare Erzählungen an Statt der „Wahrheit anzunehmen. Da ich aber von allen ihren „Lehren handeln will, so muß ich vorher erinnern, daß „diejenigen, welche mir widersprechen wollen, wie vor „Gerichte, nichts sagen dürfen, was nicht zur Sache „gehört, noch weniger Gegenbeschuldigungen vorbrin„gen, ehe sie sich gegen die Vorwürfe vertheidigt ha„ben." Er gestehet, daß die Griechen unglaubliche und seltsame Fabeln von den Göttern ersonnen haben. Aber er glaubt doch, daß, wenn man die Erzählungen des Moses und Plato von der Schöpfung der Welt mit einander vergleiche, der leztere gewiß den Vorzug gewinnen werde. Moses sage nichts von der Schöpfung des Abgrundes, der Finsterniß und des Wassers; auch nicht wie Engel hervorgebracht worden: er lasse Gott nur körperliche Dinge bilden. Plato hingegen lasse den höchsten Gott die Götter der Götter anreden, das heißt die unsichtbaren Wesen, welche in und mit ihm vorhanden sind, und die durch die sichtbaren Götter, Sonne, Mond, Sterne und Himmel, abgebildet werden; und ihnen lasse er Gott befehlen, nachdem er selbst das Unsterbliche geschaffen, nunmehr auch das Sterbliche, nemlich Menschen, Thiere und Pflanzen hervorzubringen. Da jedermann beym Beten die Hände gen Himmel erhebe, auch Schwörende ihre Augen dahin richteten: so sey dieses ein Beweis, daß man den Himmel und die Gestirne auch vor Götter halte, zumal weil sie gar keiner Veränderung unterworfen wären. Er findet es weiter sonderbar, daß Eva, die Gott dem Adam zur Gehülfinn gegeben, ihm vielmehr zum Unglück geworden sey; gleichsam als wenn Gott dieses nicht hätte vorher wissen können. Und in was vor einer

Spra-

Sprache, fragt er, hat wohl die Schlange mit ihr geredet? Wodurch unterscheidet sich dieses wohl von den Fabeln der Griechen? Wie ungereimt ist es nicht zu behaupten, Gott habe den Menschen die Kenntniß des Guten und Bösen verboten, da sie doch ohne dieselbe immer Thoren hätten bleiben müssen! Außerdem, sagt er, stelle Moses Gott neidisch vor, der die Menschen aus dem Paradiese vertreibe, sobald sie klug geworden wären. Was in der Schöpfungsgeschichte noch richtig sey, wäre von den Heyden geborgt worden. Moses hätte auch von dem Geiste Gottes etwas hinzugesetzt; aber nicht gemeldet, ob dieser ungeschaffen oder gemacht wäre.

Eben diesen Schriftsteller tadelt Julian, daß er den Schöpfer der Welt bloß für das jüdische Volk Sorge tragen lasse; der übrigen Völker aber, und von was vor Göttern sie regiert würden, gar nicht gedenke. Jesus von Nazareth, und der größeste aller Betrüger, Paulus, habe dieses gleichfals gelehrt. Zwar hätte der leztere nach seiner unbeständigen Lehrart versichert, Gott sey auch der Heyden Gott. Aber wenn dieses wahr sey, könnte man ihn fragen, warum denn Gott den Juden allein Propheten und Wunder ertheilt, warum er alle Völker bis auf ein einziges geringes, das erst vor zweytausend Jahren einen Theil von Palästina eingenommen, so viele Jahrhunderte in einer so tiefen Unwissenheit gelassen habe. Es sey auch eine partheyische Vorstellung, Gott einen Eiferer zu nennen, der die Sünden der Eltern an den Kindern strafe. Weit vernünftiger sey die Lehre der Heyden, daß der Schöpfer der Welt zwar der gemeinschaftliche Vater und König der Menschen sey; aber die Völker und Städte besondern Göttern zur Regierung übergeben habe, aus deren verschiedenen Gaben und Kräften sich auch der Unter-

scheid in den Fähigkeiten der Völker herleiten lasse. Auch von der Verschiedenheit der Sprachen gebe Moses eine sehr fabelhafte Ursache an, die man mit demjenigen vergleichen könne, was Homerus von den Riesen erzähle, welche drey Berge über einander thürmten, um in den Himmel dringen zu können. Es sey unmöglich, daß das ganze menschliche Geschlecht eine Stadt aufbaue, die bis an den Himmel reiche. Gleich widersinnig sey es zu glauben, daß Gott sich vor den Unternehmungen der Menschen gefürchtet habe, wenn sie einmüthig und im Gebrauch Einer Sprache sich den Weg in den Himmel bahnen könnten; daß er deswegen sich auf die Erde habe begeben müssen, um eine Sprachenverwirrung hervorzubringen, als wenn er es nicht auch im Himmel hätte thun können. Uebrigens rede Moses nur von der Entstehung der Sprachen; aber von dem weit wichtigern Ursprunge der Gesetze und Sitten bey den Völkern, sage er gar nichts. Aus diesem allem müsse man schließen, daß der Gott, von welchem Moses rede, bloß über das Jüdische Land die Aufsicht geführt habe. Und eben dieser Geschichtschreiber gebe dadurch, daß er erzählt, es wären neben dem Schöpfer noch andere auf die Erde herabgekommen, eine Mehrheit der Götter zu erkennen.

Hierauf beurtheilt Julian die Gesetze und andere Nachrichten Mosis mit gleicher Härte. Was in den zehn Geboten enthalten ist, sagt er, wird bey allen Völkern beobachtet, wenn man die beyden Vorschriften ausnimmt: Du sollst keine andern Götter anbeten, und Gedenke des Sabbaths! Durch den Zusatz aber zu der ersten Vorschrift: Gott ist ein Eiferer, legt Moses Gott tadelhafte menschliche Leidenschaften bey. Wenn andere Götter wider den Willen Gottes verehrt werden, so fehlte ihm entweder die Macht solches zu verhindern, welch

welches gottlos seyn würde zu sagen; oder der Wille, wie wir gerne zugeben. Will Gott aber niemanden außer sich angebetet wissen, warum betet ihr denn diesen Sohn an, den er nie vor den seinigen erkannt hat? Sehr unanständig sind auch der Zorn und die Rachbegierde, welche Gott zugeschrieben werden, da er wegen eines Hauffens Verbrecher, die von den Moabitern verführt wurden, so viele tausend Israeliten umbrachte, und oft das ganze Volk vertilgen wollte. Die griechischen Gesetzgeber, und die Römer selbst, sind gegen Missethäter weit gelinder. Und an Statt daß die Juden an Gott den hitzigsten Zorn zur Nachahmung vorgestellt sehen, lehren uns die Philosophen, die Götter durch eine von allen Leidenschaften freye Betrachtung der Dinge nachzuahmen. Gott hat so wenig für die Juden allein gesorgt, daß er uns vielmehr weit vortrefflichere Dinge verliehen hat, als ihnen, nemlich Gelehrsamkeit, Künste, Tapferkeit, und andere Gaben. Wir können ein ganzes Volk von Philosophen, Künstlern und Gesetzgebern aufstellen, und die Israelitischen Könige sind gegen unsere berühmten Fürsten sehr unbeträchtlich.

Da er hievon Gelegenheit nimmt, aus der ältesten heydnischen Geschichte Beyspiele von dieser Art anzubringen: so vergleicht er mit denselben den Heyland der Welt. „Jesus, schreibt er, ist seit ohngefähr dreyhundert Jahren bekannt worden, nachdem er wenige „von euch, und darunter gerade die schlechtesten, überredet hatte. In seinem ganzen Leben hat er gar nichts „merkwürdiges verrichtet: man müßte es denn vor große „Thaten halten, Lahme und Blinde zu heilen, und die „Besessenen in den Flecken Bethsaida und Bethania „zu beschwören.“ Nachdem er die Stiftung Roms erzählt hat, versichert er, Jupiter habe dieser Stadt den weisen Numa zum Könige gegeben, der mit den

Göttern vertraut umzugehen pflegte, und ihr daher Vorschriften der Religion ertheilt habe. Den vom Himmel gefallenen Schild, und den auf dem Berge ausgegrabenen Kopf, wovon dieser Sitz des Jupiter seinen Nahmen erhalten, müsse man auch unter die wichtigen Geschenke desselben rechnen. Ihr hingegen, so redet er die Christen an, ihr höchst unglückliche Menschen! weigert euch den Schild anzubeten und zu verehren, den Jupiter oder Mars uns als ein Unterpfand der ewigen Dauer unserer Stadt zugeschickt hat; gleichwohl aber betet ihr das Holz des Kreuzes an, bildet das Zeichen desselben an eurer Stirne ab, und mahlt es an den Eingang eurer Häuser. Muß man nicht billig die Klügsten unter euch haßen; oder mit den Unverständigsten von eurer Parthey Mitleiden haben, die, indem sie euch nachfolgen, sich in ein so großes Verderben stürzen, daß sie die ewigen Götter verlassen, dagegen aber sich zu dem Todten der Juden, (so nennt er Christum,) gewandt haben!

Er findet noch mehrere große Vorzüge der Heyde vor den Christen. Die seltene göttliche Begeisterun sagt er, hat bey den Juden und Aegyptiern aufgehö und selbst die ächten Götteraussprüche scheinen an un wisse Zeitpunkte gebunden zu seyn. Da dieses der m schenfreundliche Jupiter bemerkt hat: so hat er u damit wir nicht ohne alle Gemeinschaft mit den Göt seyn möchten, die Ausübung der heiligen Künste g ben, (er meint die Weissagungs- und Zauberkünste, welchen wir zu allem, was wir brauchen, eine hinl liche Hülfe haben möchten. Das größte Geschenk der Sonne und des Jupiter ist Aeskulapius, Jupiter aus sich selbst gebohren hat. Dieser ist der Welt in menschlicher Gestalt erschienen, und h allen Gegenden seine heilende Kraft bewiesen: noch

ist er überall, und kommt nicht zu einem von uns besonders; sondern zu allen, bessert die lasterhaften Seelen und die schwachen Körper. Was vor eines ähnlichen göttlichen Geschenks aber können sich die Juden rühmen, zu denen ihr von uns abgefallen seyd? Hättet ihr ihnen gehorcht, so wäret ihr nicht ganz unglücklich: zwar in einem etwas schlechtern Zustande, als da ihr euch unter uns befandet; aber doch noch in einem erträglichen. Denn ihr würdet nicht Statt vieler Götter Einen Menschen, oder vielmehr viele elende Menschen, (er zielt auf Christum und die Märtyrer) verehren. Zwar würdet ihr unter einem harten, rauhen und barbarischen Gesetze leben; aber euer Gottesdienst würde doch heiliger und unschuldiger seyn. Ihr wißt nicht einmal, ob sie an die Heiligkeit gedacht haben; sondern ihr ahmt nur ihre Wuth in der Zerstörung der Tempel und Altäre nach. Nicht nur diejenigen habt ihr umgebracht, welche bey ihrem väterlichen Gottesdienste geblieben sind; auch selbst die Ketzer, welche einerley Irrthum mit euch zugethan sind, aber nicht eben so wie ihr den Todten beweinen. Diese Aufführung ist euch jedoch ganz eigen. Denn weder Jesus noch Paulus haben euch etwas dergleichen befohlen. Die Ursache ist diese, weil sie nicht einmal gehofft haben, daß ihr jemals so mächtig werden würdet. Denn sie selbst begnügten sich daran, Mägde und Knechte, und durch diese wieder Frauen und Männer, wie den Cornelius und Sergius, zu betrügen. Hat einer von ihnen unter die ansehnlichen Personen dieser Zeit gehört, nemlich unter der Regierung des Tiberius und Claudius: so möget ihr mich überhaupt einen Lügner nennen.

Wie kommt es, fragt Julian die Christen weiter, daß ihr mit Verachtung unserer Götter zu den Juden hergelauffen seyd? Etwan deswegen, weil die Götter

Rom zur Beherrscherinn der Welt gemacht, den Juden hingegen auf eine kurze Zeit die Freyheit, und bald eine beständige Knechtschaft unter auswärtigen Völkern zugetheilt haben? Abraham lebte in fremden Ländern; Jacob diente bis in sein Alter verschiedenen Nationen; in Aegypten waren die Juden Knechte; in Palästina haben sie ihre Verfassung eben so oft verändert, als der Chamäleon seine Gestalt. Nachdem sie etwas über vierhundert Jahre unter ihren Königen in ihrem Lande gelebt hatten, sind sie unter die Gewalt der Assyrier, der Meder, der Perser, und endlich in die unsrige gerathen. Jesus war einer von des Kaisers Unterthanen: denn er wurde bey der Schätzung unter dem Cyrenius mit aufgezeichnet. Was hat er aber, nachdem er gebohren worden, seinen Anverwandten vor Gutes gethan? Sie haben ihm, sagt man, nicht gehorchen wollen. Wie hat denn dieses hartnäckige Volk dem Moses gehorcht? Jesus aber, der den Geistern gebot, und auf dem Meere herumgieng, und die Teufel austrieb, und Himmel und Erde geschaffen hat, wie ihr behauptet, (denn Johannes allein unter seinen Schülern hat sich unterstanden, dieses zu sagen, und auch dieser nicht einmal recht deutlich,) dieser hat gleichwohl die Gesinnungen der Menschen nicht zum Besten seiner Freunde und Anverwandten wenden können. Welches von beyden ist nun besser? über die Welt herrschen? oder andern unterthänig seyn? Auch die weniger bekannten heydnischen Fürsten sind bewundernswürdiger als alle berühmte Männer, welche die Juden jemals gehabt haben. Diese leztern haben stets eine schlechte Staatsverfassung gehabt, und nie ist die Gelehrsamkeit bey ihnen in Aufnahme gekommen; sie haben nicht einmal eine Vernunftlehre oder Arzneywissenschaft gehabt. Wer kann den weisesten Salomo mit einem Phocylides oder Socrates vergleichen? Seine

ne Sittensprüche werden gewiß durch die sittlichen Reden des Isokrates übertroffen. Es heißt zwar, er sey in dem Dienste Gottes geübt gewesen. Allein hat er nicht unsere Götter verehrt? und hat ihn nicht ein Weib betrogen? Wenn dieses ist, so nennt ihn weiter keinen Weisen. Wollt ihr ihn aber dennoch ferner vor einen Weisen halten: so glaubt nicht, daß ihn ein Weib verführt habe; sondern vielmehr, daß er durch seine eigene Beurtheilung und Einsicht, auch durch die Belehrung des Gottes, der ihm erschienen war, bewogen worden sey, die übrigen Götter ebensals zu verehren.

Nun verfällt Julian auf seinen alten Vorwurf gegen die Christen. Warum kostet ihr die griechische Gelehrsamkeit, schreibt er, wenn ihr an dem Lesen eurer Schriften genug habt? Jene hättet ihr vielmehr den Menschen verbieten sollen, als das Essen des Götzenopfers. Denn dieses schadet denjenigen nichts, der es isset, wie auch Paulus sagt. Aber das Gewissen des Bruders, der es sieht, wird, wie ihr sagt, dadurch geärgert. O ihr klugen Leute! Durch unsere Gelehrsamkeit wird jeder Mensch, der gute Gaben besitzt, von eurer Gottlosigkeit abgezogen. Eure Wissenschaft macht niemanden zu einem tapfern oder auch nur rechtschaffenen Manne; durch die unsrige aber wird jedermann gebessert, und zu allen Lebensarten geschickt gemacht. Laßt auserlesene Knaben von eurer ganzen Parthey sich mit der Untersuchung eurer heiligen Schriften beschäftigen. Wenn diese bey reifern Jahren besser als Sclaven geworden sind: so mögt ihr immer denken, daß ich unsinnig bin. Gleichwohl seyd ihr so unglücklich und unvernünftig, jene Schriften vor göttlich zu halten, durch welche niemand klüger und besser wird; solche Schriften aber, welche Tugend, Klugheit und Gerechtigkeit ertheilen, schreibt ihr dem Satan und seinen Verehrern

zu. Gleichwohl lehren uns die Götter selbst Künste und Wissenschaften: Aesculapius hat mich auch oft geheilt, und mir die Arzneymittel angezeigt, wovon Jupiter Zeuge ist. Warum seyd ihr also von uns abgetreten, da wir euch von allen Seiten überlegen sind?

Ihr habt ohne Ursache, fährt er fort, das Gesetz und die Religion der Juden verlassen, und seyd mehr von ihnen als von uns unterschieden. Eure Gottlosigkeit ist aus der Kühnheit der Juden, und aus der Gleichgültigkeit und Verwirrung der Heyden zusammengesezt. Was die Juden Gutes haben, habt ihr nicht angenommen, nemlich ihre scharfen Gesetze, und unzählichen Vorschriften, welche doch das heiligste Leben würken. Da aber ihr Gesetzgeber befohlen hat, nicht allen Göttern, sondern nur Einem, zu dienen, und noch hinzugesetzt hat: „Du sollst den Göttern nicht fluchen!“ so haben die schlimmen und verwegenen Nachkommen daraus, weil man den Göttern nicht dienen müße, geschloßen, man dürfe sie lästern. Dieses einzige habt ihr mit den Juden gemein. Von unsrer Religion hingegen habt ihr die Verehrung jedes beßern Wesens, und die Liebe zu den väterlichen Gebräuchen, weggeworfen; bloß die Freyheit alles zu eßen, habt ihr aus derselben beybehalten. Diese Verwirrung habt ihr noch zu vermehren gesucht, und eure Religion nach allen Völkern und Lebensarten, nach Schenkwirthen, Zöllnern, Tänzern, und solchen Leuten mehr bequemt. Daß auch die ersten Christen Leute von dergleichen Sitten gewesen sind, gesteht Paulus selbst, indem er an die Christen zu Corinth schreibt, sie wären sehr lasterhaft gewesen; aber sie wären abgewaschen, und im Nahmen Jesu Christi geheiliget worden. Das Wasser also, von welchem er redet, nimmt zwar den Aussatz und andere Krankheiten nicht weg; wohl aber Ehebruch, Diebstahl

stahl und alle andere Sünden. Vergebens sagen die Christen, sie wären wahre Israeliten, und glaubten dem Moses und den übrigen jüdischen Propheten. Moses hat von Christo nichts geweissagt: er befiehlt sehr oft, nur Einen Gott zu verehren; wenn er einen künftigen Propheten verkündigt, der ihm gleich seyn soll, so sieht man eben daraus, daß er einen Menschen meine; und die Stelle von der Erhaltung des Scepters bey Juda, geht auf das Königreich Davids. Jesus stammt nicht einmal von Juda her, sondern er ist aus dem heiligen Geist gebohren worden; ja die Christen haben nicht einmal das Geschlechtsregister Josephs geschickt genug ausgesonnen, indem Matthäus und Lucas darinne von einander abweichen. So verwirft Julian auch andere Stellen des Alten Testaments, welche die Christen als Weissagungen von Christo ansehen, und wirft ihnen vor, daß sie mehrere Götter verehrten, ingleichen, daß sie die Jungfrau Maria eine Gottesgebährerinn nenneten, da sie doch nur ein Mensch sey, und also Gott nicht gebähren könne. Er leugnet, daß Maria, als eine Verehlichte, eine Jungfrau habe seyn können. Er sucht auch zu beweisen, daß Moses Gott nicht Einen, sondern viele Söhne beylege, unter welche Gott die Herrschaft über die Völker ausgetheilt habe.

Besonders viel scheint Julian dem Einwurfe zuzutrauen, daß die Christen, ob sie sich gleich auf den Moses berufen, doch sehr weit von seiner Denkungsart abgewichen wären: in welcher Absicht er die Gesetze desselben von den Opfern, ingleichen von reinen und unreinen Speisen, nennt, auch die Erscheinung verspottet, welche Petrus sah, ehe er sich zum Cornelius begab. Es ist falsch, setzt er hinzu, daß Gott ein doppeltes Gesetz gegeben habe, wie die Christen behaupten,

davon das eine auf eine Zeitlang ein Vorbild des andern gewesen sey: denn Moses versichert, sein Gesetz sollte stets fortdauern, und dürfte nicht verändert werden; sogar in dem Schreiben der Gemeine zu Jerusalem an die Christen zu Antiochien wird gesagt, der heilige Geist billige die Aufhebung des Mosaischen Gesetzes nicht.

Er beschuldigt außerdem die Christen, daß sie nicht einmal bey demjenigen geblieben wären, was die Apostel gelehrt hätten. Weder Paulus, noch die drey ersten Verfasser des Lebens Jesu, hätten sich erkühnt, ihn Gott zu nennen; allein der gute Johannes habe sich zuerst unterstanden es zu sagen, nachdem er bemerkt hätte, daß bereits viele Leute in den griechischen und italiänischen Städten von dieser Krankheit wären ergriffen worden, und da er vermuthlich hörte, daß auch die Grabmähler des Petrus und Paulus verehrt würden. Dieser habe also zwar geschrieben: „Das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns;“ er habe aber nicht gesagt, wie dieses geschehen, und weder Jesum noch Christum genannt, sondern seine Leser hintergangen, indem er erzählte, Johannes der Täuffer habe bezeugt, daß Jesus Christus Gott, das Wort, sey. Dennoch widerspreche er sich selbst, wenn er sage, niemand habe jemals Gott gesehen: denn dieses sey falsch, sobald man glauben müße, daß Jesus Christus Gott sey. Zu diesem schlimmen Irrthum, fährt Julian fort, habt ihr abscheuliche Zusätze gemacht. Ihr habt alles mit Gräbern und Grabmählern angefüllt; obgleich nirgends in euren Schriften verordnet wird, daß man Gräber verehren soll. Ihr seyd so schlimm geworden, daß ihr euch nicht einmal mehr an die Worte des Jesus von Nazareth kehret, der selbst die Gräber unrein genannt, und einem seiner Jünger verboten hat,

bey dem Begräbnisse seines Vaters gegenwärtig zu seyn. Warum wälzt ihr euch also um die Gräber herum? Die Ursache mag euch Jesaias sagen: „Sie schlafen „in Grabmählern und Höhlen wegen der Träume.“ Das haben vermuthlich eure Apostel nach dem Tode ihres Lehrers gethan, und künstliche Gaukeleyen dabey vorgenommen. Julian kommt immer wieder darauf zurück, daß er beweisen will, die Christen hätten die Opfer und andere Cärimonien aus dem Alten Bunde beybehalten sollen. Unter andern behauptet er, das Opfer des Cain sey darum von Gott verworfen worden, weil er es von Früchten, nicht von belebten Thieren, gebracht hätte; die Beschneidung habe nicht können aufgehoben werden, weil sie Gott zu einem Zeichen des Bundes mit dem Abraham gesetzt habe; und Christus selbst habe gelehrt, das Gesetz Mosis müße beobachtet werden, indem er sagte, er sey nicht gekommen es aufzuheben, sondern zu erfüllen. Endlich glaubt er auch darthun zu können, daß Abraham der Sterndeuterey und der Wahrsagerkunst aus dem Fluge der Vögel ergeben gewesen sey.

So weit gehen die Stellen und Auszüge, die Cyrillus aus dem Werke Julians wider die Christen aufbehalten hat. Freylich kann man sich daraus noch keinen ganz vollkommenen Begriff von dem Inhalte desselben machen. Socrates hat sogar eine unter diesen nicht befindliche Stelle angeführt, worinne Julian sagt, wenn man viele menschliche Vorstellungen von Gott, die in der heiligen Schrift vorkommen, nicht in einem geheimen Verstande nehme, so hätten sie das Ansehen der Gottlosigkeit. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß Cyrillus den merkwürdigern Theil dieses Buchs ziemlich erschöpft habe. Er hat zwar dasselbe lange nicht mit gleicher Zierlichkeit des Ausdrucks,

viel-

vielmehr oft zu rednerisch und weitschweifig beantwortet; aber es fiel ihm auch leicht, gegen Julians Einfälle vieles zu sagen: und in der Hauptsache des Streits ist er fast durchgehends glücklich. Bey einer Menge Einwürfe des Kaisers muß man sich ungemein verwundern, daß er es der Mühe werth geachtet habe, sie dem Christenthum entgegen zu setzen. So wenig man leugnen kann, daß einige Stellen für ganz ungeübte Leser einen blendenden Schein haben könnten, und die häuffige Anführung von Schriftstellen, auch die ganze Einkleidung ihre Reizungen habe; so ist es doch gewiß, daß die allermeisten Stellen falsche Begriffe und Verdrehungen des christlichen Glaubens, oder dreistes Leugnen wider die offenbare Wahrheit, manche eine recht merkliche Bemühung, die Absicht der heiligen Schriftsteller nicht zu verstehen, wieder andere bloß einen beissenden Witz in sich fassen. Nichts ist leichter, als ein ernsthaftes zusammenhängendes Lehrgebäude bald von dieser, bald von einer andern Seite, mit Kunstgriffen von einigem Erfolge anzugreifen, oder auch zu verspotten. Aber es von Grunde aus niederzureißen, nachdem man alle Stützen desselben umgestürzt hat, dieses ist dem Julian nicht gelungen; man kann noch mehr sagen: es ist nicht einmal von ihm versucht worden. Ihm scheint das Verhältniß der jüdischen und christlichen Religion gegen einander gänzlich unbekannt zu seyn: so seltsame Forderungen thut er in Ansehung der erstern an die Christen. Noch mehr als kühn behauptet er, daß kein Prophet von Christo geweissagt, und nur Ein Geschichtschreiber seines Lebens ihn vor einen Gott erklärt habe. Daß Christus nichts wichtiges gethan habe, ist ein gezwungen verächtliches Urtheil; aber der Verfasser widerlegt es sogleich selbst, indem er die Wunder desselben gesteht. Was er flüchtig zur Verkleinerung derselben sagt, ist für die Größe des Beweises, den die Christen

aus

denselben herleiten, vor nichts zu achten: und eben hier würde eine genaue Prüfung aller dieser Wunder an ihrem Platze gestanden haben. Er hätte eben so wenig vergessen sollen, den Unterricht selbst durchzugehen, den Jesus den Menschen gab, und zu zeigen, daß derselbe weder in Ansehung der Erkenntniß Gottes, noch der menschlichen Pflichten etwas vorzügliches an sich gehabt habe. Fast unbegreiflich ist es, wie Julian fabelhafte Erzählungen von den Göttern, unglaubliche Wunder, zauberische und weissagende Künste, auch Muthmaaßungen der Philosophen von der Schöpfung der Welt und andern Werken Gottes, der erweislich gewissen jüdischen und christlichen Geschichte habe vorziehen können; allein fast lächerlich kann man es nennen, daß er Mosen, den großen Feind der Abgötterey, viele Götter lehren läßt. Er fordert die Christen auf, einen ansehnlichen Mann anzugeben, der ihrer Religion gleich beym Ursprunge derselben zugethan gewesen wäre: nicht anders als wenn die Wahrheit einer Religion nach dem Stande ihrer Bekenner müßte beurtheilt werden; oder als wenn das Christenthum nicht gar bald Freunde von einigem Ansehen in der Welt gefunden hätte. Den Ruhm, auf welchen er sich am meisten einbildet, von Macht, ausgebreiteter Herrschaft, blühenden Künsten und Wissenschaften unter den Heyden, an welchem allem es den Juden und Christen gefehlt hätte, kann man überhaupt einräumen, ohne daß eine nachtheilige Folge für den Glauben der leztern daraus entstünde. Doch dieser Ruhm wird auch über alle Gränzen hinaus getrieben. Die Versicherung, daß nur die Schriften der Heyden ihre Leser weise und tugendhaft machten, ist ohne Grund hingeschrieben: und Ehre war es für die christliche Religion, daß sie sich ohne Beyhülfe der Gelehrsamkeit und der Künste, welche die Griechen und Römer berühmt gemacht haben, weit

umher

umher in der Welt festgesetzt hat. Auch hatte Julian kein Recht, es den Christen zu verargen, daß sie sich mit den heydnischen Wissenschaften bekannt machten. Denn diese waren so wenig ein Eigenthum gewisser Völker oder Religionspartheyen, daß sich vielmehr jedermann, der Verstand und Witz besaß, derselben als eines gemeinen Guts bedienen durfte. Julian macht endlich auch den Christen solche Vorwürfe, die etwas treffender sind. Aber er irrt sich, wenn er glaubt, daß dieselben bis auf ihre Religion reichen. So tadelt er sie nicht ohne Ursache, daß sie bey den Gräbern der Märtyrer eine abergläubische Verehrung blicken ließen; daß sie Heyden und Ketzer zu grausam verfolgt hätten; daß sie den unschicklichen Nahmen einer Gottesgebährerinn oder Mutter Gottes von der Jungfrau Maria gebrauchten. Die Christen konnten damals und noch einige Zeit darauf, alles dieses entschuldigen; zum wenigsten noch leidliche Erklärungen darüber geben. Wenn es aber auch völlig so fehlerhaft war, als Julian behauptete, oder wenn ihr Betragen noch andern gerechten Tadel verdiente; so gab solches noch keine Anklage gegen ihre Religion selbst ab; und diese wollte er doch eigentlich bestreiten. Schlimm genug war es freylich für die Christen seiner Zeit, daß die unglückliche Mischung von Religion und Aberglauben, in der sie es schon so weit gebracht hatten, ihren schlauern Feinden einen ziemlichen Vortheil über sie verschaffte. Eine Anmerkung, die man noch bey seinem Angriffe auf das Christenthum machen kann, fällt sehr lebhaft in die Augen. Es ist diese, daß viele von Julians bloß witzigen Spöttereyen; die zuversichtliche Art, mit welcher er jede seiner Meinungen, auch die unrichtigsten und ungewissesten, vorträgt, und der Mangel an einer schärfern philosophischen Methode, auch wohl mit etwas Arglist verbunden; daß dieses sehr oft auch in den neuern

neuern Zeiten die Eigenschaften derjenigen Anfälle gewesen sind, welche man auf die ächte christliche Religion, wohl unterschieden von dem Lehrbegriffe, und der Denkungsart oder Aufführung einzeler Christen, gewagt hat. Eben um eine solche Vergleichung zu befördern, ist dieser Auszug sehr treu und vollständig eingerichtet worden: denn er betrifft eine Religion, welche sich nicht scheuen darf, alles was an ihr getadelt wird, selbst die bittersten Scherze über sich, bekannt werden zu laßen.

Unter allen Versuchen aber, welche Julian anstellte, das Heydenthum über die christliche Religion zu erheben, würde vielleicht keiner, wenn er glücklich gerathen wäre, wichtigere Folgen gehabt haben, als sein Befehl, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen. Die Trümmern, in welchen derselbe schon so lang darnieder lag, und das ganze Schicksal des jüdischen Volks seit seiner Zerstörung, waren ein bewundernswürdiger Beweis für die Wahrheit des Christenthums: und dieser Beweis dauert bis auf unsere Zeiten fort. Jesus hatte diese immerwährende Strafen des hartnäckigen Unglaubens der Juden noch deutlicher als der Prophet Daniel vorhergesagt. Den Tempel also, den Gottesdienst und Sitz der Juden in Palästina wieder herstellen, hieß nichts geringers, als eine der berühmtesten Weissagungen Jesu augenscheinlich zu Schanden machen, die Christen in Verwirrung setzen, und den Juden, ihren ältesten und hitzigsten Feinden, Muth und Gelegenheit geben, sie gemeinschaftlich mit den Heyden zu verspotten. Julian, dem dieses nicht unbekannt seyn konnte, hat ohne Zweifel auch einen solchen Endzweck vor Augen gehabt. Damit lassen sich auch andere Absichten, welche ihm beygelegt werden, vereinigen. Ammianus versichert, er habe jenen herrlichen Tempel

pel darum mit unermeßlichen Kosten wieder aufrichten wollen, damit seine Regierung durch so große Denkmäler unvergeßlich bleiben möchte. Nach den christlichen Schriftstellern hingegen, die jedoch zum Theil nur muthmaaßen, waren auch sein ungemeiner Eifer für das Opfern, die Hoffnung den Juden nach und nach die Götzenopfer beliebt zu machen, und seine Neigung, durch die Gewogenheit, welche er ihnen erwies, die Christen zu kränken, Bewegungsgründe dieser Unternehmung.

Schon hatte er den Juden in einem Schreiben gemeldet, daß er die Härte, mit welcher ihnen die Staatsbedienten des vorigen Kaisers begegnet wären, mißbillige, und einen Entwurf zu neuen Auflagen, welche sie zahlen sollten, unterdrückt habe. Da ich euch vielmehr, setzt er hinzu, weit größere Wohlthaten erweisen will: so habe ich euren hochachtungswürdigen Patriarchen, meinen Bruder Julus, (vielleicht Hillel,) ermahnt, die sogenannten Apostel, durch welche derselbe Steuern von euch einfordern läßt, abzuschaffen, und daß künftig niemand solche Ausgaben von euch eintreiben dürfe; damit ihr in der größten Ruhe unter meiner Regierung leben, und desto eifrigere Wünsche für dieselbe zu dem besten Gott und Schöpfer, der mich gewürdigt hat, mir selbst mit seinen reinsten Händen die Krone aufzusetzen, schicken möget. Sucht hauptsächlich den blühenden Zustand meines Reichs von Gott zu erbitten, damit ich nach glücklich vollendetem persischen Kriege, in der heiligen Stadt Jerusalem, welche ihr schon lange wieder aufgebauet zu sehen wünscht, nachdem sie durch meine Bemühung wieder hergestellt seyn wird, wohnen, und mit euch dem besten Gotte danken könne. — Schwerlich waren alle diese Gesinnungen so aufrichtig, als sie der Kaiser ausdrückte: denn im Grunde ver-

verachtete er die Religion der Juden ungemein; allein er war jezt im Begriff, sich ihrer gegen die Christen zu bedienen. Er ließ also die vornehmsten Juden vor sich kommen, und fragte sie, warum sie nicht mehr opferten, da ihnen doch solches ihr Gesetz befehle. Sie antworteten, es sey ihnen nicht erlaubt, dieses außerhalb Jerusalem zu thun. Darauf versprach er, ihren Tempel wieder zu bauen, ertheilte seinen Beamten Befehl, alle nöthige Bedürfnisse dazu herzugeben, und trug die Aufsicht darüber einem seiner ansehnlichsten Staatsbedienten, dem Alypius, auf.

Diese Unterstützung Julians erzeugte einen unbeschreiblichen Eifer bey den Juden. Aber indem sie eben daran arbeiteten, einen neuen Grund für den Tempel zu Jerusalem zu legen, brachen Feuerflammen aus der Erde hervor, verbrannten die Arbeitsleute mehr als einmal, und nöthigten endlich die Juden, diese ganze Unternehmung fahren zu lassen. Man weiß nicht vollkommen, was Julian bey dieser Begebenheit, die selbst der heydnische Geschichtschreiber Ammianus erzählt, gedacht habe. Allem Ansehen nach betrachtete er sie als einen natürlichen Vorfall, der sich an mehrern Orten ohne eine besondere Absicht zutragen könnte. An Statt daß ihm die ungehinderte Ausführung dieses Baues vermuthlich dazu würde gedient haben, die jüdischen und christlichen Weissagungen zu verlachen, wandte er auch den schlechten Ausgang desselben gegen die jüdische Religion. „Was werden, schreibt er in einem abgerissenen Stücke eines seiner Werke, die Jüdischen Propheten von ihrem Tempel sagen, welcher dreymal zerstört worden ist, und bis jezt nicht wieder aufgerichtet wird? Ich sage dieses nicht, um ihnen Vorwürfe zu machen, indem ich diesen Tempel nach einem so langen Zwischenraum, zu Ehren des Gottes, der daselbst ange-

angerufen worden ist, wieder habe herstellen wollen; sondern um zu zeigen, daß kein menschliches Werk unvergänglich seyn könne; und außerdem, daß die Propheten, welche dieses geschrieben haben, und mit elenden alten Weibern umgegangen sind, wahnwitzig waren." Ein Mann, der so entschlossen war, einer Religion zu spotten, konnte auch durch solche redende Zeugnisse für die christliche, nicht eingenommen werden: zumal, wenn er hörte, daß zwar viele Juden dadurch bewogen wurden, das Christenthum anzunehmen; aber auch eine Anzahl derselben aus Verzweifelung über diese fehlgeschlagene große Hoffnung, zum Götzendienste traten.

Nach so mancherley Beschäftigungen und langen Zurüstungen, zog endlich Julian noch vor dem Anfange des Frühlings im Jahr 363. wider die Perser zu Felde. Er wählte diese Jahrszeit, weil er wußte, daß dieses Volk, zu weichlich um Kälte ertragen zu können, ganz anders als die Römer, im Winter gänzlich untüchtig wäre, Krieg zu führen. Die Heyden wollten viele böse Anzeichen gegen seine Unternehmung bemerkt haben; einige seiner Hofbedienten erklärten sich auch aus andern Gründen dagegen. Ihn aber konnte nichts davon zurückhalten. Obgleich die Perser unter seiner Regierung das Reich nicht angegriffen hatten; so glaubte er doch, daß ihn seine Ehre verpflichte, es wegen ihrer lezten Verwüstungen zu rächen: ihre Besiegung sollte ihm den Beynahmen des Parthischen verschaffen, und eine längere Ruhe, an die er nicht gewohnt war, erregte ihm Ueberdruß. Er hatte sogar die friedlichen und vortheilhaften Anträge, die man ihm bereits im Nahmen des persischen Königs gemacht hatte, verächtlich abgewiesen. Ein christlicher Schriftsteller hat noch eine besondere Ursache von dieser ungestümen Begierde

Ju-

Julians zu kriegen angegeben. Von den Weissagungen der heydnischen Philosophen eingenommen, sagt er, zweifelte der Kaiser nicht, daß er den Ruhm Alexanders des Großen übertreffen werde: er bildete sich sogar nach der Meinung des Pythagoras und Plato ein, die Seele jenes Helden wohne jezt in ihm. Mehrere Völker boten ihm damals ihren Beystand im Kriege an; aber an Statt denselben anzunehmen, versicherte er vielmehr, daß es den Römern unanständig sey, ihr Reich mit fremder Hülfe zu beschützen; schicklicher sey es, daß sie ihren Freunden und Bundsgenossen beyständen. Doch bediente er sich einiger Hülfsvölker der Saracenen und Gothen. Die erstern beleidigte er indessen dadurch, daß er auf ihr Verlangen, ihnen den Sold und die Geschenke, welche sie sonst bekommen hatten, noch ferner auszahlen zu lassen, zur Antwort gab, ein kriegerischer und wachsamer Fürst habe nur Eisen, aber kein Gold. Eine Menge derselben trat daher in die Dienste der Perser. Dem Arsaces, Könige von Armenien, schrieb Julian allein, mit seinem Heere an den Gränzen Persiens zu ihm zu stoßen. Zugleich aber gedachte er in seinem Schreiben des Constantius sehr schimpflich, mit welchem dieser christliche König verwandt war, und sezte die Drohung hinzu, sein Gott sollte ihn vor der Strafe nicht schützen, wenn er seine Befehle vernachläßigte.

Als Julian selbst, dessen Kriegsvölker bereits gegen den Euphrates zogen, Antiochien verließ, sezte er zum Denkmal seines Hasses gegen diese Stadt, den Alexander, einen heftigen und grausamen Mann, zum Statthalter Syriens. Dieser verdient es zwar nicht, sagte er; allein für die geizigen und schmähsüchtigen Antiochenser schickt sich ein solcher Richter. Auch da ihn die Obrigkeit und eine große Schaar Einwohner aus

der Stadt begleiteten, ihm eine siegreiche Zurückkunft wünschten, und sich gnädigere Gesinnungen von ihm ausbaten, antwortete er ihnen zornig, er werde sie niemals wieder sehen, und den künftigen Winter zu Tarsus zubringen. Dieses traf auch gewissermaaßen ein, als sein Leichnam in die leztere Stadt gebracht wurde. Libanius nahm sich damals wiederum der Einwohner von Antiochien bey dem Kaiser an. Er bediente sich der ungemeinen Gewogenheit, in welche er sich bey demselben gesezt hatte, sehr uneigennützig: nur ausdrücklich gerufen kam er an den Hof, an welchem ihn Julian täglich zu sehen wünschte; hielt zwar in Gegenwart desselben eine Lobrede auf ihn, gegen welche derselbe seinen Beyfall mit Geberden selbst bezeigte; nahm aber gar keine Geschenke von ihm an. Julian fand zulezt keine andere Belohnung für ihn, als daß er den Ausspruch that, Libanius sey ein eben so großer Philosoph als Redner. Jezt drohte er auch ihn, auf deßen Fürsprache sich die Stadt Antiochien noch verließ, derselben zu entziehen.

Zu Berroea, wohin Julian bald auf seiner Reise kam, und wo er eine glückliche Vorbedeutung des Jupiter beobachtet haben wollte, gab er sich vergebliche Mühe, die Obrigkeit zum Heydenthum zu verführen. Sie lobte seine Anrede; wenige Mitglieder derselben gaben ihm Beyfall; diese hatten es aber schon ehemals gethan, und blieben nach seiner Abreise nicht dabey. Da der vornehmste des Raths seinen Sohn aus dem Hause verstoßen hatte, weil er ein Heyde geworden war, beklagte sich derselbe bey dem Kaiser. Dieser ließ zu einem Gastmahle, welches er den vornehmsten Einwohnern gab, auch den Vater des jungen Menschen einladen, und beyde neben sich sitzen. Plötzlich sagte er zu dem Vater: „Mir däucht, daß man niemals

mals suchen müsse, die Neigung eines Menschen zu zwingen. Laß deinem Sohne die Freyheit, eine von der deinigen verschiedene Religion zu bekennen, so wie ich dir gleichfals diese Freyheit lasse; ob ich dir gleich deine Religion leicht entreißen könnte." Hierauf antwortete der Vater nur durch heftige Vorwürfe und Schimpfworte. Julian ersuchte ihn, sich zu mäßigen, und sagte zu dem Sohne: „Ich werde mich deiner annehmen, weil es dein Vater nicht thun will, so sehr ich ihn auch bitte." Hier war der Sieg der Sanftmuth völlig auf Julians Seite.

Weit anders begegnete man ihm zu Batnä. Der Geruch vom Weyhrauch erfüllte daselbst alles, und überall sah man Opfer zugerichtet; allein so vieles Vergnügen auch der Kaiser daran fand; so kam ihm doch diese Andacht zu rauschend gezwungen vor. Er hatte freylich auch selbst den Götzendienst auf diese Art ausgeübt, und die schmeichelnden Einwohner suchten nur ihm zu gefallen. Sein Heer war nun bey Hierapolis am Euphrates versammelt: er suchte noch die Christen in demselben zum Abfall von ihrer Religion zu bewegen; fand aber bey den meisten einen starken Widerstand. Ueberhaupt scheint er niemals mehr zur Unzeit eine solche Bemühung angewandt zu haben, als da er der gemeinschaftlichen Treue aller seiner Soldaten vorzüglich benöthigt war. Hierauf rückte er noch im März des Jahrs 363. mit seinen Kriegsvölkern über den Euphrates, und kam immer noch sehr unerwartet in diesen Gegenden an. Zu Carrä verrichtete er geheime Cärimonien in einem Tempel: daselbst gab er auch vor dem Altar seinem Anverwandten Procopius, der allein zugegen war, seinen purpurfarbenen Feldherrnrock, mit dem Auftrage die Regierung zu übernehmen, wenn er in diesem Feldzuge umkommen sollte. Man versichert we-

nigstens, ein Götterausspruch habe ihn belehrt, daß er zwar die Perser demüthigen, aber auch das Leben dabey verlieren würde. In Mesopotamien ließ er, um das Reich gegen die Streifereyen der Perser zu bedecken, und ihn beym weiterm Fortrücken zu unterstützen, eine Anzahl Kriegsvölker zurück, die Procopius und ein anderer Feldherr anführten, mit denen sich auch Arsaces vereinigen sollte.

Um in das feindliche Gebiet zu bringen, hatte er zween Wege vor sich: den einen zur rechten Hand, längs dem Euphrates durch Assyrien; den andern zur Linken über den Tigris durch Adiabene. Er hatte alle Anstalten treffen laßen, als wenn er den leztern nehmen würde; unvermuthet aber wandte er sich auf den erstern. Ein kleiner Zufall mit einem Babylonischen Pferde, das niederfiel, und seinen Schmuck verunreinigte, schien ihm eine so glückliche Vorbedeutung zu seyn, daß er frölich vor mehrern ausrief, Babylon sey zur Erde gefallen, und aller seiner Zierrathen beraubt worden. Unterdessen kam auch seine Flotte auf dem Euphrates an, welche aus mehr denn eilfhundert Schiffen bestand. Sechshundert derselben waren aus Holz gezimmert, und fünfhundert von Häuten verfertigt; die meisten trugen Bedürfnisse von aller Art; funfzig waren eigentliche Kriegsschiffe, und eben so viele dienten, Brücken damit zu schlagen. Sein Heer, das noch aus fünf und sechszig tausend Mann bestand, war das zahlreichste, das je ein Römischer Kaiser wider die Perser gebraucht hatte. Alles war in der That vereinigt, was dieser Unternehmung den besten Erfolg versprechen konnte. Nur keine Nahrung der Ueppigkeit wollte Julian dabey dulden: und da er einst eine Anzahl Cameele ansichtig wurde, welche mit Wein und andern starken Getränken beladen waren, gab er nicht zu, daß sie dem

Heere

Heere weiter nachfolgten. Ein Soldat, sagte er, dürfe keinen Wein trinken, außer wenn er ihn dem Feinde abgenommen hätte: und er selbst lebte so streng als irgend einer von seinen Soldaten.

Nachdem er über den Fluß Abora gesetzt hatte, ließ er die Brücke abwerfen, damit seine Soldaten sich nicht auf diesen Weg des Rückzugs verlassen möchten. Er empfieng damals ein Schreiben von seinem Staatsbedienten Sallustius, worinne ihn derselbe nachdrücklich warnete, den Feldzug nicht fortzusetzen, gegen welchen sich die Götter durch manche sichtbare Merkmale erklärten. So wenig Julian dieses achtete, oder nunmehr achten konnte, so freudig ergriff er, nach einer nicht ungewöhnlichen widersprechenden Schwachheit der Menschen, jedes in seinen Gedanken vor gute Anzeichen; auch bey Gelegenheiten, wo es nicht schwer war, die Nichtigkeit solcher vermeinter göttlicher Winke zu fühlen. Die Soldaten stellten ihm auf seinem Zuge einen ungeheuern Löwen dar, den sie getödtet hatten: gleich zweifelte er nicht daran, daß dadurch der Tod des Königs von Persien angedeutet würde, und man sah den frohen Muth seitdem in seinem ganzen Betragen hervorblicken. Die Etruscischen Wahrsager, welche diesen Krieg immer widerrathen hatten, versicherten, dieser Löwe, der dem Heere entgegen gekommen, sey ein schlimmes Anzeichen wider den Fürsten, der in ein fremdes Land, wenn gleich aus gerechten Ursachen, einfalle. Allein die Philosophen, welche den Kaiser begleiteten — man erwartet, daß diese bewiesen haben werden, eine Löwe, der sich unter einen Hauffen Bewaffneter verirrt, und von demselben erschossen wird, bedeute eigentlich gar nichts — doch diese Weisen, welche alles beym Julian vermochten, bestärkten ihn vielmehr in seiner Meinung. Bald darauf tödtete der Bliß einen

Soldaten, nebst zween Pferden. Dieses erklärten di Wahrsager ebenfals vor eine Ankündigung der Gefahr, welche dem Julian bevorstünde. Es schien, daß die Philosophen richtiger zu urtheilen anfiengen, indem sie sagten, diese Begebenheit sey aus natürlichen Ursachen entstanden, ohne daß man eine besondere Absicht dabey merkte; aber sie sezten doch hinzu, wenn ja dieselbe etwas bedeuten sollte, so wäre es eine Zunahme von Glanz und Ruhm für den Kaiser. So schwebte Julian zwischen zwo Gattungen von Leuten, davon ihm diejenigen die schädlichsten waren, die sich am geschicktesten nach seinen Meinungen richteten.

Mehr vielleicht, um einer rühmlichen Gewohnheit zu folgen, und bey einer seiner geliebtesten Unternehmungen die ihm natürliche Beredsamkeit auszubreiten, als um seine Soldaten aufzumuntern, hielt er an sie, von einem erhabenen Rasenplatze, und mit seinen Befehlshabern umgeben, eine Rede. Indem er ihren Muth und ihre Tapferkeit lobte, zeigte er ihnen anfänglich an vielen alten und neuen Beyspielen bis auf den jungen Kaiser Gordianus, wie falsch das Vorgeben sey, das einige feindseelig gesinnte unter ihnen ausgestreuet hatten, als wenn die Römer niemals in das persische Reich eingedrungen wären. Alle diese, fährt er fort, sind bloß durch ihre Ruhmbegierde zu merkwürdigen Thaten angetrieben worden; uns aber ermahnen die bedauernswürdigen Bilder der neulich eingenommenen Städte, die ungerochenen Schatten der erschlagenen Kriegsheere, und der große Verlust so vieler werthen Personen, zu dem, was wir uns vorgesezt haben, daß wir nemlich, von den allgemeinen Wünschen begleitet, dem Vergangenen abhelfen, und der Nachwelt durch die Sicherstellung des Reichs von dieser Seite, treffliche Verrichtungen von uns zur Erzählung hinterlassen. Ich will über-

überall, mit Hülfe der ewigen Gottheit, als Feldherr, als Anführer kleiner Hauffen, ja als gemeiner Soldat, unter glücklichen Vorbedeutungen, wie ich glaube, bey euch seyn. Sollte mich aber das veränderliche Glück in irgend einem Treffen zu Boden werfen: so ist es mir genug, mich wie die alten Curtier und Mutier, und wie das berühmte Geschlecht der Decier, für das Römische Reich aufgeopfert zu haben. Wir müssen endlich dieses gefährliche Volk ausrotten, an dessen Schwerdtern das Blut unserer Anverwandten noch nicht vertrocknet ist. Unsere Vorfahren haben mehrere Zeitalter darauf verwandt, diejenigen Staaten von Grund aus zu zerstören, welche sie beunruhigten. So ist es Carthago und Numantia gegangen, auch einigen kriegerischen Städten in Italien. Ich habe euch nur diese einzige Erinnerung zu geben, daß ein jeder sich der Begierde nach Beute, welche den Römischen Soldaten oft zum Unglück gereicht hat, entschlage, und sich von dem Heere nicht trenne, damit er, wenn ein Treffen geliefert werden muß, seiner Fahne folgen könne: bleibt er irgendwo zurück, so wird man ihn, nachdem man ihn wird gelähmt haben, liegen lassen. Denn ich fürchte nichts, als die betrügerischen Nachstellungen unserer zu listigen Feinde. Uebrigens verspreche ich allen, daß ich, wenn erst dieser Krieg glücklich wird geendigt seyn, ohne mich des Vorrechts der Fürsten zu bedienen, welche alle ihre Aussprüche vor gerecht halten, einem jeden, der es verlangt, Rechenschaft von meinen guten oder schlechten Anstalten geben werde. Erhebt also jezt, ich bitte euch darum, euren Geist zu der besten Hoffnung! ihr werdet gemeinschaftlich mit mir alle Beschwerlichkeiten ertragen, und könnt daraus schon einen günstigen Schluß ziehen, daß die Gerechtigkeit stets mit dem Siege verbunden ist.

Auf diese Anrede Julians erhub sich ein freudiges Zurufen seines Heeres, welches unter andern versicherte, nichts sollte ihm gefährlich oder schwer unter einem Feldherrn werden, der sich mehr Arbeit auflegte als den Soldaten. Besonders thaten sich die gallischen Soldaten, die unter ihm so viele Siege erfochten hatten, durch ein munteres Geräusche hervor. Julian theilte dem Heere ein Geschenk an Gelde aus, und rückte darauf in Assyrien ein. Damit das Heer in diesem unbekannten Lande sicher gegen allen Hinterhalt oder plötzlichen Anfall seyn möchte, ließ er es auf alle vier Seiten gewandt fortziehen, und schickte funfzehnhundert leicht bewaffnete ab, welche vorne her und an beyden Seiten alle Zugänge untersuchen mußten. Er wußte auch, nach dem Beyspiel, welches man ehemals am Pyrrhus bewundert hatte, seinem Heere eine solche Stellung zu geben, daß es den Feinden, wenn sie es von ferne sahen, weit zahlreicher als es würklich war, vorkam. Das Geräthe, und alles was weniger wehrhaft war, vertheilte er zwischen die beyden Flügel des Heeres. Er selbst führte das Fußvolk in der Mitte an. Zu seinen Feldherren aber gehörte auch Hormisdas, der ältere Bruder des Königs von Persien, der, nachdem ihn die Großen dieses Reichs von der Regierung verdrungen hatten, zu dem Kaiser Constantin geflüchtet, und ein Christ geworden war.

So wie Julian in Assyrien fortrückte, ließ er alle Lebensmittel, die er antraf, und nicht mitnehmen konnte, verwüsten; doch versorgte sich der Soldat vorher davon, und der Vorrath, welcher sich auf der immer neben her schiffenden Flotte befand, wurde geschont. Eine Festung auf einer Insel des Euphrates ergab sich ihm auf Zureden des Hormisdas: diese ließ er anzünden, nachdem er die Einwohner in das Römische Ge-

Gebiete geschickt hatte. Er verbrannte auch Städte, die er gänzlich verlassen antraf; aber einige feste Oerter mitten im Euphrates, welche erst seinen fernern Erfolg abwarten wollten, ehe sie sich unterwürfen, und seine Flotte nicht angriffen, ließ er unbezwungen stehen, und eilte zu dem Ziele seiner Unternehmung fort. Das Vertrauen seiner Soldaten nahm bey einem so geringen Widerstande immer zu; er aber, dem die schlauen Maaßregeln der Perser bekannt waren, durch welche die Römer ehemals so viel gelitten hatten, blieb desto behutsamer, kam bald auf diese bald auf eine andere Seite des Heeres, um die Ordnung zu erhalten, und untersuchte selbst mit einer Schaar leichter Kriegsvölker die dichten Gebüsche und Thäler. Wenn er Soldaten antraf, die sich von ihrer Stelle entfernten, führte er sie entweder mit seiner gewöhnlichen Leutseeligkeit oder drohend zurück.

Die Perser, welche den Kaiser nicht so geschwind in ihrem Lande erwartet hatten, stellten ihm endlich einen Hauffen Soldaten entgegen; allein ihr erster Versuch, eine Schaar von Römern zu überfallen, schlug übel aus. Hierauf gelangte sein Heer an einen Ort, wo sich der Euphrates in zween Canäle theilte. Er entschloß sich, über denjenigen zu gehen, der nach Ctesiphon, einer von den Hauptstädten des persischen Reichs, führte: die Feinde hatten das jenseitige Ufer sehr stark besezt; aber Julian schickte einen seiner Feldherren ab, der ihnen in den Rücken fiel, und sezte ohne Mühe hinüber. Pirisabora oder Birsabora, die ansehnlichste Stadt in Assyrien nach Ctesiphon, stand ihm nun im Wege: ein überaus fester Platz, den er aber eben deswegen zu überwältigen suchte. Innerhalb zween Tagen trieb er nicht allein die Einwohner aus der Stadt in das Schloß; sondern nöthigte sie auch daselbst durch

einen beweglichen hohen Thurm, den er hatte aufführen lassen, sich ihm zu ergeben. Bey diesem Angriffe hatte er sich selbst der äußersten Gefahr ausgesetzt. Desto mehr ergrimmte er des andern Tages, als man ihm die Nachricht brachte, seine zur Kundschaft ausgesandten Soldaten hätten sich von den Feinden überfallen, in die Flucht schlagen, und sich eine Fahne abnehmen lassen. Sogleich stand er von der Mahlzeit auf, flog gegen die Feinde, trieb sie zurück, und entriß ihnen die Fahne wieder. Die beyden Obersten, denen dieser Unfall begegnet war, entsetzte er ihrer Stellen, und von denen ihnen untergebenen Soldaten ließ er den zehnten Mann, nach den alten Kriegsgesetzen hinrichten; ob er gleich selbst, indem er diese Strafe vollzog, nicht drey Mann von seiner Leibwache um sich hatte.

Von der Eroberung der Stadt Pirisabora nahm Julian Gelegenheit, eine neue Rede an sein Heer zu halten, demselben für die bewiesene Tapferkeit zu danken, und jedem Soldaten ein Geschenk zu versprechen. Als er aber merkte, daß sie mit der geringen Summe, die er nannte, unzufrieden, in aufrührische Reden ausbrachen, sagte er mit einem edeln Unwillen zu ihnen: „Hier seht ihr die Perser, welche an allem Ueberfluß „haben; diese können uns reich machen, wenn wir alle „gleich tapfer fechten. Glaubt mir, das Römische Reich „ist, nachdem es unermeßliche Schätze besessen, durch „diejenigen in Dürftigkeit versetzt worden, welche, um „sich zu bereichern, die Fürsten gelehrt haben, den „Frieden durch Geld von den Barbaren zu erkaufen „und so zurück zu kehren. Die Schatzkammer, die „Städte, die Provinzen, alles ist erschöpft und ausgeleert. Mir ist weder Geld noch sind mir Verwandte „übrig geblieben, ob ich gleich von vornehmer Her-

„kunf

„kunst bin: ich habe nur noch ein unerschrockenes Herz. „Auch schämt sich ein Feldherr, der allen seinen Ruhm „in den Gaben des Geistes sezt, nicht, seine ehrliche „Armuth zu bekennen. Die Fabricier waren eben„fals arm, und führten doch die wichtigsten Kriege mit „großer Ehre. Alles dieses wird uns reichlich zu Theil „werden, wenn ihr muthig von Gott, und, so weit es „die menschliche Fähigkeit erlaubt, auch von mir vor„sichtig angeführt, euch mit mehr Sittsamkeit betragt. „Gehorcht ihr aber nicht, und kehrt zu euren vorigen „schändlichen Empörungen zurück: so fahrt immer fort! „Ich will allein, wie es einem Feldherrn gebührt, wenn „ich den Lauf dieser großen Absichten werde vollendet „haben, stehend sterben; ich werde ein Leben verachten, „das mir ein einziges Fieber rauben kann. Wenigstens „will ich mich wegbegeben: denn ich habe nicht so ge„lebt, daß ich nicht wieder in den Privatstand treten „könnte. Ich rühme mich auch dessen, und freue mich „darüber, daß wir hier vortreffliche Feldherren haben, „welche in der Kriegskunst vollkommen erfahren sind." Eine Rede voll von so bescheidenen und zugleich groß müthigen Gesinnungen rührte die Soldaten: sie bewunderten ihren Kaiser von neuem, versprachen ihm unterthänig zu seyn, und klopften zum Zeichen des Beyfalls sanft auf ihre Schilde. Er vergrößerte auch dadurch ihren Muth, daß er oft bey seiner wichtigen Unternehmung schwur. So gewiß als ich die Perser überwinden werde! sagte er, so gewiß als ich das erschütterte Reich wieder in Aufnahme bringen will!

Als er mit dem Heere fortzog, fand er, daß die Feinde das Land unter Wasser gesezt hatten: man rieth ihm daher, sich in eine ganz trockene Gegend zu begeben. Ich will lieber naß werden, antwortete er, als vor Durst umkommen. Er gieng also voraus, um

selbst

selbst die nöthigen Anstalten zu treffen, ließ viele Brücken schlagen, die Moräste mit Erde bedecken, die Wege ausfüllen und erweitern. Die Soldaten traten zwar oft bis an die Knie in das Wasser; allein sie konnten sich darüber nicht beschweren, weil sie den Kaiser eben dieses ausstehen sahen. Die größte Gefahr drohte ihm, da er mit wenigen Begleitern die Stadt **Majohamalcha** beobachtete. Zehn Perser giengen durch eine heimliche Pforte aus derselben heraus, und überfielen ihn desto leichter: zween insonderheit hieben mit ihren Schwerdtern nach ihm; allein zugleich da er sich mit seinem Schilde dagegen deckte, erstach er den einen mit ungemeiner Behendigkeit; der andere wurde von seinem Gefolge getödtet. Desto eifriger war er darauf bedacht, diese Stadt zu erobern. Jedoch sie schlug den hitzigsten Anfall der Römer zurück, bis seine Soldaten, welche er unter der Stadt eine Mine hatte anlegen lassen, mitten aus derselben hervorbrachen. Sie war in wenigen Augenblicken in seiner Gewalt; er konnte es jedoch nicht verhindern, daß die Soldaten, an Statt nach seinem Befehle Gefangene zu machen, die meisten Einwohner umbrachten. Unterdessen hielt er diese That vor so rühmlich, daß er mit den Worten, nun habe er dem syrischen Sophisten Materie zu einer Rede gegeben, wünschte, **Libanius** möchte sie besonders anpreisen. Diejenigen, welche sich hierbey vorzüglich tapfer verhalten hatten, belohnte er mit öffentlichen Lobsprüchen, den gewöhnlichen Belagerungskronen, und einem beträchtlichen Antheil von Beute. Für sich aber, der immer mit dem wenigsten zufrieden war, behielt er bloß einen stummen Knaben, der überaus artig durch Geberden sprach, und drey goldene Münzen. Einige sehr schöne Frauenzimmer hingegen, die man in der Stadt gefangen hatte, wollte er nicht einmal sehen, um nicht durch ihre Reizungen besiegt zu werden.

Julian

„ Julian hatte durch seinen Feldherrn Victor Nachricht bekommen, daß ihn nichts mehr hindere, bis Ctesiphon fortzurücken. Dort aber stand der Sohn des Königs von Persien mit einem großen Heere. Coche, eine feste Stadt, lag Ctesiphon gegen über, und der Tigris floß zwischen beyden hindurch. Es würde also unmöglich gewesen seyn, die Römische Flotte in den erstgedachten Fluß durch den Canal bey Seleucia zu bringen, wenn sich nicht der Kaiser aus der Geschichte erinnert hätte, daß ehemals Trajanus oberhalb Ctesiphon den Euphrates mit dem Tigris durch einen Canal vereinigt habe, der von den Persern zu Grunde war gerichtet worden. Diesen fand er, und ließ ihn neuerdings in brauchbaren Stand setzen: die Flotte bediente sich desselben glücklich. Aber nun sollte auch das Heer über den Tigris gehen; und die Perser waren schon bereit, ihm solches zu verwehren. Der Kaiser, der eben wieder einer großen persönlichen Gefahr bey dem Angriff auf eine sehr vortheilhaft gelegene Festung entgangen war, und diese nach einem neuen Beyspiel von schärferer Kriegszucht eingenommen hatte, verachtete im Zutrauen auf sein Glück alle Schwierigkeiten. Er ließ daher einen Theil der Proviant- und Lastschiffe ausladen, und mit Soldaten besetzen, deren er sich bedienen wollte, den Uebergang über den Tigris bey Nacht zu versuchen. Seine Feldherren, denen er diesen verwegenen Entschluß bekannt machte, baten ihn einmüthig, davon abzustehen; er blieb aber unbeweglich, und rechnete darauf, daß ein so kühner unvermutheter Streich, ehe sich die Feinde noch mehr verstärkten, seine Würkung thun müßte. Beym Einbruch der Nacht also seegelten fünf mit Soldaten beladene Schiffe auf das gegenseitige Ufer. Die Perser setzten sie durch brennende Pfeile und andere Mittel ins Feuer; aber dieses Unglück, über welches das Römische Heer bestürzt wurde,

brachte den Kaiser so wenig aus seiner Fassung, daß er vielmehr vorgab, das Feuer, welches diese Schiffe anzündete, wäre ein ihnen anbefohlnes Merkmal, durch welches sie anzeigten, daß sie am Ufer gelandet wären. Man muß nur eilen, sie zu unterstützen, sagte er: und gleich ließ er die ganze übrige Flotte nachfolgen. Durch diese Entschlossenheit rettete er die angezündeten Schiffe, und die Soldaten sprangen nun aus allen übrigen nebst ihm an das steile Ufer heraus, behaupteten sich nicht allein gegen die fürchterlichen persischen Küraßiere und Elephanten, sondern trieben endlich auch die Feinde bis nach Ctesiphon zurück. Nach diesem Siege, der erst gegen den Mittag des andern Tages entschieden ward, versammelten sich die Soldaten um das Zelt des Kaisers, und dankten ihm mit den rühmlichsten Worten dafür, daß er durch seine Tapferkeit, (denn man hatte ihn in dem Treffen als Befehlshaber und Soldaten zugleich betrachten können,) so viel dazu beygetragen hätte. Es war würklich eine seiner größten Thaten, und die ihm nur siebzig Mann kostete, da die Feinde dritthalb tausend verloren. Er seiner Seits rief auch die meisten Soldaten, welche sich dabey hervorgethan hatten, nahmentlich auf, und beschenkte sie.

Dankbar, und begierig einen fernern gleichen Erfolg durch den rächenden Mars, wie er glaubte, zu erlangen, ließ Julian zehn der schönsten Stiere herbeyführen, welche er diesem Gotte opfern wollte. Aber neun derselben fielen noch eher als sie an den Altar gekommen waren, todt darnieder; der zehnte riß sich von seinen Banden los, konnte mit genauer Noth wieder ergriffen werden: und als man ihn endlich geschlachtet hatte, fand man in seinen Eingeweiden, wie es den Wahrsagern zu deuten beliebte, die schlimmsten Anzeichen. Ueber alles dieses gerieth Julian in einen ent-

eßlichen Zorn gegen seinen Kriegsgott, und rief den Jupiter zum Zeugen an, daß er demselben kein Opfer mehr darbringen wollte: er hielt auch diese Drohung. Hier sieht man den Philosophen wieder verschwinden, und einen gemeinen Menschen an seine Stelle treten, der aus lächerlichen Widersprüchen zusammengesetzt ist; ohngefähr wie derjenige, von welchem die Fabel erzählt, daß er seinen Götzen, mit welchem er unzufrieden war, in Stücken zerschmissen habe. Wenn Julian seiner selbst würdig handeln wollte: so mußte er entweder, nachdem er so vielen Eifer für den Dienst der Götter bezeigt hatte, den Mars zu besänftigen suchen; oder mit philosophischer Einsicht sie alle für erdichtet erklären. In den Augen der Heyden war es ein unerhörter Einfall, Krieg zu führen, und den Gott des Kriegs nicht allein zum Feinde zu haben; sondern sich auch trotzig vor einen Verächter desselben zu bekennen.

Jezt war die wichtigste Frage für den Kaiser diese, ob er Ctesiphon belagern, oder tiefer in das Land dringen sollte? Sein Ruhm hieng zum Theil davon ab, das erstere zu thun, und es war auch gefährlich, eine solche Stadt hinter sich in feindlichen Händen zu lassen. Allein sie war so groß und fest, mit so zahlreichen Vertheidigern versehen, und man erwartete auch so bald den persischen König selbst mit einem starken Heere in ihrer Nähe, daß Julian den Rath seiner Feldherren annahm, keinen Versuch auf dieselbe zu wagen. Vergebens forderte er die Einwohner zu einem Treffen auf: sie antworteten auf seine Vorwürfe, wenn er Lust zu fechten hätte, möchte er ihren König angreiffen. Dieser schien bisher eine Schlacht auf freyem Felde vermieden zu haben, um die Römer auf andere Art zu schwächen, und zu beunruhigen. Plötzlich aber erschienen Gesandte von ihm, die sich an den Hormisdas wand-

ten, und das Anerbieten vorbrachten, dem Kaiser ... te ein ansehnliches Stück Landes abgetreten werden, wenn er den Frieden eingehen wollte. Julian verwarf dieses: Hormisdas mußte sogar die Gesandten in der Stille wieder fortschicken, damit das Heer nichts von ihrem Anbringen erfahren, und der Eifer desselben dadurch erkalten möchte. Es blieb ihm also nach dem Rathe seiner Befehlshaber nichts übrig, als die umliegende Gegend verheeren zu lassen.

Ein so schläfriger Feldzug schickte sich für den feurigen Geist des Kaisers nicht. Er beschuldigte seine Feldherren, daß sie ihm durch ihre Anschläge das bereits fast eroberte persische Reich aus den Händen reißen wollten, und zog längst dem Tigris, den er zur Linken behielt, wieder hinauf: vermuthlich um dem Heere entgegen zu gehen, das ihm seine beyden Feldherren und Arsaces zuführen sollten; oder überhaupt, um Gelegenheit zu einem entscheidenden Unternehmen zu finden. Man glaubt auch, daß ihn wohl die Begierde auf diesen Weg könnte geleitet haben, Arbela zu sehen, wo ehemals Alexander den Darius besiegt hatte. Anfänglich führten ihn einige Gefangene durch eine fruchtbare Gegend; ob ihn gleich die Feinde öfters auf seinem Zuge anfielen. Darauf aber überließ er sich bey der Verlegenheit, in welcher er allem Ansehen nach war, dem Vorschlage, den ihm ein Ueberläufer that, tiefer in das Land hinein zu dringen. Ein alter Perser, der entschlossen war, sich für sein Vaterland aufzuopfern, (so erzählt diese Geschichte Gregorius von Nazianz allein ganz ausführlich,) dieser Perser von ansehnlichem Stande, ließ sich von den Römern gefangen nehmen, und stellte sich gegen den Kaiser, als wenn er in die Ungnade seines Königs gefallen, auch deswegen sehr erbittert wider denselben, den Römern hingegen de...

erneigter wäre. Nachdem er den Kaiser durch diese Erzählung gewonnen hatte, fragte er ihn, warum er bey seiner großen Unternehmung so träge Anstalten treffe, so viel Getreyde auf seinen Schiffen mit sich führe, wodurch die Soldaten, die nicht mehr nöthig hätten etwas durch ihre Tapferkeit zu erwerben, nur üppig und müßig würden. Der Kaiser könne auf eine leichtere Art mitten in das feindliche Land kommen; er, dem dasselbe so wohl bekannt sey, biete sich zum Führer dabey an, und verlange nicht eher eine Belohnung, als bis er die versprochenen Dienste geleistet hätte. Andere Schriftsteller legen entweder diesem Manne andere Worte in den Mund; oder sie reden von mehrern Ueberläufern, die den Kaiser hintergangen hätten; auch stellen manche, (wie Libanius und Zosimus,) die Sache als einen Einfall vor, auf welchen Julian von selbst gerathen sey. Da jedoch Ammianus auf der erstern Seite ist, so kann man auch daselbst die meiste Glaubwürdigkeit suchen; wenn gleich nicht alle Umstände gewiß sind. Julian wurde verführt; der Betrug war grob, und hätte gegen ihn, der sich bisher vor der List der Perser so vorsichtig gehütet hatte, ohne Würkung seyn sollen. Aber bey einer großen Verwirrung und Unschlüßigkeit ergreift man auch solche Mittel, die einem ruhigern Geiste sogleich verdächtig vorkommen. Außerdem verinehrte noch Julian sein Heer sehr beträchtlich, wenn er die zwanzigtausend Soldaten zu demselben stoßen ließ, welche theils auf der Flotte dienten, theils gebraucht wurden sie fortzuziehen. Er mußte sie überhaupt als beynahe unnüz ansehen, sobald er sich weit von dem Tigris entfernte. Und blendend war auch der Gedanke für einen so heldenmüthigen Anführer, daß seine Soldaten in die Nothwendigkeit zu siegen gesezt wären, wenn sie sich nicht mehr auf den Rückzug über

die Schiffe verlassen, noch Lebensmittel aus den hoffen konnten.

Julian gab also Befehl, die Flotte sollte mit Vorrathe, den sie in sich faßte, angezündet w Kaum aber hatte man ihm gehorcht, so öffnete er die Augen über den begangenen Fehler. Das bezeigte eine allgemeine Unzufriedenheit: es hat alle Zuflucht und Rettung verloren, wenn unfru oder unwegsame Gegenden es aufhielten, oder a Zufälle betrafen. Alle Gemeinschaft mit dem R schen Reiche war durch den Zug, den Julian g men hatte, längst verloren: nun ward es noch sc dieselbe herzustellen. Er hatte keine Nachricht v beyden Feldherren, die in Mesopotamien gebliebe ren, noch von dem Arsaces, der sich mit ihnen nigen sollte; die erstern waren unter sich uneins, leztere hatte weniger bekannte Absichten; aber auch ihr Heer dem Kaiser zu Hülfe gekommen wä scheint es, daß sie den Mangel an Lebensbedür nur beschleunigt haben würden. Nach diesen un dern Umständen, muß man Julians eigene Ver tung seiner Flotte, eine der größten Unbesonnenh nennen, die jemals ein erfahrner Feldherr bega hat. Der Betrüger, der ihn dazu verleitete, wie man erzählt, entflohen; die andern Ueberlä welche vermuthlich das Vorgeben desselben bekrä hatten, bekannten, da man sie marterte, ihre Fal heit. Man verlangte einmüthig, daß das Feuer löscht werden sollte; aber es konnten nur zwölf Sc erhalten werden.

In diesem beschämenden und traurigen Zusta verließ den Kaiser, so weit man aus äußern Merk len urtheilen konnte, seine Standhaftigkeit nicht.

ha

hatte sein nun sehr stark verstärktes Heer auf längere Zeit mit Lebensmitteln versehen, als die Ueberläufer riethen, und noch gieng es durch ein fruchtbares Land fort: vielleicht also, konnte man hoffen, würde es bald im Stande seyn, den erlittenen Verlust zu ersetzen. Allein die Perser zündeten das Gras und die schon reifen Feldfrüchte an: dadurch sahen sich die Römer genöthigt, einige Tage stille zu liegen. Zugleich wurden sie von den Feinden auf mehrern Seiten beunruhigt. Um Brücken zu schlagen, fehlte es ihnen an Schiffen: und je weiter sie in das feindliche Land kamen, desto weniger Vorrath von Bedürfnissen konnten sie erwarten. Julian suchte ihren Muth dadurch aufzurichten, daß er ihnen die Feinde verächtlich machte. Er ließ die Gefangene vor das Heer stellen, welche, wie fast alle Perser, nicht allein von Natur klein und mager waren; sondern durch ihre Gefangenschaft ein noch mehr ausgezehrtes Ansehen bekommen hatten. „Seht diese ungestalten Ziegen, sagte er dabey, die von unsern Kriegern vor Männer gehalten werden! Man hat es schon oft genug erfahren, daß sie ihre Waffen wegwerfen, und sich auf die Flucht begeben, ehe sie noch gefochten haben." Nachdem man aber diesen leeren Trost geschöpft hatte, mußte man berathschlagen, wohin sich das Heer wenden sollte, um bey immer abnehmenden Lebensmitteln dem Hunger zu entgehen.

Den schreyenden Soldaten, man müsse auf dem Wege zurückkehren, auf welchem man gekommen sey, zeigten der Kaiser und seine Befehlshaber leicht, wie unmöglich dieses sey. Auf jenem Wege war alles verzehrt oder verbrannt: die ausgetretenen Flüsse und die Heere von Mücken, vor welchen man sich bey der brennenden Hitze der damaligen Jahreszeit nicht schützen konnte, schröckten eben so sehr von demselben ab. Ob

man aber durch Assyrien ziehen, oder suchen sollte, in die Provinz Corduene zu gelangen, welche zu Armenien gehörte, und also unter Römischer Botmäßigkeit stand; darüber waren die Meinungen so getheilt, daß man Opfer schlachtete, und die Götter deswegen um Rath fragte. Sie billigten, wie man sagt, keines von beyden; die dringende Noth lehrte jedoch das leztere wählen. Schon brachen die Römer gegen Corduene auf, als die Ankunft des überaus großen persischen Kriegsheeres machte, daß sie inne hielten. Julian fand seine Soldaten immer noch voll Begierde zu fechten: er strafte auch, obgleich wegen seiner jetzigen Stellung etwas gelinder als sonst, diejenigen, welche ihrer Pflicht keine Genüge thaten. In allen kleinen Gefechten, welche täglich vorfielen, behielten die Römer die Oberhand: auch in einer Schlacht, die zwischen beyden Heeren bey Maranga geliefert wurde, und auf welche ein dreytägiger Stillstand folgte. Allein der Mangel an Lebensmitteln fieng an sich schröcklicher unter ihnen zu zeigen. Man mußte bereits den Soldaten einen Theil von dem Vorrathe der Befehlshaber überlassen: und der Kaiser selbst, welcher sich an einem schlechten Mus begnügte, mit welchem ein Soldat nicht zufrieden gewesen wäre, überließ ihnen gerne, was man für ihn aufbehalten hatte.

Einst wachte Julian in einer Nacht auf, nachdem er wenig und unruhig geschlafen hatte; er schrieb darauf nach seiner Gewohnheit einiges, und überdachte gewisse philosophische Lehrsätze. Unter dieser Beschäftigung erschien ihm, nach seiner Erzählung, wie ehemals in Gallien, der Schutzgeist des Reichs, der in einer schwermüthigen Gestalt, seinen Kopf und sein Horn des Ueberflußes verhüllt, zum Zelte hinausgieng. Julian erstaunte einen Augenblick darüber; aber frey

von

von Furcht, empfol er sein künftiges Schicksal den göttlichen Schlüssen. Er stand von seinem Bette auf, das auf die Erde hingebreitet war, und opferte den Göttern, um das angedeutete Uebel von sich abzuwenden. Nicht lange darnach sah er ein sehr helles Feuer, das wie ein Stern vom Himmel zu fallen schien, und sich in der Luft verlor. Dieser Anblick schröckte ihn erst: er befürchtete, es möchte das drohende Gestirn des Mars seyn. Noch vor Anbruch des Tages also ließ er die Etruscischen Wahrsager kommen, um ihre Meinung darüber zu sagen. Sie versicherten, diese Erscheinung zeige an, daß man weder ein Treffen liefern, noch sonst etwas ähnliches vornehmen dürfe. Als der Kaiser diese Warnung verachtete, baten sie ihn, seinen Zug wenigstens einige Stunden zu verschieben. Aber auch daran kehrte er sich nicht, und ließ das Heer am frühesten Morgen weiter ziehen. Ohne Zweifel glaubte er nicht genug eilen zu können, um in eine vortheilhaftere Verfassung zu kommen. Man muß sich unterdessen wundern, daß er fortfuhr die Wahrsager zu befragen, nach deren Aussprüchen er sich doch niemals richtete.

Während daß er mit seinem Heere fortrückte, und vor demselben her die Wege untersuchte, fielen die Feinde, welche sich vor einem stehenden Gefechte nunmehr scheueten, aber desto lieber solche Angriffe wagten, von denen sie sich geschwind zurück ziehen konnten, den Nachtrab an. Julian war, man weiß nicht warum, ohne Rüstung; er eilte aber, sobald man ihm dieses meldete, bloß mit einem Schilde bedeckt, dahin. Gleich darauf rief man ihn an den Ort, den er kaum verlassen hatte, und der in eben solcher Gefahr stand. Endlich hörte er auch, daß die Feinde in die Mitte des Kriegsheeres einzubrechen suchten. Er bemühte sich überall

gegenwärtig zu seyn: die Perser wurden auch bald zurück geschlagen; Julian setzte den Flüchtlingen nach, und munterte seine Soldaten durch Worte und Geberden zur Tapferkeit auf. Seine Leibwache, die ihn so hitzig und unbedeckt unter die Feinde dringen sah, rief ihm zu späte zu, sich zu schonen: er wurde durch einen Wurfspieß, der in die linke Seite bis an die Leber drang, tödtlich verwundet. Zwar versuchte er denselben herauszuziehen; aber er zerschnitt sich an dem spitzigen Eisen die Finger, fiel ohnmächtig vom Pferde, und ward auf einem Schilde in sein Zelt getragen.

Wer ihm diese Wunde beygebracht habe, und andere Umstände dieser Begenbeheit, sind ungemein streitig. Das Natürlichste war zu sagen, daß ein Perser die Ursache seines Todes gewesen sey. Allein obgleich der persische König demjenigen große Belohnungen versprechen ließ, der solches gethan hätte; so machte doch keiner unter seinen Soldaten darauf Anspruch. Weit mehrere glaubten, daß ihn ein Römischer Soldat umgebracht habe; entweder überhaupt aus Rache, weil er sein Heer in solchen Mangel gestürzt hatte; oder ein christlicher Soldat, der den Verfolger seiner Religion aus dem Wege räumen wollte. Das leztere hatte so viele Wahrscheinlichkeit, daß **Libanius** es zuversichtlich behauptete, und in einer besondern Rede den Kaiser **Theodosius den Großen** aufforderte, Julians Todt zu rächen. Noch mehr: **Sozomenus** sezt, nachdem er die Stelle des heydnischen Sophisten angeführt hatte, hinzu, dieses Vorgeben könnte wohl wahr seyn; es sey glaublich, daß ein Christ unter dem Heere durch die hohen Lobsprüche angefeuert worden sey, die man zu allen Zeiten denen beygelegt habe, welche Tyrannen tödteten, und dadurch ihr eigenes Leben für das gemeine Beste einer augenscheinlichen Gefahr aussezten.

Man kann gewiß, sagt eben dieser Geschichtschreiber noch unvorsichtiger, denjenigen nicht leicht tadeln, der um Gottes und seiner Religion willen eine muthige That verrichtet hat. — Wenn es würklich ein Christ war, der dem Kaiser den tödtlichen Streich versetzt hat, wie man aus dieser Vergleichung von zween so verschieden denkenden Schriftstellern beynahe schließen muß; so hätten seine Glaubensgenossen auf immer davon schweigen, sein Verbrechen nicht entschuldigen, auch keine öffentlichen Freudensbezeigungen über Julians Todt anstellen sollen.

Die übrigen Erzählungen von den Umständen der Verwundung des Kaisers sind alle partheyisch und unglaublich; aber nicht unerwartet bey einem Fürsten, den die eine Hälfte seiner Unterthanen haßte, die andere beynahe anbetete. Insonderheit erdichteten die Christen eine Menge der seltsamsten Einfälle zur Schande seines Andenkens: und da ihre Parthey nun völlig wieder die herrschende ward, so fand alles leichten Glauben. Bald sollte ein Heer von Engeln wider den Julian gestritten, und einer derselben ihn erlegt haben. Bald sollte er, als er von einem Hügel herab sein Kriegsheer betrachtete, und es weit zahlreicher fand als er geglaubt hatte, ausgerufen haben: Wie schimpflich wäre es für mich, wenn ich sie alle in das Römische Reich zurück führte! und dieses hätte einen Soldaten, der es hörte, bewogen, ihm sein Schwerdt in den Leib zu stoßen. Viele Christen wollten göttliche Erscheinungen und Offenbarungen empfangen haben, durch welche ihnen Julians Todt vorher verkündigt, zum Theil zu der Zeit selbst, da er vorfiel, gezeigt worden wäre. Man hat alles dieses bis beinahe auf unsere Zeiten ernsthaft wiederholt; ob es gleich weder dem übrigen Verhalten Gottes gegen die Christen der ersten Jahrhunderte ge-

mäß ist, noch auf hinlänglichen Zeugnissen beruhe, und dagegen mit sehr ungereimten Zusätzen vermischt ist. Man hat auch die Worte eines Kinderlehrers zu Antiochien aufbehalten, der vom Libanius spöttisch gefragt, was der Sohn des Zimmermanns machte? geantwortet haben sollte: Er macht einen Sarg für den Kaiser. Die Heyden drohten den Christen mit der Zurückkunft Julians von seinem Feldzuge; diese fürchteten sie, und wünschten seinen Todt: die Verwegenheit, mit welcher er sich unter die Feinde zu wagen pflegte, ließ immer vermuthen, daß sie ihm einst das Leben kosten dürfte; und wenn es ein Christ gewesen ist, der ihm dasselbe geraubt hat, wenn vielleicht mehrere derselben entschlossen waren, solches zu thun, so ist es nicht zu verwundern, daß die übrigen seinen Todt vorhergesagt haben.

Dahin gehört auch die berühmte Sage, daß Julian, nachdem er von dem tödtlichen Streich getroffen worden, eine Hand voll Blut aus seiner Wunde gen Himmel geworfen, und Christum mit den Worten angeredet habe: „Du hast überwunden, du Galiläer!“ Selbst Sozomenus und Theodoretus, welche dieses erzählen, geben es nur vor ein Gerücht aus, und Gregorius von Nazianzus, der nichts vorbey ließ, wodurch er den Kaiser verabscheuungswürdig machen konnte, gedenkt nichts davon. Vermuthlich war es eine Erzählung, welche die christlichen Soldaten ausgestreuet hatten. Man blieb aber auch bey derselben nicht: denn andere versicherten, Julian habe eben dieses gegen die Sonne, (welche seine vornehmste Gottheit war,) gethan, und ihr zugerufen: „Sättige dich an meinem Blute!“ er habe auch die übrigen Götter böse und schädlich gescholten. Wie geneigt man gewesen sey, wunderbare Nachrichten von diesem Kaiser

vor

vor wahr aufzunehmen, sieht man unter andern an dem Beyspiel des Sozomenus. „Daß Julian, schreibt er, damals würklich Christum gesehen habe, kann ich nicht als gewiß behaupten, weil es nur wenige melden; ich unterstehe mich aber auch nicht, es als eine Unwahrheit zu verwerfen: denn es ist glaublich, daß sich bey dieser Gelegenheit noch bewundernswürdigere Dinge zugetragen haben, zu einem Beweise, daß die christliche Religion nicht durch menschliche Bemühung festgesezt worden sey." Er erinnerte sich nicht, daß diese Religion schon genug solcher Beweise gehabt hatte, deren Kraft nicht untergienge, und daß sie also keiner neuen bedurfte. Noch ist der oftgenannte Bischof Gregorius der einzige, der dem Julian ein lächerliches Bestreben beylegt, nach seinem Tode vor einen Gott gehalten zu werden. Julian schämte sich, sagt er, seines unrühmlichen Ausganges aus der Welt, und da er sich erinnerte, daß viele vor seinen Zeiten gewußt hätten, sich durch gewisse Künste dem Anblicke der Menschen zu entziehen, um vor mehr als Sterbliche angesehen zu werden: so wollte er sich mit Hülfe einiger seiner getreuesten Vertrauten in den Fluß stürzen, an welchem er verwundet lag. Aber einer von den Verschnittenen an seinem Hofe erfuhr solches, und hinderte es, indem er auch andern diesen Vorsatz bekannt machte. — Julian duldete, wie man gesehen hat, keine Verschnittene um sich: und wenn man auch unter diesem Nahmen einen Hofbedienten überhaupt verstehen wollte; so würde doch der Bericht eines einzigen Schriftstellers, der überdieß gegen den Kaiser so übel gesinnt war, immer vor nichts zu achten seyn.

Wahrheitsliebender und glaubwürdiger als alle diese Christen, hat Ammianus, wiewohl ein Heyde, die

lezten Stunden des Kaisers beschrieben: er diente unter der Leibwache desselben, und seine Erzählung ist der Denkungsart dieses Fürsten vollkommen gemäß. Nach derselben hatte man Julians Wunde kaum verbunden, so verlangte er seine Waffen und sein Pferd, um von neuem in das Treffen zu eilen. Allein sein Wille war stärker als seine Kräfte: und da er hörte, daß der Ort, wo er sich befand, Phrygia hieß, verlor er alle Hoffnung länger zu leben, weil ihm ein Götterausspruch verkündigt haben sollte, er würde in Phrygia sterben. Mittlerweile fochte sein Heer mit der äußersten Tapferkeit gegen die Perser fort; Schmerz und Rachbegierde über das Unglück seines Fürsten gaben demselben Muth bis zur Verzweifelung, und die Feinde erlitten einen überaus großen Verlust. Aber zugleich näherte sich Julian dem Tode. Er fühlte es, und redete seine umstehenden traurigen Freunde mit gelassenem Geiste folgendergestalt an: „Die Zeit ist nun gekommen, meine Freunde, und sehr gelegen, daß ich das Leben verlassen muß: ich gebe es der Natur, die es zurück fordert, als ein ehrlicher Schuldner freudig wieder: nicht, wie einige glauben, betrübt und niedergeschlagen. Denn die allgemeinen Lehren der Philosophen haben mich überzeugt, wie weit glücklicher die Seele als der Körper sey; und ich sehe wohl ein, daß man sich vielmehr freuen müsse, so oft der edlere Theil des Menschen von dem schlechtern getrennt wird. Ich denke auch darauf, daß die Götter manchen rechtschaffenen Männern den Todt als die höchste Belohnung ertheilt haben. Dieses Geschenk, wie ich gewiß weiß, erhalte ich ebenfals, damit ich nicht unter harten Schwierigkeiten erliegen, oder jemals mich zu niederträchtigen Handlungen herablassen dürfe: ich habe es erfahren, daß alle Schmerzen die trägen Seelen nach Ge-

„fallen

„fallen zerrütten; aber den standhaften weichen. Auch „reuen mich meine Handlungen nicht; mich ängstigt „nicht das Andenken eines groben Verbrechens, weder „aus der Zeit, da ich fern vom Hofe in einigen Win„keln erzogen wurde; noch seitdem ich zur Regierung „gelangt bin. Diese, welche von den Göttern selbst „herstammt, glaube ich unbefleckt erhalten zu haben; „indem ich die bürgerlichen Angelegenheiten mit Mäßi„gung verwaltete, und nur aus geprüften Gründen „Kriege anfieng, oder abwehrte; wenn gleich Glück „und nützliche Maaßregeln nicht überall verbunden wa„ren, weil sich die himmlischen Mächte den Ausgang „der Unternehmungen vorbehalten haben. Da ich be„dachte, daß das Wohl der Unterthanen der vornehm„ste Endzweck einer gerechten Regierung sey: so bin „ich, wie ihr wißt, immer geneigter zu einer ruhigen „Verfassung gewesen; ich habe mich vor einer zügello„sen Aufführung, welche Geschäfte und Sitten ver„dirbt, gehütet, und ich freuete mich, wenn ich es „kaum erfuhr, so oft mich der Staat, als ein gebiete„rischer Vater, den Gefahren aussetzte: da stand ich „fest, und schon gewohnt, alle widerwärtige Zufälle „zu überwältigen. Ich scheue mich auch nicht es zu „gestehen, daß ich lange aus Wahrsagungen gewußt „habe, ich würde durch das Schwerdt umkommen. „Daher danke ich dem ewigen Gotte dafür, daß ich „nicht durch heimliche Nachstellungen, noch durch eine „lange schmerzliche Krankheit, oder als ein verurtheil„ter Uebelthäter sterbe; sondern mitten in dem Lauf ei„nes blühenden Ruhms diesen rühmlichen Abschied aus „der Welt nehmen kann. Denn wenn man richtig ur„theilen will, so ist es eben so wohl Furchtsamkeit und „Trägheit, sich nach dem Tode zu sehnen, wenn die „Zeit desselben noch nicht da ist, als ihn zu fliehen,

„wenn

„wenn man sterben soll. Hier muß ich aufhören zu re-
„den, weil sich meine Kräfte verlieren. Mit gutem
„Bedachte sage ich nichts von der Wahl eines neuen
„Kaisers, damit ich nicht etwan unvorsichtiger Weise
„den würdigen übergehe; oder indem ich denjenigen
„nenne, den ich vor geschickt halte, und ihm ein ande-
„rer vorgezogen wird, den leztern in Gefahr stürze.
„Aber als ein rechtschaffener Bürger wünsche ich, daß
„man nach mir einen guten Regenten haben möge.“

Will man argwöhnisch seyn, und das nicht ganz ohne Grund, so kann man mit einem neuern Schriftsteller muthmaaßen, **Julian** habe diese Rede eine geraume Zeit vorher verfertigt, um, wie in seinem ganzen Leben, also auch im Tode, eine gewisse Würde und Hoheit zu beobachten. Man könnte mit eben demselben sagen, der Kaiser habe die Art, wie **Sokrates** gestorben, nur etwas gezwungen, nachzuahmen versucht. Genug, seine philosophische Heiterkeit verließ ihn weder in Worten, noch in Handlungen, bis an sein Ende. Indem er hierauf sein besonderes Vermögen unter seine liebsten Freunde vertheilte, vermißte er den Staatsbedienten **Anatolius**, der eben in der Schlacht umgekommen war. **Sallustius** sagte ihm, **Anatolius** sey glücklich geworden; diese bey den Alten gewöhnliche Umschreibung des Todes verstand **Julian**, und beklagte den Todt seines Freundes heftig, ob er gleich den seinigen gleichgültig betrachtete. Alle Anwesende weinten; er aber verwies es ihnen, daß sie um einen Fürsten trauerten, der nun bald unter die Gestirne versezt werden sollte. Nachdem er sie beruhigt hatte, fieng er mit den Philosophen **Maximus** und **Priscus** ein tiefsinniges Gespräch über die Erhabenheit der menschlichen Seele an. Seine Wunde öffnete sich; das Athemho-
len

len ward ihm schwerer; er forderte frisches Wasser, und dieses erleichterte ihm den Todt, der in der Nacht vor dem 27. Junius des Jahrs 363. erfolgte, als er das zwey und dreyßigste Jahr seines Alters noch nicht völlig zurückgelegt hatte. Man begrub seinen Leichnam, wie er befohlen hatte, zu Tarsus, und sezte ihm folgende Grabschrift, zu welcher Homer die zweyte Hälfte hergegeben hatte: „Hier liegt Julian, der am schnellen Tigris starb: beydes ein guter Fürst, und ein tapferer Feldherr."

Dieser Lobspruch hat außer seiner bündigen Kürze, auch den Vorzug, daß er überhaupt genommen wahr ist. Man kann jezt aus der vorhergehenden Geschichte urtheilen, daß Julian, auch ohngeachtet seiner Fehler, ein trefflicher Regent gewesen sey. Er besaß so ungemeine Gaben, und hatte sich so mannichfaltige schätzbare Kenntnisse und Fertigkeiten erworben; er war sich auch in seinem Betragen stets so gleich und unveränderlich, daß bey den ersten Blicken auf sein Bild, nur wenig daran fehlt, um ihn unter die größten Männer aller Zeiten rechnen zu können. Mit Constantin dem Großen verglichen, ist er es, der diesen Beynahmen zwar nicht gänzlich an sich reißt; doch diesem sehr streitig macht. Er war größer als Constantin im Kriege, in der Enthaltsamkeit von Pracht, Ueppigkeit, und selbst von den gemeinen Vergnügungen des Lebens; er war es auch an Wiz, Gelehrsamkeit, und schriftstellerischer Kunst: und in einem Alter, da Constantin sich erst der Welt zu zeigen anfieng, endigte er bereits ein Leben, das er mit großen oder merkwürdigen Thaten ausgefüllt hatte. In der schönsten Blüte seiner Jahre hingerissen, war er lange schon ein sehr berühmter Held und Weiser gewesen; aber in eben diesem Alter,

ter, das der Strenge gegen sich selbst so wenig fähig ist, war er würklich Herr über seine meisten Leidenschaften, und erhob sich durch einen philosophischen Geist über die gemeinen Fürsten; da hingegen Constantin auch noch in einem zweyfach längern Leben zu keiner ausnehmenden Stärke der Seele gelangt ist.

Wenn man jedoch sieht, daß Julian von einer unbeschreiblich großen Eitelkeit und Einbildung auf seine Vorzüge regiert worden sey; daß er offenbar vieles gethan habe, um sich Aufsehen, Bewunderung und Lob zuzuziehen: so muß man gestehen, daß die Quelle seiner Tugenden nicht immer die reinste gewesen sey. Zu sehr gefällt er sich mit seiner philosophischen Miene und Lebensart: überall erscheint der Philosoph, der bemerkt werden will; an Statt daß er, durch kein Geräusche kenntlich, hätte aufgesucht werden sollen. Der weise und scharfsinnige Geist, der er auch in Ansehung der Religion seyn wollte, war er am allerwenigsten. Soll er von dieser Seite Constantin dem Großen entgegen gesezt werden: so muß man weder allein auf den Glauben sehen, den ein jeder derselben bekannte: denn beyde wollten den ihrigen aus tiefer Ueberzeugung angenommen haben; noch bloß auf ihr Verhalten gegen die Anhänger einer andern Religion: denn sie haben dieselben beyde verfolgt; endlich nicht einmal auf die Ausschweifungen des heydnischen Götzendienstes, denen sich Julian überließ: denn Constantin selbst ist in einen ziemlich verächtlichen Aberglauben verfallen. Allein Julian entehrte sich durch seinen Eifer für das Heydenthum weit mehr, weil er ein Philosoph seyn wollte; und Constantin, der nach diesem Ruhme nicht strebte, folgte doch einer weit besser zusammenhängenden Denkungsart über die Religion. Setzt man noch hinzu,

daß

daß die Staatsklugheit des leztern ein glänzenderes Werk zu Stande gebracht hat; ingleichen daß Julians einziger und sehr großer Fehler in seinem lezten Feldzuge, dergleichen Constantin nie begangen hat, in die schimpflichsten Folgen für das Römische Reich nach seinem Tode ausgebrochen ist; so scheint sich in der That die Wagschale etwas zum Vortheile Constantins zu senken, wenn er gleich immer in gewissen Betrachtungen unter dem Julian bleiben dürfte.

Doch die Beurtheilung dieses Fürsten wird freyer, wenn sie nicht nach dem Gange einer solchen Vergleichung fortschreitet. Man kann von ihm allein aufgestellt sagen, daß ihm weder eine uneingeschränkte Verehrung, noch Haß oder Verachtung gebühren. Seine Tugenden verdienen alle Lobsprüche; aber einige derselben, wie Güte, Redlichkeit und Gerechtigkeit, verließen ihn, wenn er sie gegen seine christlichen Unterthanen am nothwendigsten brauchte. Er, der sich dem gemeinen Besten so willig aufopferte, wollte doch einen Theil der Bürger des Staats seiner wichtigsten Freyheit berauben, und nach seinen besondern Einsichten zwingen; mit elenden Spöttereyen und Künsten griff er ihr theuerstes Eigenthum an. Selbst ohne ein Christ zu seyn, sieht man das Unedle und Harte in diesem Betragen. Was die Religion anbetrifft, die er ausübte und empfol, so hatte sein Eifer von dieser Art zwar etwas Außerordentliches und Großmüthiges an sich; aber er war auch mit niedrigen Schwachheiten und Widersprüchen vermengt. Oft wurde dieser Fürst nur seltsam und gezwungen, wenn er groß und bewundernswürdig seyn wollte. Gleichwohl muß man ihm die Anstrengung aller seiner Kräfte zu Absichten, welche er vor rühmlich ansah, meistentheils als verdienst-

voll anrechnen. Wer ihn einen Bösewicht nennt, sagt weit mehr als er beweisen kann; aber wer ihn als das Muster eines vollkommenen Fürsten anpreiset, vergißt daß er ein Verfolger unschuldiger Menschen, und oft in eben dem Beyspiele, durch welches er lehren und rühren wollte, theils unvorsichtig, theils keiner Nachahmung werth gewesen ist. Es ist wahr, Julian haßte, verspottete und drückte diejenige Religion, die wir aus großen Ursachen und nach einer langen Erfahrung für die richtigste, für das menschliche Geschlecht anständigste und wohlthätigste halten; er verließ dieselbe sogar, nachdem er sie bereits völlig gefaßt hatte. Aber ihn darum allein als den Abscheu aller folgenden Zeiten vorzustellen, war der Geschichte nicht erlaubt. Sie war gezwungen, es durch den Beynahmen des Abtrünnigen zu thun, der ihm so viele Jahrhunderte hindurch beygelegt worden ist; aber sie hat angefangen, denselben wieder aufzuheben. Ein solcher Schandflecken, der dem Nahmen eines Fürsten unzertrennlich angehängt verbleibt, hebt alle freye und ruhige Untersuchung auf. Wäre die Geschichtbeschreibung im Römischen Reiche, und nachmals in Europa überhaupt, das Eigenthum heydnischer Gelehrten geworden: so würden sie vielleicht den ersten Constantin den Abtrünnigen genannt, und den Julian unter dem Ehrennahmen des Großen auf die Nachwelt gebracht haben. Den Uebertritt des leztern zur Abgötterey, erklärt die Vernunft selbst vor schimpflich: an seinen Vorurtheilen wider das Christenthum, und an allen seinen Handlungen, die daraus entsprangen, erkennt man den scharfsichtigen, gemäßigt und menschenfreundlich denkenden Mann gar nicht, der er würklich war. Aber man sieht auch seine Bemühungen, sich aus dieser Verlegenheit auf eine würdige Art herauszuwickeln; zugleich ein Philosoph und ein

Eiferer

Eiferer für ein unphilosophisches Religionsgebäude zu seyn, das ihm die Schicksale seiner ersten Jahre werth gemacht hatten. Man würde ohne Bedenken sagen können, daß er mehr bedauert als angeklagt werden müsse, wenn seine Abneigung gegen die Christen, und seine Irrthümer, nicht auch sein Herz sehr oft verschwärzt und verbittert hätten.

Einer der besten Kenner von Julians Charakter, **Ammianus Marcellinus**, hat denselben noch vollständiger ausgemahlt, als es in der Geschichte seines Lebens geschehen konnte. Die vier Haupttugenden, sagt er, Mäßigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit, fanden an ihm alle einen glücklichen Verehrer. Er war so keusch, daß er nie in den Verdacht von einer unordentlichen Liebe gefallen ist: sein sparsamer Gebrauch von Nahrung und Schlaf gab dazu ein sehr gutes Hülfsmittel ab. In den Feldzügen aß er meistentheils stehend, und nach einer kurzen nächtlichen Ruhe stand er auf, um die Schildwachen zu besuchen; alsdenn aber ergab er sich gleich den Wissenschaften. Entfernt vom Stolz und Uebermuth, suchte er leutseelig zu seyn, ohne verächtlich zu werden; war ein scharfer Sittenrichter; sah mit Gelassenheit auf Geld und alle menschliche Güter herab, und pflegte zu sagen, es sey eine Schande für einen weisen Mann, Vorzüge des Leibes zu suchen, da er doch einen Geist hätte. Er war fürchterlich, aber nicht grausam; die Laster bemühte er sich durch die Bestrafung einiger weniger zu hemmen, und er drohte mehr mit dem Schwerdte, als daß er sich desselben bedient hätte. Zu seinen Fehlern gehört es, daß er flüchtig und übereilt war, wiewohl er sich gerne bessern ließ; sehr schnell und vieles sprach, der Wahrsagerkunst überaus ergeben, und mehr abergläubisch als ein

ein genauer Beobachter der gottesdienstlichen Cärimonien war. Auch gefiel ihm der Beyfall des Volks selbst aus Kleinigkeiten suchte er mit unmäßiger Begierde Lob zu erhaschen, und zwang sich oft, um herablassend gegen seine Unterthanen zu scheinen, mit verachtungswerthen Leuten zu reden. Er hatte eine mittelmäßige Länge, Haare, welche weich herabflossen, einen rauhen zugespitzten Bart, schöne funkelnde Augen, eine gerade Nase, einen etwas großen Mund, die untere Lippe getheilt, einen starken und gekrümmten Nacken, breite Schultern, und überhaupt einen regelmäßigen wohlgeübten Körper. Zulezt rühmt ihn Ammianus wegen der vortrefflichen Wiederherstellung und Vertheidigung des Reichs gegen die Barbaren, und rechtfertigt ihn geschickt, daß er den persischen Krieg angefangen habe. Andere seiner Anmerkungen über den Julian sind bereits gelegentlich angeführt worden: wiewohl man von ihm, als von einem heydnischen Schriftsteller, nicht alles erwarten kann; so urtheilt er doch auch von Julians Betragen gegen die Christen nicht partheyisch.

Diese Abbildung bestätigen **Eutropius** und **Aurelius Victor**. Der erstere lobt noch insonderheit Julians große Beredsamkeit und herrliches Gedächtniß; sagt, daß er in manchen Stücken einem Philosophen, und besonders dem **Marcus Aurelius** ähnlich gesehen habe, gegen seine Freunde freygebig, aber nicht so aufmerksam und sorgfältig in andern Dingen gewesen sey, als es einem so großen Fürsten geziemte. Der leztere aber bemerkt, daß Julian in der Wahl seiner Staats- und Kriegsbedienten nicht glücklich, und viel zu gefällig in seiner Nachsicht gegen sie gewesen sey.

Als

Als Gelehrter und Schriftsteller hat sich zwar Julian oft bereits in dieser Geschichte gezeigt; aber es sind noch mehrere Schriften von ihm übrig, welche gekannt zu werden verdienen. Die beträchtlichste darunter ist seine Spottschrift auf seine Vorgänger in der kaiserlichen Regierung, die er unter der Aufschrift: Die Kaiser, aufgesetzt hat, und von welcher in Constantins Leben (S. 175. fg.) eine Probe mitgetheilt worden ist. Man hat sie auch vor kurzem nebst dem Misopogon des Kaisers geschickt ins Deutsche übersezt. Man liest diese witzige aber bittere Satyre nicht ohne Vergnügen: und vielleicht errathet man die Absicht ihres Verfassers am besten, wenn man sagt, er habe darinne zeigen wollen, daß Marcus Aurelius und er die beyden weisesten Kaiser gewesen wären. Seine zwo Lobreden auf den Kaiser Constantius, die er in jüngern Jahren schrieb, als er seines Schutzes noch bedurfte, sind beredte und schmeichelhafte Arbeiten, wie die meisten von dieser Gattung; ob es ihnen gleich an reifern Früchten des Nachdenkens nicht fehlt. Mehr spricht das Herz in einer Rede, die er zur Ehre seiner großen Wohlthäterinn, der Kaiserinn Eusebia, geschrieben hat. In einer andern aber, die an den Sallustius gerichtet ist, hat er weitläufig, und ohngefähr wie in der schon beschriebenen Rede auf die Cybele, die großen Eigenschaften der Sonne, die seine ehrwürdigste Gottheit war, nach der Erklärungsart der neuern Platoniker. gepriesen. Endlich ist auch außer den angeführten Briefen Julians, noch eine beträchtliche Anzahl derselben vorhanden, deren anmuthige Abwechselung, scherzhafter Ton und freye Erklärung seiner Gesinnungen sie empfelen. Sie enthalten aber auch eben sowohl als seine andere Schriften,

viele Spuren von Gelehrsamkeit und philosophischer Untersuchung, in der einnehmendesten Schreibart. Zuweilen mochte sich Julian seine Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern und Philosophen zu freygebig haben merken lassen: und daß er oft mehr rednerisch, oder witzig als gründlich schreibe, kann ebenfals leicht erwiesen werden. Nach der Ausgabe aller seiner Schriften durch den Jesuiten Dionysius Petavius, (welche zu Paris 1630. 4. erschienen ist,) hat der Freyherr Ezechiel von Spanheim dieselben (zu Leipzig 1696. Fol.) mit Petavs und seinen Anmerkungen, auch sehr feinen Beobachtungen über den Geist, Witz und die Schreibart des Verfassers, und noch mit dem Werke des Alexandrinischen Cyrills wider den Julianus, vermehrt, ans Licht gestellt.

* *

Julian selbst ist der erste Zeuge seiner Geschichte in vielen Stellen seiner Schriften, wo er entweder Begebenheiten seines Lebens erzählt, oder sich durch andere Züge abschildert. Man kann ihn jedoch nicht wohl von der Begierde freysprechen, manches, das ihn betrifft, wenigstens durch einen leichtern Anstrich zu verschönern. Er hatte eine Geschichte seiner Kriege in Gallien verfertigt; aber es ist nicht einmal gewiß, ob sie in der Welt bekannt geworden sey. Callistus, einer seiner Hofbedienten, hatte auch sein Leben in einem Gedichte beschrieben, das längstens untergegangen ist.

Die

Diesen Verlust ersezt Ammianus Marcellinus, dessen schon so oft gedacht worden ist, reichlich. Er ist einer von den wenigen Geschichtschreibern, die der Wahrheit getreu verblieben sind; und er hatte gleichwohl starke Reizungen partheyisch zu seyn, da er nicht allein ein Heyde war, sondern auch in Julians Diensten stand. Daher erleichtert er uns das Urtheil über seinen Kaiser so sehr. Eben an einem solchen Schriftsteller fehlt es der Geschichte Constantins: und darum wird es so schwer, den Mittelweg in derselben zu gehen. Ammianus war ein gebohrner Grieche: man vergiebt ihm daher gerne die rauhe lateinische Schreibart, auch eben so leicht verschiedene lange Ausschweifungen, die doch lehrreich sind.

Eutropius hatte den Julian ebenfals auf seinem Feldzuge gegen die Perser begleitet: er berichtet uns aber von demselben, seiner Absicht gemäß, überaus wenig. Doch kann man von ihm und von dem Aurelius Victor, dessen Erzählung eben so unfruchtbar ist, sagen, daß sie den Kaiser von mehr als Einer Seite betrachtet haben. Auch der christliche Dichter Prudentius hat eine kurze, aber nicht übel gerathene Schilderung Julians hinterlassen; sie ist in der That historisch wahr. „Ein „sehr tapferer Feldherr! sagt er; ein sehr berühm„ter Gesetzgeber! der Rathgeber seines Vaterlandes „mit Mund und That! aber nicht der Rathgeber „der vorzüglichern Religion! indem er dreymal hun„dert tausend Götter liebte."

In den übrigen Schriftstellern aber des vierten und fünften Jahrhunderts, aus denen wir



Nachrichten von diesem Fürsten ziehen müssen, herrscht eine fast unerträgliche Partheylichkeit. Sind es Christen: so sammlen sie alles, was ihn verhaßt machen kann. Keiner hat ihn unerbittlicher verfolgt, als der Bischof Gregorius von Nazianzus in zwo Reden, die mit gleicher Stärke und Heftigkeit abgefaßt sind. Als ein Zeitgenosse Julians verdient er alle Aufmerksamkeit; aber da er zugleich ein Feind desselben ist, der nichts von Schonung und kaum von Billigkeit weiß: so darf ihm nur dasjenige geglaubt werden, was entweder die übrigen Gesinnungen und Handlungen dieses Fürsten, oder der Beytritt mehrerer Schriftsteller, auch wohl besondere Umstände, wahrscheinlich machen.

Die eigentlichen Geschichtschreiber, Socrates, Sozomenus, Theodoretus und Philostorgius, schreiben etwas glimpflicher: der erste darunter besonders. Sie haben zwar auch einige unwahrscheinliche Nachrichten beygebracht, und überhaupt zu eingenommen und leichtgläubig diese Geschichte bearbeitet. Aber ihnen deswegen, weil sie Christen waren, alle Glaubwürdigkeit in Julians Leben abzusprechen, würde eben so viel heißen, als die rühmlichen Zeugniße heydnischer Schriftsteller von ihm darum zu verwerfen, weil sie Heyden waren. Sie erzählen allein vieles Nachtheilige von ihm: man vergleiche den Ammianus und die Schriften Julians selbst mit ihnen; und man wird finden, daß beyde Theile nicht immer so sehr weit von einander abgehen, und manchmal der ganze Unterscheid hier auf ein allgemeines Geständniß, dort auf umständlich erzählte Beyspiele ankomme.

Von

Von der andern Seite, wo Heyden schrieben, kommt desto mehr Lob und Bewunderung. So spricht der Freund und Lehrer Julians, Libanius, in seinen Reden und Briefen von ihm; besonders in zwo Reden, die er dem Andenken desselben widmete. Er hatte keine Belohnungen von dem Kaiser empfangen: und er wünschte sie auch nicht. „Du hast mir, schreibt er an ihn, aus Liebe zum gemeinen Besten nichts gegeben. Du fürchtetest, ich möchte, wenn ich reich wäre, meine Kunst vernachläßigen.“ Gleichwohl wurde er sein hitzigster Lobredner: gerade das Gegentheil von dem Bischof Gregorius. Nicht viel anders hat Eunapius in den Lebensbeschreibungen der Sophisten vom Julian geschrieben. Zosimus in seiner Geschichte beschreibt die Regierung dieses Fürsten meistentheils mit Genauigkeit und guter Beurtheilung; aber es fällt wiederum in die Augen, wie partheyisch ihn seine Religion gemacht habe. Er wußte beynahe nichts als Schandthaten von Constantin dem Großen zu erzählen: und von Julian nichts als rühmliche Gaben und Handlungen.

Unter den Neuern hat zuerst Johann Leunclavius (oder Löwenklau) in seiner Schutzschrift für den Zosimus, den Kaiser Julian sehr billig, ja eigentlich nur von seiner rühmlichen Seite, ohne einige Rücksicht auf Religion, beurtheilt. Nachher hat auch Gottfried Arnold (in seiner unpartheyischen Kirchen- und Ketzerhistorie) versucht, diesem Fürsten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er würde durch seine zum Theil sehr richtigen Anmerkungen mehrern Eindruck gemacht haben, wenn er

nicht bey einer zu flüchtigen Prüfung einige g
Fehler begangen, und um gegen diesen Fürste
partheyisch zu seyn, eine zu bittere Partheylic
gegen die Christen seiner Zeit geäußert hätte.

Auch in der Geschichte dieses Kaisers hat
lemont den ungemein sorgfältigen Fleiß angew
durch welchen er so berühmt geworden ist.
indem man seine reichen Sammlungen mit D
annimmt, bedauert man es, daß er so geneigt g
sen ist, alles, was den Julian betrifft, von
schlimmsten Seite anzusehen, und gehäßige Bem
tungen über ihn anzustellen; hingegen alles,
den Christen und ihrer Religion zur Ehre gere
sogar bisweilen, wenn es Mährchen ähnlich
sollte, geschwind zu glauben, auch wohl oft in
Ausdrücken des Gregorius von Nazianzus
der den Kaiser zu declamiren.

Der von ihm aus allen Schriftstellern z
mengetragenen Nachrichten, hat sich de la B
terie, doch nicht ohne eigene Untersuchungen,
dient, um Julians Leben französisch zu beschrei
und sein Buch ist auch in die deutsche Spra
übersetzt; von ihm aber noch mit der Uebersetz
einiger Schriften Julians vermehrt worden. Di
se Lebensbeschreibung ist sehr wohl gerathen: d
Schriftsteller hatte vorher so billig und gemäß
vom Julian geurtheilt, ohne seine Fehler zu ve
decken. Kleinere Versehen gegen die Genauigkei
zu französische Ausschmückungen der alten Schri
steller, oder Erweiterungen kurzer Stellen zu gan
Reden, und ähnliche seltnere Flecken, verdunkeln eb
den Ruhm dieses Werkes nicht.

D

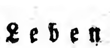
Da es die erste vollständige, beredt und angenehm abgefaßte Lebensbeschreibung Julians war, die sich leicht weglesen ließ, weder durch Schmeicheley, noch durch theologische Heftigkeit anstößig ward: so that sie eine Würkung, deren Früchte wir noch sehen. Viele witzige Köpfe würden durch dieselbe in den Stand gesezt, über den gedachten Kaiser in der Geschwindigkeit zu urtheilen, ohne ihn und die ersten Geschichtschreiber seines Lebens gelesen zu haben. Diese Bearbeitung seiner Geschichte hatte den Reiz der Neuigkeit; lebhaften und sinnreichen Lesern kostete es nur einen Sprung, um noch viel weiter zu gehen, und die Begierde, sich den gemeinen Begriffen gerade entgegen zu stellen, machte, daß sie ihn würklich thaten. Seitdem ist also Julian von vielen, besonders französischen Schriftstellern, als der vollkommenste Fürst abgebildet, durchaus vertheidigt oder entschuldigt, und jede Beschuldigung der Christen wider ihn vor eine Verleumdung erklärt worden. So wie man ihn erhob, so suchte man Constantin den Grossen zu erniedrigen: beydes auch nicht selten in der Absicht, um eifrige Schriftsteller der Christen lächerlich zu machen. Eines der ersten Beyspiele dieser Mode hat Voltaire (Oeuvres Tome VIII. edit. de Dresde, pag. 88. seq.) gezeigt: mit einer verführerischen Kunst für diejenigen, welche es nicht bemerken, wie kühn er die Geschichte mißhandle.

Die Sammlung der Ueberbleibsale von dem Werke dieses Kaisers gegen die christliche Religion, welche der Marquis d'Argens veranstaltet, und mit vielen Anmerkungen begleitet hat, gehöret ziemlich

lich auch in diese Classe; obgleich der Herausgeber noch andere Endzwecke dadurch zu erreichen suchte. Sie hat Gottl. Friedrich Meiern zu einer lesenswürdigen Beurtheilung der Betrachtungen des Marquis über den Julian, (Halle, 1764. in 8.) und dem Herrn D. Crichton zu sehr gründlichen Betrachtungen über Julians Abfall von der christlichen Religion, und Vertheidigung des Heydenthums, (Halle, 1765. 8.) Gelegenheit gegeben.



Leben



Leben des Papstes Adrian des Sechsten.

Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Utrecht ein Handwerksmann, Florentius oder Florus. Man weiß weder das Gewerbe, durch welches er sich nährte, noch sogar seinen Familiennahmen mit Gewißheit mehr; obgleich nachmals, da sein Sohn der ehrwürdigste Mann unter den Christen geworden war, viele Untersuchungen über die Lebensart deßelben angestellt worden sind, und vornehme Geschlechter ihn vor ihren Anverwandten erklärt haben. Aus der Ehe dieses Florentius, der allem Ansehen nach kleine Schiffe und Kähne zimmerte, und seiner Frau, Gertrud, kam den zweyten März des Jahrs 1459. ihr Sohn Adrian auf die Welt. Beyde Eltern werden wegen ihrer Rechtschaffenheit und Frömmigkeit gelobt. Daher führte auch die Mutter ihres Sohnes Erziehung glücklich fort, nachdem sein Vater sehr frühzeitig gestorben war. Sie warnete ihn besonders vor Lügen, Stehlen, Zank und Händeln, auch vor dem Umgange mit Lasterhaften, lehrte ihn die Kirchen besuchen,

den Geistlichen bey der Messe aufwarten, die Predigten anhören, und was er von denselben behalten hatte, zu Hause erzählen. Einst fand er ein Stück Geldes auf der Straße, und brachte es frölich nach Hause. Sogleich gieng sie in einer Art von Unwillen mit ihm an den Ort, wo er es gefunden hatte: dahin nöthigte sie ihn es wieder zu legen, um auch einen unschuldigern Anfang zu ungerechter Habsucht bey ihm zu ersticken. Diese redlichen Anweisungen einer Frau von ganz gemeinen Kenntnissen; die aber ihren Sohn so sehr liebte, daß sie den Armen viele Wohlthaten erwies, um dadurch, wie sie glaubte, die Erhaltung desselben sich von Gott zu erbitten, scheinen bey demselben eben so bleibende Würkungen hinterlassen zu haben, als der Unterricht seiner Lehrer.

In einem Alter von fünf Jahren lernte Adrian (der sich nach der Weise des gemeinen Volks in Holland nur nach seinem Vater Adrianus Florentius nannte) mit großer Geschwindigkeit lesen. Da er dem Lehrmeister alle Buchstaben fertig zu nennen gewußt hatte, warf er das Buch, worinne sie standen, verächtlich fort, und versicherte seinem Vater, sein Lehrmeister kenne die Nahmen der Buchstaben nicht so gut als er, und brauche nun selbst Unterweisung. Dieser gab ihm daher den scherzhaften Nahmen Magister Adrian, der ihm lange verblieb. Zu Deventer oder zu Zwoll erlernte er mit gleichem Fortgange die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit; er ließ immer seine Mitschüler weit hinter sich zurück. Hierauf ward er auf die hohe Schule zu Löwen geschickt: und weil ihn seine Mutter, in dieser Entfernung nicht unterhalten konnte, erlangte er eine Freystelle in einem der dortigen Collegien. Sein Fleiß war daselbst ungemein: man sah ihn oft des Nachts an dem Scheine der Lichter, welche

welche die Kirchen und Straßen erleuchteten, lesen. Besonders ergab er sich der Philosophie mit dem größten Eifer. Er wurde während dieser Bemühungen im Jahr 1488. zum Magister der freyen Künste ernannt, und bald darauf war zu Löwen niemand, der an philosophischer und mathematischer Wissenschaft mit ihm verglichen werden konnte. In der Mathematik hatte er die schwersten Lehren ohne fremde Hülfe eingesehen. Als daher der berühmte Gelehrte, Hermolaus Barbarus, einer von den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien, auf einer Reise nach Löwen kam, und verlangte, man möchte ihm irgend einen scharfsinnigen Philosophen zur Unterredung aussuchen, empfol man ihm den Adrian. Er bewunderte auch die Gaben desselben so sehr, daß er von ihm begehrte, er möchte ihm die Stellung der Gestirne zur Zeit seiner Geburt abgezeichnet übersenden, um ihm, wie man sagt, die Nativität daraus zu stellen. Adrian that solches jedoch nicht: entweder aus Bescheidenheit; oder weil er glaubte, daß Hermolaus länger zu Löwen bleiben würde.

Darauf wandte er sich zur Theologie, wie sie damals gelehrt wurde, und zur bürgerlichen sowohl als päpstlichen Rechtsgelehrsamkeit. Er las fast alle Kirchenlehrer, ingleichen die scholastischen Schriftsteller, und die Ausleger der Rechte: auch in diesen Wissenschaften kam er zu einer ausnehmenden Stärke. Nichts fehlte ihm mehr als Uebungen der Dichtkunst und Beredsamkeit: und nur diese Nahrung oder Bildung seines Geistes verschmähte er. Man glaubt, daß seine natürliche Ernsthaftigkeit, und die Abneigung gegen die freyen Scherze der Dichter, das meiste dazu beygetragen haben. Bey dieser Anstrengung seiner Kräfte, gieng er doch niemals bis zur Ermüdung, und be-

beobachtete immer eine genaue Ordnung, um
bleiben; so daß er auch nur aus sehr dringen
chen nach der Abendmahlzeit gelehrte Beschä
übernahm.

Beliebt und hochgeschätzt wegen dieser
ten, auch wegen seiner ausnehmenden Leutseeli
Höflichkeit, lehrte er nunmehr zu Löwen
sem Beyfall. Die Herzoginn von Burgun
garetha, Wittwe des Herzogs Karl, der n
als einer wohlthätigen Gönnerinn der Gelehrte
pfolen hatte, ließ ihn im Jahr 1491 auf ihre
Doctor der Theologie werden, nachdem er sch
rere Jahre öffentlicher Lehrer dieser Wissenscha
sen war. Sie ertheilte ihm zugleich, alles für
unvermuthet, die Stelle eines Predigers in der
Goerce in Seeland, mit einer ansehnlichen
dung. Diese ließ er nicht nur, weil er Löwe
ganz verlassen durfte, durch einen geschickten
verwalten, den er reichlich belohnte; sondern
auch seine Gemeine jährlich öfters, und erfüll
denn jede Pflicht seines Amtes bey derselben.

Nach einiger Zeit wurde er zum Dechan
Domherren zu Löwen gewählt, mit welcher W
das Amt eines Vicekanzlers der Universität verbu
war. Nun machte er es sich mehr als jemals zur
schrift, noch nachdrücklicher durch ein lehrreiches L
als durch Ermahnungen, die Geistlichkeit, d
Oberhaupt er war, zur Tugend anzuführen. Er
auch jezt, wie bisher, da er weniger Reizungen
überwinden durfte, frey von Ueppigkeit und Woll
Seine Tafel war anständig, aber nicht prächtig be
keinen seiner Gäste nöthigte er zum Trinken; nicht
mal von vornehmen Herren oder vertrauten Freund

ließ er sich Gesundheiten zutrinken, obgleich der Wohlstand solches zu fordern schien; auch blieb er nie länger mit seinen Gästen als eine Stunde bey Tische: und sogar einen Theil dieser kurzen Zeit hindurch, ließ er etwas aus der heiligen Schrift vorlesen. So gern er auch sittsame Scherze vorbrachte, und auch von andern hörte; so wenig duldete er den geringsten unzüchtigen Flecken in Worten und Handlungen.

Einen solchen Aufseher brauchten seine Domherren. Oft gab er ihnen bey der feyerlichen Versammlung scharfe Verweise wegen ihrer Trunkenheit und Spielsucht; besonders wandte er alle Mühe an, die Beyschläferinnen fortzuschaffen, welche sie hielten; aber einige von den ältesten und ansehnlichsten widersetzten sich ihm hierinnen so hartnäckig, daß er, zumal da er keine Zwangsmittel in Händen hatte, diese Absicht größtentheils aufgeben mußte. Sie kostete ihm sogar beynahe das Leben: denn eine solche schändliche Gesellschafterinn eines von den Domherren, der ihn zu Gaste gebeten hatte, brachte ihm in der ersten Speise Gift bey. Sogleich wurde sein ganzer Körper dadurch erschüttert und verändert; eine heftige Krankheit folgte darauf, und erst nach vielen Jahren gelangte er wieder zu seiner ersten Gesundheit. Dieses und der Haß überhaupt, den ihm seine Strenge zuzog, machten endlich, daß er sich begnügte, sein Mißfallen über die Ausschweifungen der Domherren zu bezeigen. Zugleich aber sagte er, die Schuld davon, daß dieselben im Schwange giengen, sey nicht den Vorstehern der Stifter beyzumessen, welche über Leute gesetzt würden, bey denen die Laster zur Gewohnheit worden wären; sondern den Bischöfen und ihren Verwesern, weil sie ohne alle Untersuchung des geführten Lebens und Prü-

sung, einem jeden den Zutritt zum geistlichen St verstatteten.

In desto größerm Ansehen hingegen stand Ad bey allen rechtschaffenen und gelehrten Män In den öffentlichen Berathschlagungen der Univer erhielt seine Meinung ordentlich einen ausgezeichn Beyfall. Theologen und Rechtsgelehrten, Pfa und Mönche, baten sich bey zweifelhaften Fällen sei Rath häuffig aus. Wenn eine Zwistigkeit von manchen beygelegt werden konnte, war er es, der glücklich endigte; und oft brachten diejenigen, wel glaubten, daß ihnen durch den Ausspruch einer nied Obrigkeit Unrecht geschehen sey, ihre Sache vor ih er verbesserte sodann meistentheils das Urtheil, we ches zuweilen sehr ansehnliche Männer wider die Bi ligkeit gefällt hatten, ohne sich um den Zorn derselben zu bekümmern. Aus Holland, Flandern, Hennegau, Seeland, und andern benachbarten Ländern, ka ten sich ungemein viele an ihn, um seine weisen Gut achten zu nützen. Außer dem akademischen Lehrstuhl betrat er auch manchmal die Kanzel nicht ohne Ruhm; wiewohl die Fertigkeit auf derselben zu lehren, aus ei ner schon gedachten Ursache, bey ihm nur mittelmäßig war. Aber seine Vorlesungen, die er mit ausnehmen der Gründlichkeit und Anmuth hielt, gereichten ihm insonderheit zur Ehre, und wurden selbst von gelehrten und angesehenen Männern besucht. Bey den akade mischen Streitübungen zeigte er die seltne Kunst, mit wenigen Worten die Hauptsache dergestalt zu treffen, daß dem Gegner fast nichts zu sagen übrig blieb: und er wußte den schlechtesten Einwürfen einen großen Schein von Stärke zu ertheilen.

daß manche Leser auch die Lebensbeschreibungen Constantins und Julians zu mühsam, schwerfällig und weitläufig geschrieben nennen; ich verlange aber nichts mehr, als daß sie eben dieselbe Frage an sich ergehen lassen, die ich mir selbst vorgelegt habe, ohne ihnen eine gleiche Antwort aufzudringen.

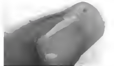
Eben darauf könnte ich auch denjenigen Kunstrichter verweisen, der bey der öffentlichen Beurtheilung des dritten Theils von diesem Werke, es überhaupt viel zu weitschweifig, zu überladen mit kleinen Umständen, und die Schreibart desselben zu schleppend gefunden hat. Schon war ich auf dem Wege, mich in eine lange Beantwortung dieses Tadels einzulassen; und der Anfang dazu war würklich gemacht, indem ich den größten Theil dieser Vorrede bereits vor einem halben Jahre schrieb. Jezt aber da dieselbe geendigt werden sollte, trägt es sich glücklicher Weise zu, daß ich die periodische Schrift, in welcher jene Beurtheilung steht, nicht mehr in dieser Stadt zu meinem Gebrauche erhalten kann. Ich sage, glücklicher Weise: denn ich erspare dadurch den Lesern und mir eine Vertheidigung, in welcher manches unangenehme, sogar manches vorkommen mußte, daß ich mich beynahe schämte einem Manne vorzuhalten, der die Geschichte kennen, und historische Schriften verbessern will. Es ist wahr, er hat mich gewissermaaßen aufgefordert, auf seine Erinnerungen zu antworten.

Aber wie man im gemeinen Leben nicht schuldi ist, jeder Ausforderung zu gehorchen: so seh ich auch immer mehr ein, daß die Streitigkei mit diesem Kunstrichter von geringem Nutzen seyn würde; oder sehr weitläufig und lang gefüh- ret werden müßte. Zu sehr weicht unserer bey- der Denkungsart von einander ab. Er preiset mir, (um nur eines anzuführen, was noch in meinem Gedächtnisse liegt) die witzigseichten, zum Theil offenbar falschen Antithesen eines Voltai- re als ein Muster an, dem ich bey der Lebensbe- schreibung der Königinn Christina hätte folgen sollen; er nennt sie sogar einen Probierstein der- selben: und ich freue mich, wenn ich mich vor denselben genugsam gehütet habe.

Zur Schadloßhaltung für diese und andere lange Vorreden, hoffe ich meinen Lesern bey den künftigen Theilen dieses Werks, entweder gar keine Vorrede, oder nur einige kurze Nachrich- ten, in den Weg zu stellen. Wittenberg, am 10. May des Jahrs 1772.




Vor-





Vorrede.

zur
zweyten Auflage.

Die neue Durchsicht dieses Theils wurde dadurch sehr erleichtert, daß ich, nach der Ausfertigung deßelben, die Lebensgeschichte der beiden Kaiser, welche darinne vorkommen, in einem andern Werke (Christl Kirchengesch. Th. V. und Th. VI.) von neuem, zwar nur, so weit sie im Verhältniß mit der Geschichte des Christenthums steht, aber eben deswegen von ihrer wichtigsten und lehrreichsten Seite, bearbeitet, und mich daselbst, nicht wie hier, daran hatte begnügen dürfen, die Quellen bloß zu benützen, sondern sie auch sorgfältiger hatte prüfen, und bestimmt anführen müßen. Schon dieses hat zu beträchtlichen Verbeßerungen Gelegenheit gegeben. Andere sind aus der schuldigen Strenge erwachsen, mit welcher ich Wahl und Erzählung der Begebenheiten, Urtheile und Schreibart untersucht, und überall, wo es nöthig zu seyn schien, verändert habe. So haben zum Beispiel, die fehlerhaften Stellen der ersten Ausgabe, S. 132. **Bey dem allem rühmt ihn ein Geschichtschreiber seines Werks, u. s. w.** S. 255. **nach vieler einstimmigen Meinung,** und andere mehr, ihre Verbeßerung erhalten. Auch sind manche nicht unerhebliche Zusätze, wie S. 180. von Gibbons Werke, S. 396. vom **Lewenklau**, und andere in der

Geschichte selbst, hinzugekommen. Ich war beinahe gesonnen, einen für das Leben **Constantins** und **Julians** besonders schicklichen beizufügen: eine ausführlichere Erörterung der vermeinten neuen, und weisen Entdeckung, die, weil sie zumal von Ausländern zu uns übergegangen ist, desto leichter und zuversichtlicher angenommen wurde, daß nemlich die christliche Religion das Sinken und Fallen des Römischen Reichs hauptsächlich befördert habe. Allein so wenig Mühe es kosten dürfte, zu zeigen, daß diese Meinung, ohngeachtet einiger Scheingründe, mit dem erweislichen Lauf der Geschichte streite, worüber ich anderwärts (Christl. KGesch. Th. VII S. 260-262.) einige Anmerkungen gemacht habe; so hielt ich es doch vor überflüßig, mich bey derselben hier aufzuhalten. Wer an der neuesten Methode die Geschichte zu behandeln, das heißt, an künstlichen Vermuthungen, neu ausgesonnenen Ursachen und Absichten der Handlungen, witzigen Wendungen, und declamatorischer Darstellung, sein Vergnügen findet, der wird jene Meinung, die eben auf diesem Wege hervorgesproßen ist, gewiß nicht fahren laßen. Wem aber die gerade historische Straße, so weit sie nur durch jedes bedachtsame Mittel gebahnt werden kann, ohne Flug oder Seitensprünge, beßer gefällt, der wird dieselbe von selbst nach ihrem Werthe zu schätzen verstehen. Wittenberg, am 15. September des Jahrs 1786.

Leben

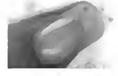
Da er um diese Zeit beträchtliche Einkünfte besaß, entschloß er sich aus Liebe zum gemeinen Besten, und dankbar für die in einem Collegio der Universität genossenen Wohlthaten, selbst ein solches öffentliches Gebäude aufzurichten. Gleichwohl lachten viele, als er den Bau desselben anfieng, darüber, weil sein Vermögen zu einem solchen Aufwande immer noch unzulänglich zu seyn schien. Er aber sah vermuthlich mehr auf die Größe seines edlen Entwurfs, und hoffte vielleicht auch, daß derselbe von andern würde unterstützt werden. In diesem Collegio sollten arme Jünglinge, die sich der Theologie ergaben, nachdem sie sich in den Vorbereitungswissenschaften bereits geübt hatten, frey unterhalten werden. Er wandte alles Geld, dessen er entrathen konnte, auf dasselbe, und hinterließ ihm auch in seinem Testamente ein starkes Vermächtniß. So kam es endlich gegen das Ende seines Lebens zu Stande: es führt noch den Nahmen des päpstlichen Collegii. Bald darauf, nachdem es zu einiger Vollkommenheit gebracht worden war, reiste der Cardinal Carvajal, als außerordentlicher Gesandter des Papstes, durch Löwen, und bewunderte es, mißvergnügt über sich selbst, daß er eine so treffliche Unternehmung, auf die er schon lange bedacht gewesen war, noch nicht hatte ausführen können, da sie indessen ein Mann von weit geringern Glücksumständen, so rühmlich vollendet hatte. Carvajal, der zugleich den Adrian um vieler andern Ursachen willen seiner Hochachtung und Liebe würdig fand, empfol ihn, da er nach Rom zurückgekommen war, dem Papste Julius dem Zweyten so eifrig, daß ihn dieser mit den vortheilhaftesten Bedingungen an seinen Hof rief. Adrians Neigung würde ihn auch dahin geführt haben: denn ob er gleich zu Löwen mit vielem Vergnügen

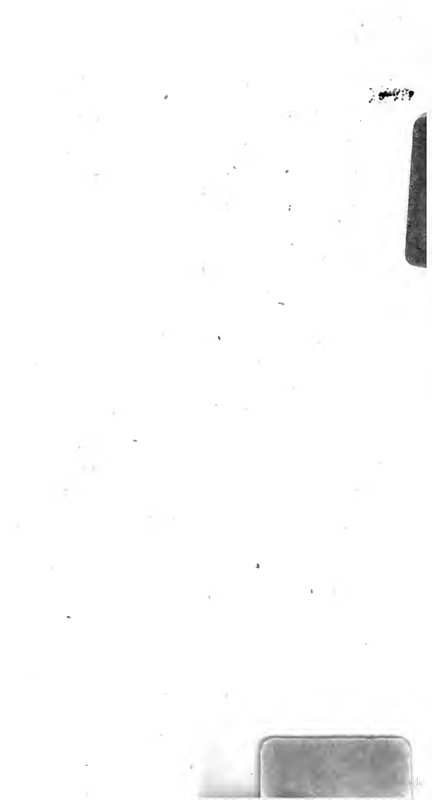


gnügen unter seinen gelehrten Freunden lebte; so hatte doch eine Stadt noch mehr reizendes für ihn, in welcher ein so großer Zusammenfluß von Geistlichen aus ganz Europa anzutreffen war. Aber ein Antrag von einer ganz unähnlichen Art, dem er nicht widerstehen konnte, riß ihn an einen andern Hof, in die große Welt und zu Beschäftigungen hin, zu denen er sich niemals bestimmt hatte.

Ende des vierten Theils.








Stanford University Libraries
3 6105 013 454 322

